

Rhein und Düssel

LANDES-
UND STADT-
PUBLIKUMS-
ZEITUNG

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 1.

Z-107a

Düsseldorf, 6. Januar.

1912.



Von der Krönungsreise des englischen Königspaares nach Indien.

Unser Bild ist an Bord der „Medina“ kurz vor Bombay aufgenommen. Die Königin spricht mit dem Herzog von Teck; neben diesem die Herzogin von Devonshire und Lord Crewe.

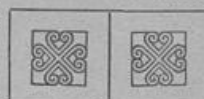
Phot. Ernest Brooks.



Phylax als Erzieher.

Von M. Endhausen.

(Nachdruck verboten.)



Ich muß ein Tagebuch schreiben, ich Phylax, der Abkömmling des weltbekanntesten, hochangesehenen Mattenfängergeschlechts. Es wird mir sonst zu langweilig bei der Timpen. Mein Herr ist auf der Hochzeitsreise und hat mich seiner alten Aufwärterin in Pflege gegeben. Es ist Mumpitz! Weshalb mußte mein Herr denn heiraten? Er hatte mich ja. Und wenn es schon durchaus sein sollte — weshalb nahm er mich denn wenigstens nicht mit auf die Reise? Sonst reiste ich doch immer mit. Unabscheiden bin ich wahrhaftig nicht, aber diese Zurücksetzung kränkt mich. Ich erlaubte mir, das zu zeigen, aber wenn die Menschen beliebt sind, werden sie blind und taub, ja sogar kindisch. Das hatte ich schon bei meinem ersten Herrn erfahren; der mußte mich abschaffen, weil seine Frau sich nicht mit mir vertragen wollte. Ich hatte die besten Absichten, Rücksichten auf ihre Wünsche zu nehmen, doch sie verlangte zuviel. Meine Hundeehre verbietet mir, alle Rechte preiszugeben. Ich hatte früher mit meinem Herrn auf dem Sofa geessen, warum ging das nun nicht mehr? Die zwei oder drei Flöhe wurden mir als Verbrechen angerechnet — wie leicht wären sie weg gewesen! Und was für einen Sinn hatte das Verbot, mein Knöchendeputat im Zimmer zu verstreuen? „Ihr“ aber paßte es nicht, und sie beklagte sich so lange über mich, bis der charakterlose Mann mich fortgeschickte. Die bittere Erfahrung betäubte mich tief, doch da meine neue Herrin sehr nett war, tröstete ich mich bald. — Freilich, auch bei ihr war mir kein dauerndes Glück beschieden. Schon als ich bei ihr ankam, zog sie ihr Gesicht unangenehm in die Länge. „So groß?“ rief sie unhöflich mißbilligend; wahrscheinlich hatte sie ein 10 Zentimeter großes Baby erwartet. Es war nicht hübsch von ihr, mich ihre Enttäuschung merken zu lassen, die ich nicht verschuldete. Sie machte es wieder gut, als ihr meine hervorragende Intelligenz bemerkbar ward. Sie bot mir eine Ausstattung, die meinen Wünschen genügte, ja sie übertraf. Die Ausgabe für die Pettische hätte sie sich meinerwegen gern eriparen dürfen. Na, man weiß sich ja zu helfen. Beim ersten Ausgange in den Wald nahm sie eine Leine mit — ei, ich danke! Solche Absichten verstehe ich einfach nicht. So rasch wie ich, kann sie ihre Leine nicht werfen und — ich bin auf einem Ohre zuweilen taub. Ich schlug dabei zwei Fliegen mit einer Klappe — einmal zeigte ich ihr, daß mir ihr Wille nur, wenn es mir paßt, maßgebend ist, und zweitens hatte ich das Vergnügen, mich tüchtig auszurufen. Mein Uebermut brachte mich ihr ganz aus den Augen, und sie hat wohl geglaubt, die 75 Mark, die sie für mich gezahlt, wären futsch. Von ferne sah ich, wie resigniert sie heimwärts schlich. Ihre Freude, als ich sie vor der Haustür erwartete, war geradezu rührend. Sie hat die Geschichte überall als Beweis meiner Klugheit erzählt.

Das Leben mit ihr hätte sich auch gewiß angenehm gestaltet, wenn unsere Wünsche sich nicht so feindselig gegenüberstanden. Sie hatte die Ansicht, daß Hunde sich nur von ihrer Dede zu erheben brauchen, wenn man sie ruft, ich dagegen war es gewöhnt, mich ungeniert zu bewegen und Rücksicht für mein starkes Unterhaltungsbedürfnis zu finden. Meinem Empfinden nach sah sie viel zu andauernd am Schreibtisch, und die Klapperei, die sie da vollführte, griff

meine Nerven an. Als ich ihr das andeutete, wies sie mich fort. Das beleidigte mich. Da sie mir aber sonst ganz gut gefiel, versuchte ich immer wieder, ihr das abweisende Wesen abzugewöhnen. Das nahm sie unbegreiflicherweise übel, und ohne weitere Unterhandlungen gab sie mich weg.

Ich fand einen guten Herrn. Mein Assessor tat mir alles zu Liebe, und ich blieb meinerseits nicht hinter ihm zurück. Ich holte ihm Hut, Stod, Pantoffeln oder was er sonst wollte und machte ihm und seinen Freunden viel Spaß. Ich verließ ihn nie, außer wenn er aufs Gericht ging, erlaubte ich mir keine Privatpromenaden. Kurz, ich war ihm ein idealer Gefährte. Ich dachte auch gar nicht daran, daß dieses Leben sich einmal ändern konnte, selbst, als er anfangs tagelang fortzubleiben, schloß ich noch keinen Verdacht. Eines Tages trafs mich wie ein Blitz aus blauem Himmel. Er reiste zur Hochzeit, und ich ward bei der Timpen einquartiert. Das war sehr rücksichtslos,

denn er konnte sich denken, wie öde es für mich ist. Die Timpen ist am Tage auf Arbeit und geht mit den Hühnern zu Bett. Und ich liege auf einem stuharten Sofa und tann Fliegen fangen. Es ist ein furchtbares Leben, deshalb habe ich mit dem Schreiben angefangen. Ich bin zu sehr an gebildete Unterhaltung gewöhnt, deshalb plaudere ich auf diese Weise mit mir selbst. Das gefällt mir, denn ich steige dabei in meiner Achtung.

Bei der Timpen kam ich nicht über das erste Blatt meines Tagebuchs hinaus. Am nächsten Tage ward ich, oh Graus! wie ein lumpiges Paket in eine Kiste gesteckt und mußte mich einen ganzen Tag lang in einem Stockdunsten, dumpfigen Gepäckwagen zusammenschütteln lassen. Man hielt es nicht für nötig, mir einen Grund dafür anzugeben, deshalb kamen mir die schwärzesten Gedanken über menschlichen Undank.

Ich argwöhnte mit Unrecht. Mein Assessor war verjezt und ließ mich kommen. Heute habe ich mich etwas von der schredlichen Fahrt erholt, obwohl weder mein Assessor noch seine Frau daran dachten, mich zu stärken. Gut, daß die Ida in der Küche ein Herz für mich hat. Ich werde mich freundschaftlich zu ihr stellen, wenn mein Assessor mich fort dauernd im Vorzimmer allein sitzen läßt. Ich liebe das durchaus nicht; eine weiche Fellbede und die Nähe eines warmen Ofens genügt mir nicht. Ich begreife nicht, wie viele Geheimnisse die beiden sich zu erzählen haben. Durch die nur angelehnte Tür höre ich sie plaudern. Zuweilen, nein oft, kommt wohl mal 'ne Pause, das bedeutet denn einen Auf. Einmal nur, als ich schachmatt aus der Kiste kroch, streichelten sie mich flüchtig, jetzt bin ich Luft für sie. Na, ich werde abwarten und sondieren; ob sich das Leben mit der Frau lohnt, sonst weiß ich, was ich tue. Gefallen lasse ich mir nichts.

Ist das 'ne Möglichkeit! Eigentlich könnte man es unverschämt nennen, daß ich nicht wenigstens gefragt ward. Legt die Ida heute Morgen mir nichts, bir nichts eine weiche Dede neben die meine und setzt ein winziges, weißes Etwas darauf, das aussieht, als könne es möglicher Weise ein Hund sein. Ich gucke es an und es guckt mich wieder an, als sei ich ihm ebenfalls eine unangenehme Ueberraschung. Ich fasse mich, wie immer in kritischen Momenten, rasch und erhebe

Die Pforte der Zukunft.

Die Pforte ist zu fest verschlossen,
Kein Druck, kein Rütteln öffnet sie.
Im Widerstande unverdrossen
Zerschellt an ihr der Neugier Müß.

Erlahmte Menschenfinger pochen,
Von Sehnsucht hallt so mancher Schrei:
Das Schloß des Tor's bleibt unerbrochen,
Nicht Drang noch Stärke macht es frei.

Um seine Pfosten wuchern Ranken,
Verrostet ist der Erzbeschlag,
Doch kein Jahrtausend läßt es wanken.
Sein Schließer ist der jüngste Tag.

Leo Heller.

mich, um die übliche Refognosizierung mit dem Eindringling anzustellen, da zeigt mir das Ding seine spizen Zähnechen.

„Na, denn nicht!“ denke ich gleichmütig. „Ich dränge mich nicht auf.“ Ich lege mich auf mein Zell, kreuze zugleich würdig und grazios die Vorderbeine und warte auf das weitere. Doch das Ding guckt und guckt nur, bis ich ungeduldig die Lage meiner Pfoten wechsle. Da steckt es das lächerliche Näschen in die Höhe.

„Was wollen Sie eigentlich hier?“ fragt es hochmütig und dabei mit einer Stimme, so dünn wie ein Zwirnsfaden.

„Ich bin hier zu Hause,“ erwidere ich, noch gutmütig, doch mit geziemendem Selbstgefühl. „Was tun aber Sie hier?“

„Ich bin hier noch mehr zu Hause,“ sagt das Ding schnippisch, „und ich möchte hier allein sein. Verstehen Sie!“

Da komme ich hoch.

„Hören Sie mal, ich will Ihnen etwas sagen: ich bin der gutmütigste Hund von der Welt, aber gefallen lasse ich mir nichts. Verstehen Sie das? Sie sehen, ich bin groß und Sie sind klein.“

Das gefällt nun dem Dinge wieder nicht; es kämpft das sogenannte Näschen. „Ich bin feiner und hübscher,“ quäkt es. Da hebe ich meine Unterlippe — es wird nachdenklich. Möglich springt es auf. Auch ich erhebe mich und — vom gleichen Impulse getrieben, tauschen wir die gebräuchlichen Höflichkeiten. Die gefundenen Personalien genügen, um eine Ablehnung meinerseits unnötig zu machen und dem Kleinen scheinen die meinen noch besser zu gefallen. Ich fühle zwei seidenwiche Pfoten an meinem Hals.

„Wir wollen uns du nennen!“ ruft das Wärmchen enthusiastisch. „Ich heiße Nissy.“ Das ist mir reichlich hitzig, aber unhöflich mag man ja nicht sein. Auch ist das nippische Ding sehr niedlich wie eine Puppe. Ich genehmige also das Anerbieten und stelle mich ebenfalls vor.

„Du, ist der Herr nett?“ fragt Nissy flüsternd, mit einem Blick auf die angelehnte Tür, hinter der gerade ein Geräusch wie das Aufziehen eines hartnäckigen Pfropfens hörbar wird. Konnte das ein Kuß sein? Gräßlich!

„Früher tabellos,“ erwidere ich. „Im Augenblick ist er unzurechnungsfähig, wegen Flitterwochen.“

„Er auch?“ kiffte das Ding heftig hervor. „Ich hasse Flitterwochen. Mit „Meiner“ ist's genau so. Früher war ich ihr alles und

jetzt denkt sie nicht an mich. Meinst du, daß der Zustand lange anhält?“ Ich hebe die Schultern. „Das kommt darauf an,“ sagte ich diplomatisch. „Wenn sie anfangen, sich etwas vorzulesen, so ist das der Anfang vom Ende.“ (Die Erfahrung hatte ich bei meinem ersten Herrn gemacht.)

„Ach, möchten sie doch bald anfangen,“ seufzte Nissy. „Gut nur, daß wir zu zweien sind.“

„Die Jda ist sehr nett,“ bemerke ich.

„Ach!“ Nissys Näschen fährt wieder in die Luft, sehr hochmütig. „Die rechnet doch nicht mit.“

Ich richte mich auf und nahm Stellung. „Warum nicht?“ frage ich scharf. „Wenn sie uns gut bedient, werde ich sie stets

achten, wenn sie auch in der Küche wohnt.“

„Ach nee!“ Das weiße Wälzchen plustert sich auf. „Da denke ich anders.“

Weiter lasse ich es nicht kommen. „Hör mal, Nissy,“ — ich spreche sehr entschieden, „mit Klassenunterschieden bleib mir vom Leibe, ich kenne keine. Verstehst du?“

Näschen versteht, wenn auch nicht gern. Die Autorität meiner Augen und Zähne überredet genügend.

„Du bist wohl Demokrat und für Kapitalverteilung?“ fragt es etwas zurückhaltend.

Beruhigt lege ich mich wieder.

„Demokrat bin ich,“ belehre ich den Kleinen, „aber für Kapitalteilung nur unter Umständen. Was mein ist, bleibt mein, sonst verlange ich gleiches. Recht für alle und Freiheit. Mir hat niemand zu befehlen.“ In diesem Augenblicke rief der Herr meinen Namen. Mit maßvoller Würde folge ich dem Rufe

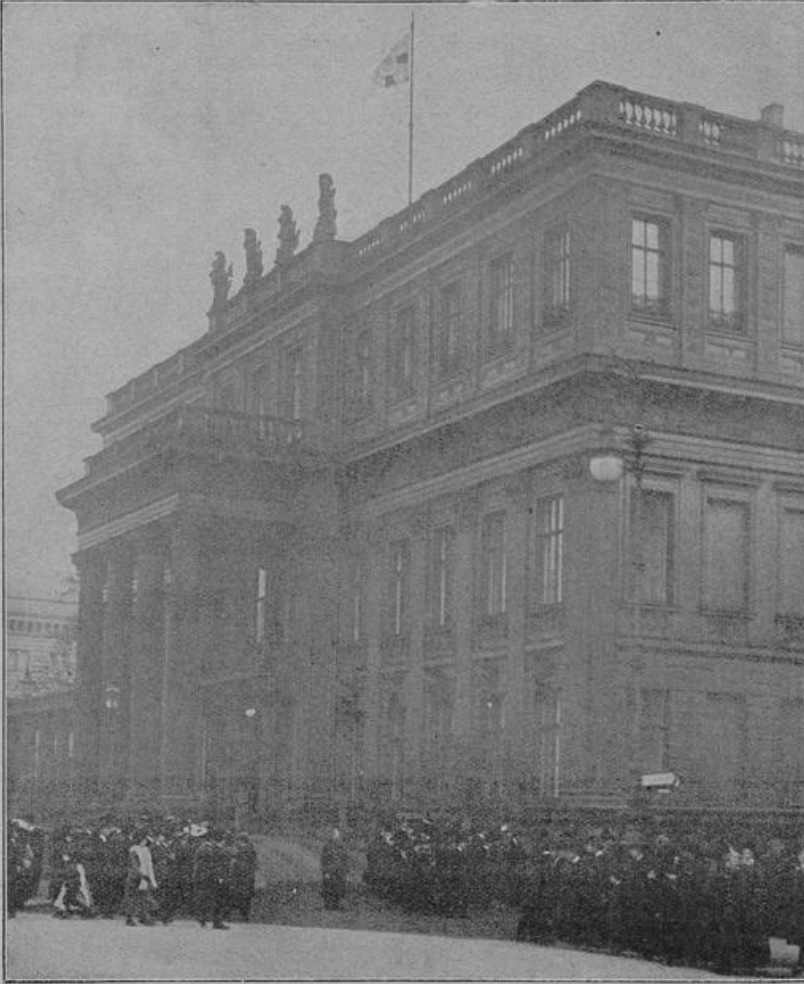
und werde vom „Herrchen“ dem „Frauchen“ förmlich vorgestellt.

Die Art, wie Herrchen von mir spricht und wie Frauchen mich behandelt, befriedigt mich.

Als ich zurückkomme, bemerke ich, wie Nissy mich ironisch anschielt. Ich fühle, wie mir das Blut in die Stirne steigen will, aber ich kann ja dem schändlichen Spotte ruhig begegnen.

„Du denkst wohl, ich strafe meine Worte Lügen?“ fragte ich ernst. „Nein! es war lediglich mein Wille, dem Rufe zu folgen. Werde ich gut behandelt, so bin ich stets höflich und gefällig.“

Man darf sich doch keine Blöße geben, und um dem Kleinen meine völlige Unbefangenheit zu zeigen, wartete ich keine Antwort nicht ab, sondern fuhr fort:



Das von einer Volksmenge besagerte Kronprinzenpalais in Berlin, wo dem Kronprinzenpaare in der Nacht zum 19. Dezember der vierte Sohn geboren wurde. Die drei andern Prinzen erblickten in Potsdam das Licht der Welt.

„Die beiden sind wirklich zu läppisch. Ich wollte Frauen meine Tanzfertigkeit zeigen, da lagen sie sich schon wieder in den Armen. So albern benehmen wir Hunde uns doch nie. Nicht, Nissy?“

Nissy schlug die schwarzen Augen nieder.
„Ich weiß nicht,“ erwiderte sie zimperlich, „ich war noch nicht verheiratet.“

Ich gähnte, um ein Lachen zu verbergen. Gut, daß Ida gerade mit unserm Mittagessen kam. Nissy verglich unsere Schüssel mit der Ida, meine war selbstverständlich größer. Er bedankte sich auch nicht bei Ida, was ich nie veräume. Ich werde ihn erziehen müssen. Zwar ob er sehr zierlich, doch das kann fehlenden Herzenstalt nicht ersetzen und ebenso die Lebenslustigkeit nicht. Ida ist immerhin eine Macht. Und — ist es zu glauben? — plötzlich fielt er sein Schnäuzchen in — meine Schüssel!!! — Na, zum zweiten Male tut er's sicher nicht.

Nach unserm Mahle wollte ich mein gewohntes Nickerchen machen, Nissy, der diese hübsche Seite offenbar nicht kannte, war mehr für ein Schwätzchen.

„Erzähl mir mal, wie du zu dem närrischen Namen kommst,“ bat er. „Phylax nennt sich ja sonst nur ein Fleischer-Idder.“

„Obitte!“ verteidigte ich mich empfindlich — auch ein Demokrat darf berechtigten Stolz zeigen. „Ein Ahn von mir ward von einem berühmten Dichter besungen. Nach ihm ward ich genannt. So etwas weißt du wohl nicht zu berichten?“ fügte ich wohlwollend hinzu. „Nissy!“ Bei dem Namen kann man sich absolut nichts denken.“

Nissy blähte sich förmlich vor Hochmut.

„Nissy ist ein Rosenamen!“ rief er heftig. „Eigentlich heiße ich Serenissimus. Weißt du, was das bedeutet?“ — „Nee,“ sagte ich kühl. — „Das ist ein Herr mit einem großen Sterne auf dem Rode,“ ereiferte sich das Wichtchen, „und nach ihm heiße ich.“

Ich lächelte. „Was ich mir dafür kaufe!“ bemerkte ich. „Und darauf bist du stolz?“

Nissy war kein starker Charakter, meine Heringschätzung ärgerte ihn.

„Jedenfalls klingt es feiner als Assessor!“ keifte er.

Der Ausfall auf meinen Herrn krieg mir zu Kopfe. Ich knurrte, um ihn zu warnen, er achtete nicht darauf.

„Assessor klingt dumun,“ schrie er giftig. „Gemein klingt's, und es fällt mir gar nicht ein, dem Assessor zu gehorchen.“

„Nissy!“ rief da Herrchen aus dem Nebenzimmer.

Zu Moment war mein Nissychen von meiner Seite verschwunden. Nach einer halben Minute stand er schon wieder da. Jetzt grinste ich.

„Du bist auch gegangen!“ fuhr er mich an.

Ich hielt es unter meiner Würde, die Spitze zu beachten. Ich hatte ja die Gründe für mein Tun klargelegt.

„Was wollte Herrchen denn?“ fragte ich gutmütig.

„Ach, was weiß ich?“ entrüstete sich der Kleine nachträglich.

„Sie sahen mich gar nicht an — hatten wahrscheinlich schon wieder

vergessen, daß ich gerufen war. Es ist ein Elend! Schlafen wir ein Stündchen.“

Ich stimmte dem Vorschlage gerne zu. Ja, diese Flitterwochen! Na, einmal werden sie wohl enden.

Die Flitterwochen stehen noch in Blüte. Wir werden konsequent ignoriert. Nicht einmal zu den Spaziergängen werden wir gebeten. Ich versuchte, ihnen ihre Taktlosigkeit klarzumachen, mußte indessen einsehen, daß noch nichts zu tun ist. Ich vertreibe mir die Zeit mit dem Kleinen und seiner Erziehung. Zuweilen bodt und troßt er noch, aber ich krieg' ihn schon. Mit der Verpflegung sind wir zufrieden. H. und F. leben von Lust und Liebe, das kommt uns zugute.

Diese Flitterwochen! Und Nissy wird albern. Als die gute Ida uns gewaschen, knüpfte sie dem Kleinen ein blaues Band ins Haar. Nun meint er sich was. Ich verachte solche Eitelkeiten und sehe ihn nicht an. Das Band war dazu noch unsauber. Im Hause wird es mir zu öde — ich werde mal entwischen. — —

Das waren schreckliche Tage! Ich entwischte neulich wirklich

und lief auf die Straße. Ohne Maulkorb. Die Freiheit tat mir wohl. Ich besah mir alles, die Straßeneden, die Laternenpfähle usw. und machte einige nette Bekanntschaften. Besonders interessierten mich die Kiefenwagen ohne Pferde, die fortwährend vorüberroffelten. Wissensdurstig wie stets beobachtete ich den Betrieb, die Bewegung der Räder. Plötzlich erblickte ich zwischen den Gassen Nissy, der mir nachgelaufen war. Warnend schrie ich ihm zu, er hörte nicht, ja in seinem jugendlichen Leichtsinne rannte er einem schnell heranschließenden Wagen



Rudolf Blankenburg, der neue Bürgermeister von Philadelphia,

Führer der dortigen „Reform-Partei“, dem es seit seinem Amisanztritt im Dezember bereits gelungen ist, die Stadt von der korrupten Gewalttherrschaft der dortigen Politiker zu befreien. Blankenburg ist ein Deutscher, gebürtig aus Hillentrup in Hannover. Seine Frau ist eine der eifrigsten Frauenrechtlerinnen.

gerade entgegen — — — — —

Nun will ich mich gar nicht rühmen, aber hätte ich nicht zugegriffen, so läge der Kleine zerquetscht und tot auf der Bahre. Ganz leicht war das für mich nicht. Nissy schrie, als ob er am Spieß stehe, obgleich nur sein Fellchen etwas beschmutzt war. Als er jedoch sah, wie ich blutete, schwieg er und legte mich zärtlich. Der liebe kleine Kerl ist dankbar, und ich bin froh, daß er lebt. Mit mir machten sie ein großes Halloh. H. u. F. vergaßen — wenigstens eine halbe Stunde die Flitterwochen, Ida und der Doktor pflegten mich nett, und Nissy benahm sich reizend. Weh tat's, aber das schadet nichts. Jetzt ist alles wieder heil. Auch bessere Tage kommen nun für uns. Herrchen lieft abends vor. Nicht lange, aber doch.

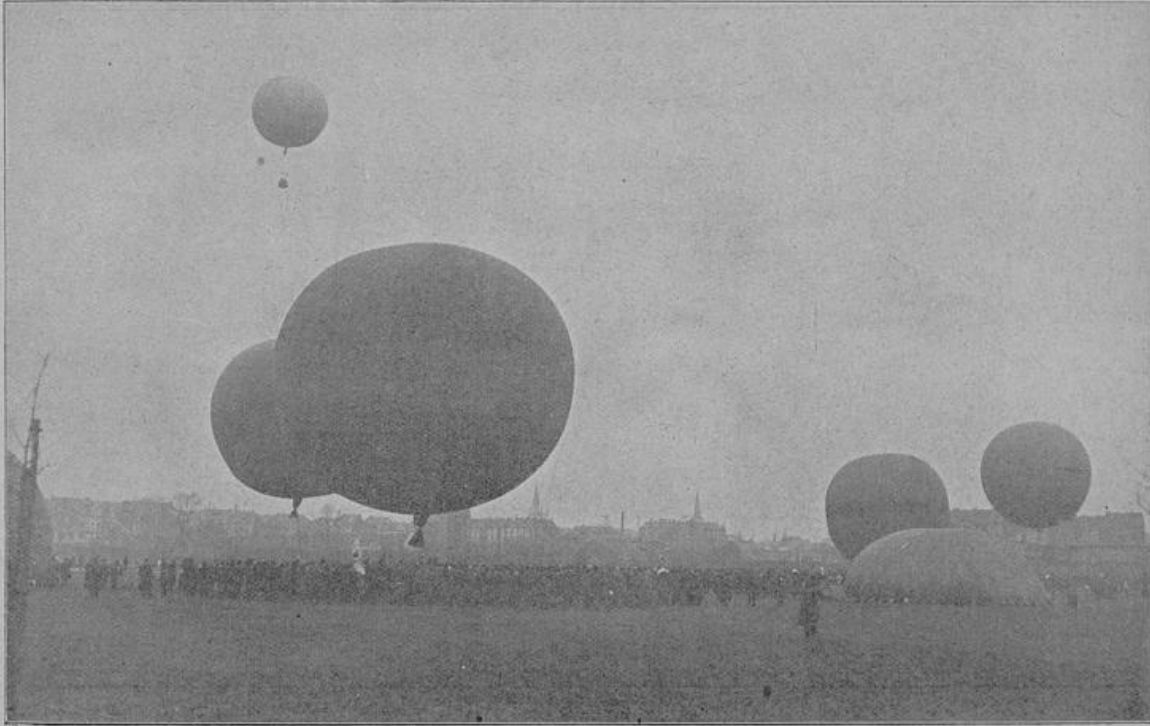
Heute ging Herrchen wieder zum Gericht. So behend habe ich sonst nie Gut und Stod geholt. Frauen spazierte mit uns in den Wald. Man weiß doch wieder, wozu man lebt. Jede Stunden kommen noch, nehmen aber ab. Wir sind nicht immer ins Vorzimmer verbannt. Es wird noch besser kommen.

Es kommt besser. Heute abend wünschte sie, mich Tanzen zu sehen, und wenn das Kunstinteresse wieder wach wird — Ich war außer Übung, doch gab ich mir Mühe, und es ging ganz gut. Nissy bewunderte mich sehr; wie ein Verrückter raste er um mich herum. Er versuchte, mir nachzumachen, purzelte jedoch. S. und F. lachten sehr und vergaßen wieder, sich in die Arme zu fallen. Ich werde Nissy das Tanzen lehren.

Habe ich nicht gesagt? Alles hat ein Ende, auch Fitterwochen, sie mögen noch so toll sein. Bei uns kam's etwas plötzlich. In der einen Minute herrschte holbeste Eintracht, süßester Friede. S. und F. saßen dicht nebeneinander im Sofa; ihr Kopf lag an seiner Schulter, er flüsterte Anstimm. Ida klapperte in der Küche und sang dazu. Wir, Nissy und ich, wellten gerade einnicken, da schreckten wir auf: Jemand hatte hell aufgeschrien. Was geschehen war, wußten wir nicht, verblüfft starrten wir die veränderte Szene an. S. sehr rot im

Ich erhob mich und näherte mich ruhig und ernst der jungen Dame. Fest und mahnend guckte ich ihr in das böse Gesicht. Zuerst beachtete sie mich nicht und erbot sich weiter. Als ich ihr näher rückte, stieß sie nach mir. Ich aber wich nicht, und blickte sie noch eindringlicher an: „Wie kannst du so garstig sein!“ sagten meine Augen. Sie verstand mich auch ganz gut, sie wollte zuerst nur nicht klein beigeben und schalt auf mich ein. Doch als ich mich nicht irren machen ließ, fing sie endlich an, zu stottern und — plötzlich schlug sie die Hände vor's Gesicht und hub ein jämmerliches Geweine an. Na, da war denn S. sofort bei ihr und umarmte sie. Der Friede war hergestellt. Mit innigster Genugtuung kehrte ich auf meine Dede zurück. So wie mir mag einst dem Odysseus zu Sinne gewesen sein, als er Agamemnon und Achilles wieder zurecht geredet. Die Geschichte hört ich mal vorlesen. Jetzt wagte sich auch Nissy wieder hervor.

„Die machten die schöne Nisse auf!“ wipelte er, um seine Feigheit zu demänteln. Ich blinzelte ihn an.



Ballonweiffahrt Düsseldorf am 17. Dezember 1911.

Jean Effer, Düsseldorf.

Gesicht, lief im Zimmer auf und ab, und F. schalt vom Sofa aus laut und heftig. In der Küche war's still geworden.

„Nanu?“ dachte ich, und Nissy machte große Augen.

„Nein, nein, nein!“ schrie Frauchen, und ihre Augen funkelten.

„Ich will es nicht, und es soll sein, wie ich es will. Hörst du?“

Das klang so böse, daß Nissy vor Schreck unter einen Sessel kroch. Das hatte Frauchen gesehen, und jedenfalls um Herrchen zu ärgern lodte sie jetzt in zärtlichsten Tönen ihr Händchen.

„Komm, Nissychen, liebes, süßes, tröste mich, ich werde schlecht behandelt. Du gehörst zu mir — komm zu Frauchen!“

Nissy zog sich noch weiter zurück, und das brachte Frauchen erst recht in Wut. Sie zeterte wie eine Kantippe.

„Du garstiges Tier, willst du mich ebenso häßlich behandeln wie der böse Mann? Dafür bekommst du Schläge. Oh, ich unglückseliges Geschöpf! Aber, ihr sollt's schon bereuen, du — du —.“ Frauchen ballte ordentlich ihr Häufchen gegen Herrchen, der am Fenster stand und gar nicht nachgiebig dreinschaute.

„Ja,“ dachte ich, der Sache muß ich mich annehmen.“

„Memme!“ Nur das eine Wort warf ich ihm zu — es genügte, ihn zu Boden zu drücken.

„Sie war doch zu schlimm,“ entschuldigte er sich kleinlaut.

„Sie hätte mich gehauen.“

Ich rümpfte verächtlich die Nase und legte mich, um den unterbrochenen Schlaf nachzuholen.

Etwas Unverständliches murmelnd warf Nissy sich auf sein Fell. Er fand keine Ruhe — das Gewissen stach ihn. Immer wieder ringelte er sich anders herum — dabei lugte er nach mir. Endlich schloß ich die Lieder, und Morpheus hatte mich schon halb, da ward ich sanft ins Ohr gebissen. Unwillig schnappte ich, doch Nissy klemmte sich dicht an mich.

„Sei nicht böse, Phylax!“ bat er kläglich. „Sieh mal, ich bin ja so klein!“

Ich freute mich riesig, wollte aber nicht zu rasch einlenken. Erst als er herzlich weiter bat und sich demütigte, nahm ich ihn wieder in Gnaden an.

„Du bittest aber um Verzeihung!“ machte ich zur Bedingung.

„Ach!“ Missy war unangenehm berührt. „Wenn sie mich nun haut!“

„Das macht nichts! Man muß immer tun, was recht ist.“

„Lust du das immer?“ fragte darauf das lede Ding — fast hätte es mich aus der Fassung gebracht.

Ich zögerte; gar zu gern hätte ich der erziehlichen Autorität wegen ja gesagt, aber — so kraß gewisse kleine Unregelmäßigkeiten wegzulügen vermochte ich nicht.

„Nein,“ gestand ich also, nicht immer, aber meistens. Ich bereue indessen jeden Fehler und habe eingesehen, daß man sich im allgemeinen beim Gutsein besser steht.“

Mein Worte leuchteten dem Kleinen ein. Er streckte und reckte sich und begann als Abbitte zu tanzen.

„Du, Wolf!“ flüsterte sie Herrchen zu, „der Hund ist eigentlich schrecklich. Den! dir, vorhin sah er mich an, als wollte er sagen, „Schäme dich!“ genau so. Und ich mußte mich wahrhaftig schämen.“ Herrchen küßte sie zuerst — natürlich! Dann legte sie mir die Hand auf den Kopf.

„Lieber, alter Kerl!“ sagte er — ich war sehr glücklich!“

Gestern erbat Herrchen sich die Erlaubnis, nach dem Abendessen mal nach den alten Stammtischfreunden zu sehen und erhielt sie. Frauchen ist also klug. Trotzdem setzte sie sich nach dem zärtlichen Abschied — fünf Minuten wartete ich mit Herrchens Gut und Stod — hin und weinte. Zu dumm! dachte ich, aber sie tat mir doch leid. „Komm!“ forderte ich den Kleinen auf. Wir müssen sie trösten.“



Marine der Vereinigten Staaten: Ringkampf an Bord der Connecticut. Schwergewichtskämpfer der Marine, welche sich auch an andern großen öffentlichen Veranstaltungen beteiligen. Gebr. Harzel.

H. und F. waren wieder blind und taub wie in den ersten Tagen. Nißchen machte seine schönsten Pas umsonst — sein Wid suchte mich mit verzweifelter Frage.

„Man feste!“ ermunterte ich ihn, und gehorsam tanzte er weiter — vergebens. Mutlos und ermüdet setzte er sich endlich nieder, aber — plötzlich, ehe ich mich versah, sah er auf Frauchens Schoß und ledte ihre Hand, der Schwerenöter! Ich bin stolz auf meinen Jögling. — Frauchen erdrückte fast das liebe Ding mit Zärtlichkeiten, und Herrchen besglichen. Es ward wirklich zuviel — ich konnte es zuletzt nicht mehr ansehen. Ich empfand die unverdiente Vernachlässigung stark. Ich erhob mich, näherte mich, doch ohne Hast und Eile, der Gruppe und legte meine Viote auf Herrchens Anie. Frauchen ward sehr rot, als sie mich sah.

Nißy war schläfzig.

„Sie kann uns ja rufen,“ meinte er. „Ich dränge mich nicht auf.“ So ging ich allein zu ihr und strebte zu ihr auf. Das konnte Nißy natürlich nicht sehen. Hopp! war er auf dem Sofa und eiete ihre nassen Wangen.

„Au!“ rief Frauchen, weinte aber nicht weiter. Wir verkürzten ihr nach Kräften die einsamen Stunden. Herrchen bekam deshalb einen heiteren Empfang und konnte die Entschuldigung wegen Spätkommens, die ihm deutlich auf den Lippen stand, für sich behalten.

Herrchen hatte der hübsche Empfang so sehr gefallen, daß er heute schon wieder den Wunsch äußerte, einen Sprung nach dem Stammtisch zu tun. Frauchens Zustimmung kam dieses Mal lau — Herrchen schien das nicht zu merken.

„Phylax, Gut und Stod!“ rief er. Auch ich tat ihm weniger eifrig als sonst den Gefallen, das kümmerte ihn ebenfalls nicht. Eilig gab er Frauchen einen — ausgerechnet nur einen Kuß und verschwand. Frauchen weinte stärker und länger, wir hatten viel Mühe mit ihr. Zwar gelang es uns endlich, ihre Trauer zu stillen, vergnügt ward sie nicht. — So geht das nicht weiter.

Also! Heute sagte Herrchen weiter nichts als „Phylax, Gut und Stod!“ Da hatte er sich aber verrechnet. Wenn Frauchen auch schwieg, ich wußte, wie es in ihrem Herzen aussah. Zum Zeichen, daß ich gehört, bewegte ich ein wenig die Ohren, blieb jedoch ruhig auf meinem Felle.

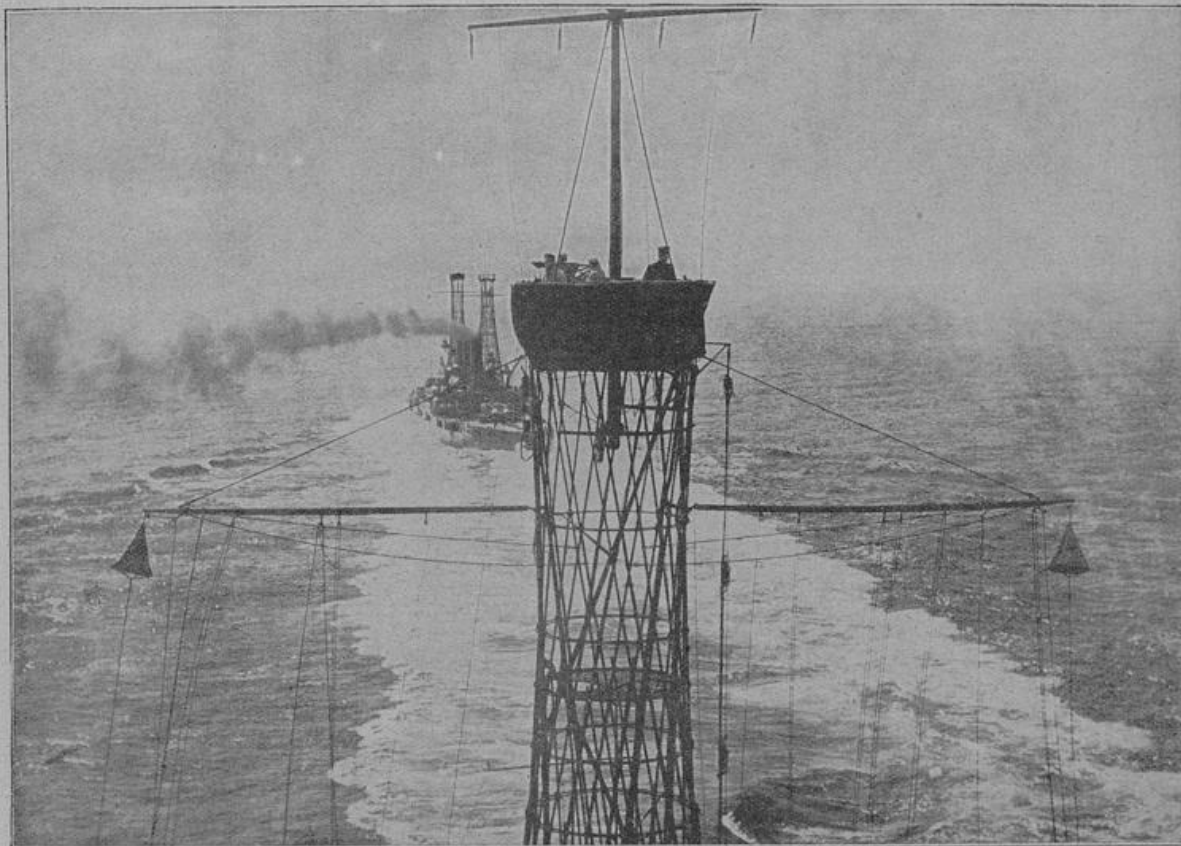
„Nun? Wird's bald?“ rief mein Assessor, schon ärgerlich. „Phylax, hörst du nicht?“ Ich wedelte, rührte mich indessen nicht vom Fleck.

„Er soll bei uns bleiben, nicht, guter Phylax!“ klaperte sie. Eifrig bekundete ich meine Zustimmung — nie habe ich so sehr wie da bedauert, daß mein Schwanz zu kurz ist, um ganz meine Empfindungen auszudrücken. Desto eindringlicher ließ ich meine Blicke zwischen H. und F. hin und her gehen. Und Herrchen lachte — er mußte lachen, ob er wollte oder nicht; es lag mir etwas verlegen.

„Das ist einfach verrückt!“ rief er. Der alte Kerl guckt einen ja an wie ein Mensch. Ich muß ihm wahrhaftig — heute mal — den Gefallen tun, und —

„Zu Hause bleiben!“ jubelte Frauchen und gab ihm einen Kuß, bei dem er rot wurde; er schämte sich nachträglich.

Ich sprang ercent an ihm auf, und Kissy tanzte wie ein Berückelter, um nicht unbemerkt zu bleiben. Genau hatte er den Vorgang



Marine der Vereinigten Staaten: Schlachtschiff „Michigan“ mit Feuerobservatorium. Der Einschlag der Schüsse wird von diesen Signalmasten aus beobachtet, welche einzig in der Welt dastehen. Gebr. Haedel.

„Was hat denn das Vieh?“ erbohte sich H. und drohte mir grimmig. „Soll ich dir anders kommen? Was ist denn in dich gefahren?“

Schon sah er sich nach der Reitpeitsche um, da trat F. heran, streichelte mich und beugte sich zu meinem Ohre.

nicht verstanden, da ich ihn aufklärte, staunte er mehr als die Sache verdiente.

Vergleichen wird wohl öfter vorkommen, doch denke ich, die beiden werden recht glücklich werden — ich bin ja da und passe auf!“

Bella.

Von Ignaz Bauer.

Frei Sudler war ein sehr gesuchter Künstler, allerdings nur von seinen Gläubigern. Diese machten ihm viele Sorgen, die Schulden selbst weniger. Der Künstler aber liebte die Sorgen nicht, er mied sie, wo er konnte, die Gläubiger fühlten sich daher sehr zurückgesetzt und drängten. Frei aber wollte auch nicht gedrängt sein und war deshalb nie zu Hause. Einmal hatte er die Absicht, alle zu porträtieren,

denen er Geld schuldig war, aber wo in aller Welt hätte er soviel Leinwand hergenommen?

Nun war er fast immer im Freien, die frische Luft tat ihm wohl. Wenn es regnete, suchte er bei einem Kollegen Unterstand, wo er das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden suchte und die Speiseshränke ausleerte. Die Kollegen fürten ihn niemals in dieser

nahhaften Tätigkeit, wußten, daß er das nicht liebte. Er war ihnen dafür wieder in anderer Art gefällig und junge Leute sind ja oft in der Lage, die Hilfe eines verschwiegenen Freundes in Anspruch nehmen zu müssen.

Auf der Flucht vor seinen Gläubigern mußte Fritz Subler schon immer in aller Gottesfrähe sein ohnehin nicht so besonders trautes Heim verlassen, und dann sah er sich bei jedem Schritte ängstlich um, ob nicht einer seinen Spuren folgte. Dies war schon sehr oft vorgekommen, und Fritz hatte sich eben dadurch die Fähigkeit erworben, in geradezu verblüffender Weise plötzlich unsichtbar zu werden.

Eine Probe dieser außerordentlichen Fähigkeit abzulegen, sollte er heute gezwungen sein. Der quälendste, zudringlichste, unerbittlichste seiner Gläubiger, der bürgerliche Kleidermacher Nepomuk Laufnit, war ihm auf den Fersen! Fritz bemerkte ihn noch früh genug, um noch rechtzeitig in einem Torweg zu verschwinden. Der Schneider aber beobachtete das Manöver und eilte herbei. Er überzeugte sich, daß das Haus keinen zweiten Ausgang habe, dann faßte er beim Tore Posto, während Fritz die Treppe emporsteigte. In seinem blinden Eifer stieß er beinahe mit der Nase an eine halb offenstehende Wohnungstür.

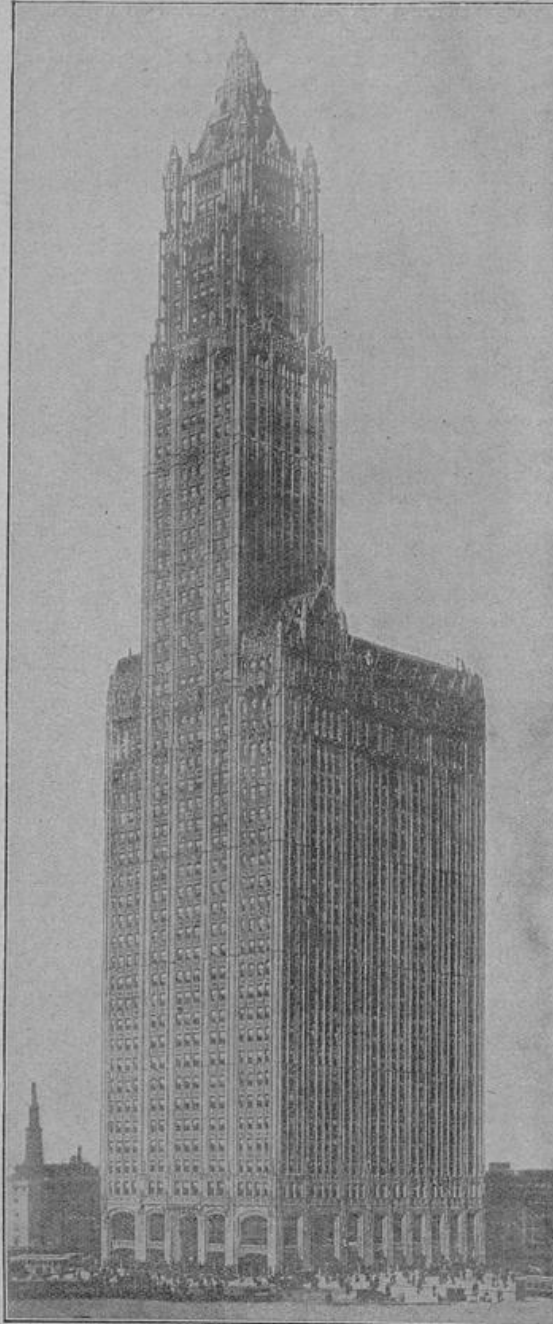
„Ah, Sie sind endlich hier?“ empfing ihn ein appetitlich aussehendes Kammerfäßchen. „Die Gnädige wartet schon in größter Verzweiflung!“

„Aber das kann ja gar nicht sein, Sie irren sich, mein schönes Kind,“ sammelte Fritz verlegen.

„O, da kennen Sie die Gnädige nicht — kommen Sie nur schnell!“ Und das hübsche Kammermädchen trippelt eilig voran, begierig, wie sich das Mißverständnis aufklären wird, außerdem gewinnt er dadurch Zeit zu seiner Rettung. Das Mädchen öffnet ihm den Eintritt in ein reizendes Bouboir. Fritz wittert ein pilantes Abenteuer — er ist bereit und zu allem fähig. Er sollte leider bald enttäuscht werden. Eine Dame von geradezu unheimlicher Häßlichkeit tritt ihm entgegen. Fritz will bei ihrem Anblick trotz seines Gläubigers die Flucht ergreifen.

„Schnell, schnell!“ höhnt die Dame, „Bella leidet furchtbar!“

Bella? Also eine Tochter oder etwas ähnliches — nun, vielleicht ist diese hübscher! Man führt ihn zu einem Bett. Jagend schlägt Fritz die Gardinen zurück. Ein abscheulicher, bidwanziger Koter



Das höchste Haus der Welt. — G. Sonden, Wien.

Die immer mehr steigenden Grundstückspreise in den amerikanischen Großstädten und die Ruhmsucht amerikanischer Ingenieure trieb die Häuserbauten zu schwindelhaften Höhen. 1885 baute Jenney den ersten Wolkenkratzer. Jetzt hat Woolworth auf dem Broadway in New York ein Haus mit 55 Stockwerken, in einer Gesamthöhe von 750 Fuß, begonnen. Die Fundamente gehen bis auf den Felsen hinunter; das ganze Haus ruht auf einem Stahlgerippe von 25 500 000 Kilogramm. Allein die Fundamente kosteten über eine Million Dollar.

liegt auf den seidenen Polstern. Das war die leidende Bella. Man hatte hier also einen Tierarzt erwartet, während Fritz auf ein galantes Abenteuer gehofft hatte. Das war allerdings unangenehm, aber er hatte sich mittlerweile besonnen und die erste Regung niedergelassen. Er wollte die Situation ausnützen.

„Sie haben recht, meine Gnädige, das arme Tier ist ganz blaß, aber ich werde helfen! Schonen Sie nur Ihre Gefühle und lassen Sie mich ein Viertelstündchen mit dem Hündchen allein.“

Mit einem fast hörbaren Ruck schlug die Dame die Augen nieder und entfernte sich feuchend. Fritz war mit seinem Patienten allein. Das Vieh hatte offenbar zuviel gefressen und konnte sich nicht rühren. Fritz warf es auf den Boden und verabreichte ihm einen höchst unangenehmen Fußtritt. Bella protestierte energisch, mußte es sich aber trotzdem gefallen lassen, einige Male im Zimmer herumgejagt zu werden. Diese Bewegung war von wohlthätiger Wirkung. Fritz öffnete die Tür ins Nebenzimmer, in dem die Gnädige in banger Erwartung harrete. Der Hund, froh, seines Weinigers los zu werden, sprang ihr mit freudigem Gebelke entgegen — er war also wieder gesund! Die Dame umarmte und küßte das häßliche Vieh mit Tränen in den Augen. Fritz stand in stummer Nührung daneben. Da küßte er sich auf die Schulter geklopft. Es war der zudringliche Gläubiger.

Dieser war die Treppe heraufgekommen und hatte seinen Schuldner durch die offene Wohnungstür bemerkt. Mit würdevoller Handbewegung wies Fritz auf Bellas Herrin: „Die Dame wird Sie bezahlen — ich besaße mich nämlich nie mit solchen Sachen,“ fügte er, zu dieser gewendet, erlautend hinzu. Das letzte Wort sprach er schon auf der Treppe, auf der er spurlos verschwand.

„Was bekommen Sie?“

„Zwanzig Kronen.“

„Susanne, bezahlen Sie den Herrn,“ wandte sich die Dame an das Stubenmädchen, dann grüßte sie den Schneider und zog sich mit Bella zurück. Herr Laufnit empfing ganz verdukt sein Geld und entfernte sich kopfschüttelnd. So etwas war ihm noch nicht vorgekommen. Für die Hunde der Residenz aber war es ein Glück, daß Fritz seine tierärztliche Praxis nur auf diesen einen Fall beschränkte. Um zwanzig Kronen hätte er Tag und Nacht Fußtritte erteilt.

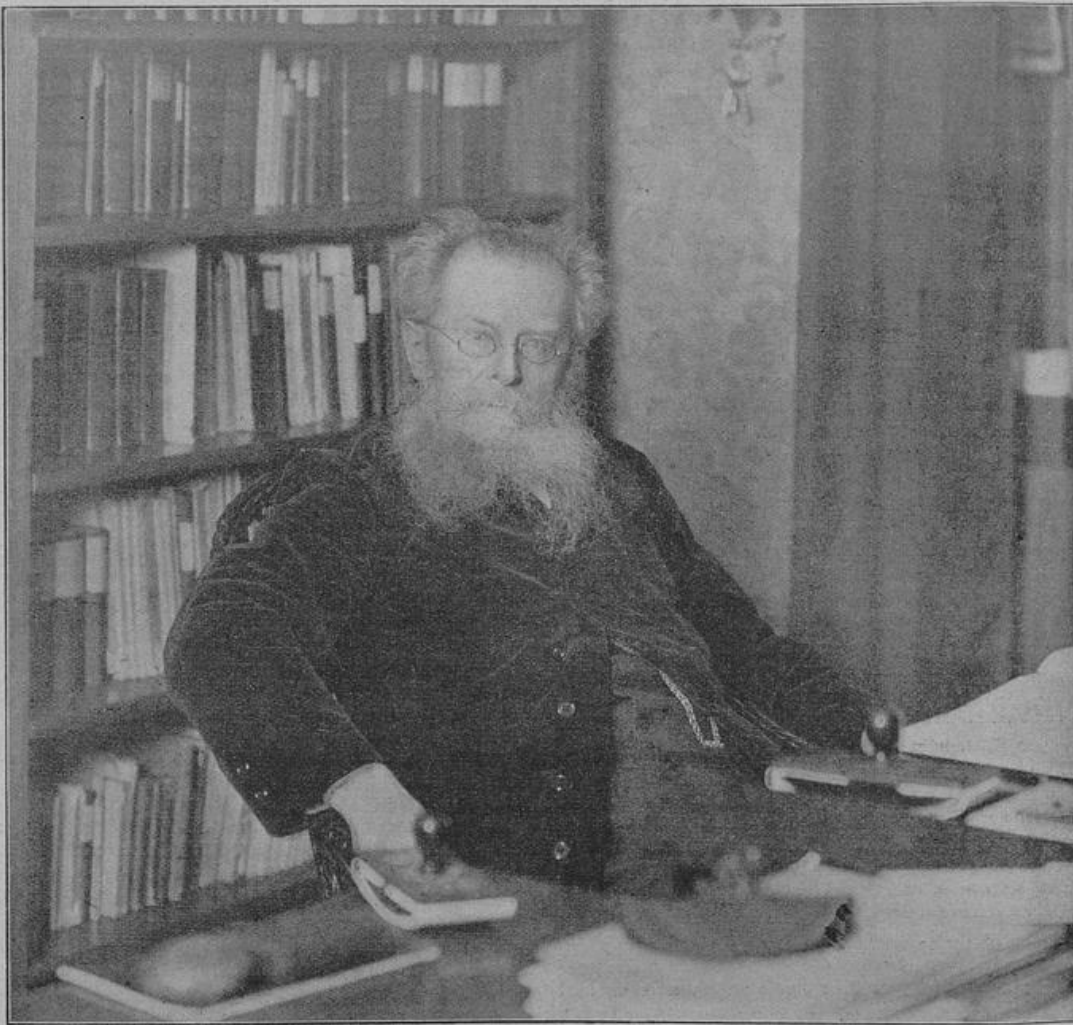
Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 2.

Düsseldorf, 15. Januar.

1912.



Felix Dahn †.

Der bekannte deutsche Dichter und Lehrer des deutschen Rechts an der Universität in Breslau starb am 5. Januar 1912.

Der Ölgöz.

Parodie von Heinrich Handlow, Greifswald.

Ich hatte drei Romane von Karl May hintereinander verschlungen und empfand Beschwerden. Obendrein herrschte eine ungemein gemeine Hundstagsfieber, so daß ich der Erholung dringend bedürftig war. So legte ich mich aufs Sofa und fieberte etwas.

Ich war seit drei Tagen wieder zurückgekehrt von Ceylon, und schon drängte es mich wieder hinaus in die Ferne. Untätige Ruhe gibt es für mich nicht; überdies habe ich jeden Monat einen Roman von 600 Seiten abzuliefern, so daß ich täglich etwa 20 Seiten herunterwurzeln muß. Nun könnte ich mir ja die dazugehörigen Abenteuer einfach aus dem Dammens saugen, aber es ist mir lieber, wenn ich jeden Tag zwei bis drei Abenteuer erlebe, was mir ja bisher noch immer gelungen ist. Jrgendeine Schurkerei entdecke ich stets gleich am ersten Tage, verfolge dann die Schurke, kämpfe gelegentlich mit furchtbaren Tieren, deren Felle ich stets verschente, um sie in Deutschland nicht zeigen zu brauchen, und besitze indianische Gefessenen, um Spuren zu finden. Um diese Naturgabe aufzufrischen, beschloß ich, mich nach dem von mir entdeckten und zum Christentum bekehrten Stamme der Warzbüdel-Indianer umzusehen, nahm also meinen Henrystutzen, der 48 Schüsse hintereinander abgibt, eine Feldkanone, drei Revolver, eine Flasche mit Öl und einen Fußsack sowie eine Kiste Schreibpapier nebst dreißig Kohlmoor-Bliesfedern, sagte niemand etwas von meinem Vorhaben und bestieg in Hamburg einen Dampfer.

Der Kapitän erkannte mich sofort und bat mich um Beistand und Schutz, falls unter den Passagieren eine Revolution ausbrechen sollte; ich zeigte ihm meine Feldkanone und drückte ihm lächelnd die Hand. Nun war er vollständig beruhigt, und ich bemerkte, daß er zuweilen, wenn er mit revolutionslüstigen Passagieren redete, auf mich mit dem Finger deutete. Da verging denn allen die Lust zum Aufbruch. Untenwegs schoß ich mit meinem Henry sieben Elefantenrobber, jedesmal ins linke Auge, wie es meine Gewohnheit ist. Die Felle schenkte ich sieben Damen, die mich wahnsinnig liebten. Ich wollte ihnen wenigstens eine kleine Freude machen; wiederlieben durfte ich sie nicht, da es meinen Begriffen von Anstand widerspricht, so viele auf einmal zu lieben.

Am Vollmond von Newyork kam ein Herr auf mich zu, den ich trotz seiner Falten im Gesicht sofort als Lord Charles Latan erkannte, den ich vor fünfzehn Jahren auf Java sicher durch das Gebiet der blutdürstigen Kasseruben und Pomeranzen geleitet hatte, weil er mich darum bat. In meinem 187. Roman „Aris und Henrystutzen“ habe ich dies beschrieben. Bekanntlich wurde ich damals von den wilden Kasseruben, nachdem ich sie zum Christentum bekehrt hatte, zum König ausgerufen. Ich nahm die Würde aber nicht an, da ich die Königin von Holland nicht betrüben mochte, wenn ich ihr meuchlings ein Gebiet entriß. Auch sagt mir der Ruhm, ein großer Dichter zu sein, mehr zu, als der Spaß, ein bodbeimiges Volk zu beherrschen.

Der Lord stürzte in meine Arme und sagte: „Ich erwartete Sie, Charles! Sie müssen mit dem nächsten Schiffe, das in einer Stunde abgeht, nach Grönland fahren! Dort harret eine Ihrer würdige Aufgabe, alles andere ist jetzt Nebensache. Sie sind der einzige, der die 37 Sprachen der Eskimos beherrscht! Sie müssen die Malupen im Süden, die den nordländischen Schwintreffers ihr Heiligtum gestohlen haben, und die nun in wütender Fehde liegen, versöhnen und sie alle zum Christentum bekehren!“

„Wohl!“ sagte ich. „Kommen Sie mit, Lord?“

„No!“ erwiderte er, „es geht nicht! Ich habe meinen Mittwochspfanntuckenklub und muß 25 Cent Strafe zahlen, wenn ich nicht da bin!“

„Das entschuldigt!“ sagte ich, ergriffen von soviel echt amerikanischer (Newyork) Treue und Gewissenhaftigkeit, nahm Abschied von ihm und bat ihn, die Warzbüdel-Indianer von mir zu grüßen. Dann kaufte ich noch ein Thermometer, zwei Mille Zigaretten und eine Schachtel Streichhölzer und bestieg das Schiff,

das mich schnell und geräuschvoll nach Upernivik in Grönland brachte. Ich war noch nie hier gewesen, und das Neue reizte mich.

„Gott sei Dank!“ sagte der Pastor von Grönland, als er mich sah. „Nun ist alles gut!“

„Warum haben die Malupen das Heiligtum der Schwintreffers gestohlen?“ fragte ich.

„Weil im Süden die Kartoffeln nicht geraten sind, und im Norden stehen die Felder so äppig, wie seit Jahren nicht! Nun sind die Schwintreffers unterwegs, um uns zu überfallen!“

„Also war es höchste Zeit, daß ich kam!“ versetzte ich, ließ mir eine Tasse Tran geben und schenkte dem Pastor dafür die zweitausend Zigaretten zum Andenken und Auftrinken.

Nur mit meinem Henrystutzen bewaffnet, zog ich allein aus, um ein Bild über die Gesamtlage zu gewinnen. Ich kam auf eine weite, wüste Schneeebene, in der ich mich außerordentlich erfrischt und abkühlte, da ich noch die Hundstage von Amerika in meinen Gliedern fühlte. Niesige Eisvögel schwirten umher in der kristallklaren Luft, die den Menschen immer fromm stimmt, Eisfische strideln um mich herum, ich hätte sie leicht schießen können, wolte aber die Eskimos nicht verschrecken, die ich in der Ferne bei einem phantastisch geformten Eisberge (vergl. die Bilder im Brodhauschen Lexikon!) sah. Auch das Gegecker der Schneehühner, die hier im Schnee ihre Eier ausbrüten, störte mich nicht. Nur einen Schneehahn schoß ich, weil sich die Hühner leicht einen andern suchen konnten. Ich kochte mir eine kräftige Suppe von ihm und aß ihn selbst auf. Da ich mich in alle Verhältnisse leicht finde, so machte es mir nichts aus, daß alles zum Mahle fehlte, woran der Kulturmenschen gewöhnt ist: Peterfische und Pellkartoffeln. Gestärkt schlich ich mich über die Ebene, gelangte von hinten herum an den Eisberg, fand hier eine Höhle und kroch hinein. So kam ich in unmittelbare Nähe der Eskimos, ohne daß sie eine Ahnung davon hatten, und hörte ihrem Gespräch zu.

„Wat runst du bi dor!“ (Deutsch: Der große deutsche Häuptling ist angekommen!) sagte der Älteste des Stammes zu seinem Nachbar, der auf der Erde lag.

„Mi gnuppt da so in't Knid!“ antwortete der Angeredete, was auf deutsch heißt: Dann müssen wir auf unserer Hut sein.

„Du Supbätt bist wedder dun und versippst noch Naf' un Uhren!“ (Wir müssen unsere Stammesbrüder zusammengerufen, damit wir alle 7000 Mann gegen ihn kämpfen!)

„Purr mi de Pip ut!“ (Er will gewiß den Delgöhen, den wir den Schwintreffers weggenommen haben, uns wieder rauben!) erwiderte der Liegende mit äußerst besorgter Miene.

„Ja weit nch, wat dat mit min Lidbörn is! De Schauster hett de Pläggeln inwendig nich orig astrapelt!“ (Glücklicherweise wird er den Delgöhen nicht finden; er sieht ja in diesem Eisberg, dritte Treppe rechts oben in der siebten Nische, wo ihn niemand vermutet!)

Ich kuckte nun genug, schlich leise zurück und suchte hinten die Treppe. Endlich fand ich sie, kletterte ins dritte Stockwerk und stand bald vor der siebten Nische, wo das herrliche Kunstwerk, ein Göze aus gefrorenem Tran, aufgestellt war. Ich staunte das Werk an, und während ich es abzeichnete, fiel ein Strahl der Mitternachtssonne darauf, so daß der Göze erweicht wurde und ein Tropfen von seiner Nase auf mein Notizbuch fiel. Die Mitternachtssonne ist eine Art Sonne, die man nur hier im hohen Norden nachts zwölfs Uhr zu sehen bekommt. Die gewöhnliche Sonne, an die der Europäer gewöhnt ist, ist hier nicht zu sehen. Grönland liegt viel zu weit von ihr ab. Infolgedessen ist es bei Nacht ganz dunkel.

Als ich nach unten zurückkehrte, lagen die Eskimos im tiefen Schlaf; sie hatten nicht einmal Wachen aufgestellt. Ich ging frei durch das Lager, nahm einen Lasso an mich, ebenso eine Bange zum Zahn-ausziehen und eine Meße Haser. Mein Plan stand bereits fest. Nachdem ich dann allen mit Kohle ein schwarzes Kreuz auf die Stirn gezeichnet hatte, zum Zeichen, daß ich bei ihnen gewesen sei, sie aber

geschont habe, weil ich als Christ meine Feinde nicht ohne weiteres töte, ging ich an die Küste, wo das gewaltige Meer seine Wellen an den Strand schleudert. Es ist ein erhabener Anblick, den nur der kennt, der ihn gesehen hat. Wer ihn nicht kennt, weiß nicht, wie er aussieht. In der Nähe fand ich bald eine Wiese, die ich nun genau durchforschte. Bald fiel mir ein Haar in die Augen, ich nahm es auf und erkannte darin das Schwanzhaar eines Walrosses. Weiterhin sah ich Schaum im Graße — die Walrosse hatten ihn aus dem Maule beim Laufen verloren. Auf einer abgegrasten Stelle erblickte ich die Abdrücke ihrer Hufe — sie waren noch frisch, also mußten die Walrosse in der Nähe sein. Ein solcher Abdruck war von bedeutender Größe, er mußte von einem großen Hengst herrühren, und diesen mußte ich fangen, das stand sofort in mir fest.

Ich ging nun leise gegen den Wind weiter und erblickte endlich die ganze Horde Walrosse. Dies ist eine Pferdeart, die auch im Wasser

und kaum hatte es nur tö gehört, so raffte es sich zu neuem blitzartigen Rennen auf, rief ich aber das ganze Taterätä, so berührten seine Beine kaum den Boden, es schwebte wie der Sturm von dannen. Eine glänzende Probe bestand es vor einer Eispalte von 15 Meter Breite. Ich riß es am Zügel zurück, hielt es an und schrie ihm dann das Geheimnis ins Ohr. Mit einem gewaltigen Sage stürmte der Hengst vorwärts und überwand das Hindernis. Stundenlang dauerte derritt. Dann brach das Tier zusammen, es hatte mich als seinen Herrn und Meister anerkannt und ließ sich nun leiten wie ich wollte. Zur Belohnung gab ich ihm nun die Meße Hafer, und während der Walhengst fraß, schlug ich einen seiner Zähne tief in Schnee und Eis und pflodte ihn daran fest. So wunderbar spielte das Schicksal mit diesem Tier, daß sein eigener Zahn das Mittel gab, es festzuhalten.

Inzwischen hatte ich reichlich zu tun. Ich wischte dem Walross etwas Blut aus der Wundwunde mit meinem Taschentuch ab und



Von der Neujahrsfeier am kaiserlichen Hofe: Der Kaiser begibt sich um 12 Uhr, begleitet von den Prinzen Eitel Friedrich, August Wilhelm, Oskar und Joachim und den Herren des Hauptquartiers, zur Parolenausgabe nach dem Zeughaus.

leben kann und sehr gut schwimmt. Die Tiere hatten keine Ahnung von meiner Nähe. Als ich den riesigen Hengst herausgefunden hatte, kroch ich am Boden so, daß ich seine Breitseite vor mir hatte, dann nahm ich den Henrystutzen und schoß ihm ins Fleisch des Hinterschensels. Ich wollte ihn ja nicht töten, sondern ihm eine leichte Fleischwunde beibringen. Während nun die übrigen Tiere, namentlich die Walstuten, entsetzt davonsprengten, drehte sich der Hengst mit dem Kopfe um, um seine Wunde zu ledern. Diesen Augenblick benutzte ich, warf ihm den Lasso um den Hals, daß er fast erstickt wurde, und näherte mich ihm. Ich zog ihm zunächst mit meiner Zange die mächtigen Zähne aus, die ich zur Erinnerung haben wollte, wie ich ja auch noch den Fettsack im Notizbuch besitze. Dann schwang ich mich auf seinen Rücken, löste den Lasso, und nun raffte der Hengst mit Windeseile und wie wahnsinnig fort, wobei ich ihm fortwährend taterätä in die Ohren rief. Denn jedes Pferd muß sein Geheimnis haben. Sobald seine Kraft etwas erlahmen wollte, beugte ich mich nach seinem Ohr,

legte das Tuch als Köder unfern von der Küste auf den Sand. Ich selbst lag schußfertig in einiger Entfernung. Nach etwa einer Stunde sah ich, wie am Strande einige Seehunde, dann immer mehr, in die Luft schnupperten und sich vorsichtig dem Taschentuch näherten. Als etwa achtzig bis neunzig sich dann vorsichtig heranschlichen, sprang ich plötzlich auf und schoß jedem mit meinem Henrystutzen den Schwanz ab, den sie ja hier, wo es keine Fliegen gibt, doch nicht gebrauchen. Es war allerdings etwas schmerzhaft und unchristlich, aber bei den Sunden der Kulturvölker nimmt man es damit auch nicht so genau, und ich hatte die hohe Aufgabe, mit Hilfe der Seehunde zwei Stämme der Eskimos zu versöhnen und zu befehlen. Da mußten Heinfliche Bedenken schweigen.

Die heulenden Seehunde leckten ebenfalls an der Wunde, an der kurz vorher der Schwanz gefressen hatte, und ließen sich nun von mir antoppeeln. Es war eine ganze Reihe, immer drei nebeneinander. Die ganze zähnefleischende Meute führte ich zu meinem Taterätä,

nachdem ich das Taschentuch wieder eingesteckt hatte, um es als Trophäe später zu meiner Sammlung zu legen. Nun bestieg ich mein Walroß, nahm seine Leine in die linke und die Reine für die Seehunde in die rechte Hand und jagte zurück nach Upernivik, wo mein Zug nicht geringes Aufsehen hervorrief.

Am nächsten Tage legte ich die Seehunde vor meine Feldkanone, während mein übriges Gepäc dem Walroß aufgelegt wurde. Und nun ging es in Eilmärschen nach dem Norden mitten durch das Gebiet der Kulapen. Ihre Kugeln flogen um mich herum, trafen mich aber nicht. Erst nach drei Tagen war ich in den Gefilden der Swintrefkers, die sofort ihre Rentiere bestiegen und mir entgegenritten.

„Wat wist du Kämmerdrüwer?“ (Kommst du in friedlicher Absicht?) fragte der Stammeshauptling.

„Jawohl! Ich will euch mit den Kulapen versöhnen und euch später befehren!“

„Wat maadt de diddränsch Kirl mit den suadschen Haut?“ (Dann sei uns willkommen, Friede sei mit dir!)

„Ich weiß, wo der Delgöf, euer Heiligtum, ist! Laßt mich in eure Schneehütten treten und mit euren Frauen und rofigen Töchtern den Friedenstrank trinken!“

Ich stieg nun ab, erfrischte mich und hatte auf viele Fragen über mich, meine Reisen und Bücher zu berichten. Als ich meinen letzten Roman ihnen vorlesen wollte, natürlich auf eskimofisch, riefen sie begeistert:

„Holl bin Kul! Und hol di jo un jo nich up!“ (d. h.: Nach dem Felbzuge sollst du vorlesen!)

Nun machten wir uns fertig. Ich auf meinem treuen Walroß ritt voran und gab ihnen eine

Probe deutscher Reitkunst, indem ich dem Hengst nur „tä“ ins Ohr rief. Er legte über die Eisfläche, daß seine Beine überhaupt nicht zu sehen waren. Die Eskimos konnten natürlich nicht mitkommen, so daß ich meinen Mitt mäßigen mußte. Unterwegs redete ich dem Obersten der Swintrefkers, der hier der Schneekönig heißt und sich auch wie ein solcher fiente, zu, daß er meinem Beispiel folgen und die Walrosse dressieren solle. Er müsse ein ganzes Regiment auf Walwallache setzen und für die abgebrauchten Tiere eine Walroßschlächterei einrichten, so daß man jeden Abend seine warmen Knobländer in den Straßen kaufen könne. Der Schneekönig sagte: „Wat hett des' entsamte Struktöwer för malle Grapen in'n Bregen!“ (d. h. ich danke dir und will's machen. Dein Rat ist gut, großer Fremdling, aber woher sollen wir Moßtrich bekommen? Bei uns wachsen keine Moßtrichbäume!)

„Ich schide euch meine sämtlichen Romane, da findet ihr genug Moßtrich drin!“

„So wat kräpft up'n böwelsten Böhn nich! Wif, du nich de Kirl, de sid immer mit sin eigen Fett bedruwewelt? Du heft jo'nen

an'igischen Kopp, dat du eigentlich en Swintrefker sin müßt!“ (d. h. du bist wie der Delgöf!)

Unterwegs schoß ich fortwährend Schneegänse und Eisenten, stets ins linke Auge, woran ja meine Freunde meine Schüsse erkennen. So hatten wir reichlich die herrlichsten Braten, und die Eskimos sahen mich zaghaft und erschrocken an. So etwas war ihnen noch nicht vor Augen gekommen. Nachts stellte ich Feldwachen aus, um uns gegen die vielen Eisbären und umherschwärmenden feindlichen Stämme zu schützen.

Endlich, am dritten Tage, stießen wir auf das Hauptheer, das in Schußweite vor uns stand. Ich sprengte allen voraus, und da gerade eine Schar Störche über uns hinwegflog, schoß ich mit meinem Henryfuzen einen nach dem andern herunter, daß sie alle mitten in ihre Scharen fielen. Ueber diese Probe meines nie fehlenden Stupens lachten sie, ja, sie waren völlig fassungslös. Der Storch gilt bei diesen abergläubischen Leuten als heiliger Vogel, und es ist stets ihr höchster Wunsch, daß man ihnen einen braten möge. Um den Einbruch nicht

verfliegen und die Eskimos überhaupt nicht zur Besinnung kommen zu lassen, richtete ich meine Feldkanone auf den Eisberg und schoß dann dem Delgöhen den Kopf ab. Als die Eskimos sahen, daß ihr Göf kopflos war, wurden sie es auch. Sie schüttelten die Köpfe (jeder seinen eignen), warteten, ob ihr Delgöf diese ungerechte Behandlung ungerächt lassen werde (junger Leser, lies nicht stumpfsinnig über dies glänzende Wortspiel hinweg!), und als er sich nicht rührte, wurden sie bitterböfe, zerstückten ihn und beide Stämme lutschten gemeinschaftlich ihren Göhen in



Die Prinzen Friedrich Karl und Friedrich Sieqismund von Preußen, Söhne des Prinzen Friedrich Leopold, Enkel des Feldmarschalls Friedrich Karl im Bobstleigh bei Oberhof in Thüringen, wo jetzt die Winterportstation in höchster Blüte steht. Rodelbahnen von 900 bis 2000 Meter Länge mit elektrischem Aufzug, Gelände für Schneeschuhlauf sowie eine große Eisbahn sind vorhanden. Phot. Oskar Sreich, Oberhof.

einzelnen kleinen Stücken auf. Ich als Ehrengast bekam als Ehrenanteil die linke große Behe, sie schmedte etwa wie Eiscreme aus Nizinasöl. Nun mußte ich aber doch den Eskimos zeigen, mit wem sie es eigentlich zu tun hatten. Darum rief ich meinem wadern Walroß läterätä ins Ohr und saufte nun wie rasend um die beiden feindlichen Heere herum.

„Zur Altade, marsch, marsch!“ schrie ich den Seehunden zu, und sie stürzten heulend und wie die Berferter (ostindische Tiger) brüllend hinter mir her. Um die Eskimos einzuschüchtern, feuerte ich fortwährend Schuß auf Schuß aus meiner Feldkanone in die Luft, ohne mir Zeit zu lassen, sie erst jedesmal zu laden. Die Kugeln flogen links und rechts gegen die Eisberge, der Widerhall der Schüsse hörte sich an wie das Grollen des Donners. So etwas war den Leuten völlig neu, sie kannten keine andern Geräusche als den Husten in der Familie und das Fallen der Schweißtropfen beim Hauen des Treibholzes.

Damit hatte ich gewonnen. Innerlich machte ich mich lustig über ihre Dämlichkeit und Leichtgläubigkeit und mußte lachen, wie

ich dies auch jetzt beim Schreiben tue. Man kann tatsächlich den Menschen das Blödeste Zeug vormachen und aufbinden, sie glauben die dichten Unmöglichkeiten, und je ungereimter und dummer eine Geschichte ist, desto besser ist sie. Man muß sich beim Schreiben nur nicht den Kopf zerbrechen, sondern dies dem Leser überlassen. So verfährt ein kluger Geschäftsmann.

Ein solcher Ritt war ihnen noch nicht vorgekommen. Beide Stämme riefen: „Unser Delgöb war groß; aber du noch ein viel größerer Delgöb! Du bist der größte Delgöb!“

Dann umarmten sie sich, und ich, der ich nicht bloß auf Abenteuer, sondern auch wegen der Wissenschaft reise, zog mein Thermometer hervor, um zu sehen, wie kalt es sei. Es war 17 Grad unter Null. Diese Tatsache legte ich in meinem Notizbuch nieder; es steht noch heute unter dem Tropfen aus der fetten Nase des Delgöben.

Das Blatt habe ich dem von mir hochverehrten Nordpolbezwinger Cook als Ergänzung für seine Forschungsergebnisse testamentarisch vermacht, und wenn er es nicht haben will, so soll es eingerahmt und im Schaufenster meines Verlegers bei meinen so überaus wertvollen Büchern ausgestellt werden. Die Absehwendung vom Thema glaubte ich dem Leser schuldig zu sein, damit er sieht, wie hehr und ernst ich meine Aufgabe als Weltreisender und Kulturträger der Menschheit auffasse, wenn ich mir auch zuweilen einen Witz in meinen Geschichten als Pfeffer zum Wohl erlaube.

Die verführten Heere stehen sich von mir das Instrument zeigen, und da in meiner Hand die Quecksilbersäule stieg, so beteten sie es als Gott an.

„Nein,“ sagte ich, „das ist kein Gott, das ist Physik!“

Und nun erzählte ich ihnen vom Christentum, sagte, daß ich sie alle hätte abmurksen können wie eine Hammelherde, wenn ich nur gewollt hätte, daß es mir bei meinen Abenteuern auf einige Mördchen mehr oder weniger nicht ankäme, aber christlich sei diese Beschäftigung nicht, und da später halbwüchsige Menschen die Erzählungen läsen, so käme ich weiter mit sanfter Liebe und frommer Aufwallung. Nun sollten sie mir den Gefallen tun, so bat ich herzlich, das Christentum anzunehmen.

„De Ritt hett't in't Mul, as de Klatteker in Start! Wat het hei hier bi uns rummertanmußen?“ (Deutsch: Wozu denn das?) fragte der Häuptling.

„Es ist mein Geschäft!“ antwortete ich.

„Dat is en dörchneigten Jung!“ (Das ist etwas anderes! Ich will es meinen Freunden überlassen, was sie tun wollen.) Sie waren damit einverstanden, wenn ich ihnen das Thermometer dafür geben wollte. Das tat ich gern, und so billig hat noch nie einer eine Befehrsung erreicht. Für ein Thermometer zu 75 Pfg. zwei Stämme Eskimos christlich zu machen, das grenzt ans Unglaubliche. Eigentlich wollte ich am nächsten Tage noch die Kälte messen zur Bereicherung

der grönländischen Wissenschaft, aber ich sagte: Schwamm darüber! Das Geschäft geht vor Wissenschaft. Ich schenkte ihnen also das Thermometer und zog mit allen nach Upernivik, wo der grönländische Pastor sie alle taufte. Ich schenkte dem Pastor mein Walroß, doch zog ich ihm vorher die Schwanzhaare aus, woraus ich mir eine Matratze aus Walroßhaar machen ließ, auf der ich immer schlafte, falls ich nicht schreibe. So hatte ich in einer Woche das große Werk verrichtet.

Wer beschreibt aber meine Freude, als ich beim Besteigen meines Schiffes alte Freunde antraf! Ben Said Budlamm, den Kraber-Scheich, die Große Wolke, den Häuptling der Bagbädel-Indianer, Sir Puhlmöller vom Stamme der Galefen, die so gut singen können, daß man sie meistens Singhalefen nennt. Da waren ferner zwei Eingeborene von den Sandwichinseln, namens Klumpatsch und Jagelbunt, die auf mich zuströmten mit dem Rufe: „Mah, Mayer, Jan Mayesten! Wat heft du dröge, oltbade Sell hier rümtau scherwaanken!“ (Auf deutsch: Komm hin zu uns Sandwichinseln und hilf uns!)

„Gut!“ erwiderte ich — auf sandwichisch natürlich, da sie kein Wort Deutsch verstehen. „Wenn man mich ruft, bin ich immer zu haben. Mein großes, deutsches Vaterland mag sehen, wie es ohne mich auskommt. Dort lebt man ja wegen der Streichholzfeuer überdies in einem Freudentaumel, daß man keine hübschen Geschichten lesen will. Wohlan! Sammeln wir neuen Stoff! Klumpatsch, ist der Sand bei euch Sandwichinseln ebenso fürchterlich wie in den Hundstagen in Deutschland?“

„Wat is dat för en müsterbleikten, unklanken Snad!“ antwortete er lachend. (Wir können noch davon abgeben, um ihn andern Leuten in die Augen zu streuen.)

Wir küßten uns und rieben unsere Nasen aneinander. Sie waren meiner wegen gekommen — so treu sind diese urwüchsigen Menschen! Ich fuhr mit ihnen ab, nachdem ich vorher meine Post aus Europa, Asien, Afrika, Amerika und Eber-

walde erledigt hatte. 7 Prinzessinnen, 18 Professorenöhne, 29 Realschüler hatten an mich in exaltierten Ausbrüchen wegen meiner vortrefflichen Romane geschrieben. Ich zerbrückte noch auf dem Schiff eine Träne der Nührung mit meinem Taschentuch (dem andern aus der linken Tasche, in der rechten befand sich das blutige).

Kopenhagen, 12. August 1911.

Sehr geehrter Herr Verleger! Sobald ich diese Geschichte beendet hatte, las ich der Sicherheit wegen im Großen Brodhaus über die Eskimos nach und finde, daß sie ein äußerst friedliebendes und ruhiges Volk sind. Da ich wegen meiner Kegelpartie keine Zeit habe, bitte ich Sie, jedesmal in vorliegender Erzählung das Wort „Eskimos“ zu streichen und dafür „das wilde Volk der Heidschnuden“ zu setzen. Alles übrige kann so bleiben! Das Honorar bekomme ich doch umgehend? Ihr ***



Sunjatzen, der Präsident der Republik China.

Mit der Ausrufung Dr. Sunjatzens zum Präsidenten durch die Vertreter der vierzehn abgefallenen Provinzen, die sich zur Republik China mit Nanjing als Hauptstadt konstituieren, bereitet sich eine neue Wendung in der Umwälzung vor, die sich seit Wochen im chinesischen Reiche vollzieht. Sunjatzen, auf dessen Kopf die Regierung von Peking einen Preis von 10000 Pfund gesetzt hatte, scheint des endgültigen Sieges sicher und entschlossen zu sein, unter Abbruch der Friedensverhandlungen sich der Provinzen, die noch zu den Mandschus halten, mit Gewalt zu bemächtigen.

Die Bombe.

Aus dem Schwedischen. Von Hans Gänther.

Bankdirektor Smith saß in seinem geschnittenen Schreibtischstuhl vor dem massiven Schreibtisch; durch seinen „genialen Geschäftsgeist“ hatte er sich vom Landstreicher zum Geschäftsmann emporgearbeitet. Sein Kontor war eins der größten und angesehensten der amerikanischen Stadt B. Also war Mr. Smith ein „Selbstmademan“, d. h. ein selbstgemachter Mann, und mit dieser Tatsache beschäftigten sich auch seine Gedanken an jenem Abend. Er erinnerte sich, wie viele Abende er früher unter freiem Himmel zugebracht hatte. Und er dachte seines ersten „Geschäfts“, des Schachzuges, der ihn zum „Kaufmann“ gemacht, all der kühnen Geschäftskünste, die er ausgeführt hatte und die zum großen Teil das Licht nicht recht vertrugen. Und er lachte zufrieden vor sich hin. Er hatte nun schon lange keinen Farmer mehr beim Landkauf geprellt, wie er früher zu tun pflegte, dachte er schmunzelnd.

Da öffnete sich plötzlich nach leisem Klopfen die Tür, und ein Buchhalter meldete, daß ein Herr den Chef zu sprechen wünsche.

„Wie heißt er? Seine Karte?“

„Er wollte seinen Namen nicht nennen,“ lautete die untertönige Antwort. „Ich empfangen niemand, der sich nicht nennt. — Sagen Sie ihm das.“

Der junge Buchhalter verschwand und schloß lautlos die Tür. Doch gleich war er wieder da.

„Smith ist sein Name.“

„Smith? ...“

Smith?“ wiederholte Smith für

sich selbst, als suche er in seinem Gedächtnis nach einem Bekannten dieses Namens. Dann sagte er in einem Ton, der herablassend scherzhaft klingen sollte: „Sagen Sie Herrn Smith, daß Herr Smith ihn erwarte!“ Und mit einer einladenden Handbewegung: „Führen Sie ihn herein!“

Gleich darauf erschien Herr Smith, ein großer, kräftig gebauter Mann mit hellem Gesicht und scharfen blauen Augen, die wohl einst träumen konnten, doch nun gelernt hatten, daß man das im Dollarlande Amerika nicht darf. Er trug einen langen Regenmantel, bis oben zugeknöpft, den Kragen hochgestülpt, und auf dem Kopf einen großen, weichen Filzhut mit breiter Krempe, deren Schatten sein Gesicht ganz verbarg. Nur die Augen spähten blinzelnd aus dem Dunkel.

In der linken Hand hielt er ein kleines Paket, die Rechte war in der großen Rocktasche verborgen.

Sobald die Schritte des Buchhalters verhallt waren, näherte sich der Fremde schnell dem Schreibtisch, zog die Hand aus der Tasche und hielt Herrn Smith einen funkelnden, geladenen Revolver vor das Gesicht.

„Wenn Sie Schweigen, dann soll Ihnen nichts geschehen. Doch sagen Sie ein Wort oder machen Sie eine Bewegung, so sind Sie des Todes. Hände hoch!“ — Smith war vor Schreck wie gelähmt.

„Stehen Sie auf,“ befahl der Fremde, „und stellen Sie sich dort

an die Wand! Nein, warten Sie, nehmen Sie den Stuhl mit, Sie dürfen sitzen. Dort in der äußersten Ecke, wenn ich bitten darf.“ Smith gehorchte, trenn begleitete von dem Fremden, der den Revolver immer in unbehilglicher Nähe seines Gesichts hielt. Dann ging der Fremde rückwärts an den Schreibtisch, durchschnitt mit einem Messer alle daran befindlichen Leitungsdrähte und riß die Telefonleitung von dem Apparat, doch beständig seinen Gefangenen bewachend. Darauf näherte er sich ihm wieder und sagte: „Sie wissen nicht, wer ich bin, und das kann Ihnen auch gleich sein. Doch vor einigen Jahren verkauften Sie einem armen Einwanderer eine Farm mit wunderschönem, ungewöhnlich frucht-



Montreal in der Eiszeit.

Phot. Karl Garnich, Düsseldorf.

barem Boden, mit guten Gebäuden, was alles sehr teuer bezahlt wurde; als aber dann der Eigentümer hinkam, fand er alles verfallen und in einer öden Gegend mit schlechtem Erdreich gelegen. Sie haben jenen Mann schändlich belogen und betrogen und ein nettes Vermögen an ihm verdient. Der Kernste konnte daher nichts anderes tun als die verfallene Farm wieder instand setzen, eine mühevoll und schwere Arbeit, die ihm doch schließlich dank seiner Willenskraft und Ausdauer gelang. — Jetzt hat er den Hof verkauft. Nun wohl, dieser Mann — — Ja, Sie ahnen nun vielleicht, wo er ist.“

Nach einer Pause fuhr er fort: „Ich bin nun hergekommen, um mich zu rächen. Stillsitzen, sonst —!“ Er hob den Revolver, als Smith bei dem Wort „rächen“ aufsprang, als wollte er sich erheben. „Also,

wie gesagt, ich beabsichtige, mich zu rächen, Sie sehen hier dieses kleine Paket. Es enthält eine Bombe. Sehen Sie ein vortreffliches, kleines Ding, das, wie Sie wissen, einen in kleinen Stücken an eine gewisse warme Stätte befördert, wenn man es nicht vorsichtig handhabt. Nun, dahin können Sie ganz sicher, auch ohne meine Hilfe, aber es kommt darauf an: Wollen Sie auf meinen Vorschlag eingehen, mir das Geld zu überlassen, das sich zufällig in Ihrem Schrank befindet, so soll weder die Bombe, noch der Revolver zur Anwendung kommen, wenn nicht — nun, Sie verstehen," fügte der Fremde hinzu, indem er das Paket mit der Bombe in der Hand drehte.

"Ich habe augenblicklich kein Geld hier."

"Keine Ausflüchte! Heraus mit den Schlüsseln!" rief der Fremde, so laut er es wagen konnte, um nicht in den Nebenräumen gehört zu werden, und hielt die kalte Revolvermündung unmittelbar an Smiths Stirn.

Dieser gehorchte, ging an den Schrank, öffnete ihn, beständig bewacht von dem Manne mit dem Revolver, der sich dann mit Leichtigkeit des Geldes bemächtigte, das sich darin befand. Es verschwand in seiner Tasche, der Schrank wurde wieder geschlossen und Smith durfte wieder zu seinem Sessel zurückgehen.

Der Einbrecher stellte sich vor ihn und begann nun eine kleine Ermahnungspredigt:

"Nun habe ich, was ich haben wollte. Ich glaube nicht, daß es zuviel ist. Doch wäre es selbst mehr, als jener Einwanderer Ihnen zurzeit bezahlen mußte, so schadet es nichts. Denn Sie haben das meiste von dem, was man für redlich erworben hält, gestohlen. Sie haben soviel arme, unerfahrene Menschen schmähslich betrogen, daß es Ihnen recht geschieht, wenn Sie nun einem kleinen Streich ausgesetzt werden. Sie sind ein erbärmlicher Feigling und fürchten den Tod, denn Sie zittern. Doch ich habe Eile. Ihre Buchhalter könnten auf den Einfall kommen, uns hier zu füren, und das wäre nicht nach meinem Geschmack. Zwar habe ich sechs Schüsse hier im Revolver, doch ..."

Während dieser Worte entfernte er behutsam das Papier von dem kleinen Paket und das Gesicht des zu Tode erschrockenen Smith wurde kreidebleich, als sein Blick auf die Bombe fiel, die der Fremde nun in der Hand hielt. Es war äußerlich eine ganz gewöhnliche kleine Sardinienbüchse, deren Deckel mit einem mehrmals umgewickelten dünnen Draht verschlossen war.

"Mit Hilfe dieses Dinges hier will ich Ihnen ein Stückchen auf den Weg zu Ihrem Bestimmungsort verhelfen, sofern Sie nicht sehr starke Knieen haben, denn das ist das einzige, was Sie davor bewahren

kann, Ihrer Laufbahn als „Geschäftsmann“ und Betrüger hier auf Erden ein schnelles Ende zu setzen. Sagen Sie nun ganz still, denn mein Revolver entlädt sich leicht — ein einziger Druck meines Zeigefingers, und Sie haben eine Kugel im Kopf, Sie für ewig vor Kopfschmerzen schützt."

Damit steckte er die Bombe vorsichtig in die Tasche und zog eine Schnur heraus. Mit dieser band er Smiths Arme so an die Stuhllehne, daß die Hände das Gesicht nicht erreichen konnten.

"Nun werden Sie wohl nicht aufstehen," sagte er mit höhnischem Lächeln, „und damit Sie keinen Lärm machen, wenn ich gehe, gebe ich Ihnen dieses kleine Dynamitbistuitchen zu heißen. Öffnen Sie den Mund," befahl er sehr energisch, „groß genug ist er ja," während die Revolvermündung Smiths feuchte Stirn berührte.

Dieser gehorchte zitternd, denn vor dem unerbittlichen Revolvermenschen war all sein Mut wie weggeweht. Gehorsam öffnete er den Mund, und der Fremde steckte schnell die kleine Sardinienbüchse zwischen seine Zähne.

"Reißen Sie nun die Zähne zusammen und halten Sie dieses nette Butterbrot ganz fest, denn wenn Sie es fallen lassen, so — ja, piff, paff! — und Sie haben Ihren Reisepaß zu dem Sammelplatz aller Schurken. Ade, Herr Smith, schlafen Sie ja nicht ein, wenn Sie es nicht mit geschlossenem Munde tun können."



Studienkopf von Professor Walter Petersen in Düsseldorf.

Der Fremde ging zur Tür, öffnete und schloß sie hastig und befand sich schnell auf der Straße unten. Er blickte zu Smiths Kontorfenstern hinauf und lachte vergnügt. Dann verschwand er schnell in Nacht und Nebel.

Doch Smith saß in seinem Zimmer auf dem Kontorstuhl, unbeweglich, mit dem Bild eines Irren die Tür betrachtend, durch die sein „Gast“ soeben verschwunden war, beständig in die Bombe beißend, so daß er einen Krampf in den Kiefern bekam.

Er vermochte keinen klaren Gedanken zu fassen. Zuweilen glaubte er, er sei verrückt geworden oder das Ganze sei womöglich nur ein unheimlicher Traum, und dann war er im Begriff, den Mund ein wenig zu öffnen. Doch er hütete sich ein zweites Mal vor dieser Versuchung, denn mit größter Anstrengung nur vermochte er die Sardinienbüchse im letzten Moment noch mit den Zähnen zu halten — sie wäre ihm beinahe aus dem Munde geschlitten.

Es war ihm, als säße er hier schon Stunden, ja Tage, alles Geschehene war so lange her. Doch als er die Uhr sieben schlagen hörte und die Buchhalter begannen, ihre Bücher zuzuschlagen, um nach Hause zu gehen, vermehrte sich sein Entsetzen noch. — Nun würde er bald allein zurückbleiben, eine ganze lange Nacht in dieser Stellung! Wird er das aushalten oder werden seine Kiefern erlahmen, wird die Bombe zur Erde fallen und ihn in Stücke sprengen? Diese Frage stellte er sich immer wieder. Sein sogenannter geschickter Geschäftsgeist sann, daß ihm die Schläfen pochten. Ach, nun bekam er wieder einen fürchterlichen Krampf in dem Kiefern. Und nun auch noch im Halse.

Er hielt es nicht länger aus. Ein lauter Hilferuf, er wurde ohnmächtig, die Bombe fiel zur Erde. Die Buchhalter stürzten zu ihrem Chef herein.

Erschrocken fuhren sie zuerst zurück, als sie ihn auf der Erde ohnmächtig und gebunden sahen, zu seinen Füßen eine Sardinienbüchse. Doch dann befreiten sie ihn von seinen Fesseln,

wuschen sein Gesicht mit kaltem Wasser und nahmen Atmungsübungen mit ihm vor. Allmählich kam er wieder zum Bewußtsein und warf erschrocken fragende Blicke um sich.

„Wo ist die Bombe?“ war sein erster Gedanke, und immer wieder murmelte er: „Die Bombe, die Bombe.“

Der junge Mann, der das merkwürdige kleine Ding von der Erde aufgenommen hatte und es noch in der Hand hielt, ließ es gedankenlos sofort wieder fallen. Ein anderer, vorichtigerer, hob die Büchse auf, widerte behutsam den Draht ab und öffnete den Deckel. Ein wenig Papier und etliche kleine Schrotkugeln machten

den ganzen Inhalt der entsetzlichen Bombe aus.

Nachdem Smith sich ein wenig erholt hatte, erzählte er seinen erstaunten Zuhörern, wie man ihn beraubt hatte. Doch als sich einer von ihnen erbot, die Angelegenheit sofort der Polizei zu melden, wies er dieses Anerbieten dankend zurück, nahm seinem Personal das Versprechen unbedingten Schweigens ab und versprach jedem eine Belohnung von 100 Dollar.

Einige Wochen später erhielt Smith eines Morgens einen rekommandierten Brief aus NewYork. Er lautete:

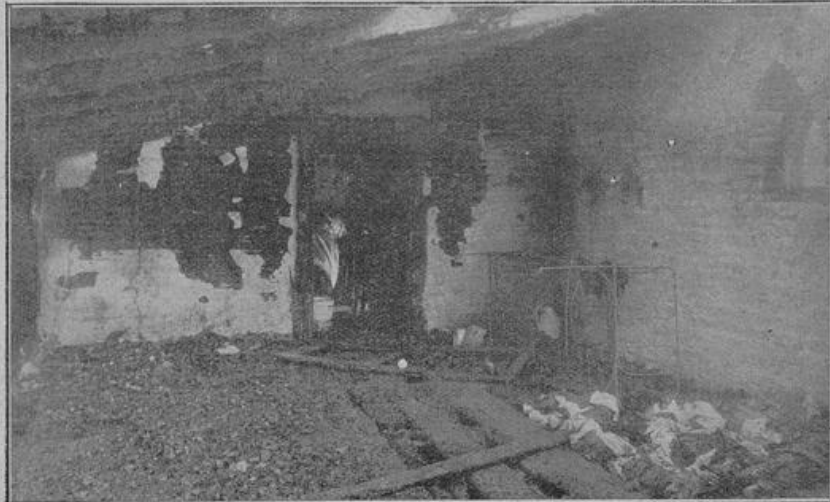
„Mein lieber Herr!

Ich habe mir ausgerechnet, daß ich an dem bewußten Abend 265 Dollar zuviel bekommen habe. Ich sende sie Ihnen hiermit zurück. Sie sind natürlich nicht so dumm, mich festnehmen lassen zu wollen. Es würde Ihnen nicht ge-

lingen und überdies nur zu Ihrem Nachteil sein. Doch ich will Ihnen erzählen, daß ich nun wieder auf dem Wege nach meinem Vaterlande bin. Ich habe genug von Ihrem Land und seinen Schurken.

Noch ein Rat: pressen Sie nie wieder arme Einwanderer, denn es gibt echte Bomben und Revolverkugeln, die schneller zur Anwendung kommen als die meiner harmlosen Sardinienbüchse an jenem Abend.

Ihr ergebener
Karl Anderson Smith.“



Vom Dachstuhlbrand in Düsseldorf, Ecke Charlotten- und Zimmermannstraße.

J. Kour,
Düsseldorf.

Die abgebildeten Räume sind keine Mansarden, sondern kleine Kabinen über dem Dachgeschoß. Ein Fenster nach der Straße zu war ebensowenig vorhanden wie ein Oberlichtfenster. Unten: Die Schlafkabine des verbrannten 50-jährigen Mannes. Ueber dem Gesäße links eine kleine Luke nach dem Hof, der einzige eventuelle Ausweg. Oben: Im Hintergrunde die Schlafstelle der beiden aus einem 16 m hoch gelegenen Fenster gesprungenen Mädchen.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 5.

Düsseldorf, 20. Januar.

1912.



Dom Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig: Eine Kriegerfigur (Hüter der Freiheit), welche 12 m hoch ist. Zwölf solcher Figuren werden um den oberen Kuppelrand aufgestellt.

Das verlassene Schiff.

Novelle von P. S. Schaw.

(Nachdr. verb.)

Der „Ulrich B. Juggins“ hatte zwei gänzlich ereignislose Reisen hinter sich, und Kapitän Zinks langweilte sich erheblich.

„'n Hundeleben,“ sagte er zu seinem Steuermann, der gerade sein Lieblings-Gähnerauge mit einem großen Taschenmesser attackierte, „nix Romantisches, kein Erlebnis, rein nix passiert.“

In diesem Augenblick holte das Schiff gewaltig über, des Steuermanns Messer rutschte ab, und er säbelte sich ungefähr einen Quadrat-zoll Haut von seiner Nase. Der Kapitän wurde vor Schadenfreude rot im Gesicht, Thomas, der Steuermann, auch, aber nicht vor Vergnügen. Er hätte am liebsten einen Luftsprung gemacht.

„Gleich wird was kolossal Interessantes passieren,“ höhnte Thomas, hopfte auf einem Bein umher und streichelte sein mißhandeltes Fäßchen zärtlich, „passen Sie auf, Käp't'n, ich verblute!“

„Hab' gehört, das soll 'n schöner, schmerzloser Tod sein,“ sagte Zinks teilnahmsvoll, „und ein neuer Steuermann bringt wenigstens Leben in die Bude. Sie haben auch gar keinen Sinn für Humor.“ Der Steuermann grunzte bloß, so daß der Kapitän tröstend fortfuhr:

„Wenn ich Ihr Stück Fell finde, werd' ich's behalten, meine Wasserstiefel brauchen verdammt nötig neue Sohlen.“

Thomas humpelte davon und das Deck entlang. Er erwischte gerade den Schiffsjungen, der sich beim Koch erkundigte, ob er einen neuen Dedel für den Kohlenbunker brauche, er hätte ja ein Stück Leder gefunden.

Der Steuermann ließ nun seine schlechte Laune an diesem Jüngling aus, wobei er ihn sorgfältig über die Brüstung lehnte und an alle giftigen Antworten dachte, die er dem Kapitän gegeben hätte, wenn sie ihm rechtzeitig eingefallen wären. Schließlich beruhigte er sich, marschierte zum Barometerstand und dann zum Kapitän zurück.

„Sagten Sie nich was von Langeweile, Käp't'n?“ fragte er und sah angelegentlich gegen den Horizont, „das wird woll bald anders werden, scheint mir, da kommt 'n schöner strammer Wind auf.“

Nun gab es nichts, was dem guten Zinks soviel Sorgen machte, als stürmischer Wind. Dagegen er seit dreißig Jahren zur See fuhr, befahl ihn jedesmal die Seekrankheit. Und es half nichts, daß er Pöfel-fleisch und Konserven als Ursache beschuldigte und verfluchte, er wurde seekrank, sobald Sturm aufkam. Und als er jetzt dem Blick seines Steuermanns folgte und dort den stahlblauen Glanz zwischen den Wolkenbergen sah, legte er kummervoll die Hand auf seinen Magen und höhnte leise.

„Ich werde dem Koch sagen, er soll 'n schönes Stück fetten Sped zum Abendbrot machen,“ schlug Thomas höhnisch vor, „das wird Ihnen höllisch gut tun. Sie müssen doch an Deck bleiben, die Nacht über, ich hab' ja kein Delzeug, hab's verkauft, um Bier zu kriegen.

Ich sollt' ja was spendieren, das waren nu' meine „Spendierhojen“, Käp't'n!“ —

„Ich hab' 'n schönes neues Delzeug über,“ sagte Zinks schmeichelnd „Ich wollt' es Ihnen sowieso zum Geburtstag schenken.“

„Mein Geburtstag ist all' lange vorbei,“ lehnte Thomas ab, „außerdem hat der Kapitän die Pflicht, bei rauher See an Deck zu sein.“

Zinks war sonst sehr geizig, aber in diesem Falle war es doch zu nichts am Plage. Ein Sturm ist prächtig, um Frauen, die mit glänzenden Augen zu einem anschauen, davon zu erzählen; aber in Wirklichkeit, bei heulendem Wind und nassen, überprühten Decks war es doch sehr ungemütlich. Zinks fiel etwas anderes ein, es war zwar nicht sehr mutig, aber doch ein Ausweg.

„Hat nicht der Koch gesagt, die Kartoffeln sind alle? Dann könnten wir siz nach Rudhaven fahren — man grade vierzig Meilen die Küste lang — und neue holen.“

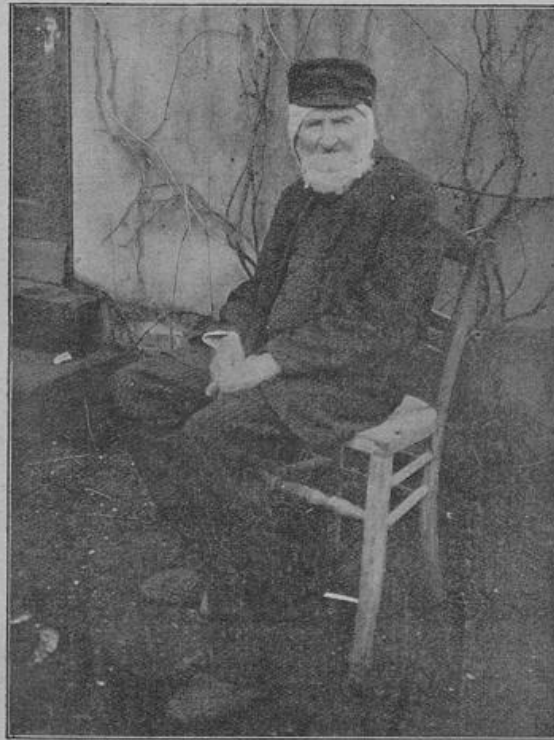
„Nix' nötig,“ grinste Thomas, „s' sind noch sechs Sad Kartoffeln da; aber 'ne schlimme Sorte, Käp't'n! Der Koch sagte neulich, er hätte schon allerhand gefodt und gegessen, aber so'n Schweinefutter noch nie. Na, ich schäpe, Ihnen ist's egal, was die Mannschaft sagt. Sie sparen ja 'ne Menge schöner Goldstücke dabei.“

„Kümmern Sie sich um Ihren Kram,“ knurrte Zinks, der Anspielungen auf seinen Geiz nicht vertrug.

„Na schön, 's hat auch nix mit dem Sturm zu tun,“ meinte Thomas. Denn gerade in diesem Moment sprang eine fröhliche Welle über das Deck und goß einen Sprühregen über die Männer. Zinks wischte das Wasser aus den Augen und lehnte sich plötzlich über die Reling. Ihm war sehr unwohl, sein Magen schien ihm für den Körper viel zu groß zu sein, und im Kopf hatte er ein schwindliges Gefühl. Thomas laute ruhig seinen Tabak.

„Der „Ulrich“ ist auch nich' mehr sehr feistlich,“ bemerkte er, „bei schlechtem Wetter schaukelt er wie 'n Futtertrog. Na, ich kann ja schwimmen. Uebrigens, haben Sie bemerkt, Käp't'n, daß bei Pimehouse Reach alle Matten vom Schiff gekrabbelt sind, he?“ Er stapfte ab und überließ Zinks seinen Gedanken. Die waren trübe. Er wußte ganz genau, daß sein „Ulrich“ ein alter Kästen war, der keine großen Schwierigkeiten mehr ertrug.

Der Wind sprang immer schärfer auf, und jeder neue Windstoß schien stärker zu sein als sein Vorgänger. Die oberen Segel des Schoners knackten und knarnten bereits verdächtig. Zinks pfiß alle Mann an Deck und ließ die Segel reffen, dann zog er sein Delzeug über, knöpfte es bis an den Hals zu und fühlte sich miserabel. Er versuchte seiner auslenden Gedanken Herr zu werden. Aber vergeblich, denn heulende, platschnasse, schaumige Wellen stürzten über das Schiff und hüllten alles in falsige Feuchtigkeit. Zinks wußte, es



Der 99jährige Invalide Peter Harrenstein,

geboren am 29. Januar 1815 in Hütteswagen, zur Zeit im Johannesstift in Neu-Hütteswagen. Phot. Heidelmann, Barmen.

würde eine schlechte Nacht werden. Jetzt kam der Koch und klagte sein Leid:

„Kapt'n, mein Hemd is weg. Heute nachmittag hab' ich's gewaschen und über die Reling gehangen — nu is es futsch, weg. Und dabei war's mein bestes und mein einziges, Kapt'n!“ Der Kapitän schickte ihn wütend fort und rannte zur hell erleuchteten Kabine, aus der ein Duft von heißem Kakao aufstieg. Den kochte sich gerade der Steuermann in einer Konservendüchse über der Lampe. Zinks riß das Oberlichtfenster auf und schrie:

„Sie lämen auch besser an Deck, statt da wie 'ne alte Frau zu kochen.“

In diesem Augenblick schwappte eine lange Welle über das Heck, in die Fenster der Kabine und über den Kakao des Steuermanns, der sein Werk eine Sekunde später als braunes Wasser abfließen sah.

„'s scheint, als ob ich nich' der einzige bin, der sich unbehaglich fühlt,“ sagte Zinks teilnehmend. Von der Kabine kam, unverständlich im Sturm, nur ein leises Brummen. Thomas schien etwas unzufrieden zu sein.

Inzwischen war tiefe Nacht herein gebrochen. Dide Wellen rollten heran und warfen den „Uriah B. Juggins“ in der unendlichen Finsternis umher, daß er mit sich selbst Fangball zu spielen schien; der Wind heulte und riß den alten Schoner hoch und nieder.

Da tauchten dunkle Formen aus Gischt und Schatten, und trampelnd und pudelnaß erschien die ganze Mannschaft auf dem Achterdeck. Voran der Oberbootsmann als Sprecher:

„Wir ha'm lange genug ausgehalten, Kapt'n, aber wir sind doch nich' verrückt auf kalte Bäder, einmal im Jahr is genug, finde ich. Außerdem hab' ich meine Pfeife in der Dunkelheit zerbrochen,“ fügte er knurrend hinzu.

Zinks schickte sie in die Kabine und hieß sie, sich's an des Steuermanns Ankerplatz bequem zu machen. Gleich darauf stolperten schwere Füße die enge Treppe herauf, und Thomas erschien.

„Das Schiff leckt,“ brüllte er durch den Sturm, „mein Zimmer is voll Wasser, alle Gänge sind voll und Ihre Kajüte auch, denke ich. Ich hab' nich' reingesehen, aber ich höre allerhand poltern.“

Bald danach kamen die Matrosen wieder, und der Oberbootsmann wurde, sehr gegen seinen Willen, mit der Mehrte abgeschickt, um das Wasser im Schiff zu messen. Er kam zurück und meldete acht Fuß Höhe.

Zinks sonst so rotes Gesicht wurde vor Furcht und Unbehagen grau. Zweifellos war die Lage äußerst ernst. Der Sturm nahm zwar nicht mehr zu, aber das Schiff stampfte und schlingerte und zeigte von seinem traurigen Zustand. Es war eine Frage, ob es morgen noch die Decks über Wasser hatte.

„Ich bleibe auf dem Schiff,“ sagte der Kapitän. Nicht der heldenhaften Gedanke, mit seinem Schiff unterzugehen, ließ ihn das sagen, sondern die einfache Ueberlegung, daß ein kleines Boot noch unsicherer sei als der dickbauchige Schoner.

„Das gibt's nich,“ sagte Thomas, „denken Sie, wir nehmen die Boote und rudern ohne Sie zur Küste? Wo Sie der einzige sind, der Geld hat — und wir mit leeren Taschen, und alle Kneipen zu!“

„Ja, wir werden Sie schon mitkriegen,“ brummte die Mannschaft durch das Dunkel.

Zinks griff nochmals nach der Mehrte, ging unter Deck, schraubte den Stupferdeckel vom Pumpenloch und steckte die Rute hinein. Sie zeigte neun Fuß Wasser.

Da brüllte er durch die Finsternis: „Alle Mann vom Schiff,“ und von oben antwortete ein viestimmiges Hurra!

Die Matrosen stürzten sich über das einzige Rettungsboot, das der „Uriah“ trug, und machten es klar. Zinks schägte die Küste zehn Meilen entfernt und hielt Proviant für unnötig, aber die Mannschaft

war doch anderer Meinung. Schließlich war alles fertig, und Zinks, der die Ruderpinne hielt, gab den Befehl zur Abfahrt. Uriah B. Juggins blieb allein zurück und konnte tun, was ihm paßte.

Die Männer ruderten durch die Nacht. Zinks wollte ihn netwas Gutes erweisen und fing zu singen an. Da warf der Oberbootsmann, der vor ihm saß, sein Ruder hin und fluchte heftig.

„Was is denn los?“ erkundigte sich der Kapitän.

„Nich' genug, daß wir in so 'ner Rußschale schiffbrüchig gehen, soll ich mich noch totalen lassen!“

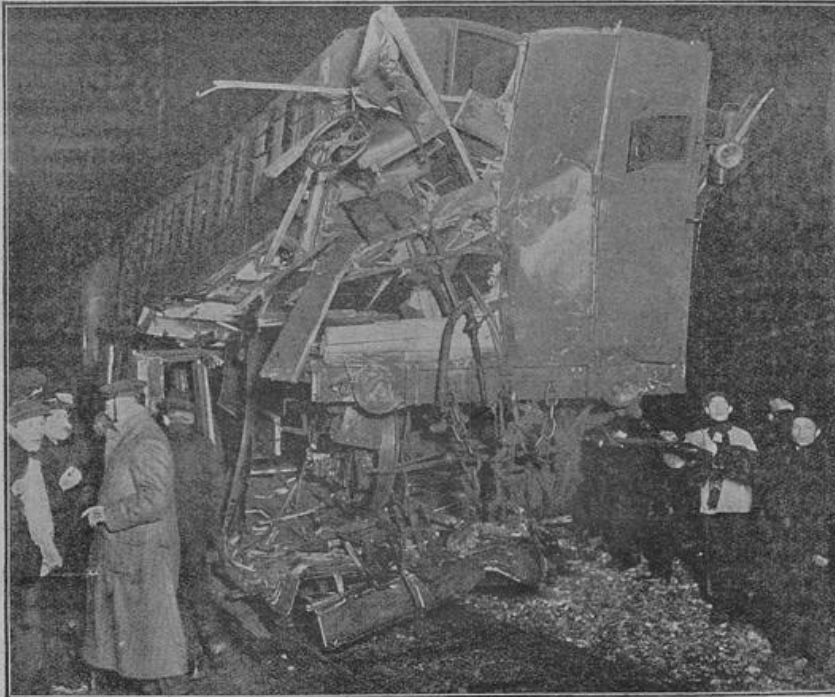
„Wer quält Sie denn?“

„Na, Sie selber, Kapt'n. Ihr Gebrille bringt einen

um. Und außerdem tut's mir im Nacken weh!“ Der Kapitän schwieg gekränkt und der Mann ruderte in stillem Aerger weiter. Plötzlich stieg ein hoher, großer Schatten steil vor ihnen auf und Zinks schrie entzückt: „Ein Schiff! Ein Schiff! Hurra, wir sind gerettet!“ und rief durch die hohlen Hände: „Schiff ahoi!“ Aber keine Antwort kam.

„Näher ran,“ befahl er, „vielleicht haben sie uns nicht gehört.“ Alles blieb still. Man konnte ein grünes Licht hoch oben an Bord blinken sehen, doch niemand kam. Die Besatzung schien zu schlafen.

Inzwischen schauerte das Boot dicht die Schiffswand entlang. Thomas erwischte ein herunterhängendes Seil, stemmte die Knie an und kletterte hoch, die andern hinterdrein. Mit verwunderten Augen sahen sie sich auf dem Deck um. Es war ein großes Dreimastschiff, das schwere See hinter sich zu haben schien, denn auf Deck lag alles kunterbunt durcheinander. Ein Licht brannte in der Kajüte. Das Steuerboot schlug hin und her, aber kein Mensch war zu sehen. Das Rettungsboot fehlte auch. — — —



Eisenbahnzusammenstoß bei Bondy.

Bei Bondy in der Nähe von Paris fuhr ein Personenzug auf einen dort stehenden Zug, dessen drei letzte Wagen zertrümmert wurden. Zehn Tote und an zwanzig Verwundete wurden gezählt. Unser Bild zeigt die feuerrohrartig ineinander geschobenen Wagen. Int. Illustr.-Agentur, Berlin.

Der Tag begann langsam mit grauem Licht. Zinks spazierte durch die unteren Räume.

„Scheint 'n verlassenes Schiff zu sein, seiner Erbschaft für meinen „Ulriah!“

Thomas antwortete nicht. Er hatte die Kajüte geöffnet, untersucht und hielt eine Flasche in der Hand.

„Die hatten Bier hier. Porter auch. Ich wünschte, ich wäre hier Steuermann gewesen.“ Dann warf er den Kopf nach hinten und man hörte ein längeres Klackfen.

Zinks kletterte an Deck. Da waren die Matrosen beschäftigt, die Kleider der verflochtenen Mannschaften mit Beschlagen zu belegen. Der Koch und der Oberbootsmann hatten einen hitzigen Disput über ein Paar Hosen, das gerade, als der Kapitän austauchte, als der Klägere Teil nachgab und in zwei Teile riß.

„Wir woll'n Segel setzen und machen, daß wir nach Rudhaven kommen. Der Wind flaut ab, 's ist keine Gefahr mehr,“ sagte Zinks.

Bald darauf breitete der Dreimaster seine Segel vor einer frischen Brise aus und zog in flotter Fahrt landwärts.

Zinks hatte sich entschlossen, nichts über das gefundene Schiff zu sagen. Er wollte es einfach nehmen, den Namen übermalen und als hübschen Erbschaft für seinen verlorenen Schoner betrachten. Das würde alle unnötigen Fragen ersparen und allseitig befriedigen.

So lief der Dreimaster langsam in die Mündung des Rud und schließlich in den Hafen ein. Die Ankerketten rasselten hinaus, dann lag die Mannschaft in ihren Hängematten und schlief, was sie konnte. Zinks schnarchte in seiner Kajüte und träumte so süß, daß er erst gegen Sonnenuntergang erwachte und an Deck kam.

Er sah sich vergnügt um, da erblickte er in der Nähe ein Schiff, das gerade vor Anker ging. Seine Augen weiteten sich gewaltig, denn es kam ihm irgendwie bekannt vor. Er stierte lange hin, schließlich konnte er aber nicht mehr an sich halten.

„Schiff ahoi!“ brüllte er, „was für ein Schiff ist das?“

„Verdammt, wenn ich's weiß,“ sagte ein kleiner bärtiger Mann, der auf dem Hinterdeck stand, „ich hab's irgendwo gefunden!“

„Mir gehört's, das ist der „Ulriah W. Juggins.“

„Na, wenn Sie Schiffe auf so merkwürdige Weise verlieren, dann müssen Sie darauf gefaßt sein, sie merkwürdigerweise wiederzusehen,“ sagte der kleine Mann, „übrigens, Ihr Schiff da kommt mir auch mächtig bekannt vor, wie heißt es denn?“

Inzwischen war die Besatzung beider Schiffe dazugekommen, lehnte über die Relingen und hörte dem Dialog mit großem Interesse zu.

„Lucie Anna,“ sagte Zinks, nachdem er schnell einen Blick auf den Schiffskleber geworfen hatte.

„Was tun Sie denn auf meinem Schiff,“ brüllte der kleine bärtige Mann, „Sie rotznäsiges Kerl Sie!“

„Ich hab's auch gefunden,“ antwortete Zinks, „übrigens, von roten Nasen wollen wir doch lieber nicht reden, die steht einem ehrlichen Seemann vielleicht besser als ein Gesicht, das ausfieht wie ein alter Schiffszwiebad, auf dem einer rumgetrampelt hat. Als wie Sie!“

Der kleine Mann schnappte vor Bestürzung nach Luft und fand keine Antwort, dann kletterte er über die Reling und kam, so dicht

er konnte, an Zinks heran. „Nu' erzählen Sie mal, was war denn eigentlich los?“ sagte er freundlich.

„Mein Schiff zog mächtig Wasser,“ erklärte Kapitän Zinks, „und wir haben's diese Nacht verlassen. Dann haben wir diesen Dreimaster hier gefunden, und weil keiner darauf war, haben wir ihn in'n Hafen gebracht.“

„Aber Ihr Schiff zieht doch kein Wasser,“ sagte der Kleine, „es ist Knochentrodnen.“

„Ach was,“ erwiderte Zinks, „ich muß 's doch wissen, ich hab' selber neun Fuß Wasser gemessen.“

„'s is besser, Sie kommen an Bord, da können wir uns ruhig drüber unterhalten. Bringen Sie auch 'n bißchen von meinem Bier mit; ich bin ganz ausgetrodnet.“

Zinks kletterte an Bord seines eignen Schiffes und brachte seinen Steuermann mit. Der kleine Mann kam ihm entgegen und streckte seine Hand aus. Zinks gedachte sie freundlich zu schütteln, aber der andere sagte:

„Nee, das mein' ich nich, ich will das Bier.“

„Ach, das ist's,“ sagte Zinks und zeigte auf Thomas, „ich hab's mitgebracht, aber ich weiß nicht, wie Sie's kriegen werden, mein Steuermann ist verdammt durstig gewesen.“

Thomas, der einen leisen Schluckauf hatte, grinste sanft.

„Schiffe sind 'n trodner Boden,“ sagte er feierlich.

Der Kleine sah mißvergnügt aus, aber er schwieg.

Nun gingen die beiden Kapitäne in die Kajüte hinunter und schlossen bei einem heißen Rums einen Kompromiß. Sie einigten sich darauf, ihre Schiffe und ihre Mannschaften wieder auszutauschen, und jeder sollte dem andern sein Eigentum wiedergeben. Es war ein höchst merkwürdiges Zusammentreffen, daß beide Schiffe zu gleicher Zeit verlassen worden waren, und noch viel verwunderlicher, daß jeder des andern Schiff gefunden hatte.

Jetzt schüttelten sie einander herzlich die Hände und gingen an Bord des Schoners und des Dreimasters.

Am andern Morgen spazierte Zinks in aller Frühe über das

Deck seines neugewonnenen Schiffes und sah mit Herrentieme um sich. Plötzlich sagte er:

„Ich kann bloß nicht verstehen, woher die neun Fuß Wasser kamen, der Mann sagt, es ist Knochentrodnen, und das ist es auch, bei Gott!“

Da kam der Oberbootsmann auf den Behenspitzen über das Vorderdeck und sagte ganz leise:

„Wissen Sie, was mir einfällt, Käpt'n, wir hatten doch auf 'er letzten Reise den Trinkwasserkessel abgelassen, und die Röhre vom Pumpensob führt auch zum Trinkwasser. Deshalb waren es letzte Nacht neun Fuß.“

Langsam dümmerte auf dem Gesicht des Kapitäns das Verstehen. Er hatte tatsächlich an die Aenderung nicht mehr gedacht und den Wasserstand im Trinkwasserkessel ausgemessen. Jetzt griff er in die Tasche und sagte:

„Hier haben Sie 'n Goldstück, das ich gerade nich' brauche; wir woll'n allen erzählen, wir sind fröhlich aufgestanden und hab'n das Wasser rausgepumpt, nich'?“

Der Oberbootsmann grinste verständnisvoll. — — — — —



Albert Aruz, Landschaftsmaler in Düsseldorf, feiert am 24. Januar seinen 80. Geburtstag. Die Aufnahme zeigt den Künstler im 55. Lebensjahr.

Romantik.

Von Artur Möller.

Auf der Bank vor der gelben Wand des einstöckigen Hauses saß der Bezirksrichter Malmros und legte zum letztenmal in dieser Saison sein Patiencepiel „Napoleons Grab“. Ein friedlicher Ausdruck lag über seinen markierten Zügen, die scharfen Juristenfalten an den Augen ruhten und seine weißen Hände breiteten die Karten in acht Häufchen aus. Draußen auf dem Hofe pumpte eine Magd Wasser in einen Eimer.

„Nun wird der Herr Doktor wohl bald wieder da sein.“

„Ja, da kommt er gerade, glaube ich.“

Er blickte auf die Landstraße hinaus und erkannte schon aus

donnernder Stimme begrüßte er seinen Gast und trieb ihn vor sich die Treppe hinauf.

„Wina, das Mittag ist wohl fertig, mein Badstich?“

Auf dem Tische stand ein Strauß Äpfeln, und der Bezirksrichter bemerkte, daß Wina einen weißen Spigenstragen um die abfallenden Schultern gelegt und eine altmodische Brosche vorgesteckt hatte, deren ovale Emailplatte einen Mädchenskopf mit offenen Haaren darstellte. Und über sein Unterbewußtsein glitt der Schatten einer Erinnerung.

Malmros betrachtete die Tochter des Hauses, die er während dieser stillen Monate so wenig wahrgenommen hatte, wie man ein

Eine römische Jupitersäule aus dem Anfang des 3. Jahrhunderts nach Christus.

Am 28. Oktober wurde in Odenkirchen (Kreis M. Gladbach) bei Gelegenheit von Ausschachtungsarbeiten für einen Schulneubau in dem Stadtteil Mülfort in einer Tiefe von etwa 2 Metern die hier abgebildete römische Säule gefunden. Bereits früher sind 1200 Meter von der jetzigen Fundstelle entfernt zahlreiche römische Altertümer, darunter ein gut erhaltener Steinsarg, der sich jetzt im Stadtpark zu Odenkirchen befindet, ausgegraben worden. Eine alte Römerstraße, die Rhein und Maas verband, führte von Neuß über Gieselskirchen nach Odenkirchen-Mülfort und von dort aus weiter in die Gegend von M. Gladbach. Die gefundene Säule stammt aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Anfang des dritten Jahrhunderts nach Christus. Es ist ein sogenanntes Totivdenkmal, eine einzeln im freien stehende Säule, die in der Regel von einem einzelnen auf seinem Grund und Boden, zuweilen allerdings auch von einer ganzen Gemeinde errichtet wurde. Da es sich im vorliegenden Falle um eine kleinere Säule von 1,52 Meter Länge und 0,20 Meter Durchmesser handelt, hat wahrscheinlich ein einzelner, der Besitzer des Hauses oder Gehöftes, die Säule der Gottheit aus Dankbarkeit errichtet, nachdem er vorher in schwerer Lage und Not die Weihung der Säule gelobt hatte, falls ihm die Gottheit ihren Schutz und Hilfe verleihen sollte. Die schräge Lage, in der die Säule in der Erde liegend gefunden wurde, läßt darauf schließen, daß sie am Fundort selbst gestanden hat und dort umgestürzt ist. Der Stein ist Liedberger Sandstein, der bei dem in der Nähe von Odenkirchen liegenden Schlosse Liedberg geholt wurde. Dieser Stein ist insofern interessant, als sich in der völlig ebenen Umgebung, die keinerlei Gestein aufweist, bei dem Dorfe Liedberg eine vereinzelt 80 Meter hohe Sandsteinkuppe aus der Tertiarzeit erhebt, auf der die



alte Burg Liedberg thront. Die monolithische Schuppensäule, die trotz des weichen, der Verwitterung leicht ausgesetzten Sandsteines recht gut erhalten ist, zeigt oben deutlich korinthisches Kapitell. An der Vorderseite des Säulenschaftes befinden sich 3 Vorsprünge, auf denen die 3 Göttergestalten Juno, Minerva und Herkules stehen. Sie sind dargestellt mit den üblichen Attributen. Bezeichnend ist die Reihenfolge: Oben thront Juno, die mächtige Göttin des Jupiter, die Göttin des Hauswesens und der Ehe, in der Mitte Minerva, die Göttin der Weisheit, und unten Herkules als Symbol körperlicher Kraft. Wichtig noch ist das bei der Säule gefundene Stück. Es stellt den untersten Teil des Monuments dar, welches oben auf der Säule stand, dem also die Säule eigentlich nur als Postament diente. Ein Fabelwesen, ein Gigant, mit dem Oberkörper eines Menschen, dem Unterleib eines Tieres, dessen Füße in sich windende Schlangen und Schlangenköpfe auslaufen, liegt in geduckter, halbaufgerichteter Haltung, ähnlich wie eine Sphinx. Daneben steht Jupiter. Seine Hand liegt auf dem Haupt des Giganten, zum Zeichen, daß ihm dieses Wesen untertan ist. Nur ein Fuß ist von der Jupiterstatue erhalten, und seine geringe Ausdehnung läßt schließen, daß die ganze Jupitergestalt verhältnismäßig klein, etwa 0,50 bis 0,75 Meter hoch gewesen ist, so daß die Höhe der ganzen Säule mit Postament und Jupiterfigur auf 2 bis 2,50 Meter zu schätzen ist. Wahrscheinlich ist der niederkauende Gigant das Bild eines keltischen Fabelwesens, das nun dem Jupiter untertan sein soll. In der Nähe der Säule gefundene zahlreiche Ziegelscherben und Reste von Tonkrügen bestätigen, daß es sich um einen römischen Fund aus der angegebenen Zeit handelt. Direktor Dr. Uhr end, Odenkirchen.

weiter Ferne das alte rasselnde Fuhrwerk und seines Wirtes hochaufgerichtete Riesengestalt neben dem zusammengefunkenen Kutscher. Er meinte sogar die ungeheuerliche schwarze Zigarre unterscheiden zu können, welche in seinem Mundwinkel hing, seitdem er um sieben Uhr morgens den Wagen bestiegen hatte. Der Bezirksrichter lächelte. An den ersten Tagen hatte er sich auch weiden lassen, um den Doktor zu begleiten, aber er hatte sich dabei gelangweilt. Sein Gastwirt blieb sich nicht zu allen Tageszeiten gleich — mürrisch und apathisch, in sich selbst versunken und schweigend saß er des Morgens in seinem Wagen. Und der Bezirksrichter sah sich so auf den Naturgenuss angewiesen, hinter dem er jedoch im Grunde stets einen hervorragenden Projektionshumbug argwöhnte.

Der Wagen schwenkte in den Hof und gab einen ächzenden Laut, als der Doktor ihn beim Absteigen seitwärts niederbrückte. Mit

wohlbekanntes, freundliches Möbel in einem von Kindheit an gewohnten Heim wahrnimmt. Die Art des Hausherrn, sie wohlwollend zu ignorieren, steckte unmerklich auch seine Gäste an. Sie war ein anspruchloses Mädchen, das schon in die Dreißig hineinschlüpfte und sich wohl niemals verheiraten würde, das bei seiner praktischen und zurückhaltenden Natur aber ohne Zweifel vollständig damit zufrieden war, des Vaters vortreffliche Haushälterin zu sein.

Etwas in dem dünnen Rot der Lippen und dem schweren Vorneigen des Kopfes fesselte heute des Bezirksrichters Aufmerksamkeit. War Wina nicht eigentlich vor 15 Jahren noch sehr hübsch gewesen? Wer weiß, ob er nicht damals einen unschuldigen kleinen Studentenflirt mit ihr gehabt hätte.

Wina füllte die Sherrygläser, und er erinnerte sich plötzlich seiner Pflicht, seinen Wirten für die im Hause verlebte Zeit zu danken. Er

erhob das Glas und hielt zum erstenmal in seinem Leben einen improvisierten und inspirierten Toast. Er habe sich in der Tat innig zufrieden gefühlt hier draußen in der milden Luft; bei dem langen Schlafen und den frisch gelegten Eiern zum Frühstück; dem Patiencelegen und dem Sichtreden im Garten, bis des Doktors Heimkehr von seinen Berufsfahrten das tägliche große Gastmahl, das Mittagessen, einleitete, beim Glas Punsch hier auf der Veranda, während die Sonne immer größer und in immer tieferem Rot über den Garten sank, der in dem wechselnden Septembersfarbenspiel glühte. Das wäre etwas anderes als die entnervenden Ausschweifungen der Großstadt. . . . Er brachte diesen gastfreien Häusern auf dem Lande seine Huldigung dar als den letzten noch übriggebliebenen Heimstätten für altväterliche Gemütlichkeit und gesellschaftliche Freuden.

Alsdann wandte er sich an die Tochter des Hauses. Er fühlte, wie ihr Blick sich festzog an seinen Lippen, während er sie als den

„Kennst noch einmal Onkel, so werfe ich dich zum Fenster hinaus. Den Kaffee auf der Veranda, Wina! Einen Mönch für den Rechts-kerl her, für mich wie gewöhnlich.“

Die Herren sanken in die atmohischen, behaglich breiten Sessel auf der Veranda, aus welcher für den Sommer alle Fenster entfernt worden waren.

„Neden?“ stöhnte der Doktor. „Nenne mich den Vater der Lüge, wenn ich seit 61, wo ich in Ostergötlands Ration aufgenommen wurde, je wieder eine Rede gehalten habe — ja, posttausend, das waren andere Zeiten!“

Ein wehmütiges und dennoch gewalttames Glucken schüttelte den gigantischen Körper. Und während er in einem Grogglas seine gewohnte Mischung herstellte: Ein Drittel Punsch, ein Drittel Kognak und ein Drittel Wasser, drängte sich ihm eine Reihe Erinnerungen aus den Studentenjahren auf. Der Doktor war der Sohn eines ver-



Gruppenbild aus dem Kinderspiel „Die Nürnberger Puppe“ von Ernst Herz, ausgeführt vom Elisabethenverein St. Martin in Düsseldorf.
Photogr. Atelier „Elite“, Düsseldorf.

Genius der Häuslichkeit pries, der die Sorgen der Martha zu einem Beruf abelte. In dem er diesen letzten Punkt zu einem Hoch abrundete, begegnete ihm plötzlich eine heftig hervorbrechende Erregung aus Winas Augen.

Nun, der Schluß war wirklich etwas banal, dachte der Bezirksrichter — aber, was Teufel, sollte er ihr denn sagen — und sie stießen an.

Des Doktors ländlich frisches Niesenartig ertöte noch tiefer, die kleinen grauen Augen funkelten jovial. Er hatte von verschiedenen Weinforten fleißig getrunken.

„Ja, kleine Wina, nun müßtest du eigentlich mit ein paar bewundernswürdigen Sätzen antworten, aber wir ziehen es wohl vor, unser Küchenlatein für uns zu behalten. — Fertig!“ befahl er dann, stieß stöhnend seinen Stuhl vom Tisch und ging an den Zigarrenschrank.

„Nun, und du selbst, Onkel?“ sagte Makros, um die letzten Worte zu verwischen, welche Wina noch in tiefer brüdenes Schweigen hüllten.

mögenden und geizigen Bauern und hatte während seiner Upsalaer Zeit monatlich zwei Reichstaler Taschengeld.

Von seinen Erinnerungen angeregt, mißchte er ein Glas nach dem andern, mit immer größeren Teilen Kognak. Sein donnernder Humor hallte im Garten wieder. Er war gerade im Begriff, die Pointe einer sehr glutvollen Mädchengeschichte zu erzählen, als Wina auf der Veranda erschien.

Unheimliches Schweigen. Der Doktor warf dem Bezirksrichter einen Blick zu, den Wina völlig mißverstanden. Sie blieb einen Augenblick stehen, die Hand krampfhaft auf des Vaters Stuhllehne gestützt und wußte nicht, ob sie ohne weiteres wieder gehen sollte. Da fand sie einen Ausweg.

„Ach, singe doch etwas aus der Durschenzeit, Papa!“

Sein Gesichtsausdruck bekam plötzlich etwas Abwesendes, und er klopfte mit der Hand auf die Stuhllehne, die er für Winas Arm hielt.

„Um, mein Kind, ich singe jetzt nicht mehr — höchstens noch die leichten Berge — und die gehen in Röll.“

Der Bezirksrichter wandte den Kopf bei dem ungewohnt dumpfen und gedämpften Ton seiner Worte. Und in dem dunklen Bestreben, den etwaigen Ausdruck der Sentimentalität zu verwischen, presste der Doktor in lässigem Tonfall die einzige Strophe hervor, die momentan im Bereich seiner Erinnerung lag:

Sieh, er schläft! Leicht vergessen
Sind des Lebens beste Stunden,
Wenn wir abgerufen werden
In das Reich der lichten Träume.

Mit einem langen tiefen Zug aus seiner Mischung schloß er das alte Lied. Seine Mundwinkel wurden plötzlich schlaff, und er lehnte den Kopf an den Arm der Tochter. Mit einem unsicheren Blick auf den Bezirksrichter sagte Wina:

„Möchtest du nicht eine Stunde Mittagsruhe halten, Papa? Du bist heute so lange auf der Fahrt gewesen.“

„Ja — gewiß — du hast recht, mein Kind. — Leicht vergessen sind des Lebens beste Stunden — nein, zum Teufel, laß das Stützen — ich geh' allein.“

Sie sah die mächtige Gestalt in das Zimmer hineinschwanken, das schon in Dämmerung gefüllt war.

Es entstand eine verlegene Pause. Der Bezirksrichter fand eigentlich nichts Anstößiges darin, daß der alte Medikus ab und zu das läbliche Einerlei seines Lebens durch einen kleinen Rausch zu vergolden suchte. Aber Winas Augen blickten starr und sorgenvoll. Sie leidet an der kompletten Verständnislosigkeit der Weiber für dergleichen, dachte er, während beider Blicke gleichzeitig im Garten draußen ihre Zuflucht nahmen.

Wina brach das Schweigen.

„Wird es nun ebenso lange dauern, ehe Sie uns wieder einmal besuchen, Zoar?“

„Ja, im nächsten Sommer wird es leider nichts,“ antwortete er mit ein paar Zügen aus seiner Zigarre, erstaunt, von Wina eine Frage zu hören. Nach einer Pause begann sie wieder mit etwas unsicherer Stimme:

„Dürfte ich Sie wohl um eine große Freundlichkeit bitten, Zoar?“

„Sehr gern,“ antwortete der Bezirksrichter und wandte sich ein wenig in seinem Stuhl.

Wina holte tief Atem, als dächte sie: nun ist es gesagt — und verschwand im Zimmer, Zoar seiner neugierigen Erwartung überlassend.

Sie kam zurück, seinen Mantel in der einen Hand, einige Druckhefte in der andern. Auf's neue Verlegenheit.

„Nun ich brachte ihn mit — ich dachte, Sie könnten ihn vielleicht gebrauchen, wenn es kühler wird — die Abendluft ist für ihre Lungen wohl nicht sehr gut.“

„Ich danke, es hat jetzt keine Not mehr mit meinen Lungen.“

„Sind Sie wirklich ganz gesund geworden?“ Wina beugte sich vor, und wieder umfasste ihre Hand krampfhaft die Stahllehne.

„Denken Sie, was das Jahr in Davos vermocht hat . . .“

„Ja — wer weiß, ob es wirklich so gefährlich war. Die Ärzte machen bald ein Kreuz, wenn sie irgend was Tuberkulöses zu fassen bekommen.“

Er klopfte mit müden Wienen die Asche von seiner Zigarre und streckte die Hand nach den Heften aus.

„Aber was sind das für Bücher?“

Er las das Titelblatt des obersten: „Vom rumänischen Gesetz über die Doppelhefte.“

Er starrte Wina an, die bis zu den Schläfen errötet war. Einen Scherz konnte man ihr wohl am allerwenigsten zutrauen. Die beiden andern Hefen: „Beitrag zur Geschichte des Stempelrechts von 1888“ und „Etudes sur les lois d'outrage suédoise“ von J. Ralmros 1898. Ja, das waren ohne Zweifel seine eignen drei juristischen Abhandlungen, welche da vor ihm lagen.

„Haben Sie das gelesen?“ fragte er.

„Ja, gewiß habe ich es gelesen,“ sagte sie mit ihrem matten Lächeln. „Manches habe ich ja nicht verstanden, aber es war dennoch interessant. Dieses habe ich sogar mehrmals gelesen,“ und sie wies auf die Studien über die rumänischen Doppelheftprozesse.

„Aber nun wollte ich Sie bitten, mir doch in eins der Bücher eine — Widmung hineinzuschreiben. Ich möchte so gern ein paar Zeilen zur Erinnerung an Sie besitzen —“ stieß sie hastig hervor.

Der Bezirksrichter hatte die Feder genommen, malte aber, anstatt zu schreiben, zerstreut ein Fragezeichen auf den Tisch. Was bedeutete das? Er drückte das Pincenez fest auf die Nase und fixierte Wina. Ihr Gesicht schien verwandelt in der blauen Dämmerung. „Haben wir denn wirklich korrespondiert?“ warf er in scherzhaft maliziösem Ton hin.



Empire-Kostümball.

Phot. M. Branger, Paris.

„Du weißt wohl, wie schwer es mir ward, dir nicht zu schreiben, als du damals im Herbst abgereist warst. Du gingst von hier aus direkt nach Davos, es war am 28. August. Und ich habe die ganze Nacht nachgedacht über das, was zwischen uns vorgefallen war.“

Der Bezirksrichter zwirbelte verblüfft seinen Schnurrbart und wühlte in seinem Gedächtnis. Da kam ihm plötzlich der Mädchenkopf mit dem offenen Haar zu Hilfe — ja, das war es. Wie man die Konturen eines Gegenstandes im Dunkeln unterscheidet, so erhob sich in seinem Bewußtsein eine kleine Episode von vor langen, langen Zeiten. Ein Abend wie der heutige — vor seiner Abreise — wie heute. Wina saß am Klavier, sie trug eine altmodische Brosche und sang Rignon. Er stand neben ihr. Als sie geendet hatte, beugte er sich nieder und küßte ihre Augenbrauen. Aber was hatte er gesagt?

Und das konnte es wohl auch nicht sein, worüber sie jetzt, nach Verlaufs von sechzehn Jahren, nachdachte, als gelte es die wichtigste Angelegenheit des Lebens. Es bereite ihm eine Erleichterung, als sie an die Fensteröffnung trat und mit hinausgewandtem Gesicht sprach:

„Dvar, ich weiß nicht, warum wir heute abend darauf zurückkommen. Nun ist ja doch alles zu spät. Aber ein einziges Mal möchte ich doch sprechen dürfen, nachdem ich mein ganzes Leben lang geschwiegen habe. Dvar, ich verstand so gut, warum du nicht zu uns kamst in dem Sommer nach deiner Reise, und auch nicht im Sommer darauf. Du hast mir einmal hier auf der Veranda gesagt, daß ein Mann mit deinem Leiden nicht das Recht habe, eine Ehe einzugehen, am allerwenigsten, wenn er zum Tode verurteilt ist, wie du glaubtest, daß . . . o, ich allein weiß, wie edel du gehandelt hast, aber ich hätte es nicht annehmen dürfen. Ueber all das habe ich seitdem nachgedacht, und ich habe mir vorgenommen, dich um Vergebung zu bitten, ehe es auch dazu zu spät ist. Mir selbst werde ich es nie verzeihen können, daß ich nicht von selbst gekommen bin . . .“

Die aufsteigenden Tränen raubten ihr die Gewalt über ihre Stimme.

Der Bezirksrichter blickte sie starr an. Sechzehn Jahre lang hatte dieses Mädchen hier diese überspannte Einbildung mit ihrem Herzblut genährt. Wer hätte je etwas andres annehmen können, als daß ihr Leben ein Kochbuch sei, und nun enthüllte sich ein Roman, aufgebaut auf einen Fuß in der Dämmerung — in welchem er selbst während der ganzen Zeit die Rolle des Helden gespielt hatte, ohne es zu wissen.

Während der Jurist nach ein paar Worten suchte, die geeignet wären, in nächster und schöner Weise diese ganze Schimäre zu verwehen, wurde durch ihre Art zu weinen seine Unentschlossenheit gewedt. Keine erschütternde Szene, kein bitterer Ausbruch. Sie sank nicht einmal zusammen, sondern weinte stehend, an den Fensterzrahmen gelehnt. Es lag etwas Ekstatisches auf ihrem tränenüberströmten Gesicht und befreite es von der gedrückten Alltäglichkeit.

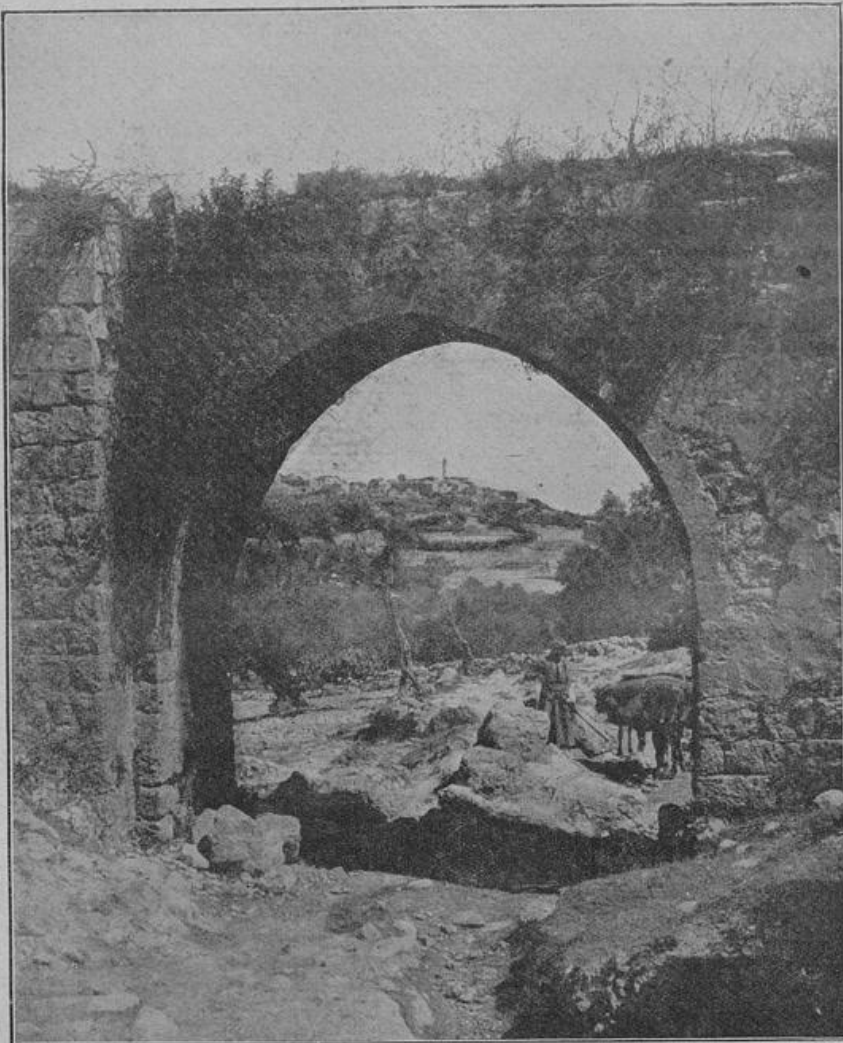
Welches Recht hatte er, sie des größten Stammers ihres Lebens zu berauben? Was würde ihr übrigbleiben, wenn er ihr auch mitteilen wollte, daß das, was sechzehn Jahre lang dem Einerlei ihres Daseins einen Inhalt gegeben hatte, nichts weiter gewesen war, als eines dreißigjährigen Studenten zufälliger Anfall von Courtoisie?

Er trat neben Wina und strich mit ungeschickter Feierlichkeit über ihr Haar: „Wir haben einander

nichts vorzuwerfen. Wina, es war der Schatten des Todes, der zwischen uns stand. Aber laß uns nicht bereuen, was wir füreinander gewesen sind.“

Sie umarmte ihn heftig und verschwand im Zimmer, aufgelöst vor Scham und Erregung.

Der Bezirksrichter blickte ihr nach mit einem Gefühl, das eine eigentümliche Färbung von Reib hatte. Eine lange Weile saß er noch im Dunkeln draußen auf der Veranda, an seiner Zigarre saugend, mit leerem Herzen. — — —



Blick auf Samaria,

Phot. Gebr. Haedel, Berlin.

die Hauptstadt des ehemaligen israelitischen Zehnstämmereiches. Um 890 v. Chr. erbaut, wurde die Stadt 722 von Sargon II. vernichtet, von den Makkabäern stark befestigt, von Hyrcanos wieder zerstört, von Herodes dem Großen neu erbaut und Augustus zu Ehren Sebaste, heut das Dorf Sebaste, genannt. Seit einigen Jahren finden dort Ausgrabungen statt, die Funde aus allen Perioden bis hinab zur kanaanitischen Zeit ergeben haben.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 4.

Düsseldorf, 27. Januar.

1912.



Das neueste Modell eines französischen Automobilschlittens. Chaffan-Javens, Paris.

Fadellieschen.

Novelle von Georg Martell.

Die Vormittagssonne, die ihr Licht durch die hohen Fenster in das weißgetünchte Schulzimmer schickte, in dem der alte Rektor Wellenbrint sein kleines Kößchen unterrichtete, erzielte auf den zwanzig Köpfechen und Zöpfchen, die sie beschien, mitunter wunderhübsche Farbewirkungen. Ganz links auf der ersten Bank, dem Fenster am nächsten, saß Brigitte Meyer, deren Haar wie eine frisch aus der Schale gesprungene Kastanie hellbräunlich glänzte. Neben ihr funkelte das von Isabella Kaiser blauschwarz und stählern, und der schlechte Kranz von Toni Landgräber lag in einem warmen Gels, wie ein gottsegnetes Kornfeld, unter ihrem Leuchten. Wenn sie dann aber der vierten mit der Strahlenhand über das Köpfechen strich, dann knisterte es fast hörbar und wie eine kupferfarbene Flamme loberte es im Zimmer auf. Selbst der alte Rektor schmunzelte ein bißchen, wenn die rote Lisbeth Weidner mal allzu schön „brannte“.

Liesel Weidner selber freute sich freilich ganz und gar nicht darüber. Gleich in den ersten Schuljahren war sie sich darüber klar geworden, daß ihr Haar das Unglück ihres Lebens wäre. Begonnen hatte diese Erkenntnis mit dem schmerzlichen Bedauern, daß sie nicht ebenso wie Isabella Kaiser die Feder daran auswichen konnte, ohne sofort sichtbare Spuren zu hinterlassen. Und dann waren die bösen, bitterbösen Spöttereien ihrer Klassengenossen dazugekommen. . .

War im Religionsunterricht von dem brennenden Busch die Rede, in dem sich Jehova offenbart hatte, oder von der Flammensäule, die Israel voranzog, dann fand sich ganz gewiß auf der hinteren Bank ein Fräulein Vorwih, das Liesels Zopf in die Höhe hob und der Klasse daran das ungefähre Aussehen dieser Erscheinungen klarmachte. Auch in der Naturkunde konnte von Fuchs oder Eichhase unmöglich gesprochen werden, ohne daß sie zu ähnlichen Zwecken genißbraucht worden wäre. Oh! sie hätte eine Schafsgeduld und das Herz eines Hasen haben müssen, wenn sie in stande gewesen wäre, das immer ruhig zu ertragen!

So lochte sie in den Schulpausen denn manchmal wie ein kleiner Vulkan auf. Aber das half ihr ganz und gar nichts. Im Gegenteil ging es dann erst recht gegen sie los.

„Fuchs! Fuchs! Note Liesel! Fadelliese! Buschmann!“

In allen Stimmungen der Kindheit schmettete ihr das entgegen. Und einige waren auch immer darunter, die gemein waren und sie „Spinnenschwester“ schalten, womit es seine ganz besondere Verwandnis hatte. Nein, das durfte sie sich nicht gefallen lassen! Wie ein kleiner Satan stürzte sie sich auf den ätschenden, heulenden Schwarm und hieb mit den Fäustchen oder gar mit der Schulmappe blindwütig um sich. Schließlich war aber auch in Rektor Wellenbrints Schulstube der Gott der Schlachten immer mit den stärkeren Bataillonen, und sie bekam zum Spott noch Prügel obendrein. Bei Beginn der neuen Stunde hatte sie dann gewöhnlich Augen wie ein Kaninchenalbino, so rot waren sie vom Weinen, und einzelne lange kupferrote Haare, die ihre heimatische Kopfhaut verloren hatten, flogen schwermütig durch das Zimmer. Den Höhepunkt ihrer Leiden erreichte Liesel Weidner aber hier und da auf dem Heimweg von der Schule, wenn das Mittagessen in den Küchen der kleinen Stadt lochte und verführerische Dämpfe die Luft durchtränkten. Denn von diesen Gerüchen wurde Dorch Wolliner zu ihren Bettelgängen verlockt, und Dorch Wolliner war die einzige, die noch ebensolches Haar hatte wie sie.

Eine schüttelnde Scham durchlief sie, wenn sie dieser geistesgestörten armen Person begegnete. In vertretenen Filzpanzinen, die blöden entzündeten Augen immer unter die Fensterlässe gerichtet, pflegte Dorch Wolliner sich dicht an den Häusern entlang zu schieben und Spinnen zu fangen, die sie leidenschaftlich gern aß. Arr! wie eitelhaft das war. Mit hastigen Schritten eilte Liesel an ihr vorüber. Denn wenn sie auch keineswegs den gleichen Geschmack hatte und nicht im entferntesten mit ihr verwandt war, so hatte die in der kleinen Stadt sonst nicht anzutreffende Haarfarbe doch eine Beziehung zwischen beiden hergestellt, die sie erschauern ließ.

„Spinnenraß! Spinnenraß!“ schrien die Gassenbuben der Kranken nach, und sie, Liesel Weidner, die doch sonst ein feines und

hübsches Mädchen war, wurde von besonders gemein gearteten Naturen unter deutlicher Bezugnahme darauf gelegentlich „Spinnenschwester“ gescholten. Nicht nur von besonders gemein gearteten! Nein! Selbst bessere waren hier und da dazu fähig. Sogar der lange Ludwig Eichler, mit dem sie doch Haus an Haus wohnte und der für gewöhnlich so nett und gut zu ihr war, hatte das einmal fertiggebracht. Siebzehn Fehler und zwei Klere waren als Folge davon in die französische Hausarbeit gekommen, die sie an dem Tage zu machen hatte. So verstört war sie dadurch geworden. Viel, viel mehr, als wenn ein anderer ihr diesen Schimpf angetan hätte. . .

Im Laufe der Zeit wurde aus dem schwächlichen Kinde ein zarter, aber in allen Formen sichtbar zur jungen Dame hinstrebender Bäckfisch, dessen helle Augen sich manchmal verdunkelten und in eine bunte, verworrene Gefühlswelt blickten, die sie früher kaum geahnt hatte. Darüber sprach sie aber nie. Auch nicht mit ihren alten Bekannten von der Schulbank her. Denn so viel auch anders geworden war, ihr Haar war daselbe geblieben und machte sie jetzt noch unsicherer als früher, so daß sie nicht wagte, ihre kleinen Sehnsüchte ebenso auszuplaudern wie die andern, an die sich der Spott nicht so leicht hängen konnte. Auch den üblichen Wummel der jungen Mädchen, die fichernd und kokettierend am Rathausring zu spazieren und die Fuhligungen der älteren Gymnasiasten entgegenzunehmen pflegten, machte sie aus diesem Grunde nur sehr selten mit. Sie hatte früh erfahren, wie leicht die ihr entgegengebrachte Freundlichkeit sich zu nadelspitzer Bosheit verkehren konnte, wenn sie einer andern in die Quere kam! Nein, da blieb sie lieber hübsch in ihrem Garten und schaukelte sich in der Hängematte, die zwischen zwei Kastanienbäumen angebracht war und ganz im grünen Frieden hing.

Es ließ sich so wunderschön darin träumen! Man konnte ganz unendlich traurig darin werden, viel trauriger, als wenn man saß oder gar ging! Und wenn man anders wollte, konnte man auch wieder Gedanken haben, vor denen man selber die Augen zukneifen mußte, weil sie zu schön waren.

Das letztere besonders dann, wenn man vorher über die weiten sonnigen Rasenflächen in den Nachbargarten hineingeschickt hatte, an dessen Baum der große Ludwig Eichler frühstuhlen so oft gefanden hatte. Jetzt war er ja längst fort, als Student in der Universitätsstadt, und sie hatte ihn schon ein Jahr lang nicht mehr gesehen. Aber jeden Tag konnte er zurückkommen, und gerade in der Exmungszeit hatten ihre Träume begonnen, sich alle um ihn zu ranken. . .

Freilich, ob er bei seiner Rückkunft noch ebenso gut zu ihr sein würde als früher? Sie waren ja keine Kinder mehr. . .

Verstohlen sah sie an sich selber herunter, über die dünne Bluse hin bis zu ihren braunen Strümpfen und Halbschuhen. Und dann errötete sie und stieß sich mit dem rechten Bein so heftig vom Erdboden ab, daß die Hängematte gewaltig mit ihr in die Höhe flog. —

Nach dem genauen Beginn der Universitätsferien, zu denen er in der Heimat erwartet wurde, wagte sie sich nicht zu erkundigen. Noch jedesmal, wenn sie den Mund dazu aufgetan hatte, hüt sie Zucht bekommen, daß alle Welt die hundert heimlichen Gedanken heraushören würde, die sich für sie damit verknüpfen. So wurde sie von seiner Rückkehr tatsächlich überrascht.

Das Unglückshaar in zwei dicke, flammende Zöpfe geflochten und das feine, schmalnasige Gesichtchen von einem breittreppigen Strohhut beschattet, schlenderte sie mit einigen andern Mädchen, die wieder von einem ganzen Schwarm buntmütiger Gymnasiasten umgeben waren, vor dem Rathaus auf und ab. Durch das Nicken und Klauern der andern, die wie junge Wachstelzen durcheinander zwitscherten, hörte sie mit einem Male hinter sich einen vertrauten Schritt und fühlte sich im gleichen Augenblick auch schon munter am Zopf gezupft.

„Guten Tag, Fuchschchen!“ klang es herzlich dazu.

Lisbeth Weidner fühlte, wie ihr das Blut in das Gesicht schoß. Freudig und doch besangen drehte sie sich um. Da stand der lang Erwartete und nun doch so überraschend Bekommene vor ihr, noch

größer und breitschulteriger als zur Zeit seines Fortgangs, mit hellen, lustigen Augen und einem stattlichen Schnurrbartansatz.

Sie hatten aber kaum die ersten Begrüßungsworte getauscht, als auch schon ein roziger Reibling den Mund aufstut:

es ihm vor, daß er für sie etwas mehr als für die andern übrig haben könnte! Zuerlich lämpfte sie mit den Tränen, aber nach außen hin nahm sie ihren Badfischtroß gewaltig zusammen. „Wirklich nicht, Herr Eichler!“ sagte sie gereizt. „Glauben Sie übrigens nicht auch, daß



Zum 53. Geburtstage Kaiser Wilhelm II.

Nach einer Originalaufnahme des Hofphotographen Ernst Vieber, Berlin.

„Na gottlob, daß Fückschen auch mal einen Verehrer bekommt!“
sicherte es neben ihnen.

Ludwig Eichler wandte sich lachend dem Spötter zu. „Einen Verehrer? Nant! Ob unser Fadelleschen gerade darauf Anspruch macht?“ In Diesel Weidner stieg es brühheiß auf. Also nur komisch kam

wir über die Jahre hinaus sind, in denen das „Du“ gebräuchlich ist?“

„Aber Fückschen!“ rief Eichler verduht. „Was soll denn das heißen?“
Erstaunt sah er sie an. Und plötzlich begannen seine Augen an ihr auf und nieder zu gleiten, tragend und verwundert, bis sie zuletzt scheu wurden und sich blinzelnd abkehrten. Er wurde auch ein wenig rot dabei.

„Ich weiß allein, daß ich rotes Haar habe,“ antwortete Lisbeth bitter. „Es ist also gar nicht nötig, daß Sie mich durch Ihre Anrede immer daran erinnern.“

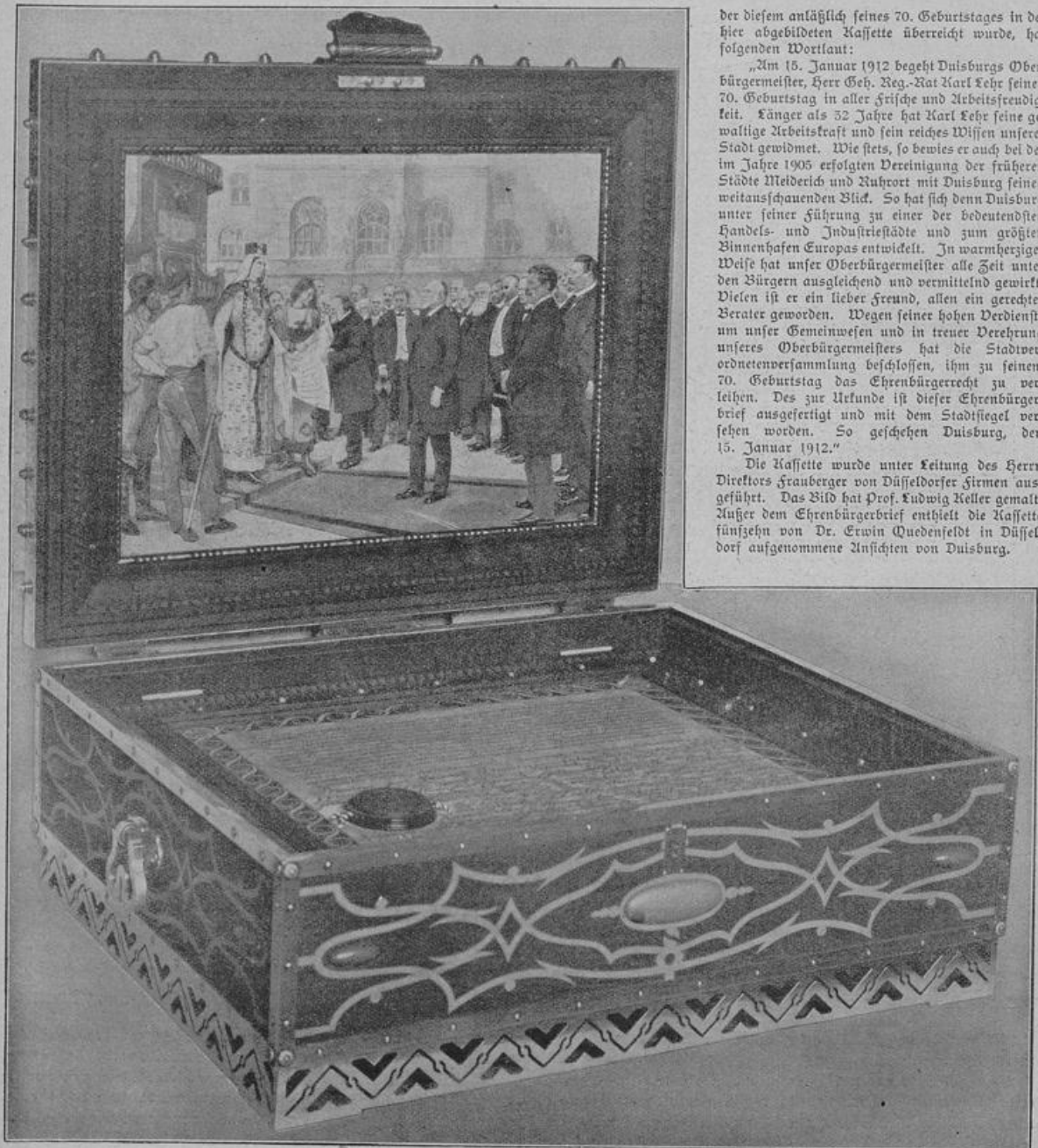
„Aber Fückschen!“ wiederholte der lange Student nochmals. Er war so verlegen geworden, daß ihm wirklich keine andere Anrede einfiel. Aber seine Stimme klang dabei ganz anders als vorher, bittend und ganz und gar nicht mehr so selbstsicher.

Lisbeth Weidner hörte nur den verhassten Beinamen, nicht die Bitte, und ihr Mund verzog sich böse. Immer nur Fuchs und wieder Fuchs! dachte sie empört. Er verhöhnt mich wie die andern. Und ohne ihn überhaupt noch eines Blickes zu würdigen, ging sie quer über die Straße ihrer Wohnung zu.

Ludwig Eichler sah ihr mit beinahe einfältigem Gesicht nach. Großer Gott, ist das wirklich die kleine Liesel Weidner! dachte er unaufhörlich. Und als das junge Mädchen auf der andern, der Sonnenseite der Straße angelangt war und ihre vom Wind und raschen Gehen bewegten Röcke hellauf zu breunen begannen, da wurde es ihm, als ob große Funken daraus zu ihm herübergeflogen kämen, die sich in sein Herz fraßen und dort zu glimmen begannen.

Liesel Weidner aber preßte sich auf ihrem Heimweg die Fingernägel vor Bohn und Beschämung tief in die Handflächen, und als sie Dorchen Wollmer begegnete, sagte sie sich, daß sie nur zu der gehöre, Rothaar zu Rothaar! Und dabei warf sie dem Spinnenstraß einen solchen Blick zu, daß er zusammenschrak, als ob er geschlagen werden sollte.

Der Ehrenbürgerbrief des Oberbürgermeisters Geh. Reg.-Rates Dr. Lehr, Duisburg,



der diesem anlässlich seines 70. Geburtstages in der hier abgebildeten Kassette überreicht wurde, hat folgenden Wortlaut:

„Am 15. Januar 1912 beehrt Duisburgs Oberbürgermeister, Herr Geh. Reg.-Rat Karl Lehr seinen 70. Geburtstag in aller Frische und Arbeitsfreudigkeit. Länger als 32 Jahre hat Karl Lehr seine gewaltige Arbeitskraft und sein reiches Wissen unserer Stadt gewidmet. Wie stets, so bewies er auch bei der im Jahre 1905 erfolgten Vereinigung der früheren Städte Melderich und Ruhrort mit Duisburg seinen weitausschauenden Blick. So hat sich denn Duisburg unter seiner Führung zu einer der bedeutendsten Handels- und Industriestädte und zum größten Binnenhafen Europas entwickelt. In warmherziger Weise hat unser Oberbürgermeister alle Zeit unter den Bürgern ausgleichend und vermittelnd gewirkt. Vielen ist er ein lieber Freund, allen ein gerechter Berater geworden. Wegen seiner hohen Verdienste um unser Gemeinwesen und in treuer Verehrung unseres Oberbürgermeisters hat die Stadtverordnetenversammlung beschlossen, ihm zu seinem 70. Geburtstag das Ehrenbürgerrecht zu verleihen. Des zur Urfunde ist dieser Ehrenbürgerbrief ausgesetzt und mit dem Stadtstempel versehen worden. So geschähen Duisburg, den 15. Januar 1912.“

Die Kassette wurde unter Leitung des Herrn Direktors Franberger von Düsseldorfster Firmen ausgeführt. Das Bild hat Prof. Ludwig Keller gemalt. Außer dem Ehrenbürgerbrief enthält die Kassette fünfzehn von Dr. Erwin Quedenfeldt in Düsseldorf aufgenommene Ansichten von Duisburg.

Diesel Weidner hatte das arme Dorchchen nie so gehaßt wie in dieser Stunde. — — —

Am andern Tage schaukelte sie sich, wenn auch nicht getrübet, so doch beruhigter, wie gewöhnlich nachmittags in der Hängematte.

Das Buch, in dem sie gelesen hatte, war neben ihr ins Gras geglitten. Sie hielt die Augen geschlossen, aber sie schlief nicht. Lange hatte sie in ihren Gedanken den schmerzreichen Rosenkranz ihrer enttäuschten Mädchensehnsucht abgebetet. Nun war ihr Körper allmählich von der köstlichen Sonnenwärme so lebensheitlich durchdrungen worden, und die Stieglitze und Grasmücken hatten ihr die Ohren so voll von Dairnsfreude gezwitschert, daß auch ihr trauriges Seelchen wieder ins Licht gefunden hatte. Allerdings mit Hilfe eines Traumes, der ganz und gar närrisch war.

Der Kaiser, nein der Kronprinz (weil er noch jünger war) wollte gerade in ihrer Stadt zu Besuch, so phantasierte sie vor sich hin. Vordem Rathaus war alles versammelt, was überhaupt nur Weine und Zylinder oder weiße Kleider hatte, und der Bürgermeister hielt gerade eine furchtbar feierliche Ansprache an den erlauchten Gast. Mit einem Male unterbrach Seine Kaiserliche Hoheit diese Rede: „Danke, danke, verehrter Bürgermeister! Aber sagen Sie mir lieber, wer dieses wunderhübsche Mädchen da ganz hinten ist! Die mit dem roten Haar meine ich. Das ist ja was ganz Equivites!“ Ah, dieser Triumph!

Diesel Weidner stöhnte beinahe wollüstig, als sie sich diese Szene ansah. Isabella Kaiser würde einen Schreitkampf vor Weid bekommen und Toni Landgräber Nasenbluten! Und Ludwig, dieses lange Gel, würde Augen machen wie Suppenteller und sich nach dieser Anerkennung ihres Wertes natürlich sofort in sie verlieben. Aber sie würde ihn leiden lassen! Leiden, bis vor lauter unglücklicher Liebe nichts mehr von ihm übrig sein sollte als Seele und hohle Baden!

Dann freilich. . . Ob sie ihn wohl wirklich sterben lassen würde? Ach Gott, der arme Mensch! So höhl und abgezehrt schwanke er durch ihre Phantazie, daß ihr Tränen in die Augen kamen.

„Ludwig! liebes, liebes Ludwig!“ sagte sie leise vor sich hin. „Ich will ja alles wieder gutmachen!“ Und dabei kuschelte sie sich so fest in die Hängematte und nahm das kleine Kissen und drückte ihre

Wange so fest darauf, als ob es etwas ganz andres gewesen wäre. — Klatsch! . . . Erschrocken fuhr sie auf.

Eine weiße Fliedertraube war ihr an die Wade geflogen.

„Fräulein Fuchschen!“ rief es vom Baume des Nachbargartens her.



Zum 200jährigen Geburtstag (24. Januar) Friedrich des Großen:
Die historische Mühle bei Potsdam.

Lisbeth Weidner wurde über und über rot. Großer Gott! dachte sie, wenn Ludwig eine Ahnung von meinen Träumen hätte! Daß ich mir nur nichts merken lasse.

„Wünschen Sie etwas von mir?“ fragte sie also spitz.

„Darf ich mal rüberkommen?“

„Bitte!“ — In fiebernder Eile zupfte sie sich Bluse und Rock zurecht. Da war er schon über den Baum gesprungen und kam auf sie zu. Er hielt den Kopf ganz schief. So, als ob er einen Herzensschuß hätte.

„Liesel!“ begann er in bitterdem Tone.

Wie eine Wildtaube fuhr das junge Mädchen auf. „Fräulein Weidner! wenn ich bitten darf.

„Also wirklich? Eigentlich wollte ich fragen, ob wir nicht doch wieder „Du“ sagen wollten, aber wenn Sie so sind. . .“

„Wenn ich so bin? Ja, und wie sind Sie denn? Ist es denn wirklich nötig, daß auch Sie mich vor allen andern Fuchs nennen und mich meines Haares wegen verpöten? Ich weiß selber, wie häßlich ich bin. . .“

„Fuchs!“ rief der junge Mann empört. — Lisbeth setzte sich in der Hängematte halb auf.

„Etwas nicht?“ fragte sie kriegerisch. „Die Leute haben ja ganz recht, daß sie alle über mich lachen.

Und wenn ich großjährig bin, zieh ich mit Dorchchen Dolliner zusammen in eine Stube. Aber von Ihnen ist es doch nicht recht, daß Sie ebenso schlecht zu mir sind!“ In ihren Augen flimmerte es feucht,

und Ludwig Eichler machte eine Bewegung, als ob er in grenzenlosem Erstaunen den Kopf schütteln wollte. Er sagte sich aber sofort mit trauriger Miene an den Hals.

„Das hat man nun davon!“ sagte er kläglich. „Ihre wegen kann ich nicht mal mehr meinen Hals bewegen, und dabei reden Sie davon, daß ich Sie verpöte!“ Neugierig und mißtrauisch zugleich sah das junge Mädchen zu ihm auf.

„Was habe ich mit Ihrem Hals zu schaffen?“ fragte sie unsicher.

Ludwig Eichler bückte sich näher zu ihr heran und sagte einen ihrer Zöpfe, dessen Ende er ihr dicht vor die Augen hielt. „Verdreht hab ich ihn mir, weil ich gestern immer versuchte, aus meiner Giebel-



Schloß Sanssouci bei Potsdam, die Schöpfung und der Lieblingsst Friedrich des Großen.

Berliner Ill. Ges.

stube in Ihre Fenster zu sehen, um nur ein Flämmchen von Ihrem Haar zu erwischen. Ach Füchsen!" fuhr er schwärmerisch fort, "wenn Sie nur wüßten, wie wunderschön das ist!"

"Was? Mein Haar?"

Einen Augenblick sah Liesel ihn ganz entgeistert an. Als er dann aber ihren Bopf an seinen Mund zog und ihr mit glühenden Augen und tausend zärtlichen Eiden zuschwor, daß dieser Fuchschwanz die ganze Nacht als Liebesfadel durch seine Träume geflogen wäre, da überschlug sich ihr sowieso schon verwirrtes Gefühl.

"Ja, bist du denn verrückt?" stieß sie hervor, ohne überhaupt zu merken, daß sie selber das altvertrauliche "Du" wieder gebrauchte. Und dann begann sie ganz unbändig zu lachen, so daß ihr die Tränen diesmal vor Heiterkeit über den dummen, lieben Menschen, der ihr Haar schön fand, in die Augen kamen und sie ganz wehrlos wurde. Und sie lachte immer noch weiter, als Ludwig Eichler schon längst aufgehört hatte, ihren Bopf zu küssen und sich mit ihrem Munde beschäftigte. Was höchst ungeschicklich war und ihm unmöglich schmecken

Sicherheit, das seine Wirkung auch nach außen hin nicht verfehlte. — Als Toni Landgräber ihr einmal in böshafter Anteilnahme eine häßliche Aeußerung hinterbrachte, die ein junger Mann über ihr Haar gemacht hatte, zuckte Liesel nur noch lächelnd mit den Achseln.

"Laß doch die albernen Jungen reden," meinte sie überlegen. "Ich bin ganz froh, daß ich an meinem Haar etwas Apartes habe. Mebrigens sind das andere auch, liebe Toni, und gottlob gerade die, auf die ich Gewicht lege."

Da sah Toni Landgräber sie verduht an, wurde erst neugierig und dann nachdenklich und wiederholte die stolze Aeußerung natürlich auch vor den andern. Und als Ludwig, der als Student bei denen, die noch Schüler waren, ein starkes Ansehen genoss, einmal mit zornig aufflammenden Augen einem spottenden Primaner in die Parade gefahren war, wurden auch diese Herrlein nachdenklich und begannen allmählich, an Liefels Haar eine Schönheit zu entdecken, für die bis dahin alle Augen verschlossen gewesen waren. Fuchs und Fadeliefe wurde sie ja noch immer genannt, aber nach und nach klang bei den



Der Reichskanzler Dr. v. Bethmann-Hollweg verläßt das Wafflokal.

Internat. Ill. Ges., Berlin.

konnte. Bis ihr Lachen allmählich verstummte und sie ganz unmerklich dazu überging, ihn wieder zu küssen.

Erst als sie beide nicht mehr konnten, fand das überströmende selige Liebesgefühl, das sich nach der Murrei des anfänglichen Gelächters während des Kusduetts in ihr entwickelt hatte, auch einen andern Ausdruck.

Ganz zart und fein strich sie mit der Hand über seinen heißen Hals und sagte innig: "Ludwig, liebes Ludwig! Du mußt ihn dir mit Gänsefchmalz einreiben!" —

Daß diese unerwartete Liebeserklärung einer völligen Umschwung in Liefels Weidners Selbsteinschätzung herbeiführte, war nur natürlich. Doch war er nicht von gleichmäßiger Beständigkeit, und sie erlebte noch manche liebe Stunde, in der die jahrelange Gewöhnung, ihr Haar als etwas Verunstaltendes und Häßliches zu empfinden, wieder übermächtig in ihr wurde. Lange dauerten solche Anwandlungen aber nie.

Die fröhliche Gewißheit, daß wenigstens ihr Ludwig es schön fand und sogar dafür schwärmte, gab ihr allmählich ein Gefühl ruhiger

Mädchen ein Unterton von Reiz hinein und bei den jungen Leuten ein solcher von Bewunderung.

Liesel Weidner aber machte sich jetzt gar nicht mehr viel daraus. Wenn sie sich des Abends zur Nachttoilette vor den Spiegel setzte und ihr gelöstes, reiches rotes Haar wie ein breiter Kupferrahmen ihr schmales, blaßes Gesicht umgab, klang gewöhnlich aus einer Giebelstube des Nachbarhauses zartes, zärtliches Geigenpiel zu ihr herüber. Und dieses Geigenpiel, in dem Ludwig Eichlers heimliche Sehnsucht zitterte, war ihr wichtiger als alle andern Stimmen der Welt, mochten sie ihr nun Gutes oder Schlechtes nachsagen.

Sie wußte ja, daß dies Haar, um das sie früher so viel gelitten hatte, für ihn zur Liebesfadel geworden war, die seinem Herzen künftig immer voranziehen sollte. Was wollte sie da noch mehr?

Sie war so stolz darauf, daß sie sich manchmal selber sagte, ihr Leben wäre gar nichts anderes gewesen, als das Märchen vom häßlichen Entlein, das verachtet und verpötte wurde, weil es anders war als die andern und das dann doch als Schwan hoch über alle davongeflogen war....

Gespenster.

Novelle von Ch. Foley. Autorisierte Uebersetzung von S. Hejje.

„Weil du müde bist, Klaudius, so bleibe im Bett und schlafe dich aus!“ hatte die junge Bäuerin zu ihrem alten Mann gesagt. „Du siehst, ich bin schon vor Tagesanbruch auf den Beinen, extra um dich zu ersezen, um Matthias, den Pflugknecht, anzutreiben und den Tagelöhnern ihre Arbeit anzuweisen.“

Doch als Anna fort war, hielt Klaudius das Nichtstun trotz seines Versprechens nicht länger aus, denn er war hinterlistig und mißtrauisch und hatte die Gewohnheit, seine Leute heimlich zu beobachten. So stand er denn auf, ging durch die große Küche und dann über den Hof, ohne jemand zu begegnen. Da er dachte, daß alle draußen seien, ging er durch den Hohlweg aufs Feld.

Als er an den Kreuzweg kam — eine abgelegene Stelle, wo man selten einen Menschen sah, wo sich zwischen Burgruinen und

„Weder heute abend noch jemals wieder können die Gespenster herauskommen. Dann gibt es auch kein Unglück und keine Krankheit mehr im Lande.“

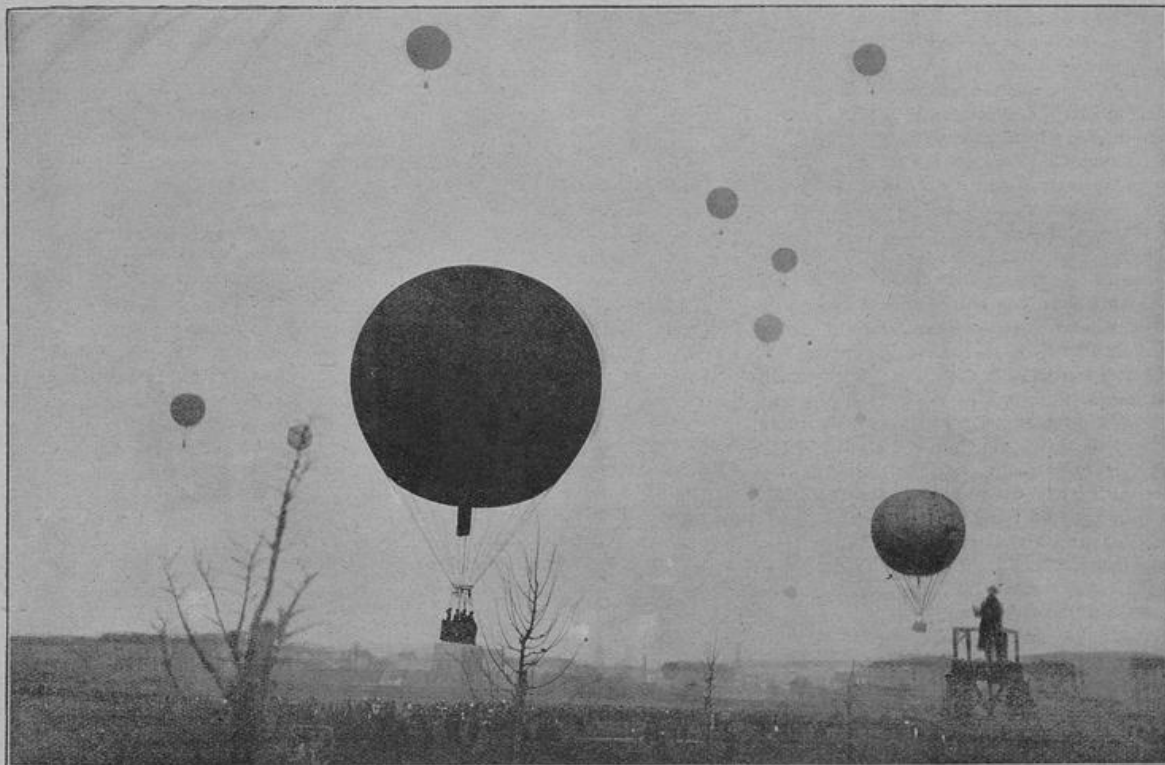
„Und ihr bildet euch ein, eure Gespenster säßen darin?“ höhnte der ungläubige Klaudius.

„Sicher sind sie drin!“ behauptete ein altes Weib. „Ich habe mich in den Büschen versteckt und gelauert. Mit meinen eignen Augen habe ich sie hineingehen sehen.“

Klaudius antwortete nur mit einem verächtlichen Achselzucken.

„Nach, daß du fertig wirst, Nikolaus!“ riefen verschiedene Stimmen.

„Die Gespenster können ja sonst noch durch das Loch da oben herauskommen.“ Nikolaus stieg wieder auf die Leiter. Die einen reichten ihm den Mörtel, die andern Steine. Das Ohr an die noch ganz



Ballonfuchsjagd des Niederrheinischen Vereins für Luftschiffahrt am 21. Januar.

Phot. Karl Cucke, Düsseldorf.

Der Fuchsballon „Abercron“, Führer Hptm. Schüler-Coblenz, ging voran, zehn folgten. Sieger wurde „Düsseldorf II“, Führer Oberltn. Stach v. Goltzheim-Crefeld.

Steinbrüchen der schmale, schwarze, schon halb vermauerte Eingang zu dem früheren Keller befand — da war Klaudius sehr überrascht, Nikolaus, den Maurer, mit seiner Leiter zu finden, umgeben von einem Haufen aufgeregter Weiber und Bauern.

„Was machst du denn da, Nikolaus?“

„Ihr seht es ja, Vater Klaudius,“ versetzte der Maurer mit merklicher Ehrfurcht vor dem reichen, herrischen, gefürchteten Bauern. „Ich maure den Eingang zum Keller ganz zu. Noch drei oder vier große Steine da oben in das Loch, und es ist fertig. In die Höhle da haben sich die Gespenster lange genug verrochen.“

„Das ist ja Aberglaube!“

„Kein Aberglaube!“ erklärte ein alter Bauer. „Nachdem sie nachts in Feld und Wald umhergestreift sind, um die Quellen zu vergiften, den Schafen die Drehkrankheit zu bringen und unsere Kinder zu behexen, vertriehen sich diese verdammten Gespenster hier in dem Loch, sobald der Tag kommt, oder verstecken sich in den Steinbrüchen.“

„Und weil sie nun gerade drin sitzen, benutzen wir die Gelegenheit und mauern sie ein!“ begann Nikolaus wieder mit ernster Stimme.

frische Mauer gelegt, raunte eine Frau mit furchtbarer Stimme: „Ja, ja, mach schnell! Mir ist, als hörte ich Tritte... es bewegt sich hinter der Mauer!“

Und indem sie verstohlen auf den Bauern sah, der höhnisch lächelte, sagte die Alte:

„Kommt doch und horcht selbst, Vater Klaudius. Ihr werdet schon sehen, ob ich lüge!“

Und kaum hatte der Bauer die Wade an die Mauer gelegt, als er auch schon überrascht aufschah und sagte:

„Ja, wahrhaftig! Tritte, ersticktes Klagen, dumpfe Schreie des Entsetzens!... Es ist sogar, als wenn Hände die Mauer hastig befühlten, betasteten, um sich anzuklammern, um hinaufzuklettern. Es muß etwas Lebendes darin sein — eine Biene, ein Hund, eine Katze, vielleicht auch ein großer Vogel — irgendetwas unglückliches Tier, das heraus will!“

Und sich zu dem Maurer wendend, der hoch auf der Leiter stand und den Arm ausstreckte, um die letzten Steine zu ergreifen, fragte Klaudius mit veränderter Stimme:

„Siehst du nichts durch das Loch da oben, Nikolaus?“

„Nein, wahrhaftig nicht. Ich könnte noch gerade den Kopf hindurch stecken, um zu sehen, aber ich werde es schön bleiben lassen — die Gespenster brauchen mich nur zu beißen oder mir das Gesicht im Dunkeln zu zerkratzen! Ich mache das Loch jetzt ganz zu.“

Im gleichen Augenblick vernahm man heftige Schläge von innen, die mit verzweifelter Kraft gegen die Mauer geführt wurden.

Der Bauer, der Maurer und die Leute sahen sich erschrocken an. „Donnerwetter, jetzt wird's Zeit!“ fluchte Nikolaus, indem er den Stein ergriff und in die Höhe hob.

Allein ein heiserer Schrei, ein todesängstliches, schreckliches Geulen ließ ihn erstarren und jagte den andern ein Schaudern ein.

„Es ist jemand drin! Nicht den Stein festmauern, es muß ein

Lebender in dem Keller sein!“ rief der Bauer mit seiner Kommandostimme. „Laß mich auf die Leiter. Ich habe Streichhölzer. Ich stecke eins an und sehe nach.“

„Tut das nicht, Vater Klaudius!“ raunten die vor Angst bebenden Bauern. „Um sich zu retten, werden euch die Gespenster die Augen austragen mit ihren Krallen oder euch die Gurgel durchbeißen!“

„Ich will nachsehen! Ich sage euch, ich will nachsehen!“ wiederholte der Bauer, indem er mit dem Fuß aufstampfte. „Vielleicht begeht ihr ja ein Verbrechen! Vielleicht mauert ihr einen lebenden Menschen ein wie ihr und ich. Geh weg da, Nikolaus, ich will hinauf und nachsehen!“

Es herrschte nun tiefe Stille, sowohl vor als auch hinter der Mauer. Klaudius stieg einige Sprossen hinauf, steckte ein Streichholz an, hielt es in das schwarze Loch und steckte den Kopf hindurch. Er gewahrte nun, anfänglich ziemlich unbedeutlich, unten an der Mauer zwei blasser, verzerrte Gesichter, die ihre großen, dunklen, vor Entsetzen geweiteten Augen zum Licht emporwendeten. Dann begann eine unkenntliche, stockende, gebrochene Stimme zu fluchen und zu schluchzen, ohne in ihrer wahnsinnigen Angst auch nur an Lüge zu denken:

„Vergib mir, Klaudius, vergib!... Sei barmherzig!... Sage ihnen, daß wir uns hier versteckt halten. ... Sie sollen uns herauslassen. Du magst uns büßen lassen. ... mit uns machen, was du willst. ... aber schlage die Mauer ein, gib uns Licht und Luft! Laß uns herauskommen und Atem holen! Wir tun es nie wieder, ich schwöre es dir, nie, nie wieder!“

Das Streichholz leuchtete nun besser, und Vater Klaudius erkannte — sein Weib, die Anna, und Matthias, den Pflugknecht! Der Bauer war ganz versteinert und wurde ebenso blaß wie die bleichen Ehebrecher. Und in tragischer Stille blickten diese drei bleichen Gesichter sich starr an.

Als dann das verlöschende Streichholz Klaudius die Finger verbrannte, ließ er es zur Erde fallen, und alles war wieder entseflich finster.

Der Bauer zog den Kopf aus dem Loch und stieg langsam die Leiter hinunter. Dann wendete er sich zu Nikolaus, und alle waren betroffen von der Veränderung in seinen Zügen.

Auf alle ungehörigen Fragen antwortete er nur mit einem gezwungenen Lächeln, einem verwirrten Blick, einer müden, nichts sagenden Handbewegung. Dann blieb er stumm, wankend wie im Schwindel, jenes furchtbare Bild vor Augen.

Mit gesenktem Kopf bemühte er sich krampfhaft, ein paar Worte zu sammeln — man solle die Mauer mit Haden einschlagen.

Allein es ging über seine Kräfte, und vor diesen neugierigen, forschenden Blicken hörte er schon die Spöttereien, den Hohn und Schimpf, die es geben würde, wenn plötzlich vor aller Augen — — — seine Frau und ihr Geliebter aus der Höhle träten.

Sein Stolz als reicher, herrischer, gefürchteter Bauer empörte sich bei dem Gedanken an diese Schmach, an diese öffentliche Schande. Eifersucht und Born ergriffen ihn — die Rachsucht ließ ihn sich aufrichten.

Und mit zusammengepreßten Lippen und hellen Augen, doch mit erstickter Stimme antwortete er endlich: „Das Streichholz ging aus. Aber ich konnte doch etwas sehen, etwas Schreckliches, das sich im Dunkeln bewegte. Mache also das Loch schnell zu, Nikolaus!“

Und während Nikolaus wieder auf die Leiter stieg, den letzten Stein einfügte und schnell festmauerte, taumelte Vater Klaudius einige Schritte zur Seite und setzte sich auf die Böschung des Pfades — oder ließ er sich fallen?

Das alte Weib hatte sein Ohr wieder an die Mauer gelegt:

„Ich höre sie noch. . . . sie suchen und tasten immer noch. . . . sie klopfen, sie klopfen wie verrückt! Man sollte meinen, sie schlügen sich, sie kämpften mit dem Tode. Ah, die Kräfte scheinen innen nachzulassen. Sie verlieren den Mut. Sie sehen ein, daß alles aus ist mit ihnen.

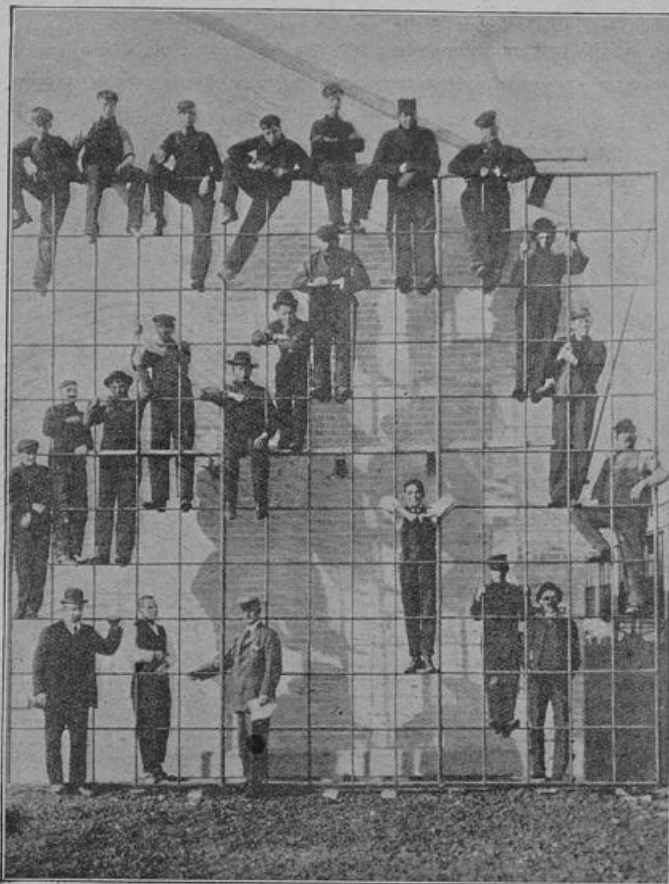
Das Klopfen wird jetzt leiser. . . .“ — Mit jedem Wort fuhr Klaudius zusammen — mit haßsprühenden Augen starrte er auf die Mauer, als sähe er durch die Steine den furchtbaren Todeskampf der lebendig Eingemauerten.

Als Nikolaus herabgestiegen war und die Leiter weggenommen hatte, konstatierte die Alte:

„Ich höre nichts mehr.“

Da begann der Bauer zu lachen. Es war ein stilles, wildes, fürchterliches Lachen. Dann stand er auf und ging seinem Hofe zu mit dem wankenden Schritt eines Betrunknen.

Hinter ihm tuschelten die Weiber und Bauern sich gegenseitig ins Ohr: „Das Hineinsehen ist ihm nicht gut bekommen, dem Vater Klaudius. Er muß wohl etwas Schreckliches gesehen haben, daß er kein Wort mit uns spricht und so elend dahervankt!“



Das größte schmiedeeiserne Fenster der Welt, 4,50:5 m, gebaut in Düsseldorf-Oberkassel für ein photogr. Atelier in Lincoln (Nebraska, Ver. Staaten).

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 5.

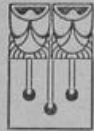
Düsseldorf, 3. Februar.

1912.



Feierliche Eröffnung der Wasserwerke in Jerusalem.

M. Rochitz, Berlin-Wilmersdorf.



Wilhelm der Eroberer.

Von C. Ehsell-Kilburger (Alara Blüthgen).



Der Hofhund begann zuerst zu läffen, zwei oder drei andre Hunde stimmten ein, als sei es ihre Pflicht, den ankommenden Wagen heute ganz besonders kräftig zu begrüßen. Mit einem Ruck brachte Johann die beiden Fugelkunden Kappen zum Stehen, noch ein kleiner Ruck nach rückwärts, und auch das Break stand.

Drinne wurde es lebendig, Köpfe, die sich neugierig vorstreckten, Hände, die schnell noch einen letzten ordnenden Griff nach Schirmen und Hüten taten. Lauter junge Welt, ihrer fünf oder sechs Mädchen, alle in Matrosenhüten und Sommerjackets, alle mit neugierigen Augen und von der Fahrt geröteten Wangen, eine durcheinanderquirlende Masse von blutjunger Frische, zwischen der sich nicht so leicht unterscheiden ließ.

Der Gutsherr mit seiner Frau und drei Kindern, mit einer schlanken Nichte und einem rundenlichen Kinderfräulein waren zur Begrüßung herangetreten, zwei Arbeiter und ein Zimmermädchen machten sich an dem inzwischen nachgefolgten Einpänner mit dem Gepäc zu schaffen. Es gab ein unentwirrbares Durcheinander, ein großes Begrüßen mit vielen Sprechern und vielem Berlegenheitslachen.

Hinter dem Fenster eines bevorzugten Zimmers im ersten Stodwerk verfolgte ein Paar sehr schöner Augen müde das Treiben. Das läßt sich wirklich lauter und vergnügter an als wünschenswert! Wenn man nun schon die Laune gehabt hat, auf eine einfache Zeitungsannonce hin dieses weltentlegene Nügenische Gut zur Sommerfrische zu wählen, so pocht man auf ein bestimmtes Maß von Ruhe als auf sein gutes Recht. Und nun diese Invasion von junger Welt, lauter werdende Lehrerinnen, Seminaristinnen, wie sie gehört hat. Die eine ist schon im vorigen Jahr hier gewesen und hat ihre ganze Bekanntenclique nun nachgelost. Das kann gut werden mit Hin- und Herjagen und Krotzspielen! Und wie jung sie alle sind! Diese himmlischen Achtzehn oder auch Neunzehn, wobei sogar die Häßliche den Charme du diable hat!

Die wunderschönen Augen bliden fast ein wenig finster, aber sie erhellen sich langsam wieder zu strahlendem Feuer, als sie im Spiegel auf das Bild einer entzündenden Frau fallen: die Gestalt einer tragischen Liebhaberin, einer Julia, Hero, Esther, dazu ein Gesicht, auf dem der pikante Ausdruck der Weltbame über die Regelmäßigkeit der Form triumphierte, eine Fülle fast schwarzen Haares in berechneter Nachlässigkeit aufgesteckt. Freilich, der an sich schon etwas brünette Teint ist bei dieser barbarischen Sommerfonne mehr gebräunt als gut ist, und auch über die feinen Hände zieht sich ein bräunlicher Hauch. — Unwillkürlich greift sie zwischen ihren Toiletterequisiten, die einem gebrechlichen Tische zwischen beiden Fenstern Platz gefunden auf haben, nach der Puderbüchse, um sich dann zu erinnern, daß sogar diese, ganz zu schweigen von andern, intensiveren Verschönerungs-

mitteln seit acht Tagen in die tiefste Tiefe ihres Koffers verbannt worden ist. Rückkehr zur Natur! — Wenn überhaupt jemand von ihren Bekannten sie hier sähe!

Müde von Triumpfen und Nörgereien der Kritik, vom Enthusiasmus der Freunde und den Schilanen der Kolleginnen, von Gastspielreisen und vom Hotelleben, vom Licht der Rampen und der Luft hinter den Kulissen — und nicht zum wenigsten von einer Herzensenttäuschung, die ihr tiefer gegangen, als sie zuerst gedacht, hat sie hier auf Mittergut Volten Erholung gesucht. Nichts von Scheenungen oder Baden-Baden, nichts von Toiletten! Ueberhaupt nichts von jener Welt, wo allein ihr Name im Hotelbuch genügt, damit alle Augen sie neugierig ansehen. Nun wandert sie im kurzen Leinenleide mit Herrn Mittergutsbesitzer Haedide ins Feld und mit Fräulein Lina, der schlanken Nichte, zur Küstebucht, sie weiß schon, was die „Kuhregel“ ist, und daß Hühnerküken zwei Wochen brauchen, um auszukriechen, Enten und Puten aber deren drei. Einmal hat sie sogar den Heegang beobachtet, wie eine Ente das Licht der Welt erblickt, wie aus dem an einer Stelle gefesterten Ei der breite übergroße Schnabel sich vorstreckt in ständiger und witternder Bewegung, freßbegierig schon vor vollendeter Geburt. —

Und jetzt, wo die große Messingglocke im Haussturz so aufdringlich und anhaltend schrillt, als gälte es, auf der Bühne eine ganze Volksversammlung herbeizuklingeln, jetzt wird sie artig zum Abendessen heruntergehen und sich mit diesen Gänschen von Lehrerinnen bekannt machen lassen. —

Sie standen schon neben der Tür, die vom Garten her in den Saal führte, etwas schüchtern aneinandergedrängt, eine dichte Menge von hellen Wajschblusen, von mäßig gewellten braunen und blonden Scheiteln, bescheiden aufgesteckten Paarknoten, lächelnd, errötend. Auch die Vorstellung des Hausherrn: „Fräulein Müller, Fräulein Bendorf, Fräulein Clemenz, noch einmal Fräulein Clemenz“ und so weiter,

brachte wenig Unterscheidung in die Masse. Und nun setzte sich die Vorstellung auf die Hausbewohner nach der Folge der Tischplätze fort: „Meine Nichte, Fräulein Lina Haedide, Fräulein Ludsch, unsere Erziehlerin, Fräulein Balbain, unser Wirtschaftsfraulein, mein Neffe, Herr Willi Sellentin, Fräulein Ebba Hochfeld“ — den letzten Namen etwas unterstrichen. Natürlich ist's ein Nom de guerre, doch die Welt kannte ihn. Wer hat Ebba Hochfeld nicht auf der Bühne bewundert!

Aber die Masse der Blumenmädchen nimmt nicht stärker interessiert von ihr Notiz, als es bei jeder andern Erscheinung, die so apart, wie sie von der ländlichen Umgebung ablicht, der Fall sein würde. Sobald die Tafel aufgehoben war, flatterten sie alle in den Garten hinaus, wie ein Schwarm aufgeschreckter Schmetterlinge. Paare fanden sich zusammen, die Intimsten wanderten umschlungen, ein



Die älteste Einwohnerin Düsseldorf's, die Witwe Friedrich Röder, wurde dieser Tage 101 Jahre alt.
Phot. Ad. Trömer, Düsseldorf.

Zeichen, daß sie sich schon ganz zu Hause fühlten. — Die schöne Schauspielerin sah sich allein, und eine Flamme des Mergers schlug ihr in die Stirn.

„Nun, Herr Sellentin, wollen Sie sich nicht unter die Jungen mischen?“ wandte sie sich an den einzigen jungen Mann, der gleich ihr einsam etwas abseits stand.

„Dieses grüne Gemüse! Nicht mein Fall,“ erwiderte er wegwerfend.

„So wollen wir beiden Ausgestoßenen ein bißchen zusammen spazieren gehen.“

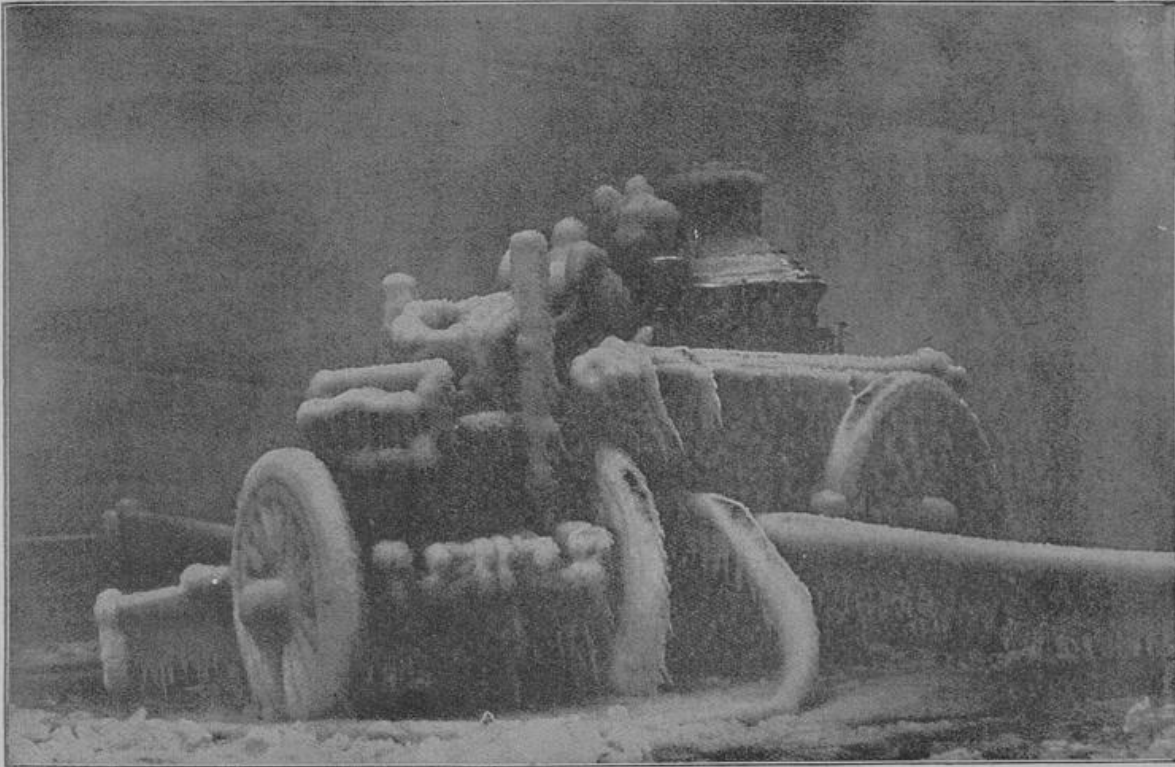
Nun errötete der Jüngling vor Freude. „Aber mit Wonne!“ „Dann zu unsern Fohlen. Sie holen mir wohl eine Zuderbütte, oben auf dem Gewehrstrahl im Korridor.“

Leicht war es nicht, Herrn Sellentin loszueisen. Da war der Knabe Eggert, genannt Eggi, der wissen wollte, ob die junge Dohle, die man aufzog, einen Regenwurm fressen dürfe; und Tissy, auch Tissymaus genannt, der der Onkel ein Sandstieb ausbessern sollte.

legen. Sonst ein guter Junge, der allzeit Gefällige, der im Hause Kägel festschlug und Tären ölte. Für Fräulein Ebba führte er in Kreuzkirchen, einem eine halbe Stunde von Volten entfernten Dorfe, Kommissionen aus, und zur Belohnung durfte er dann zu Zeiten, wenn sie sich sehr langweilte, mit ihr spazieren gehen oder sie auf dem Bobden rudern. Und diesem Jüngling, den sie benutzte wie eine Fußbank oder einen Sonnenschirm, sollte sie schmeicheln wollen!

„Nun, der einzige Ritter unter so vielen Damen! Da werden Sie Ihr Herz in beide Hände nehmen müssen,“ setzte sie amüsiert fort. „Und schließlich kommt's Ihnen doch. Das Verliebte, meine ich.“

„Nein, Fräulein,“ sagte er, und seine schüchterne Jünglingsstimme festigte sich beim Sprechen, „nein, das kommt nicht, wenigstens nicht vor der rechten Zeit, wenn's zu was führen kann. Wir alle, meine Brüder auch, sind nun mal so anders als andre, wir machen uns nichts aus Mädchen, das liegt nun mal so drin. Nicht in die Hand, wenn nicht was Meelles draus werden kann. Warum soll man sich verplempern mit solcher Liebelei!“



Die beim Löschen des Brandes des Equitable-Palastes in New York vereiste Dampfspritze. Central News, London.

Endlich Wenno mit den rührenden weißseidenen Kinderhaaren um das Bagengesichtchen, genannt Raufe mit der Pauke, der heulend verlangte, Onkel Willi möge seinen Ball suchen.

„Sie sind ein vielbegehrter Mann, Onkel Willi. Ich werde darüber wachen müssen, daß die junge Welt Sie nicht in Grund und Boden verbirbt.“

„Ach, Sie legen es doch nur darauf an, mir zu schmeicheln, Fräulein Hochfeld.“

Ebba verbiß ein Lächeln. Der Gedanke, daß sie, die verdöhlte Ebba Hochfeld, es darauf anlegen sollte, diesen kleinen Kaufmannsjüngling aus der Provinz, der seine drei Wochen Ferienzeit beim Onkel Haebide verbrachte, schmeicheln sollte, war urförmlich. Er war ein schwächlicher Jüngling von neunzehn Jahren, aufgeschossen wie ein Spargel, mit einem hagern, guten Gesicht, dem das Eis in schlechter Kontorkluft alle Farbe genommen hatte. Dabei trug er außerordentlich hohe Stieftragen von einer Form, die zwei Jahre zuvor Mode gewesen war, und hatte ein besonderes Talent, seinen schwarzen Gehrock und ein Paar feierlicher schwarzer Handschuhe sehr zur Unzeit anzu-

„Ihre Grundzüge in Ehren, wenn Sie sich nur damit nicht um das Köstlichste betrügen. Doch hier sind wir bei unsern Fohlen. Nehmen Sie sich in acht, daß der Dreijährige Sie nicht mit dem Seil herumreißt.“

Die vier Fohlen standen gefübert an langen Seilen, die ihnen reichlich Möglichkeit ließen, die leichte Bodenschwellung, hier in dieser flachen Landschaft fast ein Berg, hinauf und hinab zu grasen. Drei davon hatten sich auf dem Kamm angefiedelt, in den Vertiefungen boten ihre Gestalten, gegen den starrblauen Himmel gestellt, sonderbare Silhouetten dar. Ein gelber, harter Vollmond sandte sein Licht herab, das wirkungslos auf der braunen, abgenagten Grasnarbe abglitt, aber das Wasser des Bobdens, das sich hier in einem scharfen Dreieck in die Landschaft schob, mit tausend goldenen Flittern übersäte.

Ebba gab den Pferden Zuder, weil sie glaubte, daß es sich so gehöre. Erst widerwillig hatten die unverdöhlten Landgäule sich zu der Delikatesse entschlossen. „Wissen Sie, was ich mir jetzt wünschte, Fräulein Hochfeld? Mich auf eins der Pferde schwingen und dann davonjagen im Galopp, irgendwohin.“

„Na, na! Ungefaltet, wie sie sind?“

„Ich fürchte mich niemals. Haben Sie nicht davon gehört, wie stramm ich gleich am ersten Tage hier mit vieren gefahren bin?“

Fräulein Ebba nickt. Ein altes, eingefahrenes Gespann, das auch ohne Lenker den bekannten Weg zum Hofe gefunden hätte. „Sie sind wirklich der geborene Grandseigneur, Onkel Willi!“

An Herrn Sellentin gleitet der Spott ab. Allein mit der schönen Schauspielerin, im Vollmondschein, als ihr Ritter ist er geneigt, sich alles Gute und Große zuzutrauen. „Darf ich Ihnen mal 'was zeigen, was ich entdeckt habe? Aber fürchten dürfen Sie sich nicht.“

„Sie sind ja doch bei mir!“ Und ihre schönen Augen richten sich vertrauensvoll auf ihn, während das verhaltene Lachen sie in der Kehle würgt.

Nach ein paar hundert Schritten auf einem abscheulichen ausgefahrenen Lehmwege machten sie an einem Rasenplatz halt. Schwarz

sich zu schaffen. Dazwischen konnte man sie erblicken, in den Gartengängen auf und ab wandelnd, die Köpfe auf irgendein schulmäßig gebundenes Buch gesenkt, leise vor sich hinhurmellend. Abends fuhrten sie Boot auf dem Bodden und vergnügten sich bei Krodet und Lustfegelspiel.

Für Fräulein Ebba waren sie noch immer eine Masse, die in einzelne Persönlichkeiten zu zerlegen nicht der Mühe lohnte. Nur eine einzige hob sich daraus ab, Fräulein Hanna Clement, die einzige Sechzehnjährige zwischen alle den achtzehn und neunzehn Jahren. Ein reizendes Puppelchen, mit den zwei starken, um den Kopf herum gelegten Flechten, mit dem rosigen Apfelblütengesicht, dem keine drohende Examennot etwas von seiner Frische genommen hatte. Und dabei voller Grundfüße: Auch Lehrerin werden? Nie! Aber heiraten? Erst recht nicht — nie — wenn sie auch früher wohl daran gedacht hat. Sie schwärmte für Fräulein Ebba in offenkundiger Weise, während die



Die siegreiche Mannschaft des Ballons „Dellisch“

Konrad Hähnle, Charlottenburg.

in der Zielfahrt des Berliner Vereins für Luftschiffahrt, an der acht Ballons teilnahmen. Start: Gasanstalt Schmargendorf. Sieger: Ballon „Dellisch“, 1160 cbm, Führer: Oberleutnant Rade.

und drohend erhob sich vor ihnen ein galgenartiges Gerüst, während sich links etwas aus dem Boden wölbte, vom Rasen bedeckt, wie ein mächtiges Grab.

„Wer, glauben Sie wohl, mag hierunter ruhen, Fräulein Hochfeld? Für ein gewöhnliches Grab ist's doch zu groß, nicht wahr?“

„Vielleicht ein gefallenes Pferd?“

„Ach — ich denke doch ein Liebespaar. Niemand scheint etwas davon zu wissen. Ich hätte wohl Lust, einmal nachzugraben, bei Nacht natürlich.“

„Uebereilen Sie nur nichts. So viel ich weiß, ist dies der Turnplatz von Kreuzkirchen und der Galgen dort das Red. Sollte demnach dieses Massengrab nicht ein ganz gemeiner Sprungwall sein?“ —

Ein paar Tage später und die jungen Gäste hatten sich ganz auf Haus Volken eingewöhnt. Aus Scheunen und Ställen hörte man ihr eifriges Fragen, an der Zentrifuge und im Hühnerstall machten sie

andern sich mit scheinbarer Bewunderung aus der Ferne begnügten.

Willi Sellentin dagegen hatte auf die Dauer seine Reserve dem „jungen Gemüse“ gegenüber nicht aufrechterhalten können, man sah einfach über seine Ablehnung wie über eine jugendhafte Unart hinweg und belegte ihn mit Beschlag. „Herr Sellentin, heute ist Sonnabend, da müssen wir wenigstens Fräulein Valduin das Erbenauspahlen abnehmen“ — und im Nu sah sich Herr Sellentin mit großer Schürze angetan, den Erbennapf auf den Knien. Oder: „Herr Sellentin, heute ist Wäsche, hier, ziehen Sie die Leinen, nachher können Sie zureichen. Wenn Sie fleißig sind, so dürfen Sie auch nachmittags mit zum Jahrmarkt nach Bergen fahren. Aber erst bitte, bitte sagen!“

Am Nachmittag, kurz vor der Abfahrt, gab's einen kleinen Auflauf vor der Tür des Leutzeimmers, die nur angelehnt war, Flüstern, Nicken. „Nein, wie drollig er ist! Hier kann man ihn am besten sehen.“ „Das müssen Sie auch sehen, Fräulein Hochfeld, ein Anblick für die Götter.“

Der Sauerländische Bobsleigh-Klub auf der Rennbahn am Winterberg.

Im Herbst 1909 wurde in Winterberg in Westf. der „Sauerländische Bobsleigh-Club für Rheinland, Hessen und Westfalen, Winterberg i. Westf., eingetragener Verein“, von Bärmer, Düsseldorf und Winterberger Herren ins Leben gerufen, um einem großen Wunsche der Wintersportfreunde zu genügen, eine wirklich erstklassige Bobsleigh- und eine Rodelbahn in nächster Nähe des Industriegebietes zu haben. Der Verein legte eine Bobbahn an, welche 2 Kilometer lang ist, ein Gefälle von 250 Metern hat, mit fünf großen Kurven versehen und genau nach angestellten Messungen mathematisch berechnet und ausgeführt worden ist. Die Bobbahn bildet wegen ihrer landschaftlichen Reize, ihres starken Gefälles, das wiederum die größte Geschwindigkeit gestattet, und ihrer vollkommen gesicherten Lage den Hauptanziehungspunkt von Winterberg. Neben dieser Bahn besitzt der Klub noch eine 1000 Meter lange, mit 150 Meter Gefälle, gutgepflegte



Am Start beim neuerbauten Klubhaus am Winterberg.

Rodelbahn, auf der im letzten Jahre sich besonders die jungen Damen mit Vorliebe übten. Telephone und Zeitnehmer befinden sich an beiden Bahnen. Auf dem großen Startplatze erhebt sich ein prachtvolles, im bergischen Stil errichtetes Klubhaus, welches von dem Architekten und

Klubmitglied F. A. Brenhaus in Düsseldorf entworfen wurde. Die weißen Fenster und grünen Fensterläden wirken zusammen mit dem schwarzen Schiefer anheimelnd und lassen einen den starken Frost und kalten Schnee vergessen, zumal da im Innern des Hauses ein warmer Trunk am offenen Kamin winkt. Im letzten Winter wurden schon verschiedene Bob- und Rodelrennen veranstaltet, jedoch ist es dem emsigen Arbeiten des Vorstandes zu verdanken, daß der Klub in diesem Winter mit einem Sportprogramm aufwarten kann, das sich den Veranstaltungen anderer Wintersportplätze ebenbürtig zur Seite stellt. Auch in diesem Winter werden von der Eisenbahnverwaltung wieder Extrazüge mit Fahrpreisermäßigung bei günstigen Witterungsverhältnissen sowohl Sonntags wie auch des Sonntags abends eingelegt.



Kurvenfahrt am Winterberg im Sauerland. Phot. Jof. Grobbel, Seeburg i. W.

Auf einem Schemel am Fenster hockte Herr Sellentin und putzte seine Stiefel, putzte sie eigenhändig mit Sachkenntnis und Berve. Spiegelblank stand der eine schon da, während er den andern noch bearbeitete.

„Herr Sellentin, Sie fangen an und werden“ — „Wenn wir einmal Bedarf haben, wenden wir uns an Sie.“ —

„Sie haben mich ja gut angeleert“, grollte er. „Und da die Dienstmädchen einmal bei der Wäsche zu tun haben — Aber sagen Sie: Sauber! In der Vollendung! Was?“

„Sie sind ein ganzer Mann, Onkel Willi. Für diese Tat gehört Ihnen mein Herz — aber daran ist Ihnen ja leider nichts gelegen“, meinte die Schauspielerin totett. „Ich bin sicher, in solchen Stiefeln müssen Sie eine Eroberung machen.“

Wilhelm der Eroberer verfährt sich beim Eintritt in die Stube im Teppich und kommt beinahe zu Fall. Er trägt Trauerhandschuhe an den Händen und sieht außerordentlich blaß aus, dabei ist sein Wesen voll starker Gehobtheit. Offenbar hat Fräulein Ebba mit ihrer Prophezeiung recht gehabt. Man braucht gar nicht zu fragen, wer die Betreffende ist, die Art, in welcher das Kleinchen mit der ganzen Stacheligkeit der sechzehn Jahre den Eroberer ablaufen läßt, als er ihr einen kleinen Blumentopf mit einer Marzipanrose noch nachträglich schenken will, spricht deutlich genug.

Was alles man überhaupt eingekauft hat: winzige Spiegelchen in Holzrahmen, grüne und rote Papierfächer, Wachslichtaschen — und dann den „kleinen Kohn“, den Geföpften, der noch im Tode sein Gummizünglein so spitzbübisch aus dem Maule hervorschnellt. Selbstver-



Ein Königstiger, erlegt von König Georg V. in den indischen Dschungeln, wird auf einen knienden Elefanten verladen.

Phot. Ernest Brooks.

„Wilhelm der Eroberer!“ — Fräulein Lina, die schlanke Nichte, hatte es gerufen, die ganze Jugend nahm den Ruf auf. „Wilhelm der Eroberer, Wilhelm der Eroberer!“

Noch als der Wagen sich in Bewegung gesetzt hatte, hörte ihn die Schauspielerin, die am Haustürpfosten lehnte, aus Lachen und Gespräch heraus: „Wilhelm der Eroberer!“

Solch Jahrmart bedeutet im einförmigen Landleben ein Ereignis, das man bis zur Reife auskostet. Es geht stark auf eins, als die Gesellschaft endlich zurückkommt. Und in welcher Verfassung höchster Fibelität!

Man hat allerlei getrunken, was sich nicht mehr klar feststellen läßt, jedenfalls Schnäpse, die Bezeichnungen: „Notleidender Agrarier“ und „Bierter Güte“ schweben über der Gesellschaft. Einige sind etwas unsicher auf den Füßen oder heucheln, es zu sein. Ein Paar liegt sich in den Armen und lacht unermüdet ohne jeden Grund,

färsndlich hat man sich photographieren lassen, und die Tatsache ist nicht abzuleugnen, daß Wilhelm der Eroberer in unmittelbarer Nähe vom Kleinchen steht. Und die Riesendame hat man sich angesehen, 325 Pfund schwer, und ein dressiertes Schwein, das die Beiden geschlagen hat. Selbst Herr Haebide, der allzeit Würdige, ist ganz verwandelt, macht Schwimmäuglein und redet von einem „Wittern“, den „die Damen“ absolut noch genehmigen müßten. Von dem Lärm wird schließlich auch Rauke mit der Pauke wach und heult so gewaltig, daß man ihn aus dem Bette nimmt und mit gebrannten Mandeln füttert.

Um Ebba Hochfeld bekümmert sich niemand, zum-ersten Male in ihrem Leben. Sie nimmt es mit ungläubiger Bertwunderung wahr. Ist dies wirklich der Anfang vom Ende? Ist sie etwa nicht mehr jung?

„Sie hätten mit uns kommen sollen, Fräulein Hochfeld, es war einfach himmlisch“, wirft endlich die süppige Kindergärtnerin gnädig hin.

„Danke, das überlasse ich besser der Jugend.“

„Ach — Sie sind so jung wie irgendeine von uns, und schöner, viel schöner als wir alle zusammen.“

Aber der Balsamtropfen bleibt ohne Wirkung. Zum ersten Male kommt Ebba die Erkenntnis, daß es mit der wirklichen echten Jugend, der Jugend im Sonnenschein, zu Ende gehe, daß ihre Jugend etwas künstlich Aufgeputztes, für das Rampenlicht Berechnetes sei.

Seit dieser Jahrmärtsfahrt, auf der Wilhelm der Eroberer sein Herz entdeckte, ist eine bemerkenswerte Veränderung ins Großartige mit ihm vorgegangen. Von nun ab läßt er sich nicht mehr für kleinliche Alltagsbeschäftigungen mißbrauchen, sondern man sieht ihn hoch zu Ross, einem betagten, lammfrommen Gaul, lutschiend, oder dem Kutscher Anweisungen über Pferdepflege und die Behandlung des Sielengeuges gebend. Er fährt mit dem Milchwagen nach Bieregge, um eine leere Gietstise von dort abzuholen, und nötigt Fräulein Hanna zu der Fahrt. Freilich traut sie auf den abscheulichen, ausgefahrenen Wegen seiner Fahrgeschicklichkeit nicht, und als er sie nicht gutwillig aussteigen lassen will, hopft sie vom Wagen und geht die halbe Wegstunde allein zurück.

Um die Scharte auszuweichen, wird Fräulein Hanna abends von Herrn Sellentin ins Boot gezwungen, um das Rudern zu erlernen. Die am Ufer Zurückgebliebenen hören, wie er die Gefährtin meistert: „So den Riemen fassen — ordentlich mit ausholen — ruhig, eins, zwei — eins, zwei — jetzt schotten — was, Sie wissen nicht, was schotten ist? Da hört sich doch alles auf! Jetzt wieder rudern“ —

Als sie zurückkommen, ist die Fahrt — „einfach tadellos“ verlaufen, wenn auch

Hanna behauptet, dreimal hätten sie auf einer Sandbank festgeessen, einmal habe Herr Sellentin genau auf den Fischkasten zugesteuert.

Es ist, als ob der neue Beinamen Herrn Sellentin gezeigt habe, was eigentlich in ihm stehe. „Ich fürchte mich nie!“ ist sein drittes Wort — allerdings mit dem leichten, verminderten Zugeständnis: „Höchstens wenn“ — höchstens wenn Ratten über den Weg laufen, oder gar Kröten. —

Vor Schnecken fürchten Sie sich doch auch, Herr Sellentin?“

„Fürchten? I bewahre, höchstens wenn ich abends in den Keller runter gehe, um Bier zu holen, und sie dann so an den Bierflaschen sitzen. Das ist doch gegen jede Kalkulation. Einfach ekelhaft.“

„Und neulich, Onkel Willi, als wir beim Rudern zwischen die kreuzenden Quappen kamen — da war Ihnen doch ernsthaft bange ums Herz?“

„Ich bitte sehr, Fräulein Hochfeld! Es ist wohl einzig meiner Geistesgegenwart zu danken gewesen, daß wir glücklich dazwischen rauskamen. Hätte ich nicht rechtzeitig beigelegt —“

„Aber an einem Kirchhof würden Sie nicht um Mitternacht vorübergehen, Herr Sellentin?“ Das Gerücht von des Jünglings Vorhaben, bei nächstlicher Weile den Sprungwall auf dem Turnplatz aufzugraben, hat durch Fräulein Ebbas Indiskretion seinen Umlauf

genommen. „Es würde nur darauf ankommen, wer von den Damen mit mir ginge!“ Und er redt sich in den Schültern, daß die Nächte des schwarzen Gehrodes trachen, der dank der guten Landverpflegung etwas zu eng geworden ist, und schaut sich herausfordernd in der Runde um.

„Hat übrigens jemand schon das große Grab vor Kreuzkirchen bemerkt?“ fragt die dicke Kindergärtnerin heuchlerisch. „Ein Familien-trauerpiel, wie man es wahrhaftig nicht auf unserm guten Rügen suchen sollte, wird hier durch den Rasen gedeckt. Die alte Benzen in Kreuzkirchen hat es mir gerade diesen Nachmittag, als ich ihr Strümpfe zum Anstricken brachte, erzählt.“

Wilhelm der Eroberer wirft einen triumphierenden Blick zu der Schauspielerin hinüber, in dem deutlich liegt: „Nun, was sagst du? Hatte ich nicht recht?“ Jedoch ihm bleibt keine Zeit zu einer Frage, denn um ihn herum ruft es sechsstimmig: „Erzählen!“ „Nicht erst lange auf die Folter spannen.“

„Nun, die Geschichte ist weniger lang als schrecklich,“ sagt die

leppige und dämpft ihre Stimme zu dem bekannten Schauertou, der zu gräßlichen Geschichten gehört. „Also: Vor Jahren kam ein junger Fischer von Arkona nach Kreuzkirchen herüber, ein bildschöner Mensch, nach dem die Dorfmadchen sich die Augen ausguckten. Er sah aber keine von ihnen an, sondern ging nur seiner Arbeit nach. Am so größer war dann das Erstaunen, als er sich plötzlich mit der Rosa, der Tochter der Witwe Burmester, ganz hinten in Kreuzkirchen, das vorlechte Haus, wo jetzt die alte Benzen wohnt, versprochen hatte. Bald darauf war Hochzeit, die Ehe schien, obgleich sie keine Kinder hatten, recht glücklich. Das blieb so ein paar Jahre. Dann aber, mit einem Male ging eine sonderbare Veränderung mit dem jungen Ehemann vor,



Weg zwischen Gohde und Langersfeld-Ehrenberg.

Im Vordergrund die Schatten der Photographen. J. Hammer Schmidt, Barmen.

Er wurde trübselig, kopfhängerisch, unzugänglich gegen seine eigne Frau — kurz und gut, es stellte sich heraus, daß er sich in seine Schwiegermutter verliebt hatte, was um so verwunderlicher war, da die alte Dame doch schon in den Fünfsigern stand und auch noch Triefaugen hatte."

"Wa—äs? Triefaugen?"

"Ja, Triefaugen, Herr Sellentin. Uebrigens eine gar nicht seltene Erscheinung unter den Fischerfrauen dieser Gegend, die sich mit dem Nepeausbessern die Augen verderben. Der junge Ehemann kämpfte mannhaft gegen seine Leidenschaft an, aber der Teufel in ihm war übermächtig. Da fragte er in seiner Herzensnot eine Wahrsagerin um Rat, die ihm folgendes sagte: Verlöre die Schwiegermutter ihre Triefaugen, so sei es ein Zeichen des Himmels, daß er mit dieser das höchste Erbgeld erreichen sollte. Zufällig hatte nun gerade die Alte sich durch einen Apotheker in Gising ein Augenwasser besorgen lassen, das ihr gute Dienste leistete. Die Triefaugen verschwanden mehr und mehr, worin der fromme Fischer wirklich einen Wink des Himmels sah. Was sollte er tun? Seine eigne Schwiegermutter lieben? Der Himmel wollte es wohl so. Aber wiederum, er war verheiratet, und die Sünde gegen das Sakrament ging ihm gegen das Gefühl. —

In diesem fürchterlichen Dilemma wußte er schließlich keinen andern Ausweg als den einen: er nahm einen Strid und erhängte Schwiegermutter und Frau, die eine rechts, die andre links an seiner Flügelstür, dann mit dem Stridende sich selbst in der Mitte. Man beerdigte die drei in einem Grabe, eben dem, das Sie alle fennen."

In andächtigem Staunen hörte alles zu. Jung Willis Augen gingen von einer zur andern, aber er sah nichts als tiefen Ernst, schmerzliche Erschütterung auf den Gesichtern. „Na, die Geschichte scheint mir denn doch verdächtig,“ meinte er. „Wie fing der Schiffer es denn an, sich in der Mitte von beiden aufzuhängen?“

„Gott, Herr Sellentin, wie indiscret Sie fragen. Er wird eben vorher einen Nagel eingeschlagen haben. Wie wäre es, wenn wir alleamt diese Nacht das Grab besuchten? Vielleicht hoßt der Geist der Schwiegermutter gerade darauf und küßt sich die Triefaugen.“

„Um Gottes willen nicht, aber weiterzählen wollen wir, lauter Gespenstergeschichten. Wer die graulichste weiß, kriegt eine Tafel Schokolade“ — und die Gespenstergeschichten jagten sich nur so, daß einem die Haare zu Berge stehen mußten.

Die Folge davon, die freilich erst andern Tages bekannt wurde, war, daß Wilhelm der Eroberer sich nicht allein in sein abgelegenes Siebelzimmerchen getraut, sondern den Onkel Haebide gebeten hatte, ihn mit der großen Petroleumlampe hinauszubegleiten.

Dies überlieferte Onkel Willi erst vollständig seinem Schicksal. Von nun ab schien es, als sei der Spukgeist der triefäugigen Schwieger-

mutter samt ihrer ganzen Sippe in Haus Volten und in Willis Dachkammerchen eingezogen.

Wollte er morgens eilig in die Stiefeln schlüpfen, so fuhren seine Beine vor etwas Hartem, Abscheulichem zurück: man hatte Krebstüde hineinpraktiziert. Ins Bett sinkend, fühlte er etwas Gräßliches an seinem Leibe: ein Handfeger, der seine Stachelhaare an ihm rieb.

Einmal, als er ohne Ansechtungen sein Lager gewonnen hatte, spritzte ihm in schlantem Bogen vom Schlüsseloch her ein Wasser-

strahl auf die Nase, wie man hinterher liebenswürdig log, Eau de Cologne, um seinen Schlaf mit angenehmen Düften zu würzen. An einem andern Abend fand er sein Bett schon eingenommen von einem Kerl, der den Hut aufbehalten hatte und die Füße in mächtigen Wasserstiefeln frech unter der Decke vorstreckte — freilich seßte beim genauen Nachsehen der Kumpf dieses Einbringlings. Am vierten Abend hatten sich sämtliche Stühle des Zimmers samt Nachtschischen und Reiseforb auf dem Bette Rendezvous gegeben, eine stattliche, von der Bettdecke verhüllte Pyramide.

Wilhelm der Eroberer trug's mit Humor und nicht ohne den Versuch, sich zu rächen. Was sich liebt, neckt sich, eben das war das Süße bei der Sache. Durch das Schlüsseloch des einen Damenzimmers ringelten sich spät abends noch schlangenartige Gebilde: große Regenwürmer, die der Jüngling noch beim Latexenrschein im Garten ausgegraben hatte.

Nach einem andern Attentat der Gegenpartei fand sich in Fräulein Hannas Stube ein Korb mit Möhren, Erbsen und Kohlrabi vor, „gütliches Gemüse“, eine recht deutliche Anspielung. Edda Hochfeld stand diesem Treiben ziemlich kühl gegenüber, sie lachte und fand die Streiche „entzündend ausgedacht“, ganz wie's sich gehörte, aber in ihrer Stube machte sie dafür Stundenklägliches Weltschmerzes durch. Das war die Jugend!

Eine Sehnsucht nach dem Leben des Scheins, nach der schmeichelnden Selbsttäuschung, die ihr zum Lebensbedürfnis geworden, packt sie, nach ihren Puderboxen, Schminktöpfchen, feinen Essenzen, ihren Waschleberhandschuhe für die Nacht. Verstoßen zieht sie aus der hintersten Ecke ihres Kleiderschranks eine entzündende schleppende Krepptoilette vor, für das Land geradezu eine Lächerlichkeit,

streicht daran herab, hält vor dem Spiegel die matten, stießenden Falten an ihre Gestalt. Dann seufzt sie, hängt das Gewand wieder sorgfältig in den Schrank: „Nur noch zehn Tage! Gott sei Dank.“

„Nur noch drei Tage!“ — „Heute nur noch zwei.“ — „Der letzte Tag“ — Wilhelm der Eroberer verkündet es jeden Morgen beim Kaffee, das Herz ist ihm zum Brechen schwer, wenn er sich vergegenwärtigt, daß diese köstliche Ferienzeit nun für ein ganzes Jahr vorüber ist, daß nichts auf ihn wartet als sein Kontorjessell und der Achtstundenarbeitstag. Und das Kleinchen, das er nun vielleicht im Leben nicht wiedersehen wird. — — — (Schluß folgt.)



Prachtexemplar eines Carpon (Silberkönig),

Fisch aus der Familie der Heringe, 102 kg schwer, 2 m lang, an der Südwestküste Floridas von Sportleuten mit der Angel gefangen. Phot. Gebr. Haspel, Berlin.

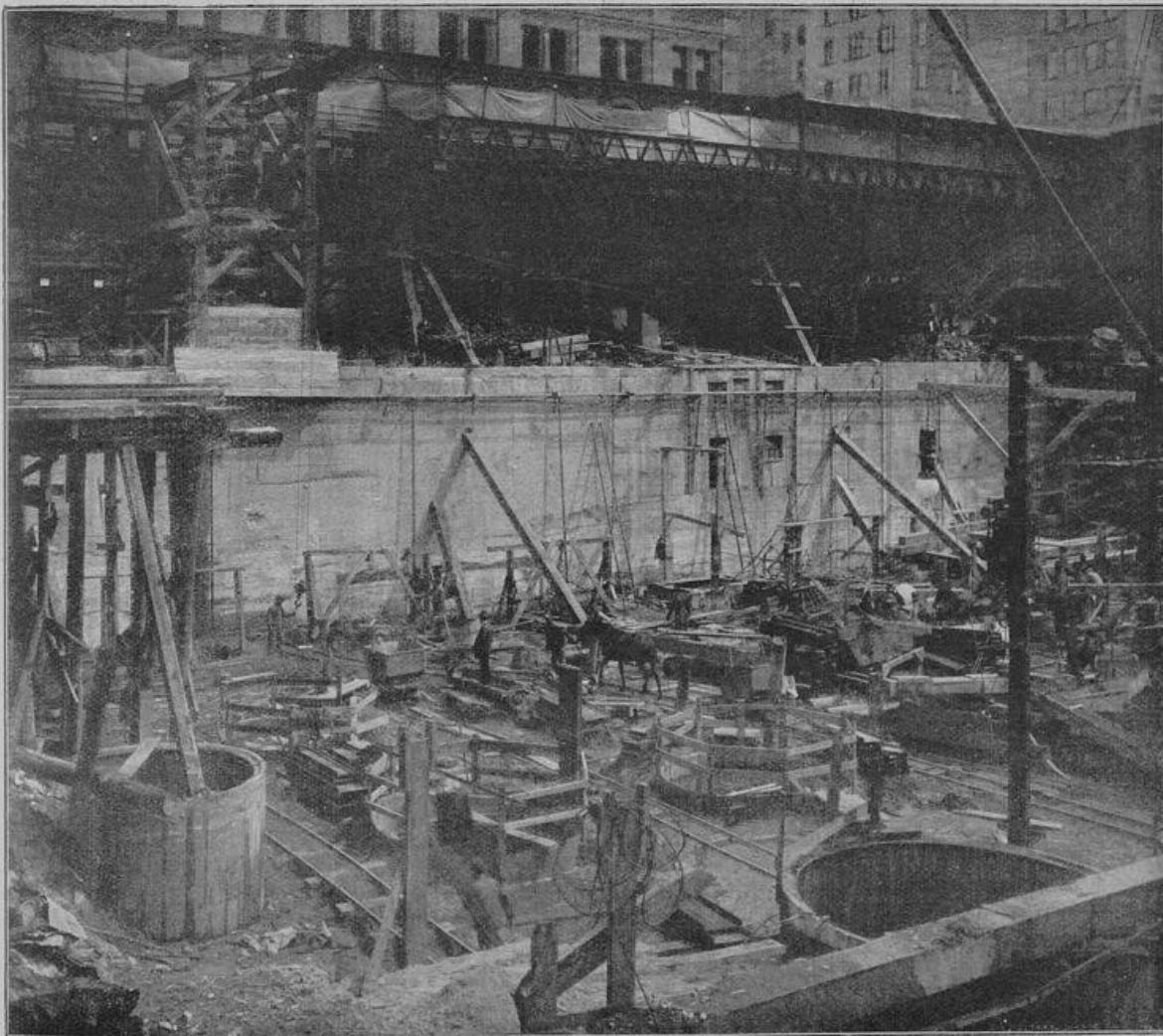
Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 6.

Düsseldorf, 10. Februar.

1912.



Fundamentierung eines Wolkenkrähers in New York.

Phot. Kesper & Co., München.

Interessant sind die großen Brunnenringe, die des unsicheren Bodens wegen tief hinab bis auf den Felsen geführt werden. Mit Beton angefüllt, dienen dieselben dem Gebäude als Hauptstütze.

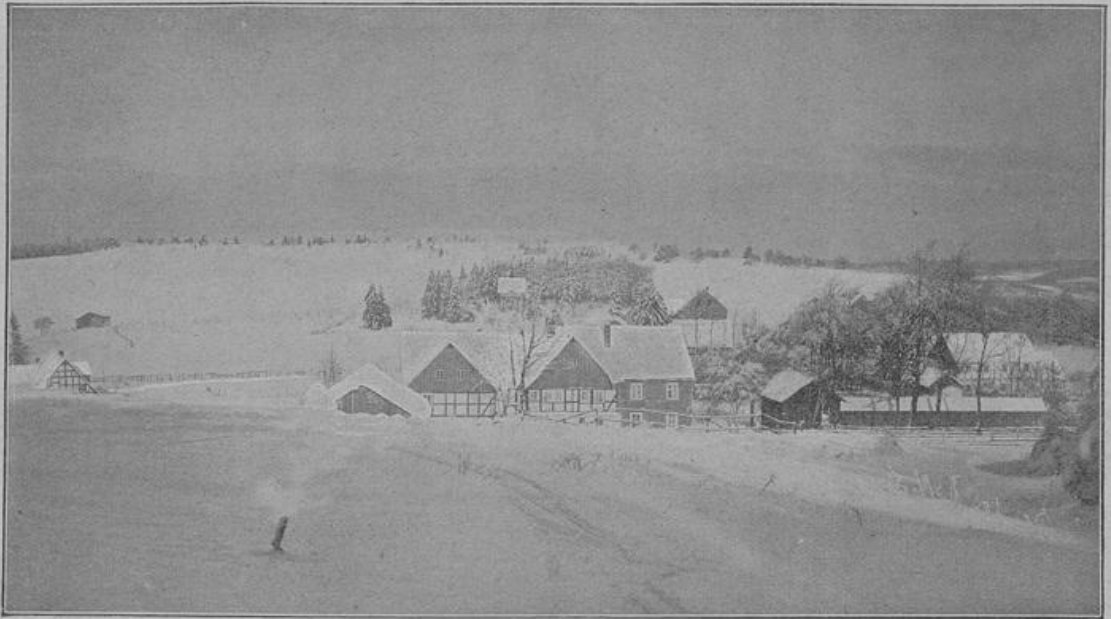
Wintersportplätze im Sauerland.

Von H. Großjohann, Lüdenscheid.

Je größer die Städte und Industriebezirke werden, je mehr auch die Landgemeinden an Volkszahl zunehmen, je mehr sich die ganze Landschaft mit neuen Siedlungen durchsetzt, um so größer wird bei allen Beteiligten das Verlangen, wenigstens dann und wann ein Stück echter Natur zu sehen. Leider werden diese Naturplätze im eigentlichen Industriegebiet immer seltener, und so sehr sich auch einzelne Städte bemühen, die hier und da noch vorhandenen Naturschönheiten in liebevoller Obhut zu nehmen, große zusammenhängende Flächen lassen sich kaum noch retten. Es ist unter diesen Verhältnissen deshalb für das dichtbevölkerte Ruhrkohlengebiet ein wahrer Segen, daß sich in nicht zu großer Ferne ein Gebirgsland vorfindet, so ausgedehnt, so abwechslungsreich, so unberührt und so wenig bevölkert, wie wir es kaum in einem andern deutschen Mittelgebirge besitzen: das Sauerland, spottweise früher auch wohl Hasenspanien genannt, dem jeder nach Möglichkeit aus dem Wege ging. Die letzten Jahre haben in dieser Beziehung gründlich Wandel geschaffen. Die Wertschätzung des Sauerlandes mit seinen unendlichen Wäldern, seinen schimmernden Höhlen, seinen einsamen Gehöften, seinen

einzelne nach vorausgegangener Anleitung den Weg sich selber suchen. Hinaus mit den jungen Leuten auch im Winter, wenn die Berge von Schnee gleiten und schimmern, wenn der Raufrost seine wunderbaren Gebilde geformt hat. Wie oft, wenn in den Städten der Ebene so dichter Nebel herrscht, daß man die elektrischen Bogenlampen nur als unbestimmte Lichtflecken sieht, herrscht bei uns auf den Bergen bei tiefer Schneelage wochenlang, sich stets gleichbleibender Sonnenschein, der alle Menschen fröhlich stimmt.

Es ist erfreulich, daß auch die Eisenbahnverwaltung diesem Drange, im Winter in die Berge kommen zu können, durch mehrere Sonderzüge Rechnung getragen hat, die von Essen, Duisburg, Düsseldorf aus in schneller Fahrt nach Winterberg und in die benachbarten Orte fahren. In der Tat, Winterberg und die Kuppe des Rahlens Asten ist des Sauerlandes ideales Wintersportgebiet, dem sich im ganzen Gebirgslande nichts Gleichwertiges an die Seite stellen läßt. Man braucht sich deshalb nicht zu wundern, wenn die winterliche Besucherzahl dort in jedem Jahre rasch steigt. Der Wintersportfreund findet eben dort oben alles, was sein Herz begehrt: Schneeschuh-



Gasthof Jagdhaus bei Niederstedenberg im Sauerland.

Wäldern Bewohnern, seinen einfachen, aber bestigen Gasthäusern ist in starkem Zunehmen begriffen, und die Schar seiner Besucher wächst von Jahr zu Jahr.

Jugendpflege ist heute das Schlagwort geworden, um das heranwachsende Geschlecht vor den Schädigungen zu bewahren, die ihm aus seiner Umwelt von allen Seiten drohen. Auch im Industriegebiet ist man eifrig beschäftigt, der jungen Männerwelt Handreichung zu bieten zum Segen der Heimat, zum Segen des Vaterlandes. Aber wir können uns eine solche Jugendpflege nicht denken, ohne mit allen Mitteln zu versuchen, das junge Geschlecht wieder bodenständig und heimatreu zu machen, ohne es zu erfüllen mit wahrer Liebe und Ehrfurcht für die Heimatsehle, ohne seiner übersprudelnden Kraft Betätigung zu geben zum Spiel und Wandern und Schwimmen in der herrlichen Gotteswelt. Das letzte ist aber nur zu erreichen, wenn es wieder gelingt, die werdenden Scharen der Jugend in innigem Zusammenhang zu bringen mit der Natur, wie sie in wahrer Form das ganze Industriegebiet kaum noch bietet. Darum hinaus mit den jungen Leuten in die Berge des Sauerlandes, zuerst unter Führung, dann aber allein und auf sich selbst gestellt. Auch hier muß jeder

gelände jeder Art, Kuppen, steile, und allmählich abfallende Hänge mit allen Wundern des Winterwaldes in ihrer ganzen Herrlichkeit, eine Bobleighbahn mit behaglichem Klubhaus, eine Eisbahn und eine prächtige Sprungschanze am Rauchberg, die nach ihrem leistungsfähigen Um- und Ausbau den besten und vollkommensten Anlagen ihrer Art gleichzustellen ist.

Und dann für den im Schneeschuhlauf einigermaßen Geübten die reiche Auswahl in Wanderungen und herrlichen Abfahrten. Wohin man sich auch wenden mag, stets wird man überrascht sein über die Fülle der landschaftlichen Schönheit und Eigenart. Wer die Höhe liebt, bleibt an der Kuppe des Asten oder in der Nähe von Langewiese, Alt- oder Neuaftenberg oder Hoheleye, oder es zieht ihn zur Ruhquelle und weiter nach Küstelberg. Eine ganz wunderbare Höhenwanderung mit ganz allmählicher Senkung führt nördlich an Langewiese vorbei immer in Zweidrittelhöhe des hier schon tief eingeschnittenen Lemmetals nach Oberkirchen hinunter. Man kann auch ganz eben das Tal durchqueren und auf der rechten Talseite über Westfeld nach Oberkirchen hinabkommen. Aber die Schneelage muß schon gut sein, sonst muß man in den tiefen Lagen seine

Hölzer auf die Schulter nehmen, statt sie mit den Füßen zu tummeln. Auch ins Verleburger Land hinunter, nach Hildhausen zu, gibt es rechte und echte Schneeschuhwandergebiete. Wer kennt nicht auch die Fahrt nach Zälchen und die Wanderung über den Rücken der Ziegenhelle? Außerordentlich dankbar ist auch der Weg über Hoheleye, Albrechtsplatz und den Kamm des Rothaargebirges zum Jagdhaus ober von Alt-Asienberg aus über das Große-Bildchen und die Hunau nach Fredeburg. Beide Wanderungen verbinden die tiefste Waldeinfamkeit mit den abwechslungsreichsten Ausichten, bei denen der Schneeschuhfahrer die besten Einblicke in die tiefeingeschnittenen und zerklüfteten Gebirgsgealtungen des Sauerlandes gewinnt. Neben Winterberg kommen eine ganze Reihe anderer Orte in Betracht, die sich auch sehr gut zur Ausübung des Wintersportes in jeglicher Form eignen, wenn sie auch nicht über die tiefe Schneelage und den Dauer Schnee des Königs der Berge Westfalens, des Asien, verfügen. Genannt seien hier vor allem die Höhen um den Bahnhof Brilon Wald, auch Elleringhausen und Bruchhausen. Der Skiklub Brilon-Billingen und auch Herr Gastwirt Kerstin in Bruchhausen geben bereitwilligst Auskunft. Billingen liegt im einsamen waldbreichen waldeckten Berglande; es ist vor allen denen zu empfehlen, die Waldesstille und Ruhe suchen. — Erwähnt sei hier auch Fredeburg, ein landschaftlich hervorragend gelegenes, bodenständiges Städtchen.



Skifläufer am Asienberg bei Winterberg.

Oskar Werner, Düsseldorf.

Für Skifläufer kommt in erster Linie das Gebiet der Hunau in Betracht. Ein gar treffliches Standquartier für Wintersport gibt auch das Jagdhaus bei Niederledenberg ab (680 m hoch). Es liegt mitten in den weiten Hochwäldern des Rothaargebirges, überragt von dem 743 m hohen Gärdler. Abfahrten ins Latroptal, im Weinkännchen, nach Niederledenberg und ins Wittgensteinsche, Höhenwanderungen auf dem Kamm des Gebirges nach Hoheleye oder nach Oberhundent bieten dem Sportfreund Freuden in reicher Zahl. Schließlich sei noch auf Lüdenscheid und Meinerzhagen im westlichen Sauerland aufmerksam gemacht. Beide Orte liegen 450—500 m hoch. Lüdenscheid hat den großen Vorteil, daß es gewissermaßen die Eingangspforte zum Ebbe (666 m hoch) bildet, das sich unmittelbar an seine Südgrenze aufbaut. Der Skifahrer, der mit der Bahn die Höhe erklimmt, hat in knapp 20 Minuten die Stadt durchquert, und nun kommen die flinken Scheite zu ihrem Recht. Nach Wahl kann er sie tummeln auf der Sprungschanze im Stadtwald, oder er mag weiter gen Süden wandern der Homert zu (540 m hoch), und über die Bergspitze zur Nordhelle. Die Nähe der Bahn ist für Fahrten im Lüdenscheider Gebiet von großem Vorzug. Für Vereine und Schüler bietet die städtische Wandererunterkunftsstelle für 25 Pfg. Gelegenheit zu billigem Nachtlager. Im Homertgebiet hat der Skiklub Sauerland (Ortsgruppe Lüdenscheid) ebenfalls ein Massenquartier eingerichtet.

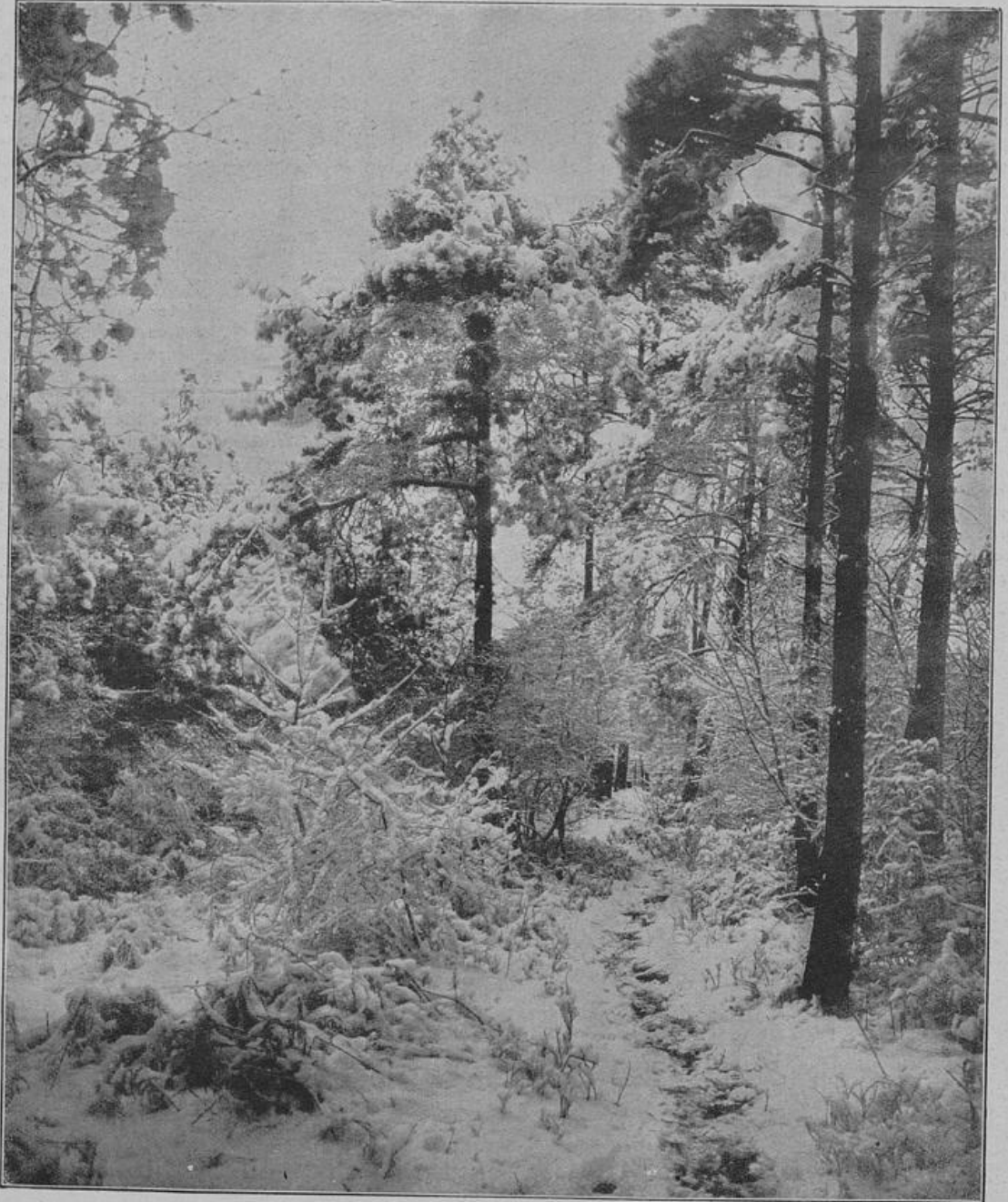


Die beim Bobsletghrennen am Winterberg am 14. Januar beteiligten Skifläufer.

Oskar Werner, Düsseldorf.

Der Freund des flinken Hahnschlittens findet im Stadtpark eine sehr gut angelegte, fast 1000 m lange Nobelbahn, die von der freien Höhe des städtischen Parkhauses durch dunklen Tannen- und lichten Buchenwald hinabführt zum Lösenbachtal. An Schneetagen herrscht dort oft ein großes Gedränge, das aber der guten Stimmung keinen Abbruch tut. Die Wangen glühen, die Augen blitzen, und ohne Unterbrechung sausen die flinken Schlitten hinab durch den dunklen Tann. Senkt sich aber der Abend nieder, dann sieht's sich gut zu traulicher Rast in den schönen Räumchen des Parkhauses. Fernhin auf

dem Kamme des Ebbes verglimmen die letzten Sonnenstrahlen, sie färben den Schnee, wohin sie treffen, purpurn, während die Schatten auf der Schneedecke eine grünlich-blaue Färbung annehmen. Diese ganz eigenartige Färbung dauert jedoch leider nur wenige Sekunden, dann verschwimmen allmählich die Konturen der Berge im Dunkel der Nacht. Wer dort einmal eine solche Stunde durchlebt, dem bleibt eine Sehnsucht danach in seiner Brust zurück, und gern kehrt er wieder zum herrlichen Winterport, sobald Frau Holle Berg und Tal mit ihrem weichen Flaum eingehüllt hat.



Der Aaper Wald bei Düsseldorf im Winterkleide.

Phot. Peter Kölgen.

Wilhelm der Eroberer.

(Schluß.)

Von C. Eysel-Kilburger (Mara Blüthgen).

„Also Ernst? Wie schade, wir werden Sie schmerzlich vermissen,“ sagt die schöne Schauspielerin und spricht damit für sich selbst die Wahrheit. So sehr Onkel Willi auch durch die junge Welt in Anspruch genommen gewesen, für sie hat er immer in erster Linie Zeit gehabt, ob es sich darum gehandelt hat, ein Paket zu verschüttern oder einen eiligen Botengang nach Kreuzkirchen zu tun. „Ich denke, die jungen Damen werden etwas zur Huldbigung ihres einzigen Kavaliere ausgehen lassen. Mir ist's, als hätte ich die Flügel des Pegasus schon über Haus Wolten rauschen hören?“ Dabei sieht sie sich fragend am Kaffeetische um.

Lebhafte Ablehnung. An Wilhelm, dem Eroberer, sei es, sich zu bedanken, daß er in diesem auserlesenen Kreis Aufnahme gefunden; geradezu Sünde würde es sein, ihn zu guter Letzt noch eitel zu machen. Am entschiedensten lehnt das Kleinchchen ab, und hieraus saugt Willi gerade die süßeste Hoffnung. Was ist aus seinen Grundfragen geworden, sich nicht zu verplumpen? Aber wie kann man dieses Wort hier überhaupt anwenden? Dies ist etwas Neues, Besonderes, was noch keiner vor ihm empfunden hat.

Obba Hochfeld überlegt bei sich, was sie Herrn Sellentin wohl zum Abschied Liebes antun könne. Es ist ihr wirklich Herzensbedürfnis, sich für seine vielen Gefälligkeiten erkenntlich zu zeigen. Und außerdem: es ist immer gut, sich diese Jugend ergeben zu halten, das trägt möglicherweise für später seine Früchte.

Sie macht sich auf, um nach Kreuzkirchen zu wandern, vielleicht, daß sich bei dem einzigen Kaufmann dort irgend etwas aufreiben läßt, was sich zum Andenken eignet.

Freilich, ein Opfer dieser Weg in der brennenden Nachmittags-sonne, auf dem bröckelnden Sandwege, der unter den Füßen rutcht und schnurrt. Wie öde diese Landschaft, dieses Erbsenfeld, auf dem die Schoten schon halb trocken hängen, dieser kahlgesenkte Hügelrücken. Und diese Kirche ohne Turm, bei der an der Giebelseite Mauerwerk, schiebend weiß gefalbt, die ursprünglichen Vergalungen der Fenster erseht hat. Das erste Haus von Kreuzkirchen, das niedrige, rohgedeckte Dach, die rotgefärbten Balken zwischen den weißen Wänden. An der Tür ein paar Büsche von gefülltem Mohn, in wunderbaren roten und violetten Farbtönen, daneben auf einer Holzbank eine junge Frau, ihr Kind im Schoße. Wahrhaftig, ganz Szenerie der „Schwarzen Köchle“ — daß sich die Bühnenerinnerungen ihr schon wieder aufräumen. — Und wieder kommt die Sehnsucht nach der Welt des Scheins, ihrer Welt über sie.

Der Kaufmann Brüggen ist sehr beglückt, die seine Dame in seinem Laden zu sehen, dienstfertig schleppt er herbei, was in Frage kommen könnte: ein paar Strohhüte von unmöglicher Form, ein Fünzigpfennigstaschenmesser, eine Niesensflasche „Deutsches Sportkognat“, zwei rote gegossene Glaschalen mit Goldrand, ein Baby aus Biskuitporzellan als Streichholzhalter. Aber das Fräulein lehnt mit einer Kopfbewegung ab, alles das ist es nicht, was sie wünscht.

Endlich, nach langem Suchen findet sich in der dunklen Ecke eines Regals noch ein vergessenes Prachtstück, ein Pantoffel aus vergoldetem Porzellan, mit hohem Spann und zierlich geschweiftem Absatz. Inmitten all der andern Unmöglichkeiten geradezu ein Fund. Freudig erstekt sie ihn, und um die Gabe noch etwas zu vervollständigen, kauft sie drei bide, schwarze Schokoladenherzen dazu, die letzten noch vorhandenen.

Wie beglückt dieser gute Junge sein wird, wenn er die Gabe von ihr erhält! Ein bißchen freilich soll er zappeln, sich den Kopf zerbrechen, schließlich muß er's doch erfahren. Eine Gabe von ihr, der berühmten Obba Hochfeld — das ist ein Heiligtum, das er verwahren wird. Sie sieht das Schächtchen schon auf seinem Schreibtische stehen, hört, wie er seinen Freunden gegenüber damit renommiert: „Von ihr, von der Hochfeld, oh, wir waren recht befreundet, als wir zusammen in Volten waren. Ein kapitales Weib!“ Sie lächelt vor sich hin: „Süß ist's doch, das zu sein wie sie, reich machen zu können mit einer Lanne, einem Nichts.“

Auf dem Rückwege fällt ihr ein, daß zu diesem Marquisenstuhle, der offenbar als Blumenwase gedacht ist, auch Blumen gehören, und da ihr nichts Besseres zur Verfügung steht, reißt sie eine Handvoll

weißes Lebkraut aus, das auf dem Grabe der trübsägigen Schwiegermutter wuchert.

Der letzte Abend vergeht unter stummer Trauer. Wilhelm der Eroberer hat in Erwartung von etwas ganz Gräßlichem die Schlüssel seines Stübchens in der Tasche behalten.

Der letzte Morgen. Am gedeckten Kaffeetische sitzt wartend die junge Welt. Neben Willis Kaffeetasse gleißt der Marquisenstuhl mit seiner Lebkrautfüllung, die drei schwarzen Herzen sind davor angeordnet wie ein satanistisches Zeichen. „Sagen Sie ihm nicht von wem, warum sollen wir ihn seiner Illusion berauben,“ bittet die schöne Schauspielerin heuchlerisch.

Die Gebuld wird auf eine harte Probe gestellt: wahrscheinlich, daß Wilhelm der Eroberer „pakt“, schon seit Tagen hat er von diesem Akt als von einer fürchterlichen Arbeit gesprochen.

Endlich erscheint er, mit dem Ausdruck der Erlösung auf dem Gesicht: „Das war eine Arbeit, meine Damen! 'n Morgen, n' Morgen, solche Paderlei ist keine Kleinigkeit, man begreift nicht, daß alle die Sachen überhaupt im Koffer gewesen sind.“ — Dann fällt sein Blick auf den Aufbau, und das helle Freudenrot schlägt ihm in das blasse, jetzt durch den Landaufenthalt etwas gebräunte Gesicht. „Für mich? Wirklich für mich? Welche liebenswürdige Ueberraschung! Aber welcher der Damen verdanke ich denn —?“ Seine Blicke gehen fragend die Reihe entlang, aber sie begegnen nur Achselzuden, Kopfschütteln.

„Aber eine von Ihnen muß es doch gewesen sein?“ Wieder das selbe Spiel, es scheint, als ob sie alle mit Stummheit geschlagen seien.

„Das ist nun mal gar nicht nett von Ihnen allen. Aber ich bringe es doch heraus, auf Ehrenwort.“

„Achten Sie auf die, die sich am gleichgültigsten stellt, die ist's sicher gewesen,“ flüstert ihm Obba ins Ohr.

Gleichgültig sehen sie eigentlich alle aus. Die eine streicht sich ein Butterbrot, die andere rührt in ihrer Kaffeetasse. Das Kleinchchen liest sogar seelenruhig einen Brief, den ihr die Morgenpost gebracht.

„Fräulein Hanna, Sie sind's gewesen, tausend, tausend Dank!“ Heller Jubel liegt in seiner Knabenstimme, die jetzt wie eine Fanfare schmettert. „Das hätte ich ja gleich denken können.“

Aber das Kleinchchen blüht vornehm und überrascht von seinem Schriftstück auf: „Ich glaube, Sie phantazieren. Lassen Sie mich doch, bitte, meinen Brief zu Ende lesen, Sie scheinen nicht zu wissen, welche Rücksicht man einer Dame schuldig ist, Sie Mas Abendroth, Sie.“

„Was —?“

„Mas Abendroth. Wenn Sie wieder mal nach Rügen kommen, so lassen Sie sich erzählen, daß das ein überaus schlauer Mensch gewesen ist.“

Wilhelm der Eroberer ist ganz bestürzt, seine guten blauen Augen zuden verängigt die Runde ab. Da im Halse drückt ihn etwas: Wenn sie es nun wirklich nicht wäre?

„Und die Herzen?“ stottert er.

„Sie sehen ja doch, daß sie schwarz sind,“ ruft patzig das Kleinchchen, und: „Aber trotzdem süß,“ tröstet flüsternd die Schauspielerin.

Onkel Willi steht noch immer da, den Porzellanstuhl in der Hand, mit seinem vollen Herzen, in dem das überquellende Glücksgefühl aller Vernunft zum Trost der nüchternen Erwägung nicht weichen will. Das Recht seiner Jugend, die der Enttäuschung ausweicht, bis zuletzt.

„Fräulein Hanna, wenn Sie's gewesen sind, so wäre es einfach großartig, geradezu in der Vollendung. Fräulein Hanna!“ Es klingt wie eine Beschwörung, daß sie ja sagen möge.

Da steht das kleine Fräulein auf, mit vieler Würde, zuckt die Achseln, tippt mit dem Zeigefinger gegen die Stirn — es kann auch sein, daß sie nur ein paar vordringliche Härchen zurückschiebt —

Das Break fährt vor, Onkel Willis Koffer wird daraufgehoben, die ganze Unruhe einer solchen Abreise auf dem Lande setzt ein. Onkel und Tante Haebide stehen bereit, Raute mit der Pauke heult, Tiffymaus bringt eine Puppe an, der Onkel Willi in der Eile noch den Kopf festleimen soll.

„Zum Donnerwetter, wo steckt denn der Junge? Er kommt wahrhaftig nicht rechtzeitig fort, und morgen früh muß er im Geschäft sein.“ — Wahrscheinlich sucht er noch einmal seine Lieblingsplätze auf oder er pflückt sich zum Abschied eine Rose fürs Knopfloch.“ — Das hättest du tun sollen, Hanna, das wäre das mindeste für so viel Liebe.“ — „Herr Sellentin! Fix!“

Endlich hat man ihn entdeckt, das Rufen geht in Flüstern und Röcheln über.

„Reise, Kinder — dort — guck mal — aber, daß er nichts merkt.“ — „Nicht schubsen!“ —

In der Speisekammer steht Wilhelm der Eroberer und wiegt auf der Wirtschaftswage die Schokoladenherzen, um aus ihrer Schwere auf die Gebetinnen zu schließen. Von dem schwersten weiß er's: Das hat sicher die üppige Kindergärtnerin gespendet.

Sie stehen alle um ihn herum, wollen sich anschütten vor Lachen; er sieht sie böse und schen an wie ein Tier, das an kein Necken gewöhnt ist. Eigentlich ein Anblick zum Jamern.

Endlich nimmt ihn eine zur Seite, sagt ihm ernsthaft ein paar Worte. Er zuckt zusammen, ungläubig, sie nicht noch einmal bekräftigend: „Ganz gewiß, Sie dürfen's glauben. Aber so seien Sie doch stolz — solche berühmte Schauspielerin.“ Da wird er blaß, ganz blaß.

„Einsteigen! Jetzt wird's aber die höchste Zeit.“ Im letzten Augenblick tritt Fräulein Ebba ahnungslos auf Onkel Willi zu

und überreicht ihm mit ihrem schönsten Prinzessin-Ebba-Smiz den Strauß von Labkraut, der noch neben seinem Ueberzieher liegt. „Vergessen Sie die Hauptsache nicht,“ sagt sie mit ihrer einschmeichelndsten Stimme. Und Willi nimmt den Strauß mit der Linken und reicht ihr die Rechte, die eiskalt ist und zittert. „Ich danke Ihnen, Fräulein Hochfeld, für das schöne

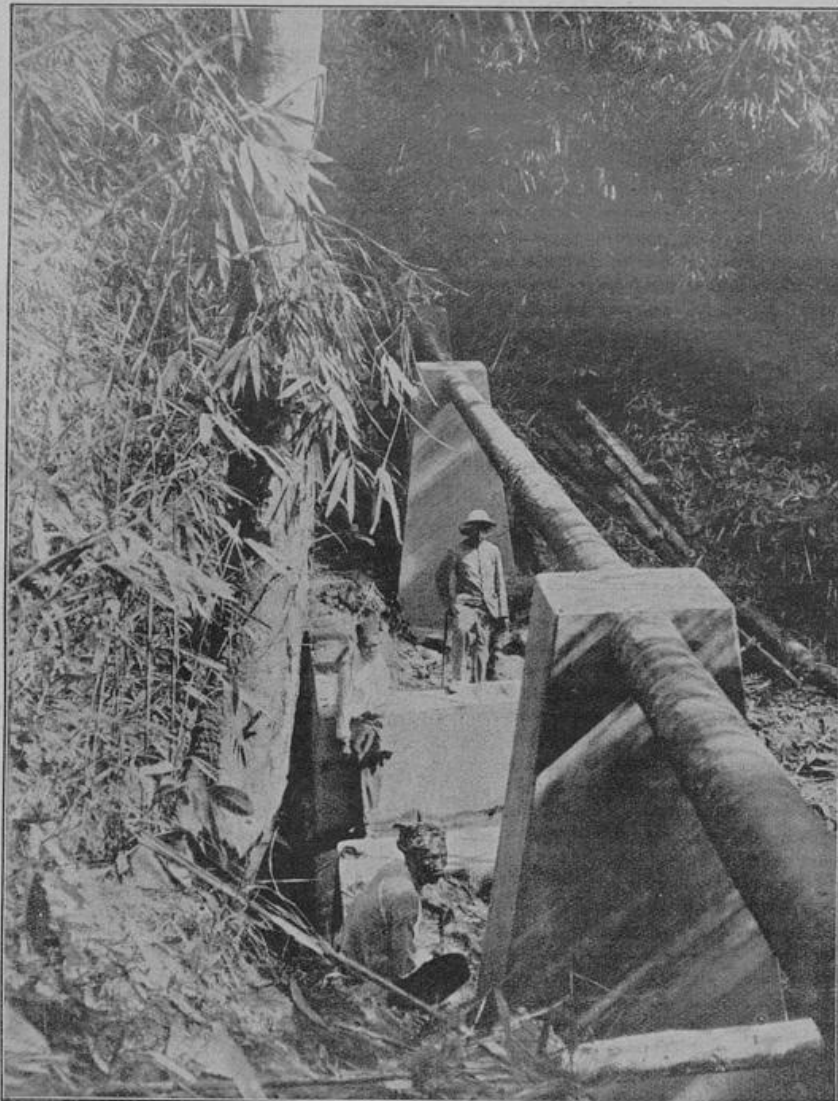
Geschenk, das Sie mir gegeben haben,“ sagte er tapfer, aber seine Stimme klingt fremd, und in seinen Augen liegt ein so bitterer Ausdruck von Gram und Enttäuschung, daß sie die ihren nieder schlagen muß. „Glauben Sie doch den jungen Mädchen nicht, sie wollen Sie nur necken,“ versucht sie, ihn zu trösten.

Er schüttelt den Kopf: „Ich weiß, daß ich das Geschenk Ihnen verdanke. Sie haben mir es gegeben“ — er schluckt ein bißchen, kann nicht weiter, und Fräulein Ebba überseht sich das „gegeben“ in „genommen“. Genommen das Kostlichste, was diese Jugend hat: die erste holde Selbsttäuschung.

Aber er, dieser übersehene, kleine dumme Junge, hat ihr ähnliches genommen: die Selbsttäuschung über die Wirkung ihrer Person. We sie glaubte, mit lässiger Hand eine königliche Gabe

zu reichen, hat sie nichts gegeben als eine Enttäuschung.

Den Kopf in Scham gesenkt, stieg sie hinauf in ihr Zimmer, während die andern noch dem Wagen nachwinkten, in dem Wilhelm der Eroberer kummervollen Herzens von dannen fuhr.



Eine Wasserleitung aus Mannesmannrohren auf Betonblöcken im Arwald von Ostjava.

Phot. Ludwig Oppderbeck, Elberfeld.

In der grauen Heideschänke.

Von Hugo Klein.

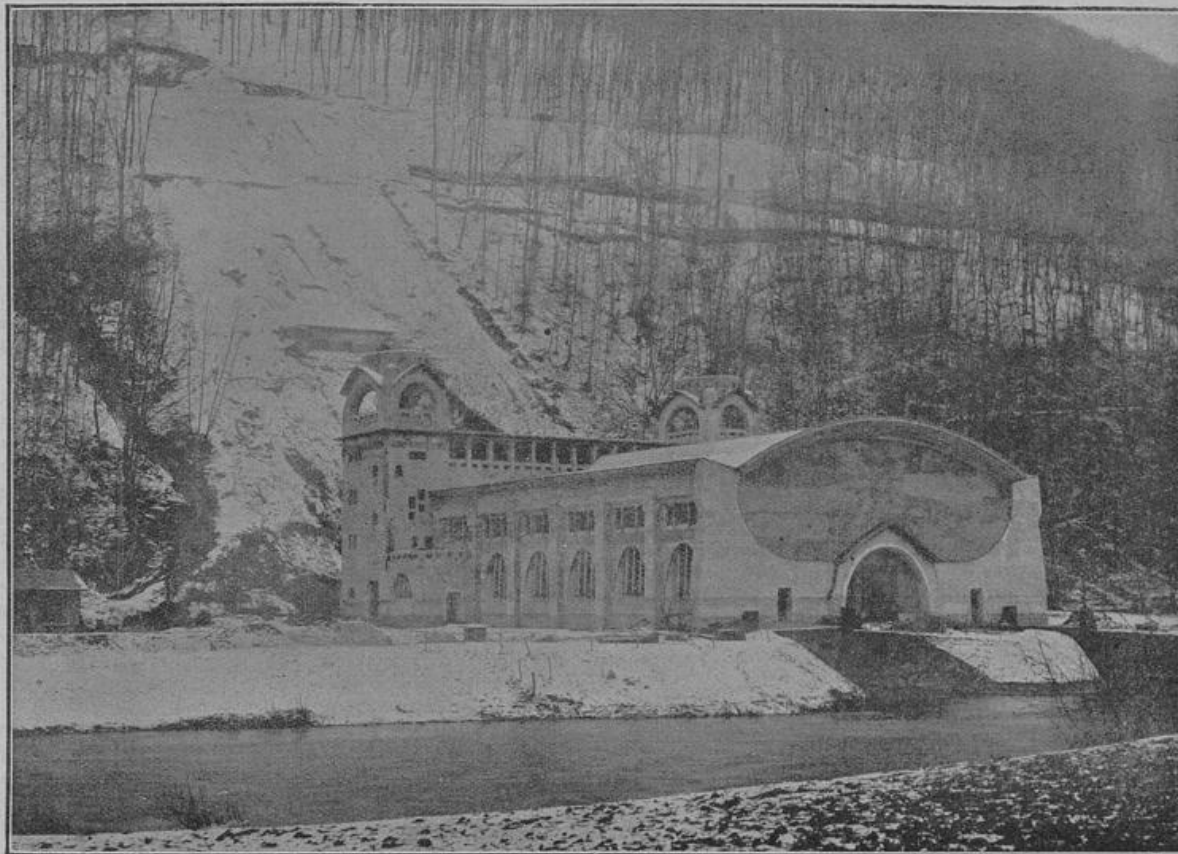
Das ungarische Tiefland ist öde und verlassen zur Zeit des Karnevals. Selten zieht ein Wagen die die sogenannte Landstraße dahin, und wer sonst, wenn nicht ein Reisender, verirrt sich zu solcher Zeit in diese Tristen, die in eisiger Todesstarre daliegen? Nur die Raben fliegen in langen Scharen über die Eisfelder hin, von früh bis abends, zahllos, unaufhörlich. Und ihr Krächzen klingt melancholisch in der traurigen Einöde.

Nur das Geheul des Wolfes unterdrückt zur Nacht die Todesstille, die der Winter den Füsten bringt. Nur das Geheul des Wolfes oder manchmal der matte Klang einer Kirchenglocke, die herüberbringt aus den fernen, stundenweit auseinander liegenden Dörfern. Man kümmert sich nicht viel um frommen Glockenton im ungarischen Tieflande, in der öden Mitternacht aber horcht man andächtig nach

den dumpfen Klängen, die wie ein freundlicher Gruß herüber tönen von entfernten Freunden in die Verlassenheit. Sonst sind aber die Gärten, die auch im Winter da draußen in den Gehöften bleiben müssen, nichts weniger denn sentimental, vorausgesetzt, daß der eine oder der andre nicht den „gerührten Rausch“ hat, was in dem reichen Sortiment von Rauschen, dessen sie sich erfreuen, auch vorkommen mag.

Sie haben ihre Schenke da draußen, eine graue Heideschenke, mitten drin in der Einöde. Ein morsches Haus, das so wadlig auf den Beinen steht wie seine Gäste, welcher Umstand wohl bedenklich genannt werden kann. Sowie aber letztere diesen Zustand ganz normal finden, so ist es diesem Hause noch niemals in den Sinn gekommen, nach einem neuen Rohdach zu aspirieren oder eine neue Stühlmauer zu ambitionieren, und wohlgenut und selbstgefällig blüht es hinaus ins Land — weiß ja der Schelm von einem Hause,

als dienlich andeuten ließ. Aus der grauen Heideschenke tönt während des ganzen Karnevals froher Tidelklang, Gesang und Gejohle hinaus in das tote Land. Es hört nicht einmal die Raben mehr, die nun schon ruhig in ihren Nestern bleiben auf verkrüppelten Weiden am Kreuzwege, neben dem festgefrorenen Sumpfe. Und der Lichtschein, der aus den kleinen, pygmäenartigen Fenstern weit hinausdringt in die Ebene, lodd die Wölfe nicht mehr an, denn sie wissen, daß dort eine Kugel ihrer harzt. Und in der Schenke gehen die Gäste ununterbrochen ein und aus, ja manche verlassen sie wochenlang nicht, und ob der Sturmwind um das Haus heult und die Schneeflocken in tollem Wirbel hernieder tanzen, sie bleiben dort sitzen an dem runden Tisch und schlafen auf der harten Bank und sind glücklich beim Wein. Dort zecht Dobil Pal, der Räuber, der den Gutsherrn von Akos erschlagen, dort sein noch mehr gefürchteter Kollege Kaporna Peti, und eine große Zahl harmloserer Gesellen, die sich als Rinder-, Pferde- und Schafhirten ihr



Die elektrische Station der Arstkassperre bei Seimbach in der Eifel im Schnee.

Phot. Emil Kaiser, Düren.

daß er auch ein so gesuchter Kumpan ist. Zwei Schenkwirte wurden hier bereits von den Räubern erschlagen, und doch hat sich ein Dritter in der fraglichen Gestalt des Herrn Aron Finkelstein für diese Schenke gefunden, dem Netta der Pustahirten. Es ist ein kleiner, krummer, rothaariger Jude, der Herr Aron Finkelstein, mit grünlichillernden Augen, die keinem Menschenkind ins Gesicht sehen können.

Er war in Monor als Falschspieler bekannt, und dort ist ihm auch passiert, daß man ihm die Hand an den Spieltisch nagelte. Sonst war nichts bekannt von seiner ohne Zweifel abwechslungsreichen Vergangenheit, von der Ausführlicheres zu erzählen besagter Finkelstein aus gewiß triftigen Gründen überflüssig fand. Er schenkte nun den Wein in der vereinsamten Pustahenke. Es war kein schlechtes Geschäft, denn die fröhlichen Gesellen, die sie aufsuchen, haben immer Geld, und der schöne Profit erlaubt es schon, sie freizuhalten, wenn sie teins haben, welche Freigebigkeit er sich nicht erst durch Prüffe und Stöße

Brot auf leidlich ehrliche Weise in den Gehöften der Umgegend verdienen. Sie lebten wie im Schlafaffenland, kämen die Panduren nicht manchmal aus dem Dorfe herbei, um den Kaporna Peti zu suchen, der für seine Sünden von allen Räubern am meisten verfolgt wird im weiten Ungarland. Der hochgeborene Herr Obergespan weiß, was sich schickt, und es schickt sich zweifelsohne nicht für Leute, wie Kaporna Peti, frei herumzuspazieren im Lande. Bedauerlich, daß sie ihn noch nicht erwischen konnten, denn es soll im allgemeinen häufig vorkommen, daß Panduren im leeren Neste nichts weiter finden als den jämmerlichen Käsenjammer von Aron Finkelsteins saurem Wein, an welchen man eben gewöhnt sein muß; doch steht es außer Zweifel, daß der fragliche Bösewicht trotz allem noch ins Küßle kommt.

Vor Jahren kam ich in diese Schenke, die irgendwo in Rumänien liegt, just als sie den Fasching begruben, am Achermittwoch. Auf dem Tische lag die Strohpyrre des Prinzen Karneval, und der Schafhirt Karikas Gyuri, ein berühmter Trinkkünstler, hielt über sie die

Leichenrede. Er hatte Humor, der Bursche, wenn seine Weltanschauung auch den geschworenen Freund der Flasche verriet und sein Vortrag aus diesem Grunde etwas einseitig war. Er schielte selbst im Geiste immer zur Flasche hinüber, der allein löstlichen, der allein befeuchtenden. . . Er sprach dem tollten Prinzen den Nekrolog; dann nahmen sie die Puppe auf die Schultern und trugen sie hinaus zum Sumpfe und begruben sie feierlich, und Karitas Gyuri hielt dort noch eine Rede. Dann gingen wir in die Schenke zurück, und unter dem Tisch, um den die tüchtigsten Becher sitzen, gruben sie nach und fanden die didbüchigen Flaschen voll Lethe, die sie im Vorjahre da vergraben hatten; sie jagten den Inhalt durch die Kehle, worauf Anton Finkelsstein andre Flaschen herbeibrachte — und die vergruben sie dann für den nächsten Nchermittwoch wieder unter dem Tisch. . .

Der vordere Karitas Gyuri war bei dieser feierlichen Zeremonie überall voran. Ich sehe ihn noch, wie er über die Pusta ritt, das Lamm vor sich auf dem Sattel, das er von der Pusta draußen für den Tisch des Herrn nach dem Kastell brachte; ich sehe ihn noch auf seinem Grautier, die zerzauste graue Kranichfeder auf dem verträpeltten Gute, ein Prototyp des ungarischen Juhász. Eine schöne Gestalt. Breitschultrig und muskulös, der Schnurrbart led aufgedreht, das Auge voll ungetrübter Lebensfreude, die Nase sanft gerötet, an heitere Trümpelage gemahnend. Und doch ein Schatten um den Mund, der die heitere Physiognomie des Mannes auf Momente ernst erscheinen ließ. Wie kam dieser Zug in dieses Gesicht? Gab ihm die Natur denselben in einer originellen Laune oder brachte ihn das Leben. . . ?

Er hat mir die Geschichte selbst erzählt, als ich ihn auf meinem

Wagen nach Nababhegy mitnahm, wo er in Diensten stand. Es ist eine nachdenkliche Geschichte.

Sein Leben belästet keine Schuld. Er liebte den Wein — und das war sein Unglück und sein Glück, wie man es eben nehmen will.

Sein Vater war ein wohlhabender Mann gewesen, der sein Stück Feld hatte und Haus und Garten im Dorfe. Gyuri wuchs heran, und mit den Jahren entwickelte sich in ihm eine immer stärkere Vorliebe für den goldenen Nebenjaft, der die glitzernden Perlen im Glase treibt, die verführerischer glänzen als alle Diamanten des Erdenrunds. Sein Gaumen verstand früh die gute Blume zu würdigen und hat es seitdem nicht verlernt. Man hat es ihm immer nachgesagt und ihn wahrlich nicht verleumdet; man hat ihn oft einen Trunkenbold geheißen — er lächelte aber nur überlegen zu dem Schimpfworte, und vielleicht war dieses Lächeln kein Wahn. . .

Als er sein einundzwanzigstes Jahr erreicht hatte, wollte ihm sein Vater ein Weib geben, die schöne Zolan, des Nachbarn Tochter, ein gutes, liebes und verliebtes Mädchen. Ja, die beiden hatten einander schon lange geliebt; sie hatten sich über den Hofzaun hinüber Liebeschwüre zugeschworen und hinter dem Heuschaber einen ersten Kuß versucht. Es lachte sein Herz, wenn er sie in dem roten Nieder

sah, die bunten Bänder in die reichen Zöpfe geflochten, Röslein auf den Wangen. Und es glänzte ihr Auge, wenn er ihr von weitem entgegenkam, und ein Zittern durchstieß ihren Körper, wenn ihn ihr Kleid im Vorbeigehen streifte. Ach, wäre der Wein nicht gewesen!

Er war aber im Gegenteil ganz bedeutend und gewann immer größere Macht über ihn. Zolans Vater sagte: „Es ist gut — wenn du dir, mein Junge, das Trinken abgewöhnt! Sonst machst du sie unglücklich, und sie bringt dir auch kein Glück, so schön sie auch sei und so lieb sie dich haben möge. Sie muß mehr vermögen über dich als der Wein —“ Und die schöne Zolan war ein kluges Mädchen und sagte: „Ja, du mußt mich lieber haben als den Wein!“ Er versprach es, ein Jahr, ein volles Jahr nüchtern bleiben zu wollen — wie ein staunendes Lächeln glitt es heute noch in der Erinnerung um seine Lippen, als er es mir erzählte. . .

Nur die Burschen waren schuld daran, die bösen Burschen, als sie ihn am dritten Tage in das Wirtshaus lockten und unter den Tisch tranken! Aber, nein. . . nicht Ei: Burschen. . . er hatte im Geiste das volle Glas gesehen, mit dem goldenen Saft darin, der das Auge entzückt, mit dem begehrlischen Dufte, der zu Kopf steigt,

und dann stand er mit ihnen vor der Schenke, mit den ewig lustigen Zechkumpen. . . Sie spotteten nicht, sie sahen ihn nur verwundert an. . .

„Herr, ein Jahr nüchtern, ein volles Jahr!“ . . . Er hatte recht, es ging nicht an.

Er wollte sie nicht mehr sehen und sie wollte ihn auch nicht mehr sehen. Sie schämten sich beide. Ach, wenn sie sich nur einmal noch gesehen hätten, einmal miteinander gesprochen. . . Sie wichen aber einander aus und konnten sich nicht mehr ins Auge sehen. Sie hat



Träumerei. Nach dem Bilde von Fritz Neufing, Düsseldorf.

den reichen Fleischhauer geheiratet und hat zwei Kinder, ein Mädchen und einen Knaben, und sie gleichen ihr alle beide und sind wie die Engel. . . Und doch war es, Herr, nicht gut. Sie ist nimmer froh geworden nach ihrem lustigen Heiratstag — so erzählt man mir. Sie hat blaße Wangen, und ihre Hände sind so weiß und durchsichtig wie die der Stadtfraulein — so sagt man mir. Herr, es war nicht gut. Was mich anbelangt — nun. . . ich habe weitergetrunken. Ich habe meines Vaters Erbe vertrunken und bin nun der Fremden Diener. Ich habe nur einen Freund, und er ist ein guter Freund, der Wein, und will es Gott, sinke ich mit dem Glase in der Hand ins Grab. . . Es ist aber doch nicht gut. Sie hätte mich vielleicht anders gemacht. Wir haben beide ein Glück verzerzt, das vielleicht ein Glück geworden wäre. Wir hatten aber beide die Hoffnung zu einem Glücke — und weshalb sie aufgeben, Herr, da uns das Leben so wenig schenkt? Es war nicht gut.“ Der schmerzliche Zug um seinen Mund trat schärfer hervor. Er saß lange schweigend da und dachte. . . dachte, daß es nicht gut war, und daß er es hätte besser machen können. Es war zu spät.

Ich weiß nicht, was aus ihm geworden. Es ist lange her, daß er mir seine Geschichte erzählte, vielleicht ist er schon gestorben, wie er sterben wollte: in der grauen Heideschenke, mit dem Glase in der Hand. . .

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 7.

Düsseldorf, 17. Februar.

1912.



Der Amtsantritt des neuen Präsidenten Howard (X) der Negerrepublik Liberia
und des neuen Vizepräsidenten Harmon (XX) fand in der Hauptstadt Monrovia am 9. Januar statt. Die große Feierlichkeit ging vor sich im Beisein der Vertreter von vielen Ländern und in Gegenwart von vielen Häuptlingen der Stämme des Hinterlandes, welche eigens eingeladen wurden. Eingeborene barfüßige Mädchen, besonders für diese Angelegenheit hübsch gekleidet, umgaben den neuen Präsidenten. The Record Press, London.

Vom Teufel geholt.

Fischingshumoreste von Walter Bogus.

An Fräulein Anna Lanenhein, Düsseldorf.

Elberfeld, 15. Februar 1912.

Liebe Freundin — ich darf Sie doch so nennen? — Ein halbes Jahr bereits wechseln wir schon Briefe, ohne uns je gesehen zu haben, und nun werden wir uns auf der Maskafestredoute kennen lernen. Das ist eine ebenso hübsche Idee von Ihnen wie damals das Inzerat, in dem Sie eine gleichgestimmte Seele zu brieflichem Gedankenaustausch suchten. Herzlichsten Dank für die Einladung wie für das herrliche Pierrottenkostüm, das Sie mir heute früh schickten. Es steht mir ausgezeichnet und ich werde es auf das sorgfältigste behandeln, daß Sie es unverfehrt wieder erhalten. Schade, daß Sie keine Photographie von sich haben; die meine folgt anbei mit. Aber da Sie mich und mein Kostüm kennen und ich weiß, daß Sie als Griechin kommen werden, können wir uns wohl kaum verfehlen. — Hier liegt nichts Neues vor; für eine Buchhalterin spielt sich ja das Leben so einformig ab! Nochmals herzlichsten Dank; ich kann es gar nicht sagen, wie sehr ich mich freue, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Mit bestem Gruß!

Lizzi Hoch.

Eilig schloß Lizzi die wenigen Zeilen in einen Umschlag und trug den Brief selbst zur Post. Dann ging sie wieder in ihre Wohnung. Schon unter dem Schein der Petroleumlampe glitzerte und glühte das bunte Seidenkostüm; wie würde es erst im großen Festsaal im Glanz der elektrischen Lichter schimmern! Wie sehnte sie sich, die neue Freundin kennen zu lernen, die so kapriziös und dabei doch so klug über Theater und Musik, Malerei und Literatur zu plaudern wußte. Zärtlich liebend strich sie über die Seide — und in der weltberühmten Redoute sollte sie sie tragen — sie hielt nur mit Mühe an sich, um nicht hell aufzuschauchen, und dabei stieß ihr Herz vor Rührung und Dankbarkeit über. Endlich ein uneigennütziger Mensch, der ihr ohne Hintergedanken Liebes erwies — wie wollte sie der neuen Freundin alles zu Gefallen tun, sich ganz nach ihr richten —

Der große Tag war da. In einfachem Promenadenkleid war Lizzi nach Düsseldorf gefahren und hatte, in einem großen Karton läuberlich verpackt, die geliebene Herrlichkeit bei sich. In einem Hotel am Bahnhof hatte sie sich umgelleidet, ihren großen Radmantel fest um die Schultern gezogen und fuhr mit der Elektrischen zur Donkhalle.

Ihre fiebende Erwartung suchte sie vergebens zu unterdrücken, indem sie mehrere Male fast hörbar laut „laß dich nicht verblüffen“ vor sich hin sagte. Schon in der Garderobe sah sie sich nach der

Griechin um und wiederholte sich ihren Plan, von rechts anfangend, alle Säle abzusuchen. Doch was sind Vorsätze bei einer Maskenferradoute.

Kaum war sie einige Schritte in den Saal gegangen und hatte sich staunend umgesehen, da trug sie eine bunte Menschenmenge nach links. Auch gut, dachte sie, fangen wir links an. Doch da hatte sie plötzlich ein Holländer im Arm und wachte mit ihr herum, dann gerieten sie in einen Maskenstrudel, wurden von einer lachenden, lärmenden Schar zusammengepreßt, auseinandergerissen, und als der Knäuel sich löste, war es ein Nigger, mit dem sie tanzte und der in fürchterlichen Lauten unverständliches Zeug auf sie einredete, sie schließlich in einer Ecke abließ und — verschwand.

Natlos und verblüfft sah sie sich um. Viel Umstände machte man hier nicht, daran mußte man sich gewöhnen; aber wie in dieser ungeheuren Menge die unbekannte Freundin finden?

Plötzlich stand ein Gondelier neben ihr.

„Mädel, was machst du für ein Gesicht? Als ob du fingen wolltest: Ich steh allein auf weiter Flur!“

„Ich — ich möchte —“

„Weiß schon — ein Glas Arabelwasser willst du — na, dann komm.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, nahm er sie beim Arm und führte sie in eine lauschige Rosenlaube. Ach ja, Durst hatte sie, weniger von der heißen Luft als von der Erregung über all das Neue um sie herum, und so trank sie ein Glas Sekt leer, das gleich wieder gefüllt wurde.

„Entschuldigen Sie, bitte, mein Herr —“

„Halt, das gibt's hier nicht. Hast du mich gern, so sagst du lieber Herbert zu mir, und magst du mich nicht leiden, dann kannst du dieser Möpp oder etwas ähnliches sagen, aber „Herr“ und „Sie“ gibt es hier nicht. Wenn irgendwo, dann ist hier Name Schall und Rauch; nur die Vornamen gelten, dafür um so intensiver — wie heißt du denn?“

„Lizzi“ — sie begann sich nicht erst lange, vielleicht konnte dieser lustige Mensch ihr helfen.

„Lizzi — welch schöner Name. So weich und doch so kapriziös, wie glücklich muß der sein, der zu

dir sagen darf: liebe, liebe Lizzi.“ — Es ist ja alles Unsinn, sagte sie sich; und doch schlug ihr Herz schneller. Was war das für eine Welt, wo man sich in den ersten Minuten solche Worte sagte, ohne Namen, Stand, Charakter usw. zu kennen?

„So muß es zu Anfang der Welt gewesen sein,“ flüsterte sie, traumverloren in das Gemüß starrend.



Bühnenfasching: Thiescher und Frä. Kupfer.

Phot. Atelier Rembrandt, Charlottenburg.

„D nein,“ lachte er, ihren Gedankengang nicht verstehend, „Maren hat es zu allen Zeiten gegeben.“ Pflöchlich fiel ihr ein, daß sie ja ihre Freundin suchen wollte und mußte.

„Dürfte ich um Ihren Beistand bitten —“

„Um deinen Beistand heißt es. Wiederhole.“

„Gut denn — um deinen Beistand. Ich suche eine mit noch unbekanntem Freundin“ — und nun erzählte sie, froh, endlich einen Vertrauten zu haben, die Geschichte von dem Kaiserat, auf das sie geantwortet habe. Es sei ein reizender Briefwechsel geworden; über alles hätten sie sich ausgesprochen, Kunst, Literatur, Tagesfragen (daß sich die Aussprache hauptsächlich auch um die Männer und die Ehe drehte, verschwieg sie wohlweislich) und sie hätten sich trotz öfterer gegenteiliger Ansicht gut verstanden. Nun wollten sie sich auf der Medoute endlich auch persönlich kennen lernen. „Wollen Sie mir helfen,“ so schloß sie, „meine Griechin zu suchen?“

Herbert lachte laut los. „Ausgerechnet heute auf der Medoute willst du ein ideales Freundschaftsverhältnis schließen?“

„Gewiß, warum nicht, wir haben es doch so verabredet.“

„Eine Verabredung für die Medoute, wo immer alles anders kommt! Köstlich! Der nächste beste Walzer oder eine hübsche Radbarin wirst hier auch die besten Vorfälle über den Hausen. Hier gibt es nur einen Grundsatz: sich treiben lassen.“

„Das ist nie der meine gewesen, und so oberflächlich ist auch meine Freundin nicht.“

„Meiner auch nicht. Aber du vergißt, Kleinen, daß wir heute abend verkehrte Welt spielen; da wird das Leben, die Logik und die Konvention auf den Kopf gestellt. Sei mal ehrlich, wenn's auch schwer fällt: hast du noch nie im Ernst des Lebens in verärgelter Stimmung den Drang gehabt, mit der Faust auf den Tisch zu schlagen, sehr herb zu schimpfen, kurz, etwas recht Unweibliches zu tun?“

Lizzi sah ihm in die lachenden, ehrlichen Augen und erwiderte zögernd: „Das schon, aber —“



Vom Fasching: In indischem Kostüm.

„Aber du hast es nie getan, weil es sich nicht schickt.“ Siehst du, wie der Dampfessel platzen würde, wenn er kein Ventil hätte, so würde auch der Mensch platzen, teils vor unterdrücktem Aerger, teils vor Ueberfülle an Anstandsregeln, wenn er nicht das Ventil des Carnevals hätte, wo er endlich nach zwölf langen Monaten gesellschaftlichen Zwanges der zwar notwendigen, aber doch oft so lästigen Konvention ein Schnippchen schlagen könnte, wo man sich ungeniert in die reizenden Ohren flüstert, daß man sich liebt, ohne gleich heiraten zu wollen — der Wille allerdings hat mit dem Heiraten in den allermeisten Fällen gar nichts zu tun — man sollte in dieser Beziehung eine Ergänzung zu Schopenhauer schreiben — doch da spielen sie den Fledermauswalzer, wollen wir tanzen?“

„Gern, aber ich muß doch meine Freundin —“ Aber schon hatte er sie in den Arm genommen und leitete sie im wirbelnden Dreivierteltakt sicher durch den wogenden Maskentümel. Dann führte er sie wieder der Rosenlaube zu.

„Aber jetzt muß ich wieder —“

„— die Freundin suchen, ich weiß, liebe Lizzi,“ er wurde merkwürdig ernst, „ich möchte dich gern vor einer eventuellen großen Enttäuschung bewahren. Du glaubst an eine Freundin — wie nun, wenn sich ein Kerl mit dir einen Spaß gemacht hätte —“

„Das wäre infam,“ fuhr sie empört heraus, indem sie daran dachte, was sie alles über ihre Vorstellung von der Ehe und von den Männern geschrieben hatte. Aber es ist ja nicht möglich, ein halbes Jahr lang setzt man einen frivolten Scherz nicht fort. Außerdem läßt sich das ja leicht feststellen, ich weiß ja ihren Namen: Anna Lauenstein...“

„Ganz recht, aber sie wird wohl jetzt schwerlich Zeit für dich haben; tanzt sie nicht, sitzt sie jedenfalls in fideler Gesellschaft. Glaubst du wirklich, sie würde sie deinetwegen verlassen eines „idealen Gedanken-austausches“ wegen? Das glaube ein anderer. Ja, wenn du ein Tenor, ein Pianist oder ein Leutnant wärest —“

„Na, da beurteilen Sie doch gründlich falsch, sie ist ein sehr gebiegenes Mädchen,“ und dabei warf sie den Kopf trotzig zurück, was ihr reizend stand.

„Wer weiß? Mädchenfreundschaften sind schnell zu Ende, wenn ein Mann dazwischentritt, vielleicht fängt diese erst gar nicht an.“



Im Phantastik-Kostüm.

„Wir wollen es erst darauf ankommen lassen.“ Damit stand sie auf.
„Jetzt ist es kaum zehn, warten Sie doch wenigstens bis um ein Uhr, wenn sich der jugendliche Most ausgeschäumt und etwas gefest hat.“

„Nein, sofort mache ich mich auf die Suche. Helfen Sie mir?“
„Aber gern. Ach, Anna, zu dir ist mein liebster Gang,“ trällerte er, ist sie wenigstens hübsch?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte Lizzi ärgerlich und hatte dabei ein unbestimmtes Gefühl von Eifersucht.

„Dort gehen ja gleich drei Griechinnen vor uns!“ rief Herbert und zog Lizzi am Arm stürmisch vorwärts. „Anna,“ rief er ganz laut und ungeniert hinter den dreien her. Keine drehte sich um.

„Unter diesen ist sie nicht, Weiter.“ Vier einzelne Griechinnen wurden der Reihe nach angesprochen, aber keine war die Gesuchte. Sie schritten gerade durch den Mittelraum, als ein stattliches Paar in lustigem Geplauder die Treppe herunterkam. Die Dame war die Verkörperung der Aspasia, eine prachtvolle Erscheinung, dabei von frauenhaftem Reiz. Als Herbert auf sie zuschritt, flüsterte Lizzi ihm zu:

„Das kann sie unmöglich sein.“ Aber Herbert rief wieder ungeniert Anna, und die Griechin drehte sich um. Bekommen trat Lizzi auf sie zu und fragte schüchtern: „Fräulein Anna Lauenstein?“

Die Angeredete blieb am Arm ihres Begleiters und nickte.

„Ich bin Lizzi Hoch.“

„Ah so — das ist hübsch, daß Sie gekommen sind, hoffentlich amüsieren Sie sich gut. Na — wir sehen uns wohl noch nachher.“ Damit reichte sie Lizzi flüchtig die Hand, die diese mechanisch ergriff, und war im Augenblick darauf im Gewühl verschwunden. Ganz betäubt stand das arme Mädel da und wußte nicht, wie ihr geschehen. Langsam traten ihr die Tränen in die Augen.

„Das habe ich dir ja gleich gesagt, die Wurst schmeckt nach —“ trällerte ihr Gondelier. „Aber um Gottes willen nicht weinen, das ist die Sache doch nicht wert. Ja, ja, der Mann! Sie sehen, sie hat sich einen interessanten Mann erobert und

läßt ihn nicht so leicht los. Ehe die Frauen das „Los vom Mann“ nicht verwirklicht haben, wird es kaum dauernde Freundschaft unter Mädchen geben. Na, na, nicht weinen! Die Sache wird sich schon noch machen. Laß deine Anna schwärmen, wir wollen trinken und tanzen.“

„Ich will nach Hause fahren,“ flüsterte sie tonlos.

„Warum nicht gar. Gelte ich denn gar nichts? Ich habe dich so lieb, süße, kleine Lizzi —“ Sie schüttelte den Kopf.

„Ich weiß, Sie meinen es gut mit mir armen Kontormädel, aber mir ist nun alle Freude genommen.“

„Ach was, denk nicht mehr daran. Schau dahin, die Mohamädchen wie die Zsämer hüpfen. Und dort die vom Ballan; sollst mal sehen, wenn die ihren Nationaltanz, den Ballantanz, tanzen; und dort die schwarzen Dominos, das sind die Herren vom Kohlenhandel, und da das kleine Fräulein als Kokos-

prinz, das ist der Rosenkavalier. Und — schau da — den Millionärsprogen da, der die Nase so hoch trägt, hat ein Späßvogel ein Blatt auf den Rücken geheftet: „Geschenk von Hagenbed!“

Lizzi sah dankbar zu ihm auf, denn sie fühlte, daß er es gut mit ihr meinte und daß er sie auf andre Gedanken bringen wollte, um sie

über die grenzenlose Enttäuschung zu trösten, die ihr Glaube an ihr Ideal von Mädchenfreundschaft jeben erlitten hatte. Aber daß Anna Lauenstein das, was ihr heiligste Herzenssache war, als etwas ganz Nebenächtliches behandeln konnte, daß ihr der nächstbeliebige muntere Tänzer über die Freundschaft ging, das konnte sie nicht so leicht verwirren. Ihr Blick war so trostlos, daß es ihn bis ins Innerste rührte.

„Ich bin dir gewiß zu alt mit meinen 33 Jahren, soll ich dich in einen fideles Kreis jüngerer Leute führen?“

„Nein, nein —“

„Was möchtest du denn gern?“

„Ich weiß nicht —“ Sie sah sich hilflos um.

„Aber ich weiß, Beilchen möchtest du,“ und er kaufte ihr einen großen Strauß. „So, und damit sie an deinem heißen Busen nicht so schnell welken, wollen wir sie mit eisgekühltem Sekt begießen



Supraporte für ein Rokoko-Zimmer in Cöln von Professor Walter Petersen.



Supraporte für ein Rokoko-Zimmer von Professor Walter Petersen.

natürlich innerlich. Und er ging mit ihr auf die Galerie, wohin sie mechanisch wie im Traum folgte.

Dort saßen sie an einem kleinen Tischchen am Ende der Galerie und plauderten nun schon eine Stunde Auge in Auge. Vergessen war der Briefwechsel und sein peinlicher Ausgang, vergessen die farbenfälligernde Umgebung und der ganze lärmende Karneval, denn jedes Wort, was der eine sprach, war dem andern hochwichtig.

Plötzlich stand Anna Lauenstein hinter ihnen.

„Nun ist es wohl Zeit, daß ich meine kleine Schwägerin kennen lerne?“

Lizzi starrte sie verständnislos an, Herbert winkte ab. „Ach so,“ lächelte Anna, „Ihr seid noch nicht so weit; doch ich will nicht vorgreifen,

„Na, du kennst doch die Tragödie „Ogys und sein Ring“. Die Königin hatte doch ganz recht, daß der alte Grieche sie heiraten mußte, weil er sie hüllenlos gesehen. So mußt nun auch du mich heiraten, weil du mir deine ganze Seele entschleierte hast.“

„Wann hätte ich das getan?!“

„In allen Briefen, die wir ein halbes Jahr lang gewechselt haben. Ich heiße Herbert Lauenstein, Anna Lauenstein ist meine Schwägerin, eine verheulert kluge Frau, die selbst mir die Idee zu dem Inserat und zu unserer Korrespondenz eingegeben hat, weil ich so am besten meine künftige Frau kennen lernen konnte.“

Lizzi sprang erregt auf.

„Das ist ein schändlicher Betrug.“

„Wenn ich mir damit eine so reizende Frau erobern kann, kommt



Stanserhorn

Bürgenstock

Pilatus

Panorama vom Rigi.

Phot. Rapp, Saarbücken.

wie Paula Erbstwurst zu sagen pflegte,“ und wendete sich wieder ab.

„Was war denn nun das wieder?“ fragte Lizzi ganz verwirrt.

„Nichts, nichts, laß sie. Sag mir, liebe kleine, süße Lizzi, kannst du dich als meine Frau vorstellen?“

„Sie wissen doch, wie mir zu Mut ist, und quälen mich mit Karnevalscherzen.“

„Ich rede in vollem Ernst. Lizzi, Süßes, kann ich den nächsten Karnevalzer mit meiner künftigen Hausfrau tanzen?“ Lizzi wußte nicht, wie ihr geschah. Die ganze Redoute drehte sich in lauter Regenbogen wie ein Karussell um sie herum.

„Aber ich weiß doch gar nicht,“ stammelte sie, „wer Sie sind, wie Sie heißen — ich kann doch nicht —“

„Von Können und wollen ist jetzt nicht mehr die Rede, du mußt mich ja heiraten.“ — „Ich muß — wie so?“

es mir auf einen kleinen Betrug nicht an,“ und schloß die Widerstrebende sanft in seine Arme.

„Wenn uns jemand sieht —“

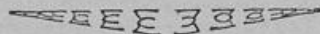
„Ach so, daran habe ich auch gedacht.“ Er zog aus seiner Tasche zwei Verlobungsringe und steckte ihr einen an den Finger. „Da kannst du sehen, wie ernst es mir mit meinem Betrug war!“

„Was habe ich alles geschrieben, ich schäme mich so sehr!“

„Warum denn? Eine Frau soll doch keine Geheimnisse vor ihrem Mann haben.“

„So, nun komm zu Anna, die sich vorhin absichtlich so gleichgültig stellte; sie wartet schon den ganzen Abend, ob wir einig sind und brennt geradezu darauf, deine Bekanntschaft zu machen.“

„Ach, warte doch noch ein wenig, das — das eilt doch nicht so —“



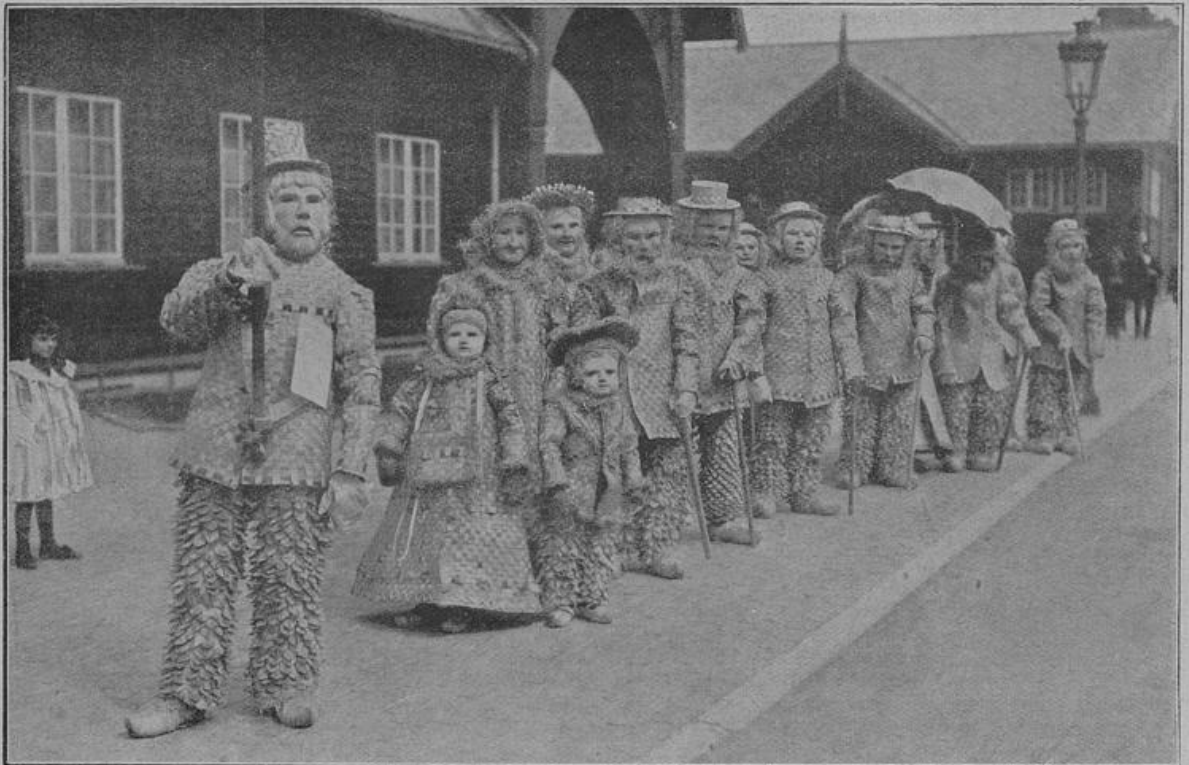
Die Farnquists

Silhouette aus meiner Jugendzeit. Von Eva Gräfin v. Baudissin.

Längst hatten sich unsre Mütter darein ergeben, daß wir von der Schule aus nicht direkt nach Hause gingen. Im Sommer behagte es uns, statt durch die heißen, schattenlosen Straßen ums Tor herum unter den alten Kastanien- und Lindenalleen entlang zu wandern; im Winter hielten uns das Schneeballen und die Gletschbahnen zurück — aber im Frühling und Herbst, wenn die Stürme brauseten, da war's mit dem Ver-späten am ärgsten: dann wurde eine der spitzen alten Kirchen nach der andern unser Ziel. Sie lagen alle noch auf großen, freien Plätzen, die nach ihrer ehemaligen, nun längst aufgehobenen Bestimmung Kirchhöfe hießen und auf denen wir „liegen“ konnten. Zu diesem Zweck wurden die Gummibänder, die unsre Hüte ums Kinn herum festhielten, bis zur Stirn hinauf-

ball unten im Hofen aufgezogen war. Nur der Herr, der von Skandinavien's Bergen herunterfuhr oder der andere von Osten, der tüchtige Slave, der Eisluft ansatmete, konnte es mit Farnquists Widerstand und Dimensionen aufnehmen.

Trotzdem begleiteten sie uns gewöhnlich und saßen, zuschauend und Wache haltend, auf einem Gitter oder einem Eisen Posten, ihre einzige, aber unbesiegbare Waffe, lange, starke Lineale, in den Händen. Nur in bitterster Kälte trugen sie Mäntel oder Fäden: die Riemen ihrer Tornister schnitten tief in das weiße, feste Fleisch ihrer Schultern, die ebenso wie ihre Arme von den ausgechnittenen Kleidern freigelassen wurden, und wie eine flammende Wolke hing ihr krauses, üppiges Haar um Hals und Nacken. Etwas Urgefundes, Starkes und



Vom Karneval in Ostende: Phantastekostüme aus gefrorenen Watten.

Reiser & Co., München.

geschoben — denn der Hauptwitz war, daß jede genau hinter ihrer eignen Kopfbedeckung hergetrieben wurde, eine Aufgabe, die von der modernen Aviatik noch nicht genügend berücksichtigt worden ist! — Dann brachte man sich in den stärksten Wind, stellte sich auf die Fußspitzen, hob die Arme seitwärts wie Flügel und fühlte sich mit wohnvollem Schauer plötzlich von einer unsichtbaren, heulenden Macht gehoben und vorwärts gejagt — der Strohhut als undeutliches, wirbelndes Etwas voran. Ganz gewiß können die großen Löser des Flugproblems nicht zufriedener und glücklicher sein, als wir es damals waren — ohne Mehrausgaben oder ein anderes Risiko als eine stetig wechselnde Hutform. Im allgemeinen genügte für das Gewicht unserer zarten Kindergestalten der im Herbst und Frühling täglich die Kirchen umkämpfende Wind — er sah schon in den alten romanischen Portalen oder fuhr fröhlich und pfeifend um die Ecken, wenn wir kamen — nur für die zwei mächtigen rotblonden Schwestern Farnquists mußte er so stark sein, daß als Warnung vor ihm der Sturm-

Meißel lag über ihnen, vor dem wir uns alle beugten, das aber zwischen ihnen und den Jungen der Stadt, die uns als Kameraden galten oder uns gleichgültig waren, zu einem steten, erbitterten, uns unbegreiflichen Kampf führte. Farnquists Walfärenart zog die Jungen unbewußt an, ihre körperliche Kraft stieß sie ab — und wieder forderten ihr Spott und ihre Bereitwilligkeit zu jedem Handgemein zu immer neuen Angriffen heraus.

Die Jungen nannten die Schwestern „Elefantenkühen“ und vermaßen sich, ihre Namen in die grobkörnige Haut der Farnquistschen Arme wie in die Rinde eines Baumes schneiden zu wollen. Luise und Anna dagegen trösten allen Annäherungsversuchen im guten wie im bösen durch eiserne Mienen und die langen Lineale. Einmal hatten sie sich auch einer ganzen Herde erwehrt, indem sich Anna, die Jüngere, rittlings auf das Rohr einer Pumpe gesetzt und mit geschickter Hand den Wasserstrahl auf den Feind gelenkt hatte, während Luise über eine halbe Stunde lang den Pumpenschwengel mit äußerster

Aufstreuung in Bewegung hielt. Für dieses durchaus unweibliche Wesen bekamen sie zwar von der Schule einen strengen Verweis, aber der Erbfeind ließ sie wenigstens eine Zeitlang in Ruhe.

Dann aber kamen die Jungen dahinter, daß Farnquists nicht „fliegen“ konnten, oder doch nur bei Windstärke 10, daß sie sich also an unserm Sport meistens passiv beteiligten. Ein großer, dunkler Hamburger, ein „Meberseer“, der seiner Klasse durch lange Hosen, viel Taschengeld und geröstete *pea-nuts* imponierte, die er in allen Unterrichtsstunden knabberte, gab die Lösung aus, daß man die beiden zwingen müsse, an einem möglichst stillen Tage zu „fliegen“ und sie daraufhin wegen ihrer unberechtigten Großtuerei zu verprügeln.

„Aber sie haben ja gar nicht gesagt, daß sie das so gut könnten, das Fliegen,“ erwiderte ich in heißer Angst meinem Bruder, der mich selbstverständlich in das Komplott einweihte, meines absoluten Schweigens sicher.

Er zuckte nur die Achseln. „Sie sollen nun mal verprügelt werden, der Grund ist egal, und verdient haben sie's auf alle Fälle.“

Wenn er was behauptete, fügte ich mich sonst ohne Widerrede. Diesmal aber geriet ich doch in einen ernstlichen Konflikt: natürlich,

es denn jetzt gerade so herrlich —? Morgen, wenn der Ostwind noch andauerte, mußte es bei *Sankt Michaelis* ja einfach köstlich sein!

„Weshalb fliegt Ihr nicht mehr?“ fragte mein Bruder mich nachmittags, als wir auf dem flachen Dach unseres Waschhauses Schiffs spielten. „Du hast doch nicht etwa —?“

Der Gedanke war so arg, daß er denn doch zögerte, ihn auszusprechen.

Ich verteidigte mich auch sofort entrüstet gegen die Zumutung, trotzdem mir das Herz ob meiner heimlichen Doppelrolle klopfte.

„So! Merkwürdig! Ihr hattet Besorgungen zu machen! Alle? Und morgen auch?“

Ich schluckte, rang mit mir selbst und antwortete, ohne ihn anzusehen: „Nein, morgen nicht mehr!“

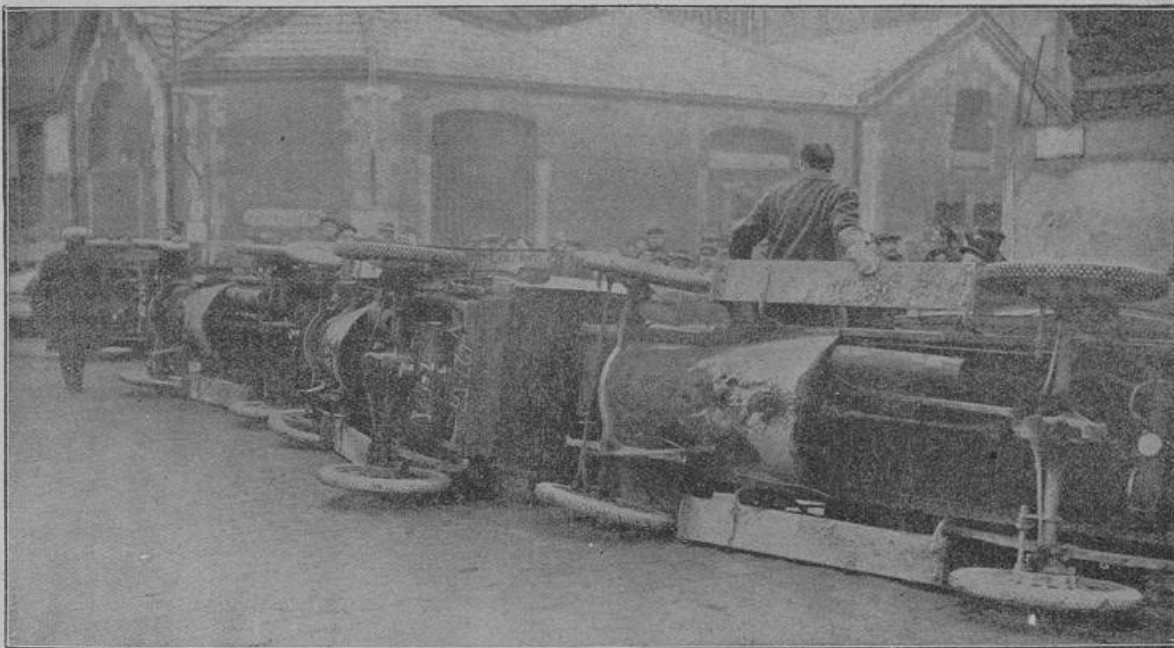
Er beobachtete sein Bettlaken, das zwischen zwei Bohnenstangen als Segel hing; ich steuerte die *Mahagoni-Tischdrucke*se.

„Ostwind,“ sagte er sachverständig. „Also geht Ihr *nach Sankt Michaelis!*“

Ich schwieg.

„Hörst du: Ihr geht nach *Sankt Michaelis*, nicht wahr?“

„Wer weiß, ob der Wind sich hält,“ entgegnete ich diplomatisch.



Zum Streik der Chausseure in Paris: Von den Streikenden umgestürzte Taximeter-Automobile. Int. Ill. Agentur, Berlin.

mein Bruder stand mir näher als die Farnquists, und verraten würde ich weder ihn noch seine Freunde haben. Darfte ich denn aber meinen Genossinnen in Freud und Leid nicht einen kleinen Wink über die Situation geben, war es nicht eigentlich sogar meine Pflicht ihnen gegenüber? Und wie konnte ich das, ohne nicht gleichzeitig das Vertrauen meines Bruders einzubüßen?

Ich beschloß, zu laviere, schückte allerlei notwendige Besorgungen vor, die ich für meine Mutter gleich nach der Schule machen müsse und zu denen ich die Begleitung aller Freundinnen für notwendig erachtete — und so kam es, daß die Jungen mittags unberückte Sache von einem Kirchhof zum andern zogen, ohne uns zu treffen.

Ich atmete auf; sogar das köstliche Vergnügen des Fliegens wollte ich in Kauf geben, wenn es nur nicht zu einem organisierten Ueberfall käme.

Aber nachdem wir drei- bis viermal unbekanntere Viertel unter den wunderbaren Vorwänden aufgesucht hatten, begannen meine Begleiterinnen sich zu langweilen: immer zu Waschfrauen und Näherinnen gehen, die dann doch nicht zu finden und „unbekannt wohin“ verzogen waren, nein, das reizte sie nicht mehr! Wozu wehte

„Der kommt sogar noch mehr auf zur Nacht, mein Kind! Genug, um die beiden Elefantentüten ein paar Meter hoch zu haben. Halt, 'mal 'nen bißchen besseren Kurs, wir fallen ja ganz ab! So — und nun: Großschot los — the — e — e!“

Der Griff der alten Tischpresse fuhr knarrend auf die andere Seite. Aber ich bediente nicht so gern als sonst, mein Inneres war bewegt und unruhig. Ein paar mal wollte ich an meinen „Kapitän“ die Frage stellen, wie denn er sich in meiner Situation verhalten würde. Aber ein dumpfes Gefühl riet mir, zu schweigen und seinen Argwohn nicht noch stärker zu erregen.

Stumm und widerwillig half ich schließlich das Segel bergen — ein Manöver, das meine Mutter ungern sah, da es selten ohne einige Böcher im Bettuch abging — und dann brachten wir die ganze Tafelage mühsam wieder ans feste Land, jede Leiter verachtend und am Spalier herunterkletternd.

In dieser Nacht schlief ich wenig, sondern horchte, ob der Wind nicht am Ende doch abblauen würde. Ein paar Stunden blieb er gleichmäßig stark, dann nahm er entschieden zu, und vor Aufregung begann ich zu weinen, bis meine müden Kinderaugen zufielen. Und am Morgen war es klar und still, nur ein paar weiße Wolken segelten

eilig am tiefblauen Herbsthimmel dahin, als Zeichen, daß der Ostwind dort oben noch tätig war, auf Erden hatte er sein Gebiet schon rein gefegt. Da wurde es auch in meinem Herzen ruhig, bei diesem Wetter wäre ja jeder Versuch der Farnquists einfach lächerlich gewesen.

Aber während wir in der Zwischenpause unsere Butterfenneln und die zeitgemäßen „Behrgriff“ verspeisten, welche Abkürzung sich allmählich für die Beurre-gris-Birnen gebildet hatte, erfuhr ich, daß man durchaus nicht geneigt sei, von dem einmal beschlossenen Programm abzuweichen. Keine Vorstellung half; was konnte ich andres tun, als mich gepreßten Gemütes der Expedition anschließen?

Auf dem Kirchhof war Totenstille. Langsam fiel dann und wann ein goldgelbes Blatt von den Linden, die den Platz umsäumten.

„Benigstens Ihr könntet es also versuchen,“ entschieden die Farnquists und wandten sich, um eine möglichst bequeme Sitzgelegenheit ausfindig zu machen.

Da stodte ihr Fuß: hinter jeder Linde trat plötzlich ein Junge vor, der ganze Kirchhof war umzingelt — was bedeutete das?

Der Hamburger machte den Fürsprecher, ging allen voran und sagte mit großartiger Handbewegung: „Fliegt uns mal was vor, Ihr Farnquist! Daß die andern es können, wissen wir — also vorwärts Ihr zwei!“

Die Schwestern tauschten einen Blick aus, dann wandten sie sich resignierend zurück. Aber nur ich war in ihrer Nähe geblieben, die andern zogen sich schein weiter und weiter zurück.

„Zwingen lassen wir uns überhaupt nicht,“ sagte Anna und sahste das Lineal fester.

„Na also — Ihr könnt's nicht! Ihr seid zu dick, zu plump und zu ungeschickt!“ Herrlich rief er meinem Bruder zu: „Sag du mal deiner Schwester, sie soll's vormachen, damit die beiden Elefantentützen ein gutes Beispiel vor sich haben!“

Sofort hagelte es auf mich nieder: „Du tuft es nicht, hörst du, sie wollen uns nur blamieren!“

„Und wenn du's tuft, warte, dann sind wir auf ewig erzürnt!“

Feindschaft der Farnquists, oh, ich wußte wohl, was das bedeutete, das hieß quälen und geneckt werden mit unerbittlicher, nur Kindern eigner Grausamkeit.

Von drüben kam meines Bruders Befehl: „Sofort fliegt du! Stell dich auf!“

Heiße Tränen flossen mir aus den Augen: was hatte nun all mein Denken und Ueberlegen genützt?! Mitten hinein in den Kampf wurde ich gezogen!

Ich stellte mich auf, trotz Farnquists wütenden Vorwürfen und der unbehaglichen Nähe der Lineale. Ich lockerte mein Gummiband, stellte mich auf die Fußspitzen, hob die Arme — nichts geschah, ich rührte mich nicht vom Fleck!

Die Farnquists stießen ein triumphierendes Indianergeheul aus, der Hamburger wurde ganz blaß, dann drehte er sich zu meinem

Bruder herum und sagte verächtlich: „Deine Schwester schummelt natürlich — sie will nur nicht fliegen, weil sie auf seiten ihrer reizenden Freundinnen steht.“

Mein Bruder kam sogleich ins Vordertreffen:

„Meine Schwester schummelt nie, hörst du! Und sie steht immer auf meiner Seite!“

Der Hamburger lachte. „Biß' dir doch so was nicht ein — Mädchen kennen ja gar keine Treue, die halten zu dem, der ihnen gerade am besten paßt — und heute schummelt deine Schwester einfach!“

„Nimm das Wort zurück, langer Hamburger! oder es geht dir an den Kragen.“

„Ach, du Knirps, du! Gegen mich sich aufzuspielen —“

In zwei Sekunden war der stille Kirchhof in ein wüstes Schlachtfeld verwandelt. Leidenschaftlich ringende Knabengestalten wälzten sich am Boden über- und untereinander, Mägen flogen durch die Luft, glühende Gesichter, funkelnde Augen wohin man sah —

„Schnell fort,“ sagten die Farnquists, nahmen mich in die Mitte und stoben mit mir in der allgemeinen Verwirrung davon. Die andern Freundinnen hatten sich längst gerettet und waren verschwunden.

Mein Bruder kam in ziemlich ramponiertem Zustand zu Tisch. Ein Poppenärmel war ausgerissen, und sein Gesicht zeigte allerlei Beulen, die buntfarbige Flecke für die nächsten Tage verhießen.

Mein Vater betrachtete ihn sorgenvoll: wurde er denn nie vernünftig? — Konnte er nicht endlich Frieden halten?

Untern Tisch bekam ich einen Stoß, der Schweigen bedeutete. — Man mußte die Eltern nicht in alles einweihen, um ihnen das schwierige Amt des Rechtsprechens zu ersparen.

Aber nach Tisch sagte mein Bruder

kurz: „Du bist gut! Ich haue mich um deine Ehre — und du läufst weg, statt mir beizustehen.“

„Die Farnquists haben mich mit fortgerissen,“ verteidigte ich mich.

„Die Farnquists! Das sind dumme Gören! Fliegen können sie nicht, und dann sind sie noch unverschämt! Ganz gewiß sind sie es nicht wert, daß man sich ihretwegen mit seinen besten Freunden in die Haare fährt — wir kümmern uns alle nicht mehr um deine Elefantentützen!“

Das war mir recht; dieser Kampf, den die Anstifter ausbadeten, hatte also vollständig zugunsten der Farnquists geendet. Und doch hatten sie ein wenig von ihrer Nachstellung eingebüßt — unmerklich vollzog sich ein Umschwung. Vielleicht auch kamen wir in ein Alter, in dem körperliches Uebergewicht nicht allein mehr maßgebend war.

Als wir erwachsen waren, zogen die Farnquists fort. Sie sagten, ihnen sei die Kleinstadt zu eng. Es mochte in jeder Beziehung stimmen. Sie sind die einzigen aller Jugendgefährten, die wir vollständig aus den Augen verloren. Einmal nur hörte ich, eine von ihnen habe den langen Hamburger geheiratet, der damals den Ueberfall anstiftete, und sie malträtierte ihn bitterlich. Ob das immer noch Rache ist? Oder war es damals schon Liebe von seiner Seite? — Wer weiß!



Vom Münchener Fasching: Chantecker auf dem Eise.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 8.

Düsseldorf, 24. Februar.

1912.

Der Karneval in Nizza.

Im Fasching in Nizza bildeten, wie alljährlich, auch diesmal wieder die Festwagen mit den grotesken Riesenfiguren den Hauptanziehungspunkt für die vielen Tausende von Schaulustigen, die aus allen Ländern herbeigeströmt waren. Da gab es den lächelnden Riesenkopf der verschwundenen Gioconda, das ebenfalls gestohlene Gemälde des Fra Angelico; einen Zug der Wäscherinnen mit meterhohen Köpfen und auf diesen entsprechend große Waschkübel; einen Zug wandelnder Laternen als Hieb auf die mangelhafte Beleuchtung der inneren Stadt; ferner politische Satiren; ein Festwagen war betitelt „Tartarin in Africa“; auf einem Löwen mit weit aufgerissenem Maul steht der hier ins Italienische über-setzte Gascoigner Maulheld; seinen Kopf umklammert eine kolossale Kreuzspinne. Außer dem Italiener hatten auf dem Löwen noch einige 40 Mann Platz. Unsere Abbildung zeigt eine Satire auf das teure Leben in Nizza; originell ist der kunstvolle Wagenaufbau in drei Etagen.



In's Himmelblaue.

Humoreske von Lenore Pany.

„Für mal, Dina, das kann doch unmöglich dein Ernst sein!“ Mit gerunzelter Stirn umarmte der schmutze Fähnrich Rudi von Bamberg seine Schwester, welche ihm, zum Ausgehen bereit, im Empfangssalon des Pensionates entgegenlag.

„Was soll denn nicht mein Ernst sein?“

„Nun, daß wir nach Capri fahren.“

Sie lachte silberhell. „Natürlich ist es mein Ernst. Es ist schon lange mein sehnlichster Wunsch, die entzückende Insel kennen zu lernen.“

„Ja aber jetzt im Februar!“

„Gerade jetzt. Es wird einfach köstlich sein. Hier Schnee und Kälte, dort die immergrüne Natur. Mit dir allein den ganzen Tag in der verödeten Wohnung zu sitzen, ist wirklich kein Vergnügen.“

Er schlug die Haden zusammen. „Mit Höflichkeit seid ihr gerade nicht überfüttert, wie es scheint. Aufrichtig gesagt, ist mir die Geschichte mit dem Familienzwang in Dresden auch sehr in die Quere

„Das ist mir unbegreiflich. Als unsere Lehrerin uns neulich von der blauen Grotte erzählte.....“

„Nichtswürdiger Einfall! Also weil eure Lehrerin euch von der blauen Grotte vorgeschwärmt hat, müssen wir nun über Hals und Kopf hin?“

„Ja... ja... bittel! Denke nur, die italienische Königsfamilie hält sich gegenwärtig auch dort auf.“

„Imponiert mir nicht.“

Sie waren daheim angelangt. Die Köchin brachte für Dina ein ausgiebiges Gabelstük, welchem das junge Mädchen eifrig zusprach. Rudi von Bamberg saß ihr gegenüber und betrachtete sie mit gemischten Gefühlen. Das Mädel machte ihm Schererei, und wenn sie in Berlin blieben, mußte er den ganzen Tag auf ihren Ferien sein und sie von einem Modewarengeschäft ins andere begleiten. In die Geschäfte laufen war ja auch eine von ihren Leidenschaften. Da



Monte Carlo.

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

gekommen. Die Gouvernantentrolle, welche ich bei dir spielen soll, paßt mir gar nicht. Na, gehen wir!“ Mit etwas erzwungener Galanterie bot er seinem hübschen Schwesterchen den Arm, um es aus den Mauern der Pension hinaus in die Freiheit zu führen.

Dina schielte ihn von der Seite an. „Wenn du vielleicht etwas Besonderes vor hast, so laß dich nicht stören,“ bemerkte sie schnippisch. „Ich fahre dann eben allein nach Capri.“

„Könnte sich gut machen.“

„Meinst du etwa, ich fürchtete mich?“

„Das nicht, aber so was Unfertiges läßt man doch nicht allein reisen.“

Sie kniff ihn wütend in den Arm. „Ich bin eine junge Dame und will danach behandelt sein. Mama hat mir großmütig fünfshundert Mark geschickt. Damit läßt sich etwas machen.“

„Gewiß. Man geht jeden Abend ins Theater, soupiert nachher fein.....“

„Pfeifische Seele! Ich erkenne mit Bedauern, daß dir jede poetische Veranlagung fehlt. Zieht es dich denn nicht auch mit allen Fibern ans blaue Meer?“ — „Gar nicht.“

war's vielleicht wirklich am besten, sie dampften ab. Sein Blick glitt an ihrer nicht eben geschmackvollen Institutkleidung hinab.

„Hast du denn überhaupt etwas zum Anziehen?“ fragte er finstern. Sie bejahte mit drollen Baden. „Mehr als ich brauche. Vor ein paar Wochen hat mir Mama ein lichtgraues Kostüm gekauft, das mir prachtvoll steht, dazu einige seidene Blusen, und ich bin komplett bis auf einen schicken Reiseschut, den ich mir noch heute besorgen werde. Du siehst, ich bin ausgerüstet für die Expedition.“

„Na, so fahren wir halt in Gottes Namen. Hier ist schließlich auch nicht viel los.“

„Ganz meine Ansicht. Und weißt du, wenn du vielleicht was erleben willst, werde ich mich schon rechtzeitig drücken.“

„Gib lieber acht, daß du nichts erlebst!“

„Nun und wenn?“

„Das möchte ich mir ausbeten haben. Ich bin nun mal zu deiner Gouvernante avanciert und als solche verpflichtet, über dein Seelenheil zu wachen. Mit einem so halbfertigen Mädel hat man ohnedies kein Kreuz. Das macht eine Dummheit um die andere.“

„Na, ein Fährrieh ist auch schon was Rechtes. Hab' dich doch nicht so! Wenn du ein bißchen nett zu mir bist, wird diese Reise uns beiden ein riesiges Vergnügen sein.“

Er zuckte vornehm die Schulter. „Hoffen wir. Wann willst du fahren?“

„Gleich morgen. Den heutigen Nachmittag benutze ich zum Baden, und morgen früh fahren wir. Es wird wie im Märchen sein!“ —

Als Rubi von Bamberg am nächsten Morgen mit seiner Schwester den Expreszug bestieg, mußte er zugeben, daß sie eine außerordentliche Geschicklichkeit in weiblichen Toilettekünsten besaß. Aus der unscheinbaren Institutstraupe war über Nacht ein schillernder Schmetterling geworden. Das graue Tuchkostüm umschmiegte wie angegossen ihre zierliche Gestalt, und unter dem leinen Reisehütchen gluckte das modern frisierte Köpchen allerliebste hervor. Dabei strahlten Dinas blaue Augen sämtliche Mitreisenden so selig an, daß der junge Mann sich vor Verlegenheit nicht zu helfen wußte. Ein gelinder Tritt auf ihre Fußspitze verschaffte ihm endlich Aufmerksamkeit.

jeht auch noch tun. Auf der ersten größeren Station, wo längerer Aufenthalt ist, gebe ich das Telegramm auf.“

Bamberg war sehr zufrieden, daß er in Ruhe sein Frühstück verzehren konnte, während Dina das Telegramm besorgte.

„Ich habe es so kurz und schneidig als möglich abgefaßt,“ erklärte sie stolz. „Unterzeichnet habe ich übrigens mit deinem Namen.“

Er lachte. „Aha, du hast wohl plötzlich Angst bekommen wegen deiner eigenmächtigen Handlungsweise?“

„Das nicht, aber es wird Mama eine Veruhigung sein, zu wissen, daß du an der Spitze des Unternehmens stehst.“

Je weiter sie fuhren, desto milder wurde die Temperatur. In Neapel wollte Bamberg einen Tag Rast machen, um die Schönheiten der Stadt zu besehen, doch das junge Mädchen steuerte fieberhaft auf das Ziel ihrer Sehnsucht los. Neapel lief ihnen nicht davon und war schließlich auch bei schlechtem Wetter erträglich, während Capri nur im Sonnenschein Capri war.



Palmenhain in Monte Carlo.

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

„Ich bitte dich, Dina, starrte doch die Leute nicht so ungeniert an, als ob es ausgestopfte Vögel wären.“

„Ich starrte sie nicht an, ich betrachte sie bloß.“

„Man tut das nicht. Es sind junge Herren im Kupee. Was sollen die denken?“

„Kann ich denn nicht Malerin sein und nach Charakterköpfen suchen? Aber damit du beruhigt bist, will ich von nun an nur mehr dich ansehen. Es ist auch wirklich kein einziger darunter, der des Ansehens wert wäre.“

Nach einer Weile kam ihr eine Idee.

„Weißt du, Rubi, eigentlich hätten wir Papa doch von unserer Abreise benachrichtigen sollen.“

Er schaute sie verwundert an.

„Ja, hast du denn das nicht schon von der Pension aus getan?“

„Keine Spur. So dumm werde ich doch nicht sein, wegen etwas anzufragen, was man mir vielleicht verbieten könnte. Wir hätten heute früh telegraphieren können, oder aber wir können das schließlich

Mit einem kleinen Personendampfer setzten sie über das Meer. Gott, war das himmlisch! Ueber sich das strahlende Firmament, zu Füßen das glitzernde Wasser und dazu die schmachtende Musik der Vorkapelle mit ihren Mandolinen und Gitarren!

Auch Militär befand sich an Bord. Als zwei Offiziere jeht an ihr vorbeistreifen, zupfte sie ihren Bruder am Arm. „Marine, nicht wahr?“

„Stimmt.“

„Wie gefällt dir der Jüngere?“

„Auf ihn scheinen mir die Worte zu passen, welche Wagner an gesichts des gespenstigen Pudels zu Faust spricht:

..... ich sehe keine Spur

Von einem Geist, und alles ist Dressur.“

„Du bist boshaft. Aber der andere?“

„Der andere geht dich so wenig an wie der erste.“

„Meinst du? Nun deswegen ist er doch unbefritten hübsch. Er hat mich auch schon ein paarmal so merkwürdig angesehen.“

„Du benimmst dich ja danach.“

Sie fuhr auf. „Empörend! Habe ich irgend etwas Unrechtes getan?“

„Das wohl nicht, aber du bist so grauenvoll naiv.“

„Na, wenn es weiter nichts ist!“

Seufzend wandte der Fähnrich sich ab. Dann entschloß er sich, seinen Aussichtsposten neben Dina für eine kleine Weile zu verlassen, um im Salon ein Frühstück zu nehmen. Sie blieb allein zurück, revidierte ihren Korallenschmuck, spähte nach Haifischen aus, die nicht kommen wollten, und gähnte endlich verdrossen. Wie rücksichtslos diese Brüder waren! Ließ er sie da allein sitzen, um sich unten zu mästen, eine Beschäftigung, der er während der ganzen Reise am eifrigsten gefrönt. Wenn doch wenigstens jemand anders dagewesen wäre, mit dem sie plaudern konnte!

Ihr Blick huschte wieder nach den beiden Offizieren hin, und als er gerade in die auf sie gerichteten Augen des älteren traf, lächelte sie. Gleich darauf besiel sie allerdings ein tödlicher Schreck. Der Offizier sagte seinem Begleiter einige Worte, worauf dieser verschwand. Und nun — ehe sie einen Fluchtversuch machen konnte, stand er schon vor ihr, die Hand an der Kappe.

„Gnädiges Fräulein sind ja ganz vereinsamt. Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle: Hauptmann Dordoni.“

Sie wurde feuerrot, und gleichzeitig freute sie sich kindisch. Der Offizier sprach ein so nettes Deutsch und sah überhaupt so distinguiert aus.

Sie wies auf die Bank. „Wenn Sie mir Gesellschaft leisten wollen, Herr Hauptmann, so habe ich nichts dagegen. Mein Bruder verträgt die Seelust nicht, was sich dadurch äußert, daß er ununterbrochen ist. Darum sitze ich jetzt hier allein.“

Der Italiener lachte. „Wenig rücksichtsvoll von einem Bruder! Sind Sie von weit hergereist?“

„Von Berlin.“

„Schöne Fahrt gehabt?“

„Na ja, es macht sich. Ich bedaure eigentlich, nicht allein gefahren zu sein. Mein Bruder hat mich nämlich während der ganzen Reise mit keinem Menschen ein Wort reden lassen, gerade das, worauf ich mich am meisten gefreut habe. Ich spreche so riesig gern.“

Er schmunzelte. „Ich glaube, alle Damen,“ bemerkte er anzüglich.

„Gewiß, irgend jemand auf der Welt muß doch sprechen. Wenn es den Herren der Schöpfung paßt, sind sie übrigens genau solche Plaudertaschen wie wir. Natürlich, mit einer Schwester unterhält man sich nie. Die ist immer langweilig.“ Sie warf das Haupt in den Nacken. Plötzlich gab es ihr einen gelinden Ruck. An der obersten Treppenstufe, welche an Ded führte, stand ihr Bruder, den Mund halb geöffnet vor Staunen über die neue Situation. Sie winkte ihn heran.

„Nur näher, du Ausreißer. Eigentlich hättest du ruhig unten bleiben können. Ich habe bereits Ersatz für dich gefunden.“

Bamberg stellte sich vor. Der Mensch war wirklich nicht übel. Nun, hoffentlich verdröhte er dem dummen Mädel nicht den Kopf.

Während des Gesprächs, das jetzt zu dreien geführt wurde, blickte er immerfort mißtrauisch von einem zum andern. Doch er bemerkte nichts Verdächtiges. Dina plauderte in ihrer urwüchsigen, drolligen Art, und der Hauptmann sekundierte ihr. Man sah es ihm an, daß die Naivität der Sechzehnjährigen ihn königlich amüsierte. Gegen ihn selbst war der Italiener von ausgesuchter Höflichkeit, was dem hartlosen jungen Krieger nicht wenig schmeichelte. Als der Offizier sich die Erlaubnis erbat, seine Schwester und ihn am nächsten Vormittag zur blauen Grotte begleiten zu dürfen, gestattete er es gnädig. Der Hauptmann wohnte im Hotel Pagano, sie selbst jedoch im Hotel Sibigeigei. Dina wollte alles mitgenießen, was mit Poesie zusammenhing.

„Im Hotel Pagano wohnt ja auch die königliche Familie,“ wandte sie sich an ihren Begleiter.

Er nickte. „Ist dies von besonderer Bedeutung für Sie?“

„Natürlich. Ich brenne ja darauf, jemand von der königlichen Familie zu sehen.“

„Ich denke, es sind Menschen wie wir alle.“

„Ja, ja, aber sie haben so einen gewissen Nimbus.“

„Dina...“ Entsetzt hielt Bamberg seiner vorlauten Schwester den Mund zu. „Ich empfehle dir die größte Vorsicht in deinen Meinungen. Sei so gut und plappere nicht alles heraus, was dir durch den Kopf schießt. Man kann die schwersten Unannehmlichkeiten davon haben, verlegst du?“

„Weiläufig. So gefährlich wird es wohl nicht sein, was?“ Sie schaute den Hauptmann so treuherzig fragend an, daß dieser neuerdings laut auflachte.

„Es kommt immer darauf an, zu wem man das spricht, gnädiges Fräulein. Auf morgen früh also!“

„Ja, auf morgen. Ich freue mich riesig, daß wir endlich einmal einen so netten Menschen kennen gelernt haben, so daß selbst mein Bruder...“ Die Fortsetzung unterblieb dadurch, daß Bamberg sie einfach unterfasste und mit fortzog.

Im Hotel stellte er dann eine kleine Straßpredigt mit ihr an.

„Alles, was recht ist, Dina, aber man sagt es einem wilfbremden Menschen doch nicht ins Gesicht, wenn man ihn nett findet.“

„Mein Gott, was ist dabei?“

„Was dabei ist? Daß er einen ganz merkwürdigen Begriff von deiner Erziehung bekommen muß.“

Hat man euch denn in der Pension gar nichts davon gesagt, wie ein Mädchen sich einem Manne gegenüber zu benehmen hat?“

Sie schüttelte den Kopf und hielt eine Seidenbluse prüfend gegen das Licht. „Man überläßt dies ganz unserm individuellen Empfinden.“ — „Na, danke, das deine ist individuell genug. Hauptmann Dordoni muß ja glauben, daß er dir über alle Maßen gefällt.“

„Er gefällt mir auch...“ — „Dina...“

„Laß mich ausreden. Er gefällt mir bis zu einer gewissen Grenze. Es täte mir zum Beispiel sehr leid, wenn er morgen nicht von der Partie wäre oder wenn wir ihn überhaupt nicht wiedersehen würden, aber so eine wirkliche Liebe könnte ich für ihn doch nicht ausbringen.“



Der verstorbene Generalfeldmarschall von Sakske.

Ill.-Photo-Verlag, Berlin.

Er hat bei aller Liebenswürdigkeit etwas in seinem Wesen, das eine unsichtbare Grenze zieht zwischen ihm und mir. Vielleicht ist es auch bloß der beträchtliche Altersunterschied."

Bamberg nickte heftig. „Ob es nun der Altersunterschied ist oder anderes, kommt bei dir gar nicht in Frage. Du hast noch ein Jahr Studium vor dir und bist viel zu jung, um verliebte Pläne zu fassen. Denke also an deine Bücher und daran, daß du deinen Eltern keine Schande bereitefst. Sowie ich bemerke, daß du dem Italiener Avancen machst, packe ich dich auf und fahre mit dir heim.“ — — —

Zu dreien fuhr man am nächsten Vormittag zur Grotte hinüber. Wie ein Märchen mutete es Dina an. Wände, Luft, alles atmete denselben bläulichen Schimmer. Wie flüßiges Silber fielen die Tropfen, welche das Ruder aus der Flut hob, in die Tiefe zurück, und der nackte Knabe, welcher aller Kälte Temperatur zum Trotz nach Virestäden tauchte, sah im Wasser aus wie ein sibirischer Fisch. Dina hätte am liebsten ihre ganze Barschaft geopfert, um das interessante Schauspiel noch länger zu genießen.

soll kein Haar gekrümmt werden. Sie stehen unter meinem persönlichen Schutz." Er trat zu dem Detektiv und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

Dieser wich überrascht zurück, nahm aber sofort wieder seine Amtsmiene an. „Darf ich also bitten?"

Paarweise, wie gute Bekannte, welche sich unerwartet zusammengefunden, wanderten sie dem Polizeigebäude zu. Hauptmann Dordoni ging mit Dina voraus. „Sie haben wirklich keine Ahnung, welches die Ursache Ihrer Verhaftung sein kann?" fragte er.

„Nicht die leiseste. Weder mein Bruder noch ich haben irgend etwas gesagt oder getan, was Anstoß erregen könnte. Denn das, was ich gestern wegen des Nimbus sagte, kann doch nicht so gefährlich..." Der Offizier bewegte in lachender Abwehr die Hand. „Nein, das wäre kein Grund. Es muß etwas Ernstes sein."

„Wenn ich nur wüßte, was!" — „Sie werden das gleich erfahren." Ihr Blick glitt treuherzig fragend an ihm empor. „Nicht wahr, Sie sind überzeugt von unserer Unschuld?"



Die Beisetzung des Generalfeldmarschalls von Gahle in Berlin: der Trauerzug bei der Neuen Garnisonkirche.

Hinter dem Sarge folgten: Prinz Eitel Friedrich, Prinz August Wilhelm, Prinz Oskar, Prinz Joachim, Prinz Friedrich Leopold und der älteste Sohn des Prinzen Friedrich Leopold. Jnt. Ill. Verlag, Berlin.

Von der blauen Grotte fuhren sie dann nach Neapel hinüber. Der kleine Dampfer, welcher sie trug, schaukelte diesmal sehr ungemütlich, so daß alle froh waren, als man im Hafen anlegte und sie die Brücke, welche ans Land führte, überschreiten durften. In demselben Moment legte sich eine Hand auf Bambergs Schulter.

„Im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie und Ihre Begleiterin!" Mit einem gellenden Schrei fuhr Dina herum, während ihr Bruder den Herrn in Zivil verwundert anstarrte.

„Hier muß ein Jrtum vorliegen, ich wüßte nicht....." stammelte er. — Der Detektiv zuckte die Schultern. „Das wird sich aufklären. Sie stehen im Verdacht anarchistischer Umtriebe."

Jetzt lachte Bamberg schallend auf. „Was ich? Ein preussischer Offizier und Anarchist? Das ist ja unbezahlbar!"

„Das Lachen wird Ihnen vergehen, mein Herr. Folgen Sie mir."

Da ergriff Dina ausschlagend die Hand Hauptmann Dordonis: „Ich beschwöre Sie, helfen Sie uns! Sie werden doch nicht glauben, was dieser Herr sagt." — „Die Sache beruht jedenfalls auf einem Mißverständnis, welches hoffentlich bald aufgeklärt wird. Ihnen selbst

„Vollkommen, mein Fräulein. Ich glaube, Sie haben wirklich nichts zu fürchten."

Man war am Ziel. Der Detektiv ließ die ihm anvertraute Schar vorangehen und öffnete die Tür zu einem Zimmer, in welchem an einem Tische ein Herr in Uniform saß, der sie durch seine Brillengläser scharf fixierte. „Sie heißen Rudolf von Bamberg?"

„Zu dienen, Rudolf von Bamberg, preussischer Fähnrich."

„Ist die Dame hier Ihre Schwester?"

„Allerdings. Darf ich nun endlich wissen, welches Verbrechen ich begangen habe, um für einen Anarchisten erklärt zu werden?"

„Sofort. Sie haben auf der Fahrt von Berlin nach Dresden ein Telegramm aufgegeben?"

„Meine Schwester, nicht ich." — „Aber in Ihrem Namen?"

„In meinem Namen, ja." — „Bestimmen Sie sich auf den Inhalt?"

„Das wohl nicht, nachdem mir der Inhalt gar nicht bekannt ist."

„So, Sie leugnen also, den Inhalt des Telegramms zu kennen?"

Bamberg wurde ungeduldig. „Von Leugnen kann keine Rede sein. Wenn Sie über das Telegramm Auskunft haben wollen, müssen Sie

Das erste Erlebnis.

Skizze von A. Petri.

Lundholm, den 25. November.

Liebste kleine Kajja!

In meinem spitzenbesetzten Frisiermantel sitze ich hier um 2 Uhr nachts, zu ausgefüllt von den Ereignissen der beiden letzten Tage, um an Schlaf denken zu können. Ich versprach Dir nach dem Ball hier einen langen, ausführlichen Brief, und nun will ich mein Versprechen auch gründlich halten, aber schweig still, hörst Du, still wie das Grab! Oh, Du, welche Macht wir Frauen doch besitzen! Ich habe das stets in mir gefühlt und mich danach gesehnt, es zu erproben. Und nun endlich! Oh, es ist herrlich!

Gleich als ich die Einladung erhielt, ahnte ich, daß ich hier etwas erleben würde. Martha schrieb ja, daß sie während Karls Aufenthalt einen kleinen Tanz geben wollten; da er auch noch einen Kameraden mitbringen würde — auch ein Ingenieur —, wollte sie sich mit der Jugend des Umkreises ein wenig amüsieren. Und so folgte ich gern der Einladung, hier herauszukommen und über Nacht zu bleiben. Papa war erst nicht einverstanden, aber als ich mir die Augen rot weinte, gab er nach, und ich bekam ein leichtes, hellgrünes Seidenkleid

sich an meine Schwester wenden. Aber ich verstehe wirklich nicht“
— „Sie werden sofort verstehen.“ Er richtete seine Brillengläser auf Dina, welche in einem Sessel Platz genommen hatte und unter Hauptmann Dordoni's Trostworten allmählich ihre Tränen trocknete. „Fräulein von Bamberg, darf ich bitten?“ — Dina trat vor.

„Haben Sie die Freundlichkeit, uns den Inhalt des Telegramms zu wiederholen, welches Sie während der Fahrt aufgaben. Erinnern Sie sich darauf?“

„Ganz genau. Das Telegramm lautete: Bude gesprengt, ab Capri, Dina mit. Ein ganz harmloses Telegramm.“

„Das nennen Sie harmlos?“ Der Beamte schlug auf ein Blatt Papier, das er in der Hand hielt und hob es hoch. „Ihre Aussage deckt sich schwarz auf weiß mit der Abschrift des Telegramms, welches ich hier habe. Bude gesprengt, ab Capri, Dynamit.“ — „Nun und?“

„Ja, begreifen Sie denn noch immer nicht? Wir werden doch nicht jemand frei herumlaufen lassen, der mit Dynamit droht!“

Sekundenlang trat tiefstes Schweigen ein. Dann brachen Dordoni und das Geschwisterpaar in schallendes Lachen aus.

Der Beamte blinnte verduht von einem zum andern. „Ja, warum lachen Sie denn eigentlich?“ fragte er aufgeregt.

„Weil, weil es zu komisch ist“ Hauptmann Dordoni



Walter Klitt (×) und John Stol (××), die Sieger im Berliner 6-Tage-Mennen. Konrad Hünich, Charlottenburg.

beruhigte seine Lachmuskeln zuerst. Er näherte sich dem Tisch.

„Herr Kommissar, Sie haben Ihrer Pflicht genügt und können die Herrschaften unbesorgt auf freien Fuß setzen. Fräulein von Bamberg heißt Dina und hat ihre Eltern in telegraphischer Kürze davon verständigt, daß sie mit ihrem Bruder nach Capri reise. Durch die Zusammenziehung des Namens und des Wörtchens „mit“ ist nun der verdachterregende Ausdruck entstanden, welchem weiter keine Bedeutung beizulegen ist. Oder haben Sie noch andere Verdachtsmomente?“

Der Beamte stammelte: „Nichts, gar nichts.“ Und sich gegen Bamberg wendend: „Ich bitte Sie um Entschuldigung. Für einen Verbrecher habe ich Sie nicht gehalten, eher für einen Geisteskranken.“

„Sehr liebenswürdig!“ Lachend streckte Bamberg dem Kommissar die Hand hin. Dann schritt er auf Hauptmann Dordoni zu, welcher sich eben von Dina verabschiedete. Er müsse mit dem nächsten Dampfer nach Capri und würde wahrscheinlich morgen nicht mehr am Orte sein.

Als der Hauptmann sich empfohlen, trat der Kommissar nochmals an die beiden heran. „Ahnen die Herrschaften denn überhaupt, wer der Herr war, der sich Ihrer so warm angenommen hat?“

Bamberg lächelte. „Selbstverständlich. Wünschen Sie es zu wissen?“

„Nein, aber Sie dürften es vielleicht interessieren: Der Herr ist ein Mitglied der königlichen Familie.“ — — —

mit Stiderei, bezaubernd, sage ich Dir. Vorgestern morgen fuhr ich her, der Zug war vollgepfropft, und es war eine Erlösung, als man aussteigen und wieder atmen konnte. Auf dem Perron stand Martha, lieb und freundlich wie immer, in einer geradezu unmöglichen Straßentoilette, grün zu ihrem Teint, denke! Ich hatte natürlich mein Vila an und meine neue Pelzgarnitur. Vor dem Stationsgebäude hielt ein Wagen mit einem silbollen Pferd davor, und da stand er, die Zügel in der Hand, und Martha stellte vor: „Ingenieur Brun — Fräulein Not, der Ingenieur ist so liebenswürdig, unseren Kutscher zu spielen, weist Du.“ Er ist groß, dunkel und sieht grenzenlos energisch und despotisch aus, als könnte er imstande sein, eine treulose Frau zu zerschmettern. Ich glaube fast, daß in seiner Art gegen mich sofort etwas Besonderes lag, etwas Liebloses war in seiner Bewegung, als er die Pelzbede über meine Knie breitete. Das war der Anfang.

Es dämmerte bereits, als wir ankamen, und von den Fenstern her winkte uns einladend das Licht entgegen. Tante und Onkel Eskilson und ein paar alte Tanten, oder was sie sein mögen, empfingen uns am Teetisch. Doch der Ingenieur verschwand sofort unter irgend-einer Entschuldigung. Wir hatten nur noch eine Stunde zu unserer Toilette, es war nämlich ein Mittagessen für vierundzwanzig Personen, nur junge Leute, mächtig feistlich, mußt Du wissen. Wir ließen die



Die Hafenanlagen in Düsseldorf aus der Ballonschau.

Dür zwischen unseren Zimmern offen und plauderten während der ganzen Zeit, Martha und ich. Sie fragte gleich, wie er mir gefiele, und ich sagte „gut“, mit gleichgültiger Miene, meine Zöpfe aufstehend. Weißt Du, ich fühle mich fast wie in einem englischen Roman, es ist auch etwas imponierend Englisch an ihm, er war zwei Jahre in London.

„Wir dachten ihn dir als Tischherrn zu geben, weil ihr beide unsere Logie-gäste seid“, sagte Martha, und ich mit gutgespielter Gleichgültigkeit: „Meinetwegen gern.“ Mein Hellgrünes ist entzückend, und ich hatte gestern einen „beau jour“, das weiß ich. Ich war wirklich zufrieden mit meinem Spiegel. Die liebe Martha trug Weiß, etwas recht Unbedeutendes, wie übrigens der ganze Mensch. Doch lieb ist sie.

Den Tag zu beschreiben ist schwer, es war wie ein Traum. Er sah nur mich, fünf Tänze erbat er sich. Bisweilen schien mir's fast zuviel Aufmerksamkeit nach so kurzer Zeit, doch dergleichen verzeiht man. Ich habe das Gefühl, als könnte ich ihn um den Finger wickeln. Du hättest den Moment vor einer grünen Portiere sehen müssen — ich glich wohl einem Gemälde, hellgrün macht sich so gut auf dunkelgrünem Hintergrund. Ich verlor eine Rose von der Brust, und er reichte sie mir, ich dankte mit einem weichen Neigen des Kopfes und sagte nur: „Behalten Sie sie.“

Alle Leute merkten natürlich etwas, aber ich kümmerte mich nicht ein Täpfelchen darum.

Martha sprach abends kein Wort davon, und da sie nicht anfang, tat ich es auch nicht. Vielleicht hat die arme Kleine selbst ihre Pläne gehabt, obwohl sie sich nichts merken läßt.

Der heutige Vormittag war langweilig, ich mußte mit den Tanten und Karl für lieb nehmen, er hatte an der Bahn etwas zu erledigen, und Martha war auch unte wegs, eine Expedition in den Armenhäusern oder dergleichen, ich hatte keine Lust, mitzugehen.

Mein Ingenieur kam unmittelbar vor dem Lunch zurück, er hatte Martha auf dem Rückweg getroffen und sah ganz ermüdet aus von der kleinen Weile zu zweien mit ihr. Sie tut mir wirklich leid, dachte ich, sie kann ja nichts dafür, daß sie ein bißchen langweilig ist, er könnte sich doch ein wenig beherrschen. Aber er ist gewiß einer von jenen Männern, die keinen Zwang ertragen, sondern sich so geben, wie sie fühlen. Heute sollte ich eigentlich nach Hause kommen, aber da auf Sjöby noch eine kleine Gesellschaft aus dem Stegreif arrangiert wurde, zu der ich auch geladen war, wurde die Heimreise bis morgen verschoben. Heute abend war es womöglich noch entzückender, obwohl ich ein anderes Kleid mithatte. Sjöby ist himmlisch, ich beschreibe es dir ausführlich, sobald wir uns sprechen. Wir kamen um ein Uhr nach Hause, nach einer Mondscheinfahrt, die noch herrlicher hätte sein können, wenn nicht Karl mein Führer gewesen wäre. Gott weiß, wie es zuging, daß mein Ingenieur zu spät kam, sicher zu seinem großen Kummer. Martha legte sich sofort zu Bett, sie war zu müde, um zu plaudern. Nur einen Tanz hat er mit ihr getanzt, das finde ich eigentlich gemein, da er doch hier Gast ist. Ja, diese beiden Tage sind

die schönsten meines Lebens, und ich erwarte gespannt, was nun kommen wird. Noch ist es nicht zu Ende! Nun bilde Dir aber nicht ein, daß ich entschlossen bin, nein, keineswegs, aber wer weiß! Es ist ein veräuschendes Gefühl, das Schicksal eines Mannes in seinen Händen zu halten, ihn mit einem Lächeln hinreißen und mit einem Blick zur Verzweiflung treiben zu können. Aber nein, nun ist es halb vier, und morgen um zehn Uhr soll ich abfahren! Halte mein Geheimnis heilig, so sollst Du später mehr erfahren. Tausend Grüße! Martha sagte, daß sie morgen selbst an Dich schreiben wollte; es würde mich amüsieren, gelegentlich zu erfahren, ob sie etwas zwischen ihm und mir gemerkt hat, erzähle mir, was sie darüber schreibt, hörst Du! Versprich mir's! Nun fallen mir die Augen zu, ich muß schlafen gehen.
Deine Agnes.

Lundholm, den 30. November.

Liebe kleine Kassa!

Vielen Dank für Deinen letzten Brief, ich hätte ihn schon früher beantwortet, wenn ich nicht so viel zu denken gehabt hätte. Du mußt wissen, daß ich Dir eine große Neugierigkeit von meiner geringen Person zu berichten habe! Die hat nämlich merkwürdigerweise einer andern Person so gut gefallen, daß sie mich zur Frau begehrt! Wer hätte das geglaubt! Am allerwenigsten ich selbst. Ich bin überglücklich, was Du verstehen könntest, wenn Du ihn nur gesehen hättest.

Er ist Ingenieur, ein Kamerad von Bruder Karl, und heißt Ewen Bruun. Er war schon im Sommer mehrere Wochen hier, doch erst jetzt hat er um mich geworben, morgen kommen seine Eltern, und dann wird es veröffentlicht.

Ich war mir schon lange klar über mich, doch nie

hätte ich gedacht, daß er mich mag, bis ich es nun im Herbst durch Karl erfuhr. Es war so herrlich, diese Zeit des heimlichen Verlobtseins. Niemand ahnte etwas, weder Mamas Nuzinen, die zu Besuch hier sind, noch unsere Nachbarn. Und Ewen war in diesen letzten Tagen besonders freundlich gegen die kleine Agnes Not, die zu einem kleinen Tanz vorgestern herausgekommen war. Zuweilen übertrieb er's ein wenig, und Mama fürchtete, das Kind könne sich etwas einbilden, doch das ist wohl ungefährlich, sie ist ja kaum erwachsen. Es war zu amüsant, die Aa. ten so zu mischen, noch immer ahnt niemand etwas. Ewen und ich waren frodsteif miteinander, sobald uns jemand beobachtete.

Nun laß' wohl für heute, liebe Kassa, ein anderes Mal mehr, ich will nur, daß meine Freundinnen es von mir selbst erfahren, ehe es in die Zeitung kommt. Neugierig bin ich, ob die kleine Agnes etwas ahnt, erzähle mir, ob sie Dir etwas davon schrieb, Du Liebe. Sie ist allerliebste, die Kleine, Ewen hat sich über ihre damenhaften Manieren sehr amüsiert. Herzliche Grüße von

Deiner Freundin Martha Estilson.



Gruppenführer von der Kassa-Kassen-Redoute.

Von links nach rechts: Groll, Prof. Pohle, Wansleben, Chilo Schneider, Coubillier, Nordenberg, Mordfeld, Prof. v. Wille. Den Hintergrund bildet der Kassasten mit dem alten Jacobi-Haus.

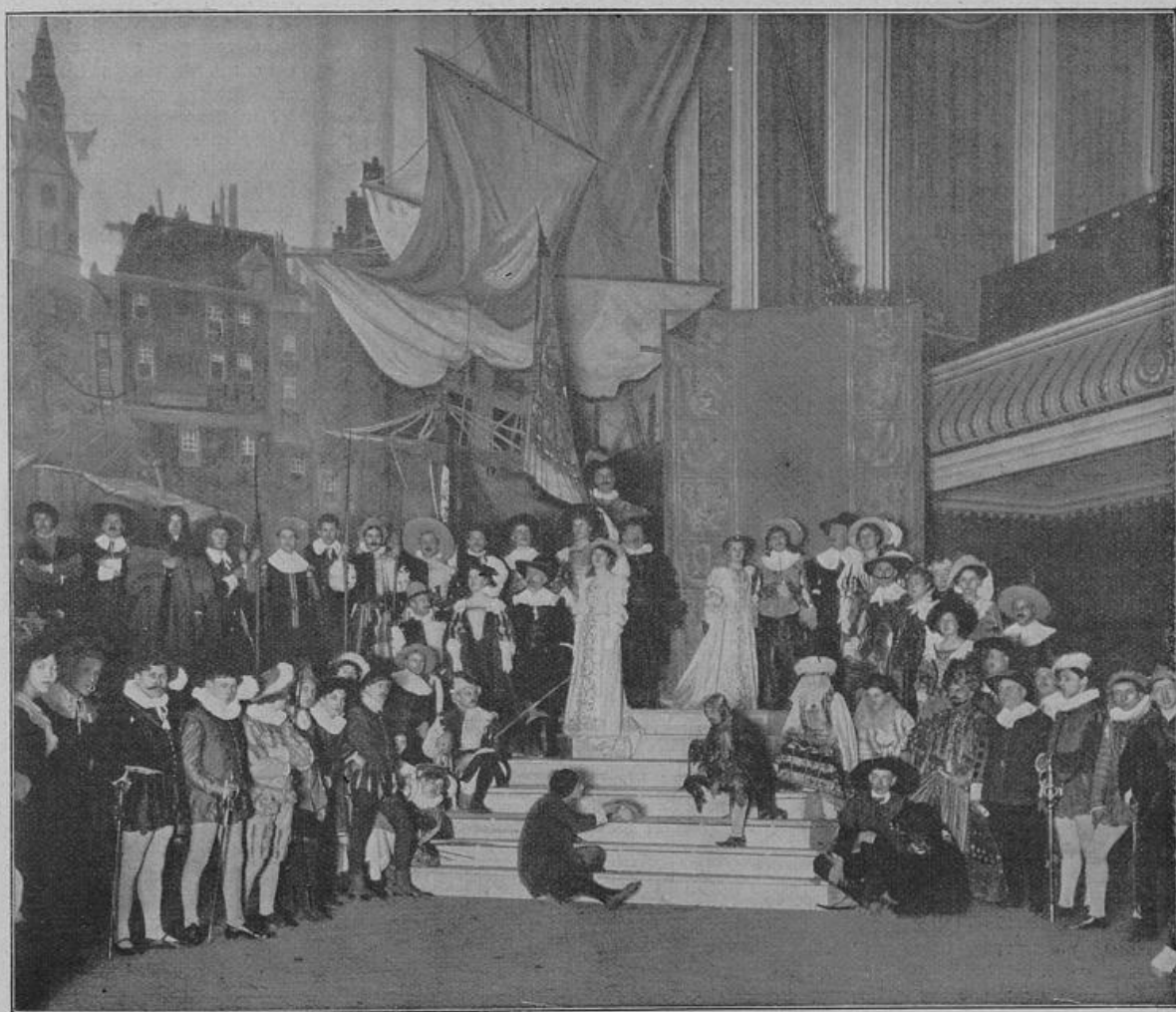
Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 9.

Düsseldorf, 2. März.

1912



Vom Festspiel „Hollands Blütezeit“ der Düsseldorfer Maskasten-Redoute.

Atelier „Klitz“,
Düsseldorf.

Das vom Maler Ed. Daelen verfasste Festspiel spielte im Jahre 1642 in Amsterdam vor dem Junfthause der Klooveniers (Hüntenschützen) und klang in eine ebenso großartige wie sinnige Huldigung der Kunst in der Person Rembrandts aus. Im Hintergrund das von G. Hader gemalte Stadtbild von Amsterdam, auf dem Thron Wilhelm II. von Oranien und seine Frau Maria, Tochter Karls I., eine Stufe tiefer Rembrandts Frau Saskia.



Endlich!

Novelle von C. Gerhard.



Eine breite goldene Lichtgarbe fiel in ein Arbeitszimmer von fast spartanischer Einfachheit. Nur einige wertvolle Stiche an den Wänden, Gipsabgüsse bedeutender bildhauerischer Schöpfungen auf Konsolen und Säulen, eine gewählte kleine Bibliothek verriet den Künstler und denkenden Menschen. Aus den hintern Räumen tönten die schweren Schläge der Hämmer auf edles Gestein, der knirschende Laut von Meißel und Bohrer. Wolf Erhart stand regungslos an dem massiven Zeichentisch. Seine nervige Hand, die ein amtliches Schreiben umfaßt hielt, bebte; seine wie aus Erz gegossenen Züge trugen die Spuren tiefer Erregung. Er legte das Blatt nieder und entfaltet ein zweites. Ueber sein Gesicht glitt ein Leuchten, ein tiefer Atemzug hob seine Brust, er sah auf und direkt in den goldenen Glanz hinein.

So war auch das Licht in sein Leben gekommen — endlich, endlich! Seitdem er vor einem halben Jahre bei einer Preis-Konkurrenz mit seiner Zechtergruppe den Sieg davongetragen, war sein Name in aller Munde, ward ihm ein Auftrag nach dem andern zuteil, wurden ihm für seine Werke die höchsten Preise geboten. Und heute empfing er seine Ernennung zum Professor und ward aufgefordert, ein Weiterstudium Sr. Majestät zu schaffen.

Ah, wie wohl die Anerkennung tat, der Erfolg nach jahrelangen Ringen! Eine glänzende Laufbahn sah er vor sich. Nicht mehr niedergedrückt durch peluniäre Sorgen, nicht mehr zurückgestoßen durch Mißverstehen und Gleichgültigkeit, würde er sein Bestes geben, darstellen, was so ungestüm an seiner Seele Pforten pochte, dem Leben geben, was er in seinen wachen Träumen gesehen, eigne Befriedigung erlangen, andern durch seine Werke den Wert der Kunst erschließen, ewigen Ruhm erwerben, emporsteigen wie jene goldene Lichtwelle!

Plötzlich erlosch sie, erdrückt durch eine graue Wolke, der bleiche Wintertag schaute ins Zimmer, ließ es kahl und nüchtern erscheinen. Wolf Erhart erschauerte, schwer ließ er sich in einen Sessel fallen, der Ausdruck seiner Züge wurde hart und düster. Seine ganze Vergangenheit fiel ihm ein.

Der Erfolg, das Glück — sie kamen zu spät. Er war zermürbt vom langen Kampfe, und niemand war da, der sich seines Ruhmes mit ihm freuen, der sein Glück teilen würde. Der Vater, von dem er nur tadelnde Worte gehört, seitdem er das unsichere Brot eines Bildhauers dem Eintritt in das alte Geschäft der Erharts vorgezogen, war, nachdem er ihn zugunsten seines zweiten Sohnes enterbt, in Unfrieden von ihm geschieden, die Mutter, die ihn zärtlich geliebt, wenn sie auch den Regungen seiner Künstlerseele verständnislos

gegenübergestanden, war in Sorge und Gram um ihn gestorben, und sie — die einzige, die an ihn geglaubt, seine Kindheitsgefährtin, seine Geliebte, seine Braut war verloren für ihn.

„Sibylla!“ schrie er auf, und noch einmal kam's wie ein Stöhnen von seinen Lippen: „Sibylla!“

Er sah sie als halbwüchsiges Mädchen durch den Garten eilen, das seine Gesicht gerötet vor Lust, umtanzt von der Fülle braungoldener Vöden. „Haße mich!“ hatte sie gerufen und war dann mit neckischem Laut seinen ausgebreiteten Armen entwichen. Aber wie verwandelt war der Ausdruck ihrer Züge, wenn er sie in den Schuppen hinter dem Hause führte, in dem er sich ein primitives Atelier errichtet, und ihr die ersten, ohne Anleitung geschaffenen Tonmodelle gezeigt, wenn er ihr seine Pläne offenbarte und sie von der Zukunft, der goldenen, träumten!

Von ihr allein nahm er Abschied, als er heimlich Elternhaus und Vaterstadt verließ, ohne Mittel, einzig dem Zwange seines Genius folgend.

Aber auch ihr schrieb er nicht, daß er, der Patriziersohn, nach-einander zu einem Schreiner, einem Stukkateur in die Lehre ging, nur um den Unterhalt zu verdienen, das Erreichbare zu lernen, um jede Ruhestunde in den Museen zuzubringen und dann abends mit heißem Bemühen in Ton, in Gips, in Holz nachzubilden, was er gesehen und sich ihm unauslöschlich in die Seele gegraben.

Doch als er nach drei Jahren eine Büste, die Sibyllas Züge trug, zu einem berühmten Meister gebracht und der ihn zu seinem Schüler annahm, da mußte sie seine jauchzende Kunde teilen. Und wieder nach drei Jahren verkaufte er seine erste Statuette — um geringen Preis, doch ihm schien nun die Bahn zum Ruhme geöffnet. Da kehrte er heim und fand Sibylla in blühender Jugendschöne, in den schimmernden Augen unsägliche Liebe für ihn.

„Sibylla, Sibylla!“ Die bebenden Finger Wolf Erharts zogen eine Lade seines Schreibtisches auf und hoben aus einem Etui eine blasgetönte kleine Marmorbüste. Er stellte sie vor sich hin und versank in Schauen.

So sah sie aus, der verkörperte Frühling, die menschgewordene Liebe! Fünf acht Tage in der Heimat waren, wenn auch der Vater ihm zürnend seine Tür verschloß, die schönsten seines Lebens. Wie in goldenen Duft gehüllt, liegen sie hinter ihm. Mit dem Versprechen, die Geliebte nach wenigen Jahren zu holen, reiste er ab. Der goldene Optimismus der Jugend!

Wolf Erhart lachte bitter auf, nervös zerwühlten seine Finger Haar und Bart, unruhig ging er auf und nieder.



Der Schauspieler Th. Oswald Kosch de Raadt,

Sohn des bekannten Malers, als Prinz in dem Ausstattungsstück „The Miracle“ von Vollmöller, das Reinhardt in London inszenierte.

Die Jahre kamen und gingen, er arbeitete mit heißem Feuer, unermüdetlich — der Erfolg blieb aus. Wenige sahen, niemand bestellte die Ausführung der Modelle des jungen, unbekanntem Künstlers in Marmor oder Erz. In erniedrigender Fronarbeit mußte er sein Leben fristen. Und allmählich erstarb die Zuversicht, die Hoffnung in ihm, da schrieb er Sibylla den Scheidebrief — hart und kalt, ob auch sein Herz vor Jammer fast zersprang. Er wußte ja, ihr Vetter, der Assessor von Horst lebte, begehrt sie, und sie hatte ihn gern. Warum ihr die reiche Zukunft zerstören?

Nun war sie gewiß längst des andern Weib, und er — da nun endlich das Glück zu ihm gekommen war — er blieb allein!

Wie still, wie leer es um ihn war! Die Gesellen im Atelier hatten die Arbeit beendet, kein Laut tönte durch das Haus, kein Frauengewand rauschte, keine zärtliche Stimme rief den Einsamen, keine liebestrahelnden Augen suchten die seinen.

Eine Sehnsucht quoll in ihm empor nach Liebe, nach Verständnis, nach Wärme, nach Menschen, die zu ihm gehörten. Wenn er ein neues Glück suchte! Doch nein, er fühlte sich zu alt dazu.

oder Matthea von Einsiedel ist dein. Dringend rate ich dir, dich zu verheiraten. Was hast du von deinem Leben, deiner Verühmtheit. Teile sie mit einem liebenden Weibe, dann genießest du sie doppelt. Nur nicht so einsam sein!"

Wolf nickte schwer. „Du könntest recht haben.“

„So besuche heute das Souper bei Geheimrat von Einsiedel und gewinne dir Matthea. Sie wird dir gefallen und paßt zu dir. Ich — gedanke auch seine Fäden zu spinnen. Bei den Einsiedels ist ein reizendes kleines Persönchen zu Besuch, ganz mein Genre; dem will ich auf Tod und Leben den Hof machen.“

Er lachte fröhlich auf und ging nach kurzem Abschiedswort.

„Wer auch das Leben so leicht erfassen könnte!“ dachte Wolf. Ihm war es nicht gegeben. Doch gerade die der feinen entgegengesetzte Natur des Malers, sein fröhlich-harmonisches Wesen bei allem Ernst seines Künstlertums hatte ihn angezogen; seinen praktischen Sinn, sein richtiges Urteil in allen Fragen des Lebens achtete er. Darum beschloß er, trotz innern Widerstrebens, des Freundes Rat zu folgen.



König Alfons XIII. besichtigt die Heberschwemmung durch den Guadalquivir in Sevilla.

Fast mechanisch trat er vor den Spiegel und sah die feinen Fältchen um die Augen, die silbernen Fäden, die sich an den Schläfen durch seine dunkeln Locken zogen. Die markante Schönheit seines genialen Künstlerkopfes sah er nicht.

„Ha, ha, der Herr Professor in Selbstbewunderung vor dem Spiegel!“ tönte eine frische Stimme von der Tür her, und der Maler Klaus Weber streckte dem Freunde, der sich ihm ruhig zuwandte, die Hand entgegen.

Wolf Erhart lächelte ironisch. „Ich konstatierte nur, wie alt ein Künstler werden muß, um berühmt zu werden.“

„Alt — alt! Stehst in deinen besten Jahren und siehst famos aus! Hast so'n gewisses interessantes Etwas an dir, das die Weiberchen mächtig anzieht. Sie ahnen schwere Herzensgeheimnisse hinter deiner düstern Miene, und das reizt sie, mit dir anzubinden.“

„Du bist ein Phantast und Schönfärber, mein Lieber! Ich merke noch nie etwas von diesem Interesse der Frauen an meiner unwichtigen Person.“

„Ja, du siehst und merkst nicht lodende Mädchen- und Frauenaugen, siehst in der Gesellschaft verloren in Träumen da. Ich sage dir aber, du brauchst nur ein Wort zu sprechen, und Helga Rother

Wenige Stunden später waren die füllvoll eingerichteten Räume der großen Dienstwohnung des Geheimrats von Einsiedel mit eleganten Damen und hochgestellten, tadellos gekleideten Herren gefüllt; Seide rauschte, edle Steine blitzten in modern frisiertem Haar, auf schimmernden Nadeln; auf Uniformen und schwarzen Fracks verrieten zahlreiche Orden die Würde oder Verdienste ihrer Träger. Man sprach gedämpft, wie es sich in solchem Kreise ziemt.

Der Geheimrat, ein Mann von künstlerischem Feingefühl und eminentem Wissen, stand seit einer Reihe von Jahren den königlichen Museen vor; die von ihm getroffenen Anordnungen und Neuerrichtungen hatten ihm die Gunst seines Monarchen eingetragen. Majestät unterhielt sich gern mit ihm, und er ward oft zur kaiserlichen Tafel befohlen.

Nachdem Wolf Erhart bekannt geworden war, hatte auch er sein Augenmerk auf ihn gelenkt; solche Talente mußte man dem Vaterlande und speziell Berlin erhalten. Er stand der Ernennung Erharts zum Professor und dem hohen Auftrage, der ihm erteilt war, nicht ganz fern und verfehlte nicht, nachdem er den Bildhauer mit besonderer Liebenswürdigkeit begrüßt, diskret darauf hinzuweisen. Er fügte seinen Wunsch hinzu, eine der Skulpturen Erharts für die

Museen zu erwerben. Seine Tochter habe ihn auf eine Dryade aufmerksam gemacht, die ihr in der Sonderausstellung seiner Schöpfungen so ganz besonders gefallen habe.

Zur rechten Zeit trat Matthea neben ihren Vater und reichte dem Künstler die zarte, mit kostbaren Ringen geschmückte Hand. Ihre feingliedrige Gestalt brachte das moderne silbergraue Samtgewand, über das sich lichtblauer Chiffon legte, voll zur Geltung; dunkles Haar wölbte sich über ihrer weißen Stirn, die grauen, langbewimperten Augen blickten klug und kühl. Und klug und kühl setzte sie das Gespräch über Kunst und speziell über Wolf Erharts Kunst fort. Er bewunderte ihre glänzende Art zu reden, ihre tiefgründigen Kenntnisse, ihre tiefen Urteile.

Er durfte sie zu Tisch führen, und da erkundigte sie sich nach seinem Werdegang, nach den Arbeiten, die ihn gegenwärtig beschäftigten. Dabei ruhten ihre dunklen Augen unablässig auf ihm, als wollten sie Besitz von ihm ergreifen. Hatte Klaus Weber recht, er durfte nur seine Bitte aussprechen, und diese elegante, kunstverständige junge Dame ward sein?

Nein, nein, Klaus mußte sich geirrt haben, er sah Matthea nach der Tafel mit manchem ihrer Gäste in derselben verbindlichen, interessierten Weise sprechen. Freilich, sie vertrat nach ihrer Mutter Tode deren Stelle; Wolf bewunderte, in wie vollendeter Art sie es tat.

Doch nachdem sie ihren Pflichten genügt, trat sie wieder zu ihm und führte ihn durch die Räume, um ihm wertvolle Gemälde und Skulpturen, die ihr Vater erworben, zu zeigen.

„Hier fehlt noch ein Erhart!“ sagte sie, auf eine Nische deutend, mit seinem Lächeln. „Wenn Sie gestatten, kommen wir demnächst in Ihr Atelier, um Ihre Skizzen und Entwürfe zu sehen und treffen dann unsere Wahl.“

Er verbeugte sich zustimmend und murmelte seinen Dank. Auch als er später in größerem Kreise sich mit ihr befand, traf ihn oft ein Blick von ihr, wandte sie sich mit einer Frage, einer Bemerkung an ihn. Plötzlich aber durchzuckte ihn der Gedanke: Ob sie ihm auch Teilnahme bewiesen, wenn er noch der unbekannt, namenlose Künstler wäre?

Er fand keine Antwort auf diese Frage; wie hätte er nach so kurzer Bekanntschaft auch auf den Grund ihrer Seele sehen können, er, der sich so lange den Frauen ferngehalten? Aber seine Gedanken beschäftigten sich viel mit Matthea von Einsiedel und wurden genährt durch die häufigen Begegnungen mit ihr auf Ausstellungen, in Gesellschaften, denen er sich nicht entziehen konnte und mochte.

Ihre vornehme Schönheit, ihre Grazie, das edle Gleichmaß ihres Wesens machten Eindruck auf ihn, ihre vielseitige Bildung imponierte ihm, ihr stets betontes Interesse für seine Kunst berührte ihn wohlthätig. Klaus Weber rühmte ihm die Vorteile, die ihm aus der Verbindung mit Matthea erwachsen würden.

Er konnte sie sich vorstellen als Herrin seines Hauses, als geistvolle Gefährtin seines Lebens; warum, warum sprach er seine Werbung nicht aus, die Matthea offenbar erwartete? Weil er sich ihr gegenüber innerlich kühl fühlte, weil sein Herz ihr nicht entgegenschlug und er

sie fort und fort mit einer andern verglich, die nicht so klug über Kunst zu sprechen vermocht und ihn doch in seinen geheimsten Regungen verstanden, der er seine tiefsten Gedanken, seine heiligsten Empfindungen offenbart, dem Mädchen mit dem sonnigen, warmen Gemüt, den strahlenden Augen, das Liebe und immer nur Liebe gependelt!

Sibylla! Daß er sie nicht vergessen konnte! Daß die Erinnerung an sie sich zwischen ihn und Matthea drängte! Durfte er mit der Liebe zu einer andern, ihm Verlorenen, Mattheas Gatte werden? Aber auch sie liebte ihn nicht. Konnte eine Ehe, auf hoher Achtung und Sympathie gegründet, sie nicht beide beglücken? Sein Verstand sagte ja, sein Herz schrie: Nein, nein! Immer würde er neben Matthea ein schmerzliches Sehnen nach etwas Unerfühllichem empfinden, neben ihr darben und sie darben lassen. Ach, lieber einsam seinen Weg gehen!

Er mied die Gesellschaften, vergrub sich in sein Atelier, arbeitete ohne Unterlaß, aber in ihm war eine quälende Unrast, ein stürmisches Sehnen nach erwidelter Liebe, seligem, heißem, tiefem Glück. Aus dieser Stimmung heraus schuf er ein herrliches Kunstwerk, ein auf einem Felsblock sitzendes Mädchen, das den Blick sehnsüchtig in die Weite sandte. Das Mädchen trug Sibyllas Züge.

Lange stand Matthea von Einsiedel, die mit ihrem Vater Wolf Erharts Atelier besuchte, vor dem Tommod. II., das ihr das Rätsel vom Schweigen des Bildhauers löste. Noch einen letzten Versuch machte sie, den begehrten Mann zu gewinnen.

„Ich wüßte keine schönere Gestalt für unsere Nische, Herr Erhart,“ sagte sie, und ihr Blick ruhte forschend auf seinem Antlitz.

„Doch dies ist Wert verkaufe ich nicht,“ murmelte er, und seine Augen streiften nicht das vornehme Mädchen-

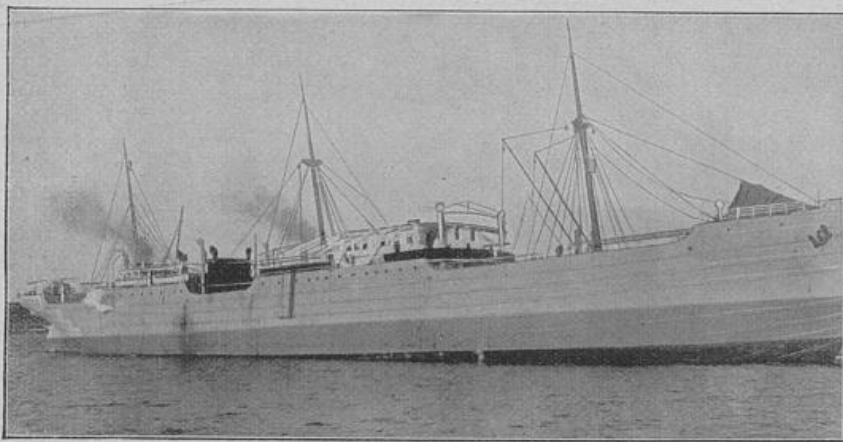
gesicht an seiner Seite; sie hingen traumverloren an den Zügen seiner Sehnsucht.

Da wußte Matthea, daß sie nie den Ruhm Wolf Erharts teilen würde, und verabschiedete sich von ihm kurz und kühl, nun wieder ganz die stolze, unnahbare Weltkame, als die sie früher Wolf Erhart erschienen war. Er aber merkte kaum die Wandlung, die mit ihr vorgegangen war.

Und nun versenkte er sich mit nie ermattender Kraft in die Uebertragung seines Modells auf leuchtend weißen Marmor. Keine andere Hand als die seine sollte dieses Werk vollenden. Daneben legte er die letzte Feile an einen Christus, den er im Auftrage seiner Heimatstadt für deren Dom geschaffen. Der Frühling kam mit süßem, seligem Singen, da rüstete sich Wolf Erhart zur Reise nach dem lange gemiedenen Orte, in dem er das Schmerzlichste und Süßeste seines Daseins erlebt. Kurz vor seiner Abfahrt besuchte ihn ein strahlend glückliches Brautpaar: Klaus Weber und jenes reizende kleine Persönchen, um derenwillen der Maler die Soiree beim Geheimrat von Einsiedel besucht.

„Folge unserm Beispiele!“ mahnte Klaus, aber Erhart schüttelte nur stumm den Kopf.

Nun sah er im brausenden Zuge, der ihn westwärts trug. Nach wenigen Stunden tauchten aus dem silbernen Schleier der Dämmerung



Das Schiff der Zukunft.

Phot. H. Sanden, Wien.

Das größte Motorschiff der Welt „Selandia“ hat soeben in Kopenhagen seine erste Probefahrt gemacht. Das Schiff hat keine Schornsteine und wird durch einen großen und zwei kleine Dieselmotoren in Betrieb gesetzt, welche zusammen 5000 Pferdekraft entwickeln und dem Schiff eine Geschwindigkeit von 12 Knoten geben. Es ist 370 Fuß lang, 53 Fuß breit und 23 Fuß tief, hat ein Displacement von 10200 Tonnen und wird durch zwei Schrauben bewegt.

die ragenden Türme des Domes, blickten rote Lichter auf. Bald war er am Ziel.

Träumerisch lehnte er im Fond des Wagens, als er durch die alten, stillen Straßen fuhr, die vom süßen Dufte blühender Linden durchweht waren. Wie oft war er unter den schattenden Bäumen neben Sibylla einherge'dri'ten!

Sibylla, Sibylla! Sein Herz bebt bei Gedanken, sie vielleicht wiederzusehen. Nein, nein, er konnte sie nicht wiedersehen an der andern Seite, und er mußte die Träume verbannen an das selige Eins, da sie sein war.

Da stand sein Vaterhaus! Hoch richtete er sich auf, kalt und streng ward sein Gesicht, und so betrat er das Hotel, wo ihn eine Abordnung des Magistrats mit ehrerbietigen Begrüßungen empfing

fenster schön, als er ein kleiner Knabe war, sein Entzücken erregt, wurde ihm weich zu Sinne, da sah er verjöhnen auf einer Bank und verfolgte das Spiel der Lichtfunken auf der Mosaik des Fußbodens, auf den vergoldeten Türmchen und Pfeilern des Altars.

Nur noch wenige Tage würden bis zur Enthüllung der Statue vergehen; danach würde er abreisen und die Heimat wohl niemals wiedersehen. Sein heimliches Sehnen nach Sibylla war unerfüllt geblieben; nirgends hatte er sie getroffen, niemand hatte ihm von ihr gesprochen und er es nicht über sich vermocht, nach ihr zu fragen.

Wie ein elektrischer Schlag berührte es ihn daher, als er wenige Tage vor der geplanten Enthüllungsfeier in seinem Hotel die Bistiten-



Die neuesten Ausgrabungen in Memphis.

Berliner Ill.-Gesellschaft.

und die Witte hinzufügte, ein Festdiner zu besuchen, das man für ihn, den großen Sohn der alten Stadt, veranstalten wolle. Kühl, mit ironischem Lächeln nahm er die späte Anerkennung hin.

Die Zeitungen brachten am andern Morgen spaltenlange Artikel über ihn und seine Werke, speziell über den Christus, der das köstlichste Besitztum der Stadt werden sollte.

Einladungen über Einladungen für Wolf Erhart wurden im Hotel abgegeben; jeder wollte ihn sehen, ihn seiner festen Anteilnahme versichern, ihn feiern. Einst verschlossene Häuser öffneten sich ihm jetzt, auch das seines Bruders. Aber er wurde nicht warm unter den Verwandten, die ihn ehemals verleugnet, ans Kreuz geschlagen, und die seinem innersten Wesen verständnislos gegenüberstanden. Er mied ihre Nähe und floh in die Natur oder in den Dom, um die Aufstellung seiner Statue zu überwachen. Hier nur, in der uralten Kirche, deren himmelanstrebende Pfeiler und bunte Epibogen-

karte des Landrats von Horst fand, auf der ihn der ehemalige Freund zugleich im Namen seiner Frau herzlich bat, den nächsten Abend in ihrem Heim in Großhorst zu verleben.

Seine Frau! Wer anders war sie als Sibylla! Und sie lud ihn in ihr Haus! Sie hatte überwunden, sie war glücklich geworden! Es hätte ihn freuen müssen, und doch feuchteten sich seine Augen. Nein, nein, er folgte nicht ihrer Aufforderung! Es ging über seine Kraft, sie an der Seite eines andern zu sehen.

Und doch trieb es ihn ungekümmert in ihre Nähe. Betäubend dufteten die Linden im Parke zu Großhorst, und die Nachtigall sang schluchzende, jauchzende Lieder, als Wolf Erhart ihn schweren Fußes durchmaß. Sein Gesicht war sahl vor Erregung, als der Diener ihn in den Gartenjaal führte. Wie ein Nebel wallte es vor seinen Augen, nur gedämpft vernahm er die sonore Stimme des Landrats und nur ein helles, silbernes Frauenorgan. Der Nebel zerriß, das Blut lehrte in sein

Antlitz zurück: die junge Blonde Frau, die ihm herzlich die Hand reichte, war Sibylla nicht!

Vielleicht las der Landrat ihm den Gedanken von der Stier; er lenkte das Gespräch auf seine schöne Base und erzählte, Sibylla wäre trotz manchen Antrages unvermählt geblieben, sie habe sich in Berlin dem Studium des Gesanges gewidmet.

Wolf Erharts Augen leuchteten auf. So würde er sie suchen, sie finden, sie wiedergewinnen für sich! Eine fastübermäßige Stimmung bemächtigte sich seiner; die Honoratioren der Stadt hätten in diesem geistvollen, lebensfrischen Plauderer kaum den ersten Mann wiedererkannt, der schweigsam, mit gesuchter Stirn in ihrer Mitte gesessen.

Zu langsam für seine Ung duld vergingen die nächsten Tage, es trieb ihn nach Berlin zu Sibylla hin. Doch weisevoll wurde ihm zu Sinne, als er am Festmorgen den geschmückten Dom betrat, dessen Schiff und Emporen bis auf den letzten Platz gefüllt waren. Und als nun nach dem einleitenden Gebet die Hülle sank und sein Christus in blendend weißem Marmor, umflossen vom eindringenden Sonnenlichte sich den Blicken bot, hehr, ein Gott und doch auch ein Mensch

„Wolf Erhart, ich grüße dich! Du bist ein Großer geworden!“

„Sibylla!“ flammelte er und schaute ihr trunken in das wunderschöne, befeelte Gesicht, in dem die Augen noch schimmerten wie einst. Was sollten ihm diese Augen sagen?

„Hat die Hingabe an deine Kunst dich glücklich gemacht, Sibylla?“ murmelte er und griff nach ihrer Hand.

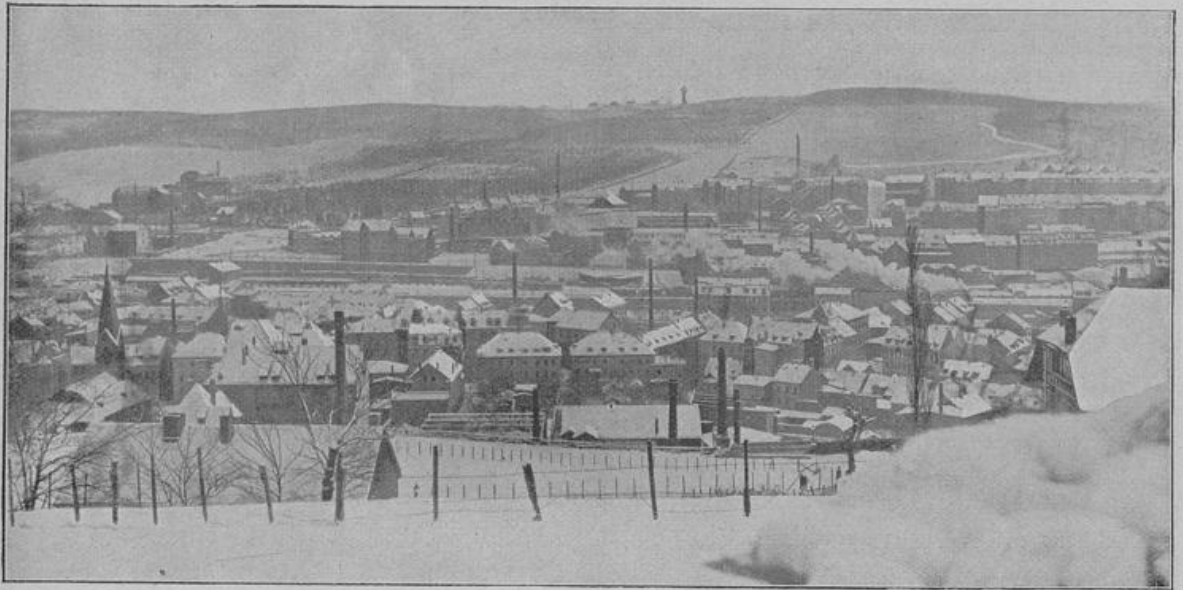
„Glücklich? Frage dich selbst, Wolf Erhart, ob du es warst. Ich litt, obwohl getrennt von dir, deine Schmerzen, ich jubelte, als endlich dein Stern aufging. Die Kunst goß Balsam in meine Wunden, doch ein Frauenherz bedarf mehr.“

„Sibylla, um meinetwillen bleibst du einsam all die Jahre lang?“

„Wie konnte es anders sein? Ich fühlte mich dir verbunden, auch als du dich von mir schiebst.“

„In mein armseliges, hoffnungsarmes Künstlerlos durste ich dich nicht fetten!“

„O, daß du mich gerufen! Freudig hätte ich mit dir gearbeitet, mit dir gerungen, mit dir geweint, deinen Mut entflammt.“



Blick auf Unterbarren von der Haardt aus.

Dr. Saal, Elberfeld.

voll erbarrender Liebe, und eine klingende Frauenstimme auf der Orgelempore jubelnd einsetzte: „Halleluja, dich loben wir!“, da durchdrann ihn sein Blut wie flüssiges Feuer, da weitete sich seine Brust, da empfand er voll stolzen Glüdes, ein Künstler von Gottes Gnaden zu sein.

Und mit allen Sinnen schaute, lauschte er nach oben, wo die herrliche Stimme lobpreisend erklang, jene Stimme, die sein Herz rascher schlagen ließ, die niemand anders eigen sein konnte als Sibylla von Noos. Sie war in die Heimat gekommen, um ihn und sein Wert zu ehren! Wie konnte er es ihr je genug danken?

Die Feier war beendet, der Dom hatte sich geleert und nur noch Wolf Erhart stand und schaute zu seinem Christus empor. Da kamen leichte, schwebende Schritte hinter ihm her, und eine unvergessene Stimme sprach:

„So groß ist Frauenliebe?“ fragte er erschüttert.

„Nur anders als Männerliebe — sie ist Hingabe ihres Selbst. Nun lebe wohl, Wolf Erhart, und — werde glücklich mit Matthea von Einsiedel, die man deine zukünftige Gattin nennt. Fliege mit ihr zur Sonne, ich will mich dessen freuen.“

„Was könnte mir Matthea sein? Gefährtin meines Ruhmes! Doch auch mein Herz bedarf mehr; es dürstet nach Liebe, ich hungere nach Glüd. Nur du, Geliebte — immer und einzig Geliebte, kannst es mir geben. Sei mein guter Geist, mein besseres Ich, mein Alles, mein heißgeliebtes Weib!“

Da lehnte sie sich hingebend an seine Brust, und er fühlte, nun erst war sein ein volles Glück — endlich, endlich!

Sehnsucht.

Die Sehnsucht ist der Seele stiller Ferge,
Der sich zur Fahrt in bangen Nächten rührt
Und seinen Gast durch Sturm und Wogenberge
In Wunderlande der Erinnerung fährt.

Dann kommt die Liebe segnend hergegangen
Und reich der Seele einen Blütenkranz
Und hält in goldenen Träumen sie umfangen,
Bis zu des neuen Tages Frührotglanz.

Heinz Morgenbrodt, Homberg a. Rh.

Die Sade.

Von L. v. Fogelsberg.

Rubi Sternegg blies mit verjonnemem Lächeln die Rauchwolken aus seiner Wasserpeife in den blühenden Garten. Dann wandte er sich an Oberst Pffirst.

„Du wunderst dich, Herr Oberst, daß ich so früh gegangen bin. Aber was willst du — ich war Korvettenkapitän und hatte eben die Geschichte satt. Na und“ — er nickte gegen den breiten Gartenweg — „sieh, dorthin! Könntest du nicht deswegen ein Königreich aufgeben?“

Oberst Pffirst drehte sich um. Eine wunderschöne, braunlockige Frau ging am Boskett vorbei und gruselte lächelnd herüber. „Teufi, Teufi! Recht hast du, Sternegg! Ein Kaiserreich hatst aufgeben drum.“

Das glückliche Lächeln auf Kapitän Sterneggs schwarzbartigem Gesicht vertiefte sich. Sag', Herr Oberst, wo glaubst du, daß meine Frau erzogen ist?“

„In Wien?“ Sternegg schüttelte den Kopf.

„Paris?“ — „Nein . . .“ — „Na, dann weiß ich nicht.“

Da gibt's an einem schönen Abend Landurlaub. Die Offiziere, der Oberstorf natürlich vorweg, werden nach Stambul ubergefohrt, die Mannschaft nach Galata und ich Ungluckswurm krieg das Kommando über die ‚Styria‘. Na, grad bös war ich nicht darüber. Ich glaub', es war doch weit schöner hier auf dem Deck als in den zweifelhaften Quartieren da drüben, und, das weit ja, Herr Oberst, mit unehrlicher Absicht bin ich noch hinter keiner Frau her. Ein bisel altmodisch, aber ich war halt so.

Also, wie sie alle draus sind, hol' ich meine Margileh, mit der ich mich damals gut Freund zu schreiben anfing, bring' mir eine Matte mit und leg' mich auf Deck. Und trotzdem ich mich mit meiner Margileh elendiglich hab' plagen müssen, ist's wieder über mich gekommen, weit, so das Glegische, Herr Oberst. Da drüben guckt der Zilbis schneewet wie ein Mädchen aus den Zypressen und der Fliederdust geht um mich und — na ja . . .



Zu Fuß von Stralsund nach Rügen.

Konrad Hünich, Charlottenburg.

Der außergewöhnliche Februarfrost hatte von Stralsund nach Rügen eine Eisbrucke geschaffen, über die ein regelrechter Fracht- und Passagierverkehr im Koltkan (Schlitten) stattfand.

„Hier in Spatala!“ Er weidete sich an dem verblüfften Gesicht des Obersten. „Und wenn du schweigen willst, dann erzähle ich dir die Geschichte.“

Oberst Pffirst nickte heftig. „Ehrentwort — schick' los!“

Rubi Sternegg füllte die Margileh von neuem, sah noch einmal suchend den Weg hinunter, über den seine Frau gegangen war, und lehnte sich zurück.

„Vor fünf Jahren etwa lag ich mit der ‚Styria‘ — Kapitän Oberstorf — vor Stambul. Die Herren dahinten hatten wieder verschiedene Feuerchen angefacht, die wir nun ausblasen sollten. Die ‚Styria‘ lag auf der äußersten Rechten, gerade dem Zilbis gegenüber, links davon die Reichsdeutschen, dann die Italiener usw.“

Herrschaft, Herr Oberst, war's aber dort schön. Grad der Flieder und alle Blutenbaume hatten angefangen zu bluhem, und wenn wir des Nachts am Goldenen Horn lagen, alles totenstill, mondbeschiem — Herr Oberst, du hättest heulen mögen vor Wonne . . .

Auf einmal steht der Verti, der Bootsmann, neben mir. Halten zu Gnaden, Herr Kapitän, seh'n S' mal dort!“

Zwar keine Freude hat ich dran, daß mich der Verti fohrt.

Aber ich seh' runter. Herrschaft, was kam da geschwommen?!

„Wie ein Sarg sieht's aus, ein Sarg für viele Menschen!“ sagte der Bootsmann.

Wahrhaftig, so sah's aus. Greulich, unheimlich, kohlschwarz. „Was mag das sein?“ fragte ich den Verti.

Der zuckt die Achseln. „Es sieht aus wie ein Brandker, wie ein Ding, von dem nichts Gut's kommt!“ Er guckt dabei durch das Nachtglas.

„Aber Menschen sind drauf, acht — zehn — zwölf — und noch etwas — drei — vier — fünf — ich kann's nicht erkennen!“

Ich nehme das Glas, kann's aber auch nicht erkennen. Da zieht das türkische Kanonenboot, das den Polizeidienst macht, an uns vorbei auf den Sarg zu. Wie's ungefähr dreihundert Meter heran ist, geht am Sarg eine Flagge hoch. Wie gestochen fährt der Türke herum und

dampft zurück. Als er wieder an uns vorbei kommt, lasse ich ihn anrufen, Aber er gibt keine Antwort, setzt Dampf auf und macht sich schleunigst aus dem Staube.

Derweil kommt der Sarg näher. Jetzt war er auf Büchenschußweite heran und sucht offenbar Halt zu bekommen. Ich dacht' gleich an einen Minenleger und hätt' ihm mit einer Granate gar zu gern das Handwerk gelegt. Aber ein Schuß hätt' was Schönes anrichten können bei den übrigen Schiffen.

Kurz und gut, die Sache war nicht mehr geheuer, ich ließ fertig machen zum Gefecht. Dann ließ ich zwei Boote in See gehen und schidte den Verti nach dem Sarg, damit er sieht, was los ist.

Wie der Sarg die Manöver merkt, sucht er wieder aufzukommen und nimmt den Kurs nach den Kiosk. Die Boote haben die Geschichte aber gesehen; ehe er sich versieht, ist ihm der Weg abgeschnitten, und er wird gegen die „Styria“ getrieben. Deutlich kann ich hören, wie ein Kerl mit einer Fiselstimme parlamentiert. Die Boote liegen hart aneinander, die Unfrigen sind schußfertig.

Wir wird die Geschichte allmählich zu lang, und ich laß den Scheinwerfer aufgehen.

Himmelherrgott, war das ein Gebäude! Alles schwarz, grad richtig wie ein Sarg. Wie das Licht blüht, hör' ich die drüben schreien, halb in Angst, halb in Zorn. Sie sind jetzt ganz dicht an die „Styria“ heran und betrachten sich wahr-scheinlich die Geschütze in den Lufen. Und dann seh' ich auch wieder die schwarzen Dinger: Säde waren's, ich sah's ganz deutlich. Und das Boot war ein kaiserliches,

Ich laß mich rüber rudern. Wie ich mich an Bord legen will, fuchteln ein paar schwarze Kerle

mit den Rudern gegen mich. Das war mir zu dumm: „Legt an . . .“ Die Kerle krochen hinter die Säde vor Angst und ein dider Fettelkumpen mit Fiselstimme sechtet mit den Armen gegen mich an. „Kaiserliches Eigentum, Herr Kommandant! Sie machen sich die größten Ungelegenheiten!“

„Das ist meine Sach'!“ sagte ich. „Was macht ihr hier? Wißt ihr nicht, daß das Befahren hier verboten ist?“

„Spezialbefehl des Sultans!“ fischte der im Sarg.

„Quatsch! Hier befehl ich allein! Was habt ihr in den Säden?“

Der Dide kriegt's mit der Angst. „Herr fragen Sie nicht — es könnte . . .“

„Was in den Säden ist, frage ich, Himmelkreuz . . .“ Der Fiselmann klappt zusammen wie ein Waschlapfen. „Nichts, Herr!“

Da wirft einer von den Galunken einen Sad ins Wasser. Einer von meinen Leuten springt nach, fischt den Sad auf und haut dem Regier mit dem Kolben ins Kreuz, daß er aufheult.

„Was drin ist?“ schrie ich. „Ich sag's euch: Bomben und Minen sind drin!“ Der Dide fällt auf die Knie und winselt und bettelt. Absolut nichts von Pulver wär' drin, nur — nur — Privatsachen des Sultans.

„Deha!“ sag' ich, das werd' ich sehen!“ und geb' meinen Leuten den Diden in Verwahrung. Dann seh' ich mir mit dem Revolver in der Faust den Sarg von innen und außen an. Aber nichts, rein gar nichts war zu finden, außer den Säden. Wie ich einen aufmachen will, stürzt sich die Bande auf mich und will mir den Garaus machen. Aber die Gewehrrolben schafften da bald wieder Luft.

„Die Säde kommen auf die „Styria!““ sag' ich.

Die Bande heult vor Angst. „Maul halten, sonst fliegt's in die Luft!“

Wir stauen die schweren Säde ins Boot und winden auf. Derweilen machen die andern dem Sarg mit den Geschüßläufen schnelle Fahrt. Er hält auf den Kiosk zu und ist bald fort.

„Galten zu Gnaden, Herr Kapitän!“ sagte der Verti oben und deutet auf die Säde, „da ist was Lebendiges drin!“

Ich krieg einen Morbsschred. Das konnt ja schön werden. Ich laß meine Leute antreten, die Säde nebeneinanderstellen und auf sie anlegen. Dann fängt der Verti an, den ersten aufzuschneiden, vorsichtig. „Eine Frau ist drin, Herr Kapitän . . .“, sagte er endlich und geht fort.

Wir sehen die Haare zu Berg. Geh' mal beiseite, Verti“. Und dann schäl' ich die Frau aus dem Sad.

Ich hätte heulen können damals, Herr Oberst, wie ich sie betwüßlos im Arm halt'! Ich weiß nicht warum, aber sie war so unsagbar schön . . . und dann die Nerven-aufregung bei der Gesicht'. Und dann machte sie die Augen auf und sieht mich an und ich — Herr Oberst — ich küß die erste Frau in meinem Leben — vor meiner Mannschaft, die das Gewehr auf mich angeschlagen hat. Die Frau guckt mich noch einmal groß

an, legt den Kopf auf meine Schulter und schläft wieder ein . . .

Der Verti hat die übrigen Säde noch aufgeschnitten, vier Stück, und aus jedem Sad eine Frau herausgeholt. Alle betwüßlos. Und dann kommt der Verti wieder und hält mir eine lange Rede mit kurzem Sinn, die Frauen sollten ertränkt werden! Junge Dinger, ich hab' keine auf mehr als achtzehn Jahre geschägt. Auch Spezialbefehl des Sultans. Kannst so was glauben, Herr Oberst?! In die Säd' haben's die armen Hascherln gesteckt, lebend, und dann . . .

Ich war wild, daß ich den Sarg hab' laufen lassen.

Die Frauen haben wir später an einen französischen Dampfer abgegeben, der sie mitnahm zu den Jungtürken nach Paris. Nur die Eine ist dageblieben. Nicht mehr lang, dann hab' ich sie mitgenommen nach Spalato. „Du bist total verrückt!“ hat der Oberstdorfer zu mir gesagt. Ich hab' ihn' ausgelacht.“

„Und glaubst, daß meine Frau schon vollständig europäische Anschauungen hat?“ fragte Nubi Sternegg und sah den Freund lachend an.

„Ah na, so schnell nicht!“

Lustig sah ihn der glückliche Kapitän an. „Auf Ehr', Herr Oberst, — zu ihrem Geburtstag hat sie sich einen Topfhut gewünscht . . .!“



Das kleine Kind eines Straußenzüchters mit eben ausgekrochenen Straußen.

Phot. Gebr. Haeckel.

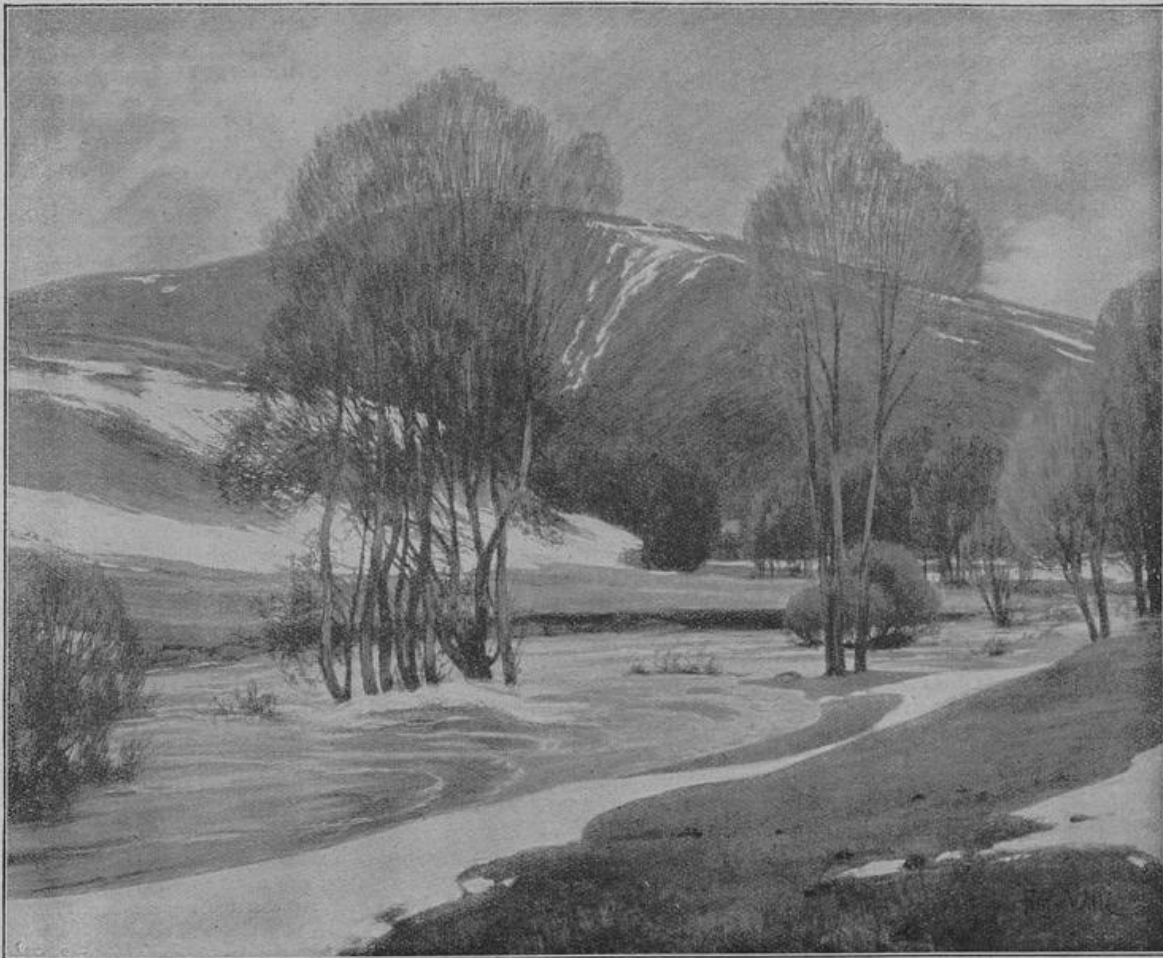
Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 10.

Düsseldorf, 9. März.

1912



Wenn der Schnee schmilzt. Gemälde von Fritz v. Wille.

Der Schöpfer dieser echten Vorfrühlingslandschaft Fritz v. Wille ist der berufenste Eifelschilderer. Wie wohl kaum ein anderer kennt er ihre malerischen Burgruinen und stillen Seen, ihre weiten Fernsichten und lieblichen Idyllen. Er hat sie im Frühling gemalt, wenn goldener Ginster die Hänge überkleidet, wie im Herbst, wenn nur noch das violette Heidekraut blüht; in Sommersglut, wenn schwere Wolfenschatten über die Berge gleiten, wie eingebettet unter weicher Schneehülle. Die hier abgebildete Landschaft war eins der Hauptstücke der vorjährigen Düsseldorfer Aquarell-Ausstellung.

In der Heimat.

Novelle von H. I. W. in K. A. H.

(Nachdruck verboten.)

Durch viele Länder und Städte waren sie mit dem Bären und dem Dromedar gezogen. Vor einer Welt von Menschen hatte Minko zu den Schlägen von Anischa's Tamburin gelangt, das Dromedar den müden Kniefall getan und sie um den großen Notpfennig gebeten. Nirgends hatte sie sich ihrer bloßen, breitgelaufenen Füße und des zerfluderten grünen Nodas geschämt. Es paßte ja so gut zu ihrem Nomadenhandwerk, war billig, und der Leute Beutel tat sich weiter auf. Hier aber in diesem unbedeutenden westfälischen Städtchen, in diesem Gassengewir, zwischen diesen engen Häusergiebeln fürchtete sie der Gaffer Blide. Sie hätte die Füße unterm Rock herausziehen mögen.

Draußen kam der Kaspar aus dem Krankenhaus mit der Abfalltonne um die Ecke des Domes gehumpelt, und dort unterm Bogenengang des Rathauses marschierte der alte Birken heran, immer noch militärisch gerade und steif wie ein Ladestod, nur etwas dürrer als vor siebzehn Jahren. Sie wußte, sie konnten sie nicht erkennen — das blonde Haar der Anna Dierks hatte Kadischa, die Hexe von Kimmil, mit unverwüßlichem Schwarz gefärbt, als Dombrowitsch nicht mehr aus Kimmil herauswollte, immer jener Rumänierin auf den Fersen war — und doch zudte Anischa jetzt herum und schaut zwischen den beiden Alten her auf den Petrikirchhof, wo sie oft die Früchte vom Hof feilgeboten. Alles fiel ihr wieder ein, alles beschwerte ihr Herz. Eine immer größere Menschenmenge sammelte sich um Minko und das Dromedar. Milosch setzte die blanke Mundharmonika unter den langen schwarzen Schnurrbart und spielte eine aufreizende serbische Weise. „Anischa, tanze!“

Tanzen? — Hier? — Tanzen? Den Kopf mit den gelben Münzen in. Ohr und am Haartuch im Takt mit feinen Melodien von Schulter zu Schulter neigen und ihren vom abgeschabten schwarzen Samtmieder umschnürten Leib in den Hüften wiegen und biegen wie eine Obaliske? Vor diesen Leuten, die sie fast alle gekannt, deren Blide sie verbrannt, die Knie über den wirbelnden Füßen empoworfen, in geheuchelter Begeisterung das Tamburin klirren lassen und mit träumerischen Augen, wie in Sehnsucht nach einer fernen leuchtend-schönen Heimat, sie umfächeln, sie bestreiten, ihre Kupferpfennige zum Klappern bringen?

Müde und traurig schlich sie mit Minko, der auf den Hinterfüßen aufrecht, sie hoch überragend, neben ihr herpauschte, im Kreis herum und schüttelte die Schellen des Tamburins. Ein immer wieder emporgeschleudertes Zweipfennigstück hüpfte kläglich darin umher.

„Anischa, hörst du nicht?“

„Was denn?“

„Ich spiele doch!“ — „Nu ja.“

„Tanzen, sauler Türke, tanzen!“ zischte Milosch leise, daß die Leute es nicht hörten.

„Ich kann nicht, hab' 'n Splitter im Geh!',“ klagte sie.

„Splitter! Hüßt ja nicht mal.“

„Ach, laß mich.“

„Reiß' ihn raus oder tanz!“

Es zuckte in ihrem Körper, in den Knien und Armen, und sie hüpfte im Kreis herum, kläglich wie das Zweipfennigstück im Tamburin. Dieses bekam nachher mehr Genossen denn je, und Milosch war zufrieden.

„Was hast du nur heute?“ schrie er erregt, als sie am Abend in der Regenöde des leeren Platzes vorm Ulricher Tor standen. „Heut mittag keine Lust zum Tanzen, und jetzt nur immer auf den falschen Weg gerannt! Willst mich wieder an der Nase herumführen wie damals bei Agun?“

„Der Mann sagte doch: links hier am Wirtshaus vorbei!“

„Nach Ketwede oder Körwede, wie das Nest heißen mag, ja, aber nicht nach Arnberg!“ Da er sah, daß ihre blauen Augen ihn ganz verängstigt von der Seite anschielten, fuhr er ruhiger fort: „Ich will da in der Kneipe mal nachfragen, Anischa,“ streichelte ihr unterm Kinn her und ging dann in die kleine niedrige Schenke neben dem roten Schlachthaus.

Die Frau leuchtete schwer auf. Nun mußte sie doch oben am Gehöft auf der Haar vorbei. Wonach sie, von Heimweh zerquält in fernen Ländern, in verweinten Nächten sich heimlich gesehnt, das wieder zu sehen, fürchtete sie sich jetzt, wo sie schon den Höhenzug in grauen Regenschleieren erkennen konnte.

Milosch trat mit einem Lächeln im schmalen gelben Gesicht wieder aus der Schenke und strich sich den Bier schaum aus dem Schnurrbart. „Siehst du — hier neben dem Schlachthaus her. Ueber Kuploh ist der nächste Weg, ich wußt's ja.“ Er nahm die Leine des Dromedars, das mit ihren geringen Habseligkeiten bespaßt war, und Anischa stieg mit dem müde nebenher trottelnden

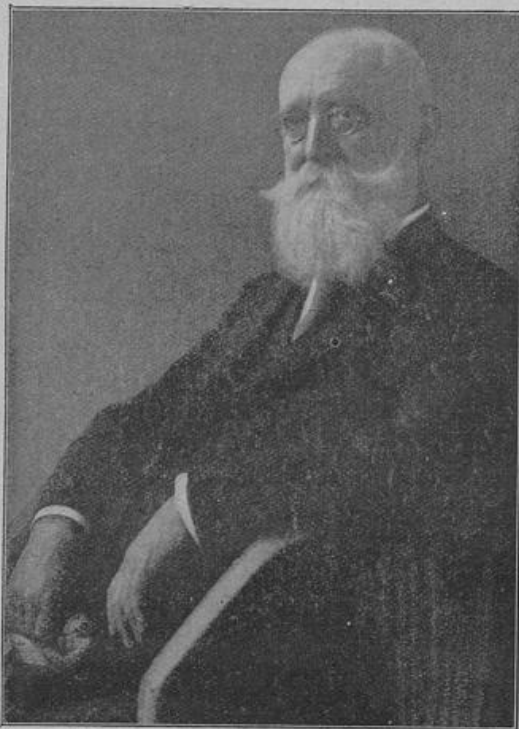
Minko langsam voran. Dem rann der Regen in hellen Fäden unten am Bauch aus den dicken braunen Pelzkotteln.

Plötzlich sah sie über der Haar in einer lichterem Wolke die schlanken Wipfel der Pappeln sich unterm Winde wiegen, die am Eingang des Hofes standen — gleich wehten wieder breite graue Regenbänder schräg darüber nieder.

„Milosch, komm, laß uns da unter den Schuppen gehen? Bis zur nächsten Wirtschaft kommen wir doch nicht mehr.“

„Ja, ich dachte auch schon dran, und ehe wir Arnberg erreichen — wer weiß.“

Unter dem offenen Feldschuppen nahm Anischa vom Rücken des Dromedars, das sich mit Minko im Stroh möglichst eng aneinander gelagert hatte, den schwarzen kupfernen Kessel, hing ihn zwischen drei zusammengestellte Eisenstücke und brodelte auf fortwährend unterhaltenem Strohbrand ihr Abendessen zusammen.



Geheimrat Franz Preßing-Düsseldorf, feiert am 14. März seinen 80. Geburtstag.

Der Regen ließ nach, und in der aufhellenden Dämmerlandschaft sah Milosch die dunklen Bäume und Häuser des Dorfes aus der Höhe sich vom grauen Himmel abheben. Er bat Anischa, nach der Kneipe auszufahren und ihm einen Schluck Bier zu holen. Er mußte sie lange drängen, ehe sie ging. Auf der Chaussee kam sie an dem verschlafenen Dorf Kirchhof vorbei. Zwei, drei feuchte Steinkreuze zwischen struppigen nassen Lebensbäumen und grasüberwucherte Gräber. Ob sie da neben dem Vater nun auch unterm Gras lag, die Mutter? — Ob sie da oben noch hinter den Pappeln hauste? Sie konnte keinen Schritt zu dem niedrigen Eisentor hin machen, und doch mußte sie, als sie ums Dorf herumgeeilte — vor dem weißen Hause ließ es sie nicht her —, die Wirtin, die ihr das Maß einschenkte, fragen, wie es um den Hof stände.

Diese hatte sie erst hinter ihrer Brille weg von oben bis unten bespürt, nun sie aber die freundlichen blauen Augen in dem braunen Gesicht sah, erwiderte sie mit einem gewissen Lächeln: „Na 'n fettes Huhn ist da nicht mehr zu holen, wenn Ihr 's darauf abgesehen habt. Die hat der verrückte Haumann, der drauf sitzt, längst alle weggeschossen.“

„Die eignen Hühner — und weggeschossen?“

„Ja, alles — den Psau, die Truthühner und die netten Perlhühnchen — und die Tauben, die kamen zuerst an die Reihe. Alles hat er vor die Flinte gekiegt!“

„Der ist wohl nicht richtig im Kopf.“

„Na — vielleicht ist er's auch nicht, der Schuft. Aber das kam daher, seine Leute lachten ihn immer aus und uzten ihn, wenn er sich als Herrn aufspielen wollte. Und da mußte er doch was tun.“

„Und darum schoß er alles tot?“

„Ja, wißt Ihr, das kam daher, der alte Herr, der — ja, wenn ich nur daran denke,“ — sie seufzte — „ich sag' euch, da war kein labutter Ziegel im Dach, kein Zahn aus der Egge, kein Euter schmutzig, und die Geule sehen nicht aus, als lägen sie nachts auf der Leiter, ja ja —“ sie seufzte wieder, schüttelte den Kopf hin und her — der Tropfen an ihrer lippen Nase zuckte

blinkend auf und nieder. — „Nun — Ihr wolltet doch von seiner verrückten Schießerei erzählen.“

„Ja, das kam so. Der alte Herr, der Herr Dirkens, wißt Ihr, war ein großer Jagdliebhaber, aber bei dem sah auch jede Kugel, der schoß euch 'ne Nadel aus der Luft.“

„Ei, 'ne Nadel?“

„Ja, das sagt man doch so. Ich erzähl' euch das ja nicht zum Spaß. Aber Ihr seid im Gesicht der Anna Dirkens was ähnlich. Die ging nämlich vom Hof, als ihre Mutter diesen Haumann heiratete. Wißt Ihr, der gehörte doch zu den Aechten, und nun mußte er doch was tun, und da zog er sich 'n grünen Rod an und schoß Kugeln in der Luft herum — es krachte den ganzen Tag. Und jetzt sitzt er den ganzen Tag in der Stadt bei Topps im Dierkamp und bindet den Geseh die Bären auf, die er hier im Kupferer Holz geschossen.“ Sie lachte und wieherte, daß ihr der Bauch zitterte. „Und did und fett ist er von den Bären geworden!“ Sie schüttelte sich vor Lachen, hielt sich den Bauch und wischte in den Augen herum.

„Und die Anna Dirkens?“

„Ja,“ — sie gluckte nochmal — „man weiß nicht recht, was damit geworden ist. Die ging vom Hof, ging zu Friß Westropp, was ihr Verhältnis war, wißt Ihr, und fragte, ob er sie heiraten will. Nein, sagt der — er war ja arm wie 'ne Kirchenmaus — wenn du den Hof nicht mitbekommst, sagt er, ist es nix.“

„So — ja gewiß.“

„Da ist sie in die Stadt runtergegangen, und in Paderborn soll sie auch gewesen sein, und nachher, sagt man, ist sie mit dem Jungen von so einem Vagabunden, wißt Ihr, was sich Menageriebesitzer nennt, durchgegangen.“ Sie machte eine Pause, sah nachdenklich vor sich hin und sagte in kurzen Zwischenräumen immer „ja“ und nickte jedesmal dazu, als habe sie sich ausgesprochen und wünsche, daß die andre fortgehe.

Anischa schwieg und schaute in die verfallende Blume des Zinkkruges. — „Wollt Ihr mir's bitte auffüllen,“ sagte sie endlich, wie aus Gedanken erwachend, und schob den Krug hin.

Während die Wirtin wieder vollzapfte, schoß sie plötzlich von neuem los: „Und 's war ja besser, daß sie ging, sonst hätte sie vielleicht den Morgen neben ihrer Mutter im Brunnen gelegen.“ — „Tot?“



Der Verfasser des Festspiels „Hollands Blütezeit“ Paelen Eduard Paelen als Rembrandt. Atelier „Elite“, Düsseldorf.



Eine „Farbe“ im Festspiel „Hollands Blütezeit“. Phot. B. Naber, Düsseldorf.

Die Wirtin hielt das Entsetzen und die Angst, die aus der Zigeunerin Stimme gellten, für Abscheu und sagte etwas lauter, als sie das letzte geflüstert: „Ja — tot! — Und nach acht Wochen holte Katrin Fischer's Wasser aus dem Brunnen.“

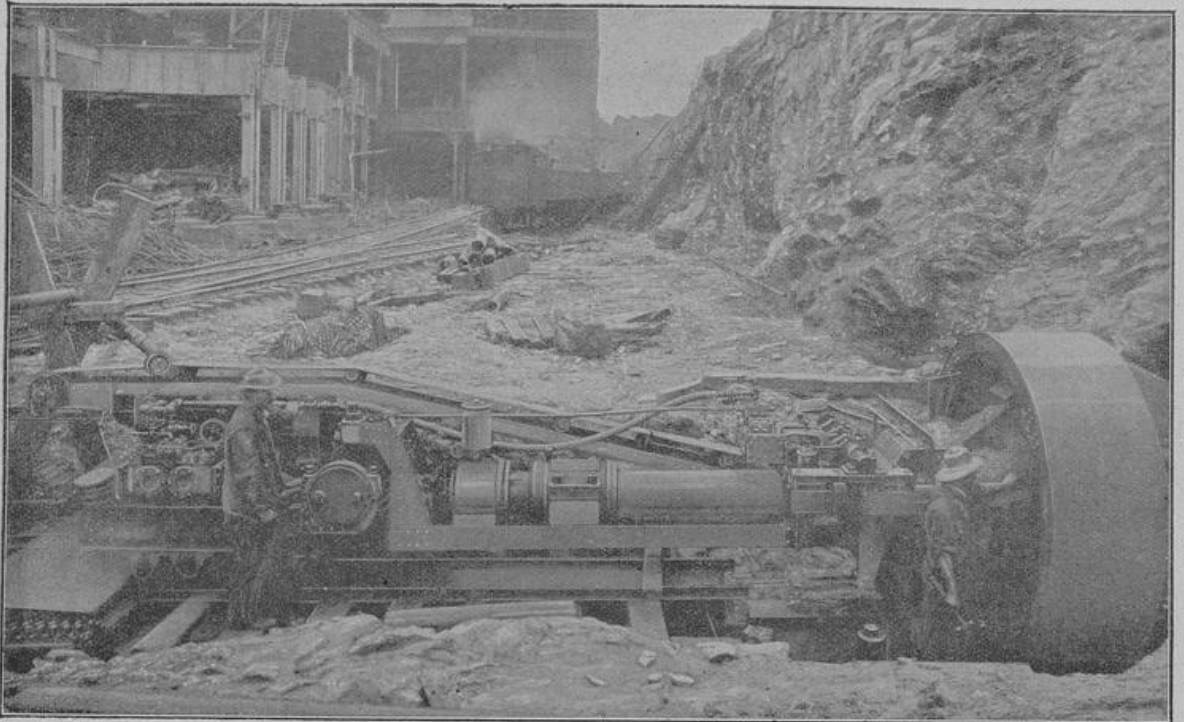
Die Braune stieß den Groschen auf der Theke hastig bis vor den Bauch der Wirtin und lief hinaus. — — —

Nachher im Stroh lag sie wach, sie konnte nicht schlafen, sie sah die Mutter in der Mauerrede des Hofes am Brunnen stehen und den tiefenden Eimer heraufwinden, sah die dunkle losende Hand des Knechtes, die sie nicht aufhalten konnte, die alte Frau unter das schwarze Dach des Brunnens hinunterstoßen, ihr schriller Schrei schnitt ihr durchs Herz, und nun hing die Leiche da immer mit schwärzlich in die nasse Finsternis hinabstiehemdem Haar unter dem kleinen runden Wasserpiegel.

Eine dunkle Gier nach Rache, nach Vergeltung hegte die Gedanken

Unter ungelassenen Sprüngen begleitete er sie über den Hof, und sie hatte Mühe, ihn zu beschwichtigen, als sie leise wie ein Dieb über die Schwelle der halb offenen Haustür schlich. Niemand war auf das wilde Gebell, auf das freudige Gezwinsel des Hundes herbeigekommen, nirgends ein Fenster aufgegangen, der Hof kam ihr vor wie eine verlassene Wüstenei. Und auch drinnen im Hause zeugte das, was sie in der verbedenden Dunkelheit erkennen konnte, nur von Verfall und Ruin. Schmerz, Trauer und Schuldbewußtsein fielen in ihre Seele und quälten sie; aber sie durfte hier ja nicht bessernd eingreifen, sie mußte gleich wieder hinaus, morgen den Bären tanzen lassen und übermorgen und so weiter. Jeden Augenblick verbrachte sie in heimlicher Angst, es könnte ihr jemand entgegentreten und sie hinausstreifen. Aber kein Mensch begegnete ihr, nur ein paar fliehende Ratten.

Erwartungsvoll klinkte sie die Tür zu ihrer früheren Kammer auf. Eine dumpfe, stickichte Luft schlug ihr bellemmend in die Brust. Auf



Bohrmaschine für die Untergrundbahn in New York.

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Die neueste Errungenschaft auf dem Gebiete des Tunnelgrabens ist die hier abgebildete Bohrmaschine. Sie ist imstande, in das härteste Gestein (hier Granit) ein ca. 3 Meter im Durchmesser betragendes Loch zu bohren, daß selbst ein Eisenbahnwagen bequem hindurch kann. Ein Mann bedient den Regulator für die komprimierte Luft und ein zweiter hat die einzelnen Bohrer, 25 an der Zahl, zu überwachen und evtl. gebrochene durch neue zu ersetzen. Die Bohrer üben, im Gewichtmaß ausgedrückt, einen Druck von 50 Tonnen auf das Gestein aus bei einer Kraft von 300 HP, die diese Maschine besitzt. Das Gestein wird mit einer solchen Geschwindigkeit gebrochen, daß bei manchen Formationen etwa 1 Meter Tunnel in der Stunde gebohrt werden kann.

in ihrem Kopf zusammen. Sie konnte nicht stillliegen in dem wärmer und wärmer higenden Stroh, und zuletzt war es ihr fiebrisch heiß, daß ihr Körper in der Nühle der Nacht aufschauerte, als sie unter dem Schuppen weg ins Freie trat. Sie lauschte nochmal zu Milosch zurück, dessen Schnarchen wieder lauter wurde, und stapfte durch vom Regen aufgeweichte Felder auf die beiden Pappeln zu, die jetzt düster und regungslos wie finstere Wächter mit silbernen Helmen im Mondlicht auf der Höhe standen.

Das Hoftor fand sie weit auf, einige von den Eisenstäben darin waren verkümmert und zerbrochen, die vorderste Stange mit dem Schloß fehlte ganz; das Pflaster in der Einfahrt war nur noch eine körnige, zerfahrene Kiesmasse. Da hörte sie näherkommendes heiferes Hundebell. Sie erkannte Bludos Stimme, mit zärtlichen Lauten lockte sie ihn, er stugte, hob seine grau behaarte Nase witternd gegen sie. Sie stürzt auf ihn zu, streichelt sein schwarzes, verfilztes Fell, seinen alten Kopf, drückte ihn an den ihren, und winselnd vor Freude ledte er ihr Gesicht und Hände.

die staubigen Dielen des leeren, öden Raumes warf der Mond das grauschimmernde Bild des Fensters. Rechts in der Ecke stand etwas Dunkles wie eine Bettlade mit flachem Sack darin. Als sie ans Fenster trat, rauschte es in dem Strohsack auf, irgendetwas huschte über den Boden davon.

Sie schaute hinaus. Der Mond war hoch im kalten, sternstirrenden Nachthimmel hinaufgeschwommen, und die weite, von nassen Aehrenfeldern bedeckte Talmulde der Börde schimmerte unter seinem Licht wie ein gewaltiger, feuchtschwerer Silberkeller. Alles ringsum war still geworden, nur broben in der leuchtenden Scheibe lag eine trägende Gule auf vibrierenden Flügeln, und unten im Schatten des aufstauenden Kornes flizte ein Marder vorüber.

Eine brennende Sehnsucht nach Ruhe, nach eigener, lang entbehrtter Scholle kam über sie. Während sie sich auf den Strohsack streckte, dachte sie daran, wie alles hätte kommen können — und wie es nun war. In der Nacht träumte sie, sie liege zu Hause in ihrer Kammer wachend im Bett und höre, wie sich Haumann nebenan mit einer Frau ganke,

ber er vortwarf, sie sei eben von Buttendorps Hof gekommen. Er habe sie schleichen sehen.

„Best du mi äul in 'n Brunnen schnüiten?“ gellte es Anischa noch morgens im Ohr, als sie fröstelnd erwachte und sah, daß alles Wirklichkeit war. Vom Hof schallte belustigtes Gelächter der Knechte und Mägde her, und zwischendurch glaubte Anischa Minkos vergnüglichen Brummen zu hören. War Milosch schon mit den Tieren aufgebrochen? Sie wollte sich hinten herausstehlen, aber eben trat sie auf die verbogenen Eichendielen des breiten hellen Flures, da quiekte nebenan

die Kette flog aus der sie umkrampfenden braunen Faust. Anischa hätte sie fassen können, sie tat es nicht, und es jubelte in ihrem Herzen auf, als keiner der Knechte den Mut dazu hatte.

Haumann floh ins Haus, Minko setzte ihm mit der rasselnden Kette nah auf den Fersen nach. Der Gehekte stürmte die Stiege hinauf, verriegelte oben sein Zimmer und wollte zum Gewehr greifen, da barsten schon die Bohlen der Tür unter den Pranken des Bären, und im nächsten Augenblick presste er sich durch die Splitter ins Zimmer. Der Bauer flog durchs Fenster, rauschte draußen im Weinstock hinunter



Explosion einer Sauerstoffabrik in Wilmersdorf.

Phot. Erich Benninghoven, Berlin.

In der Nacht zum Sonntag, 25. Februar, erfolgte in Wilmersdorf bei Berlin eine gewaltige Explosionskatastrophe, durch welche die in der Hildegardstraße gelegene Sauerstoffabrik der Sauerstoff-Industrie-Aktien-Gesellschaft in die Luft flog. Dabei wurde der Maschinist Freund getötet und der zweite auf dem Grundstück weilende Arbeiter Rumland schwer verletzt. Die Explosion war so gewaltig, daß in den anliegenden Straßenzügen sämtliche Fenster und Latentüren zetrümmert und eine Anzahl Gebäude stark beschädigt wurden. Außerdem entstand durch die Explosion ein Großfeuer, das erst nach mehreren Stunden durch die Feuerwehren von Wilmersdorf, Charlottenburg, Schöneberg und Berlin gelöscht werden konnte.

die Tür, und Haumanns schlampiges, bleichrotes Gesicht guckte heraus.

„Zigenerpad! Diebsgefindel!“ kreischte er und stürmte hinter ihr her die Treppe hinunter. Unten in der Küche, durch die Anischa flog, erwischte er an der Tür eine Peitsche und hieb auf sie ein. Sie sprang in den Kreis des Gesindes, in dem Milosch mit dem Dromedar stand und Minko in einer Sandgrube sich wälzen ließ. Der Bär hatte sich, um über die Köpfe weggehen zu können, auf die Hinterpranken erhoben, als er Anischas gellende Hilfeschreie hörte, und der letzte Schlag der Peitsche fauete ihm über die Schnauze. Wild brüllte er auf, sprang gegen Haumann an, riß Milosch in die Sandgrube, ein gewaltiger Ruck, und

und rannte über den Hof zur Scheune. Die braune Bestie wütend hinterdrein. — Ein lautes Aufklatschen, Krachen und Prasseln in der Lenne — die Leiter war umgestürzt und zerbrochen —, da schossen sie wieder heraus, und in der Mauerede am Brunnen schnitt der Bär dem Verfolgten den Weg zum Hoster ab. Ein graufiges Hin und Her von Tier und Mensch in der kahlen, strauchlosen Ede, und der Verzweifelte schlüpfte in das dunkle Törchen des Brunnens, riß es hinter sich zu. Aber das modrige Brunnenhäuschen fiel unter den Schlägen des Bären zu Schutt ineinander, und alles prasselte zusammen mit dem Menschen in das aufrauschende enge Wasserloch.

Das Ehrenwort.

Skizze von Martin Proskauer.

Niemand war zu Hilfe gekommen, die Knechte und Mägde hatten sich aus Angst vor dem gereizten Untier in ihre Kammern verkrochen, und auch Milosch, dem Anischa jetzt erst in kurzen, abgebrochenen Sätzen ihre wahre Herkunft erzählt hatte, wagte nicht, sich an den Bären heranzumachen. Jetzt schlich er sich, unbemerkt von der grimmigen Bestie, die leise brummend unverrückt in das Brunnenloch sierte, erregt darum herumtapfte und sich an dem innern, grünlichgrünen Gemäuer hinabzureden versuchte, glücklich heran, bekam die Kette zu fassen und verprügelte ihn alsbald, als wollte er ihn todschlagen.

Das herbeigeilte Gesinde war bei dieser Prozedur wieder hinter die Türen der Wirtschaftsgebäude geflohen. Milosch rief ihnen zu, sie sollten Leitern holen und in den Brunnen stellen, sonst sei es zu spät. Die Knechte indes gaben bald die Hoffnung auf, den Bären zu retten — die große Bodenleiter lag in der Scheune in Stücke zerbrochen auf den grünen Steinplatten.

„Zusammenbinden, zusammenbinden! — rasch!“ drängte Milosch.

Doch auch das gab kein festes Stufenwerk. Als sie die Flederei in das dunkle Loch hinabsenken wollten, knappte es wieder in sich zusammen.

Während nun die Bodenleiter aus der Scheune des Nachbarhofes geholt wurde, kam der Schulze des Dorfes aufs Gehöft, ein breiter, kräftiger Bauer mit braunem Schlapphut und braunem Bart. Mit ihm aber kam auch Frau Haumann herbeigejammert, die in der Nacht von ihrem trunkenen Mann zu Buttendorf zurückgeflohen war. — Und das Erstaunen aller war das größte, als der Dorfschulze bei Feststellung der Namen im Paß verwundert und langsam wiederholte: Anischa Dombrowski, geborene Anna Dirksens!

In dem Kreis der ringsum glockenden Bauern wurde es still, kirchenstill.

„Ein Gottesgericht!“ sagte da ein alter Mann unter den Knechten und nickte bedeutungsvoll mit dem weißen Kopf.

„Nein!“ schrie Frau Haumann, „die haben den Bär auf ihn gehehrt!“

Es gab eine Panikszene zwischen ihr und den übrigen. Der Dorfschulze ließ sie eine Zeitlang toben. Dann, als er alles gehört, gebot er Ruhe und ließ Milosch und Anischa durch den Gendarm verhaften. —

Vor den Geschworenen in Dortmund bezeugten die Knechte, daß Dombrowski den Bär zu halten und wieder zu fangen gesucht habe, und in der bald darauf folgenden Verhandlung über die Anfechtung des Testaments wagte Frau Haumann nicht zu leugnen, daß sie im nächtlichen Zwist ihrem Mann zugerufen habe, er solle sie auch in den Brunnen werfen.

Der Richter hielt ihr die Strafe des Meineides eindringlich vor — da gestand sie zuletzt mit bebender Stimme unter Tränen, sie selbst habe mit Haumann Frau Dirksens in den Brunnen gestoßen.

So kam der Hof wieder in die Hände der rechtmäßigen Erbin. — Sie senkte und war glücklich zugleich, als sie ihr abgewirtschaftetes, verlottertes Eigen als Herrin endlich betrat.

Aber sie haben ihre Hände gesputet, die Romaden, für sich und das kräftige braune Geschlecht, das jetzt dort oben haust.

◁ □ □

Der pneumatische Türverschluß drückte mit scharfem Bischen die Tür zum Privatkontor fest in ihre Fugen, und kein Draußenstehender hätte die Fragen hören können, die der Chef des großen Warenhauses an die kleine fürchtbare Verkäuferin richtete, die ihr nahegezeichnetes Taschentuch wie einen kleinen Klumpen in den Händen drehte.

„Also wie oft haben Ihnen Federn gefehlt?“ fragte der Besitzer jetzt, „Fräulein Dournot?“

„Dreimal,“ antwortete die Verkäuferin, und setzte laut aufweinend hinzu: „und gerade die besten und teuersten.“

„Na, beruhigen Sie sich erst einmal, Ihnen traut ja niemand zu, sie gestohlen zu haben, aber vielleicht hätten Sie doch besser aufpassen sollen.“

Die kleine Dournot nahm allen Mut zusammen: „Herr Granier, Sie können mir glauben, ich habe getan, was ich konnte, aber in den Tagen vor dem Fest ist solches Gedränge . . .“

„Ich weiß,“ unterbrach sie der Chef, „haben Sie irgendeinen Verdacht?“

„Ich habe mir schon den Kopf zerquält, da ist immer so eine Erinnerung an eine große, stattliche Dame in Schwarz, aber ich könnte beim besten Willen nichts weiter sagen, es ist wie ein Schatten.“

„Dann gehen Sie nur wieder an Ihre Arbeit,“ sagte Herr Granier. Die Kleine ging mit zögernden Schritten, sie wußte nicht, ob sie vor dem Chef, den sie heute zum ersten Male gesehen, einen tiefen Knix machen sollte, aber der Sekretär stand auf und öffnete die Tür, und gleich darauf lag die glattpolierte hölzerne Wand des Privatbureau hinter ihr. — Der Chef drehte sich zu seinem

Sekretär:

„Es ist die höchste Zeit, vorgestern ist schon eine silberne Kette mit Steinen verschwunden, und der Verlust im Felz- und Federlager ist mir auch recht schmerzhaft.“ Er griff zum Telephon.

„Verbinden Sie mich doch bitte mit dem Polizeibureau und

fragen Sie, ob Herr Kommissar Matto zu sprechen ist.“

Gleich darauf klingelte der Apparat.

„Sind Sie dort, Herr Kommissar? Hier Granier. — Hören Sie mal, haben Sie ein paar Tage für mich frei? Ja — famos. Was es ist — na, wie gewöhnlich, geschickte Diebin, tritt als Dame auf. Kommen Sie gleich herüber — sehr schön.“ — Ein wenig später kam der Polizeibeamte, ein Kopf mit kruppigem Haar auf einer lässig gehaltenen Figur, Kommissar Matto, der beste Detektiv von Paris, der gegen hohe Honorare seine dienstfreien Stunden im Auftrage der großen Privatfirmen verwendete. Er ließ sich informieren, sprach selbst wenig und sah sich die Papiere an. Dann sagte er: „Ich werde morgen früh hier sein und aufpassen, die Sache scheint mir ein Geduldspiel zu sein,“ und ging. —

Am andern Morgen schleppte ein Schlossergeselle mürrisch und verschlafen seine Stiegleiter in die Felzabteilung, öffnete seine Werkzeugtasche und begann, an einem Rohr an der Wand langsame und



Ein Hund im Dienste der Feuerwehr.

Der Hund „Happy“ leistet der Feuerwehr von New York gute Dienste, indem er mit den Feuerwehrleuten die Leitern erklettert und im brennenden Hause noch anwesende Personen sucht.

Phot. G. Grantham-Vain, New York.

sichtlich uninteressante Handlungen vorzunehmen. Das Lager war von Kunden leer, und niemand kümmerte sich um den Handwerker. Gegen Mittag packte er seine Leiter und zog sie schurrend und schleifend hinter sich her nach dem Federlager, wo die Mädchen Straußfedern und Reißfedern aus Kästen nahmen, schüttelten, streichelten und sorgfältig in andere Kästen packten. Bald wurde die Zahl der Käufer größer, mit dem sinkenden Tageslicht kamen immer mehr Damen,

wühlten in den bunten großen Federn, hielten sie vor dem Spiegel gegen ihre großen Güte und legten sie oft mit zögernden Händen zurück auf den Tisch. Der Schlosser in der Ecke folgte jeder Bewegung, jedem Griff der Frauenhände, er sah aber nicht das, worauf er wartete. Am folgenden Abend klopfte und schraubte er wieder in der Pelzabteilung, da fiel ihm auf, daß eine Dame in vornehm blaue englischen Tuchkleid ein paar mal mit suchenden Blicken durch den Raum ging und verschwand. Nach einer Stunde war vor dem Tisch ein großes Gewühl, dieselben begehrlichen Augen und Hände wühlten in weichen schmiegsamen Pelzen, in allen Gesichtern fand die Sehnsucht nach dem Besitz. — Da sah der Schlosser, der oben auf seiner Leiter herum turnte, am Eingang die große Dame wieder, rasch verlegte er seine Tätigkeit auf den Fußboden der gegenüberliegenden Ecke. So konnte er gerade noch auf den Labentisch

sehen. Die große Dame in Blau näherte sich, stand eine Zeitlang in der zweiten Reihe und bemerkte eine Lücke, um an den Tisch heranzutreten. Der Schlosser sah, daß sie ganz unbeweglich da stand, plötzlich glitt an ihrer Seite etwas herunter, als ob ein Marder auf unhörbaren Sohlen heruntergesprungen wäre. Gleich darauf war es fort, die Dame hatte sich nicht gebückt und nicht bewegt. Jetzt ging sie mit ruhigem Schritt zum Ausgang: An der Treppe holte sie der Schlosser ein:

„Würden Sie einen Augenblick mitkommen?“ sprach er sie an. Sie sah ihn empört mit kalten grauen Augen an und wendete sich ab. Am Treppenabsatz wiederholte er seine Aufforderung. „Das ist ja unerhört,“ rief die Dame und wendete sich an einen Mann, der die Uniform des Warenhauses trug: „Bitte, mein Herr, dieser Mensch belästigt mich fortwährend. Halten Sie ihn doch einen Moment zurück, damit ich endlich Ruhe habe.“ Der Mann verbeugte sich und

öffnete eine Tür, rasch trat sie hinein, da sprang neben ihr eine zweite Tür auf, von hinten drängte jemand nach und sie fand in einem Raum wie ein Kontor, mit einer Schranke und ein paar Stühlen davor. Hinter ihr stand der Schlosser.

„Gnädige Frau, ich bin Kriminalkommissar und bitte Sie dringend, sich keine Ungelegenheiten zu machen, ich habe Sie beobachtet.“

Die Dame wurde wütend: „Was wollen Sie denn von mir? — Hier,“ sie zerpte an ihrer silbernen Tasche, „ist meine Karte, ich bin die Baronin von Seumonge, was wollen Sie denn eigentlich? Ich will mich beschweren, aber sofort.“

Der Kommissar wurde grob.

„Frau Baronin, wenn Sie keine Vernunft annehmen wollen, muß ich Sie eben von unsern Beamten untersuchen lassen.“ Er winkte zwei schwarz gekleideten Frauen im Hintergrunde des Zimmers und trat hinter die Tür, die er schloß. Er hörte ein paar

entrüstete Aufe, einen hellen Schrei, dazwischen die gleichgültigen ruhigen Stimmen der Frauen und schließlich ein unangenehmes, sinnlos klingendes Weinen. Gleichzeitig rief die Beamtin: „Herr Kommissar, hier ist es.“

Er trat in das Untersuchungszimmer zurück, die Baronin saß weinend und zusammengekauert auf einem Stuhl, und daneben lag eine schöne dicke Perzboa.



Mlle. Henriquez als Josephine in „L'Aigle“.

Phot. Calbot, Paris.

Das war also das braune Tier, das vorhin vom Tisch gesprungen zu sein schien. Der Kommissar, der immer noch die Schlosserbluse trug, besah sich nachdenklich die Baronin. „Wo hatte sie denn die Boa?“

„Unter den Kleidern hing sie, an diesem Draht hier,“ die Frau zeigte einen dünnen, spitzen Drahtfaden an einer kurzen Schnur. „Der war innen am Gürtel festgemacht.“

„Wie haben Sie bloß den Pelz dorthin gebracht?“ fragte der Kommissar die Baronin, die aber unbeweglich sitzen blieb und wimmernd weinte. Er schien auch keine Antwort erwartet zu haben und sah zu Boden. Plötzlich bückte er sich blitzschnell und zog der Baronin mit einem Griff den linken Halbschuh aus. Da sah aus dem Seidenstrumpf ein nackter, weißer, schmaler Fuß heraus. „Ach so,“ machte der Polizeibeamte, „so haben Sie's gemacht, Sie greifen mit den Zehen auf, was Sie von den Tischen herunterstoßen und hängen es an Ihren Angelfäden? Ganz nette Methode, das kann man wohl sagen. Rufen Sie den Prokuristen,“ fuhr er fort.

Ein eleganter Herr im Gehrock erschien. Ein Buch wurde aufgeschlagen, und er begann die Baronin nach ihrer Person auszufragen. Sie antwortete nicht.

„Ich will Ihnen mal was sagen,“ mengte sich der Kommissar ein, „wenn Sie jetzt nicht vernünftig sind und gehorchen, so fürchte ich, daß Sie binnen einer Stunde im Gefängnis sitzen.“

Die weinende Frau fuhr auf: „O bitte, nur das nicht. Ich will es ja nie wieder tun.“

Der Beamte lächelte höhnisch. Das Fragen und Antworten ging rasch. Die Baronin legte eine Legitimation vor, die sie in ihrer Tasche trug. Der Prokurist nahm ein Papier, schrieb ein paar Zeilen und las vor: „Ich, Baronin Eva von Seumonge, geborene Briffandelles,

gestehe und bestätige hiermit vor Zeugen, im Warenhaus Granier Diebstähle verübt zu haben und verspreche auf Ehrenwort, das Warenhaus Granier nie wieder zu betreten.“ — „Wollen Sie das unterschreiben?“

Die Baronin nickte und schrieb. Der Polizeikommissar, der die Idee, einer ertappten Diebin das Ehrenwort abzunehmen, komisch fand, drehte sich herum und sagte: „Lassen Sie sich's eine böse Warnung

sein, das nächste Mal gibt es Gefängnis. Jetzt werden Sie diesen Herrn hier mit in Ihre Wohnung nehmen und ihm die Sachen von den früheren — hm — Gelegenheiten herausgeben.“

Die Baronin wollte aufahren: „Ich habe nie vorher gestohlen, ich gebe Ihnen...“ aber der lächelnde Blick des Kommissars, der den verräterischen Faden in seiner Hand hin und her schlenkern ließ, machte sie verstummen.

Zwei Abende später war im Hause des Barons von Seumonge eine große Gesellschaft zusammen. Nach dem Essen saßen die Damen im Zimmer der Hausfrau und plauderten. Eine Dame erzählte:

„Was diese Warenhäuser jetzt für entzückende Sachen annonciieren, heute zeigt Granier Seidenstoffe an — wir müßten einmal hingehen, Baronin?“

Frau von Seumonge schloß die Augen halb und lehnte sich zurück:

„Nein, liebste Gräfin, ich laufe nicht mehr in Warenhäusern, man

muß zu lange warten, bis man etwas kriegt, und gerade bei Granier bin ich so hereingefallen, daß ich mir das Ehrenwort gegeben habe, nie mehr dort hinzugehen. Ich habe leider dort die traurigsten Erfahrungen machen müssen.“

Und wie fröselnd in der Abendkühle zog sie ihren weichen seidengeflochtenen Schal um sich, denn sie dachte an den schrecklichen Bettel, der im Geheimfach des Warenhauses Granier lag.



Das Clever Tor in Xanten. Phot. Dr. Edwin Queckenfeldt, Düsseldorf.

Die gegenwärtig größte alte Toranlage am Niederrhein ist das Clever Tor in Xanten, das aus zwei Teilen, einem vordern Torbau, den unser Bild zeigt, und einem hintern großen vierseitigen Turm besteht. Es wurde 1393 von der Stadt Xanten errichtet und hat allen Weibern und Kriegsstürmen gut standgehalten.

Im großen Turm befindet sich ein sehenswertes Museum des Altertumsvereins in Xanten.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 11.

Düsseldorf, 16. März.

1912



Der Vorstand des ersten deutschen Frauenkongresses,

Deutsche Ill.-Ges., Berlin.

der Anfang März in Berlin tagte. Hintere Reihe: Frau Altmann-Gottheimer, Frau Martha Vohs-Zieg, Frau Alice Benzheimer, frl. Anna Pappriig. Vordere Reihe: Frau von Forste, frl. Dr. Gertrud Bäumer, frl. Dr. Alice Salomon. Die Sitzungen waren ebenso wie die Wiederholungen der Vorträge von über 3000 Personen besucht.



Erfüllung.

Erzählung von Elise Lauffs.



In Guntershausen war Hochzeit. Graf Günther heiratete die schöne und reiche Erbin von Schloß Enden, die schon früh ihre Eltern verloren hatte, weshalb auch die Hochzeit auf Guntershausen stattfand.

Der Pfarrer war gebeten worden, sein zwölfjähriges Töchterchen mitzubringen, damit Kuno, ein etwa dreizehnjähriger Vetter der Braut aus der Nachbarschaft, eine Spielgefährtin hätte.

Seit acht Tagen hatte die kleine Barbara an nichts andres als an die Hochzeit gedacht und schritt in ihrem duftigen weißen Kleid, stolz wie eine Königin mit ihren Eltern dem Herrenhause zu.

Da kam ein hübscher blonder Junge auf sie zu, faßte sie freundlich bei der Hand und sagte: „Komm, Barbara, du bist jetzt meine Dame, du mußt den ganzen Tag bei mir bleiben.“

Wie frei und mutig der sprach, dachte sie und ging gleich mit ihm. „Wie heißt du denn?“ fragte sie ihn. „Ich heiße Kuno von Enden, meine Kusine heiratet heute den Grafen Günther.“

Die Kinder schritten gleich hinter dem Brautpaar. Es war ihnen beiden so feierlich zumute, und Kuno hielt die Hand seiner kleinen Dame die ganze Zeit fest. Erst als sie an der Tafel saßen mitten in der großen Gesellschaft, tauchten sie wieder auf und erzählten sich all ihre wichtigen Erlebnisse. Er versprach ihr, sie bald zu besuchen, und sie wollte gern oft nach Wiese kommen, um mit ihm zu spielen. Das Rittergut Wiese, wo Kunos Eltern wohnten, lag ganz in der Nähe.

Schon am folgenden Tage kam Kuno und spielte den ganzen Nachmittag im Pfarrgarten mit seiner neuen Freundin.

Wie wundervoll konnten die beiden zusammen spielen. Kuno hatte immer neue Einfälle, und Barbara machte wie ein Zunge alles mit. Am liebsten spielten sie Hochzeit. Barbara bekam ein Schlepplleid von Mantgewächsen, und beide schritten gravitätisch durch den Gartenpavillon, der die Kirche vorstellte. „So, nun spricht der Pfarrer,“ sagte Kuno. „Gib mir deine Hand. Jetzt sage ich erst ja, dann sagst du ja.“ Ganz ernsthaft sagten sie ihr „ja“, Kuno laut und kräftig, wie er es von seinem Vetter gehört hatte, und Barbara etwas zitternd, denn es ging ihr wie ein Nieseln durch die Glieder. Dann schritten sie feierlich wieder hinaus. „So, nun mußt du mir einen Kuß geben, und jetzt gehen wir zum Essen.“ Ihr Vesperbrot war das Hochzeitsmahl, und nachher kam die Hauptsache, die Hochzeitsreise. Dann setzten sie sich in die elterliche Kutsche, die friedlich in ihrer Behausung stand, und phantasierten sich eine herrliche Reise zusammen.

Zum Herbst erhielt der Knabe einen Hauslehrer, und die Spielstunden mit Barbara wurden kürzer und seltener.

Der Frühling brachte große Trauer nach Guntershausen. Graf Günther mußte sein blühendes Weib mit ihrem neugeborenen Kindchen begraben. Er begab sich auf Reisen, um sich zu zerstreuen.

Lange stand das Herrenhaus leer. Graf Günther kam nach einigen Jahren wieder, war aber viel abwesend. Auch Kuno kam dann und wann in die Ferien, er war jetzt auf einer auswärtigen Schule. Lange hatte er sich gar nicht um Barbara gekümmert. An Barbaras Konfirmationstag kam er nachmittags zum Gratulieren. Er war jetzt 17 Jahre alt, ein lang aufgeschossener Mensch mit etwas unsicheren Bewegungen. Er sprach sehr verständlich von seinen Zukunftsplänen. Jetzt käme er auf eine Kolonialschule, und später wolle er

nach Südwest, wo ein Bruder seiner Mutter eine Farm hätte. Als er später mit Barbara durch den Garten ging, nahm er plötzlich ihre Hand und sagte: „Barbara, nun sehen wir uns lange nicht, und wenn ich mal wieder nach Deutschland komme, bist du gewiß längst verheiratet.“

Barbara sagte kein Wort, an Heiraten hatte sie noch nie gedacht. Da mußte sie plötzlich laut lachen, Kuno lachte mit, und beide wußten nicht recht, worüber sie lachten. Er hatte eigentlich gehofft, sie würde ihm versprechen, nicht zu heiraten, aber sie war wohl noch ganz Kind.

Jahre vergingen. Graf Günther hatte den Verlust seiner Frau längst überwunden und sehnte sich danach, ein liebes Weib in seinem schönen Heim zu haben.

Barbara war aus der Pension wieder zurückgekommen und ging jetzt ihrer alternden Mutter im Hausstand zur Hand. Sie war auffallend schön geworden, etwas südländisch Warmes lag in ihren dunklen Augen und in der für ihre Jugend üppigen Gestalt.

Der Graf hatte sie eines Sonntags in der Kirche beobachtet. Erst hatte sie ihren Vater auf der Kanzel angesehen, aber allmählich hatten sich ihre Augen von ihm abgewandt und träumerisch durch die geöffnete Kirchentür geblickt, immer größer und immer weiter.

An demselben Tage sprach er im Pfarrhause vor, lud auch den Pastor mit Frau und Tochter ein, ihn auf Guntershausen zu besuchen. Er war ein lebenswürdiger Witt. Barbara ging mit heimlicher Wonne durch all die prächtigen Räume des Schlosses.

Der Graf wurde ein häufiger Gast im Pastorat, und als er eines Tages rauchend mit dem Pfarrer in dessen Studierstübchen saß, sagte Graf Günther plötzlich: „Herr Pfarrer, wie denken Sie eigentlich über die Zukunft Ihrer Tochter? Diese meine Perle darf doch nur in Gold gefaßt werden.“

„Ach, Herr Graf,“ sagte der Pfarrer besorgt, „wir haben manche sorgenvolle Stunde um das Kind, sie ist so ganz anders geartet als wir einfachen Leute. Wir möchten sie so gern glücklich sehen, aber immer ist sie so verschlossen und verträumt.“

„Herr Pfarrer, geben Sie sie mir,“ sagte der Graf auffpringend, „sehen Sie, wenn ich auch vierzig Jahre alt bin, so kann ich doch noch ein junges Weib glücklich machen, und die Barbara soll's gut bei mir haben.“

„Sie, Herr Graf, wollten unser Kind heiraten?!“

„Nun ja, ist denn das so etwas Außergewöhnliches? Ich bin doch ein freier Mann und kann tun, was ich will, und die Barbara soll mir wieder das Glück ins Haus bringen. Lassen Sie mich mit ihr sprechen.“

Der Pastor ging hinaus, sprach erst mit seiner Frau, und beide gingen dann in den Garten, wo Barbara saß und stidte.

„Was macht Ihr denn für feierliche Gesichter?“ fragte sie, als sie die Eltern auf sich zukommen sah, „was ist denn los?“

„Nun, mein Kind, ich trete mit einer schweren Frage an dich heran. Du kannst ja nicht immer bei uns bleiben und würdest es ja auch nicht wollen. Ein guter, edler Mann will dich zu seiner Frau machen.“

Bei diesen Worten war Barbara aufgesprungen und sah den Vater mit großen Augen an.

„Graf Günther von Guntershausen, er ist in meinem Zimmer und will dich sprechen.“

Wenn sie auch die Hulldigung des Grafen bemerkt hatte, so war Barbara doch im ersten Augenblick wie geblendet von all den Bildern,



Major von Abercron

in Mülheim (Rhein), 1. Vorsitzender des Niederrheinisch. Vereins für Luftschifffahrt, wurde in Anerkennung seiner Verdienste um die wissenschaftliche Ausnutzung der Freiballonsfahrt von der philosophischen Fakultät der Universität Marburg zum Ehrendoktor ernannt.

die in diesem Augenblick auf sie einstürzten. Sie, Herrin von Guntershausen! Sie konnte reiten, fahren, reisen, sich putzen, ach —

Die Mutter faßte zärtlich ihre Hände: „Mein liebes Kind, laß dir Zeit, du sollst nur ja sagen, wenn es dich wirklich glücklich macht.“

„Ja, Mutter, es macht mich glücklich, ich will gleich hineingehen.“ Und mit festen Schritten trat sie ins Haus und über die Schwelle des Zimmers, wo der Graf ungeduldig auf und ab ging. An der Tür blieb sie aber ungeschlüssig stehen, und das Blut stieg ihr langsam und heiß in die Schläfen.

Graf Günther faßte ihre herabhängende Hand und hob das blühende Köpfchen empor. „Barbara, liebe, kleine Barbara, willst du mich alten Vär nicht ein bißchen liebhaben?“ „Ja,“ sagte sie einfach und schlug die großen, ruhigen Augen zu ihm auf. Plötzlich durchzuckte sie eine Erinnerung: Wann hatte sie schon einmal so ja gesagt, mit denselben Empfindungen? Sie konnte sich nicht darauf besinnen. Graf Günther ließ ihr auch keine Zeit, er hob sie lachend in seine starken Arme und erküßte sie fast mit seiner Zärtlichkeit.

Die Brautzeit war kurz und ausgefüllt mit Besuchen, Fahrten in die Stadt zur Schneiderin und Putzmacherin. Graf Günther fuhr immer mit, nichts war ihm zu schön und zu teuer für seine schöne Braut. Und Barbara lebte wie in einem Märchentraum. Ihr Bräutigam überschüttete sie mit Geschenken, Blumen, Juwelen und Süßigkeiten. Alles was in dem starken Mann an Liebesbedürfnis sich aufgespeichert hatte, das schüttete er auf das schöne, stolze Mädchen, das ihm für seine Huldigungen so liebevoll dankte.

Dann kam die Hochzeit. Wie sie so an seiner Seite durch die Kapelle schritt, dachte sie plötzlich an ihr Spiel mit Runo, und als

sie ja sagte, war es ihr, als wäre sie wieder das kleine Mädchen und neben ihr stünde der blonde Spielfamerad. Scheu blickte sie zur Seite, da stand der große, starke Mann, und dem gehörte sie jetzt.

Sie machten eine herrliche Hochzeitsreise durch Frankreich, Italien nach Aegypten. Barbara war ganz hingerissen von all dem Neuen, es war ihr, als treibe sie auf einem breiten, warmen, hellen Strom, und sie ließ sich gern treiben. Alles um sie her war groß und schön, nichts Kleinkliches und Häßliches sah sie. Ueberall, wohin sie kam, bildete sie gleich den Mittelpunkt der Gesellschaft, überall wurde ihr gehuldigt wie einer Königin. Und alles dies trank Barbaras nach Schönheit und Reichtum dürstendes Herz mit Wonne.

Ihr Gatte trug sie auf Händen, seine Vergötterung schmeichelte ihr, und sie ließ sie sich gern gefallen. — Sie war glücklich. Zum Frühling zogen sie in ihr schönes Heim. Günther hätte nun gern mit seiner jungen Frau ganz ruhig allein gelebt, aber Barbara konnte gar nicht genug bekommen. Fest folgte auf Fest, und selten verging ein Tag, ohne daß Gäste auf Guntershausen waren oder daß der Graf mit seiner Frau auf die Nachbargüter fuhr.

Mancher neidische Blick folgte wohl der schönen, stolzen Frau, und manch sichelndes Wort wurde heimlich über die arme Pfarrers-tochter getuschelt. Aber Barbara merkte nichts davon, alles Kleinliche lag ihr auch so fern.

Eines Morgens überreichte Günther ihr einen Brief und ein Päckchen mit den Worten: „Hier, Barbara, lies mal, du kennst doch Runo, meinen Vetter, er schreibt sehr nett, hier in dem Päckchen sei ein Brautgeschenk für dich.“



Der erste mit der Luftbriefpost Bork—Brück beförderte Brief.



Die erste deutsche Flugpost

Intern. Anstr.-Verlag, Berlin.

ist jetzt zwischen Bork und Brück in der Mark eingerichtet worden. Ein Gradeflieger bringt auf dem Luftwege einen Postbeutel nach der Bahnstation. Durch diesen ersten Versuch sollen vorläufig Erfahrungen über die praktische Benutzung der Flugzeuge gewonnen werden. Unser Bild zeigt die Ankunft in Brück.

Barbara las den Brief, er enthielt nichts Besonderes, nur einen verspäteten Glückwunsch. Dann öffnete sie das Paquetchen, es enthielt ein kleines Etui, in welchem auf dunkelrotem Samt eine Perle lag, eine einzige Perle, aber von so wunderbarer Schönheit, daß Barbara einen Schrei des Entzückens ausstieß. „Wie wundervoll,“ sagte Günther, der hinter ihr stand. Die Perle sieht aus wie eine große, schwere Träne. Wie sie schillert! Du mußt sie immer auf deiner Haut tragen, dann wird sie noch schöner.“

Wie eine große, schwere Träne, so hatte er gesagt. Barbara mußte an diese Worte immer denken, wenn sie die Perle ansah. Sie ließ sie am obern dünnen Ende fassen und hing sie an einem Platinfetthen an ihren weißen Hals.

Nur zwei kurze Jahre dauerte Barbaras schöner Märchentraum. Dann kam das Leid, das schreckliche; düster und still wurde es in deu-

Monate schlichen vorüber. Endlich brachte der Frühling, der weiche, süße Frühling dem gebrochenen Mann die Erlösung und seinem blühenden jungen Weib die Freiheit und — die Einsamkeit.

Die Trauerfeierlichkeiten waren vorüber, die geschäftlichen An- gelegenheiten erledigt. Das Gut fiel einem Neffen des verstorbenen Grafen zu, und Barbara bekam den größten Teil des fürstlichen Vermögens. Sobald sie konnte, reiste sie fort nach dem Süden, nach Sestri, dem idyllischen Städtchen an der italienischen Riviera. Da mietete sie sich eine kleine Villa, wo sie mit ihrer Kammerzofe allein lebte.

Da saß sie nun die ganzen Tage auf der grünunspinnenen Veranda mit dem Blick auf das blaue Meer und dachte und dachte, und ihr ganzes Leben überdachte sie noch einmal, und dann kam die Sehnsucht nach dem Leben über sie, die Sehnsucht nach Menschen. Die Einsamkeit drückte sie wie eine schwere Fessel.



Vom Miesensstreik der Arbeiter in den britischen Kohlenbergwerken: Bergleute aus Northumberland verlassen die Arbeitsstätte bei Wallend Colliery.

Central News, London.

Räumen von Guntershausen. Wie war es gekommen? In einer dunkeln und grauisigen Nacht, Barbara konnte sich später nie mehr der Einzelheiten entsinnen. Sie waren im Automobil von einer glänzenden Gesellschaft nach Hause gefahren. Günther hatte den Arm um sein Weib gelegt und ihr ins Ohr geflüstert, daß sie wieder die schönste und herrlichste gewesen sei. Da plötzlich war ein furchtbarer Knall gekommen, ihr Gatte war von ihrer Seite gerissen worden, und sie wurde in die Tiefe geschleudert und verlor das Bewußtsein.

Vorüberfahrende Bauern hatten sie gefunden und nach Hause gebracht. Barbara erholte sich schnell. Ihr war nichts weiter geschehen, aber Graf Günther, ihr starker, lustiger Mann, hatte nach einer schweren Gehirnerschütterung Gehirnverweichung bekommen und war still und stumpf geworden. Barbara pflegte ihn, so gut sie konnte.

So lag ihr Glück in Scherben, und nun mußte Barbara das Häßliche kennen lernen, die furchtbare Krankheit. Die Tage, Wochen,

Eines Tages meldete ihr die Zofe den Besuch von Kuno von Enden. Glücklich sprang sie auf: „Ach, ein Mensch!“

War das Kuno, der da über die Schwelle trat, der große, sehr magere Mann mit den tiefliegenden Augen und der bronzernen Haut?

Er kam näher und küßte ehrerbietig ihre Hand. „Ich war sehr unglücklich, nicht zum Begräbnis des Mannes kommen zu können, der mir wie ein Vater war.“ Barbara bat ihn, Platz zu nehmen, und erzählte ihm von dem Toten, seiner großen, starken Güte und seinem schrecklichen Ende.

„Arme Barbara,“ sagte er ergriffen und faßte ihre Hand. Dann erzählte er von seinem Leben, seiner Arbeit und daß er jetzt in Geschäften in Europa sei und im Winter zurück müsse.

Er blieb einige Tage in Sestri und fuhr dann nach Berlin, wo er seine Geschäfte erledigen wollte.

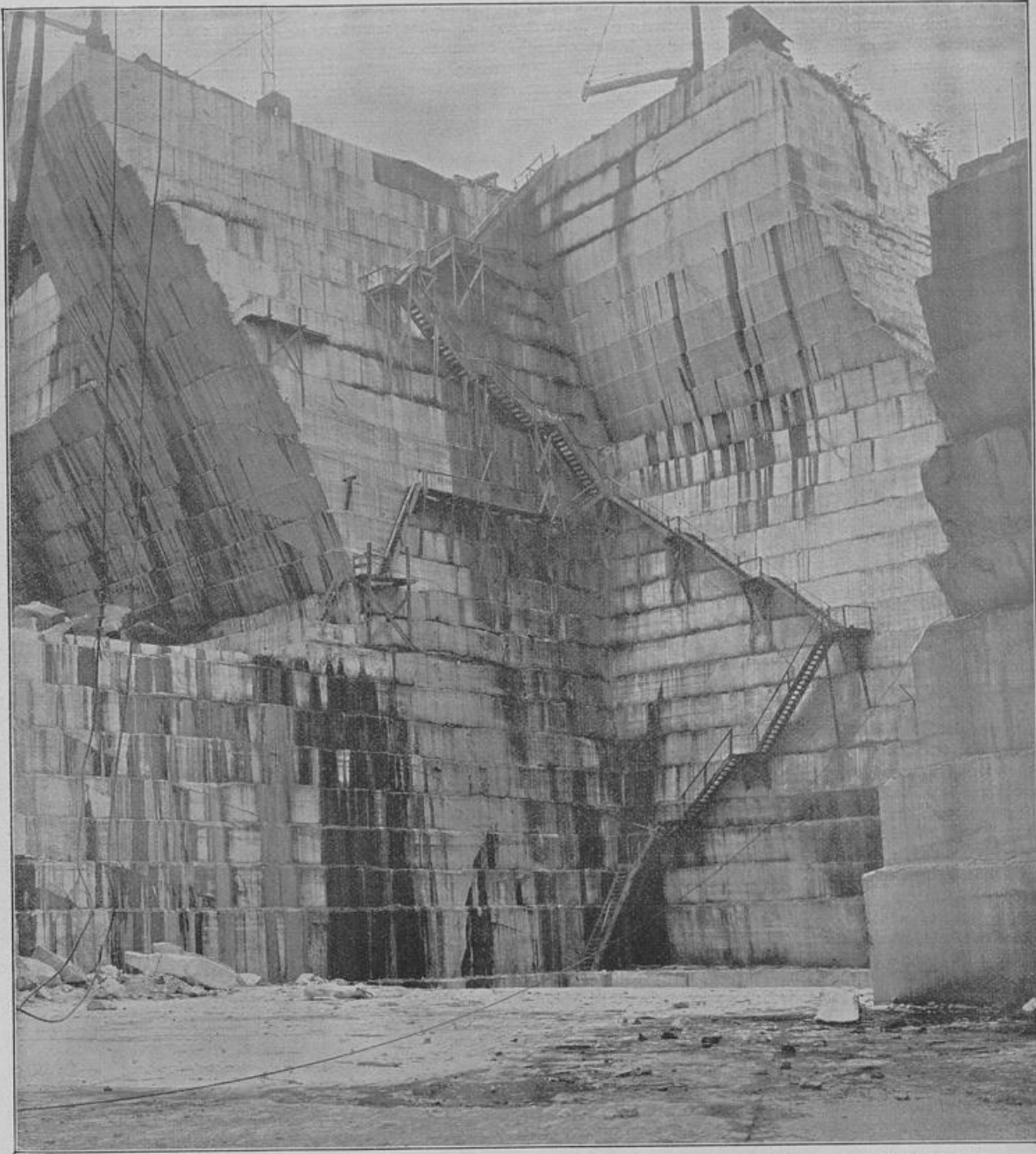
„Ich komme auch bald nach Berlin!“ hatte Barbara ihm nachgerufen.

Und wirklich, als es im Süden zu heiß wurde, siedelte sie nach Berlin über. Sie hatte ja keine Heimat, war nicht Berlin eben-
 segut wie jede andere Stadt. Sie richtete sich eine behagliche kleine
 Wohnung ein, was ihr für einige Zeit Zerstreuung brachte. Dann
 wurden die Tage wieder so endlos lang. Ihr einziger Gast war Kuno

schöne Natur. Da erst habe ich sie kennen und schätzen gelernt
 in ihrem ganzen Reichtum."

„Fühlen Sie sich denn nie einsam?“ fragte Barbara dazwischen.

„Einsam,“ sagte er langsam, „einsam bin ich eigentlich nie, ich
 habe ja immer zu tun, schwere Arbeit, und wenn ich Zeit habe zum



Marmorbrüche in Prokfor (Vermont, Ver. Staaten von Nordamerika).

Kester & Co., München.

von Enden. Er saß oft lange bei ihr und erzählte von seinem
 Leben. „Sehen Sie, meine Farm liegt ganz einsam, manchmal
 sehe ich dort monatelang nur meine Diensthöten. Mein Haus
 steht auf einem Hügel mit der Aussicht auf das Meer. Sie
 glauben nicht, wie blau das Meer dort ist. Und dann diese
 Ruhe. Kein Lärm, kein Hasten und Treiben, nur die große,

Denken, dann sitze ich still und blicke aufs Meer hinaus, und dann
 kommen die Träume, schöne, süße Träume. Manchmal aber
 muß ich Menschen sehen. Dann brauche ich nur ein paar Stunden
 zu reiten, und ich finde einen Kreis tüchtiger, lieber Menschen.

„Auch Frauen?“ fragte sie dazwischen. — „Auch Frauen,“ sagte er,
 „zwei nette Frauen, die mit ihren Männern das harte Leben teilen“.

„Kuno, Sie sollten sich auch eine Frau mitnehmen!“

„Ja, ich habe schon oft daran gedacht, aber ich bin zu anspruchsvoll; ich müßte eine Frau haben, die mich so liebt, daß sie mit Freuden alles opfert, was Erziehung und Welt ihr an Luxus gegeben haben. Schön müßte sie sein,“ fügte er leise hinzu, „sehr schön und stark und fröhlich. Und arbeiten muß sie mit mir können wie ein Mann. Und wenn wir dann abends zusammensitzen, dann brauchen wir nicht zu sprechen, dann fühlen wir jeder die beglückende Nähe des andern.“

Barbara dachte an die jungen Damen, die sie kennen gelernt hatte, und sagte: „Die Frau werden Sie nicht leicht finden.“

„D,“ sagte Kuno aufstehend und ging im Zimmer auf und ab, „glauben Sie denn nicht, daß die Frau lebt, die mir bestimmt ist? Ich glaube fest daran. Es gibt ein Fatum in der Liebe, ist sie groß und stark genug auf beiden Seiten, dann siegt sie naturgemäß, ist sie es nicht, nun, dann war es eben nicht die Liebe, die ein Menschenleben dauern soll.“

Gleich darauf ging Kuno, und Barbara blieb, in die Sofaede gefauert, sitzen und starrte auf den Stuhl, wo er gesessen hatte. Jedes seiner Worte hatte sie genau behalten. Er kannte wohl schon das Weib, worauf er wartete.

Sie dachte an ihre Ehe zurück. Hatte sie Günther so geliebt, daß sie Entbehrungen und Not gern mit ihm geteilt hätte? Nein, nein, nein, sie hatte seinen Reichtum geliebt und war sein Abgott gewesen, ein schwaches, eitles Weib. Ihre Seele erwachte erst jetzt bei den Worten dieses Mannes. Wann würde er wiederkommen?

Es dauerte ziemlich lange, und dann war es nur, um Abschied zu nehmen. Er sah ihr wieder gegenüber, erst hatten sie

von gleichgültigen Dingen gesprochen, und dann sagte sie unvermittelt: „Nun haben Sie doch die Frau nicht gefunden!“

Er sah sie erstaunt an. „Ich habe sie gar nicht gesucht, denn ich kenne und liebe sie, ich habe nie eine andre geliebt. Viele Frauen sind mir im Leben begegnet, viele haben mir Liebe geboten, aber es war nicht die Liebe, die nur die eine mir geben kann und die ich nur von der einen haben will. Wenn sie mich liebt, wird sie nicht anders können, als zu mir zu kommen, ist ihre Seele nicht stark genug — aber sie wird kommen, gewiß,“ sagte er zuversichtlich.

Dann sprang er auf, faßte Barbaras beide Hände und drückte auf jede einen heißen Kuß. „Auf Wiedersehen,“ flüsterte er und eilte hinaus.

Ganz still blieb Barbara sitzen in ihrer Ecke, sie schloß die Augen, und warm fühlte sie es in sich aufquellen. Dann fielen die heißen Tropfen auf ihre Hände. „Perlen, Perlen,“ dachte sie, „lauter Perlen sind diese Tränen der Freude. Ja, Kuno, ich werde kommen, jetzt noch nicht, aber ich fühle, daß die Zeit kommt, daß ich nicht anders kann.“

Kurz darauf besuchte die stolze junge Witwe eine Kolonialschule. Ganz unbereitet wollte sie nicht kommen, und da sie mit Liebe arbeitete, wurde ihr alles leicht. Sie verrichtete freudig die größten Arbeiten. Immer mehr wuchs die Liebe in ihr, sie fühlte, wie die ganze äußere Welt mit ihrem Glanz ihr nichts mehr galt, nur zu ihm wollte sie.

Nach einem Jahr schrieb sie folgenden Brief:

Lieber Kuno!

Die Frau, die Sie liebt, hat nun den langen Weg der Prüfungen durchgemacht; sie hat gelernt, daß das Glück nicht in Glanz und Reichtum liegt. Ihr Weib muß ein starkes und fröhliches sein, haben Sie einmal gesagt, sie muß Ihnen alles opfern können, was sie bisher be sessen hat. Stark ist sie jetzt, fröhlich sollen Sie sie machen, und ein Opfer bringt sie nicht, wenn sie die Vergangenheit abstreift. Auch schön mußte sie sein, sagten Sie. Davon müßten Sie sich dann selbst überzeugen, denn sie will Ihnen ganz gehören mit Leib und Seele. — — —

In fieberhafter Ungebild wartete Barbara auf die Antwort. Sie war ganz reisefertig und hatte alle ihre Angelegenheiten geordnet. Da kam die Antwort in Form einer Depesche

mit den paar Worten: „Ich erwarte dich mit dem nächsten Dampfer.“

Und so fuhr Barbara ab, dem neuen, schönen, unfaßbaren Glück entgegen. — —

Barbara und Kuno saßen auf der lustigen Veranda ihres schmucken Hauses und blickten auf das blaue Meer hinaus. Seit kurzem war sie seine Frau und hatte sich leicht in die neuen Verhältnisse eingelebt.

Sie hatte beide Arme um seinen Kopf geschlungen, und lange hatten sie so in stummer Seligkeit gesessen. „Weißt du noch,“ fragte er leise, „als wir Hochzeit spielten und wir so ernsthaft unser Jawort gaben?“ Sie nickte nur und schmiegte sich fester an ihn. — — —



Von der am 3. März eröffneten Frühjahrsausstellung Düsseldorfster Künstler: Porträt der Frau Dr. Dr. von Anton Hackenbroich.

Der Ziegelstein.

Humoreske von Emil Frederici.

Im „Füchschchen“ auf der Ratinger Straße in Düsseldorf, im heiteren Stübchen, war eine erregte Debatte im Gang. Einige junge Maler hatten der Einladung eines Kollegen, seinen heutigen Geburtstag mit ihm zu feiern und des Alltags Sorgen in lederem Lagerbier zu ersäufen, Folge geleistet und sich vollzählig eingefunden. Derartige Zumutungen nimmt so leicht niemand übel, zumal wenn der Stoff recht süffig und ein mächtiges Kübel „Gehadtes“, mit Sardellen garniert, auf dem Tisch des Hauses prangt. An einem Nebentische saßen auch noch einige gewöhnliche Sterbliche, Leute von der Ritterstraße oder vom „Möhlegäßle“, die in eine lebhaft geführte Diskussion mit einem anscheinend Fremden vertieft waren, und die Stimmung ließ sich hier wie drüben zu erst gut an. Aber wie das so im Leben geht: die Wirkung geistiger Getränke, wozu man gar in gewissem Sinn auch das „Düsseldorfer Lager“ rechnen darf, macht sich bei dem einen so, bei dem andern so geltend. Es wurde gesungen und geschert, einer der Herren von der Palette hielt eine wichtige Ansprache an das Geburtstagskind, in der er diesem Eigenschaften und Tugenden nachrühmte, die den Gefeierten selbst in Staunen setzten und die naturgemäß in einem totalerschütterten Hoch auf den edlen Spender gipfelte, in welches sogar, hingerrissen von des Redners Ausführungen, auch die Gäste am andern Tisch begeistert einstimmten. In Anerkennung dieser Verdienste wurden sie feierlichst eingeladen, sich mit heranzusetzen, und das ließen sie sich nicht zweimal sagen, zumal sie auch sonst auf gute Freundschaft mit der Nachbarschaft, der Akademie und ihren Anbefohlenen, große Stücke hielten. Der sechsten Gefeierte dankte in bewegten Worten, daß seine Getreuen sich vollzählig eingefunden und man möchte mit dem Gebotenen vorliebnehmen. Sehr freuen würde es ihn, wenn auch die eben eingeführten Herren auf sein Wohl das umfangreiche Fäßchen erleichtern helfen wollten. Und ob die das wollten!

Man möge, so fuhr Redner fort, dem edlen Raß alle Ehre antun, da man ja nicht alle Tage geboren werde. In diesem Punkte mußten ihm nun alle recht geben und im übrigen nahm man mit dem Gebotenen gern vorlieb. Die Folge davon war, daß die Wogen der Verebtheit um Mitternacht so hoch gingen, daß der „Was“ bescheiden zu bemerken wagte, es sei bereits „morgen früh“ und für morgen habe er keine „Erlaubnis“ eingeholt. Das glättete für eine Weile die Brandung, aber auch nur für eine Weile, denn alsbald ging ein Wortschwall los wie nicht zuvor. Und das war so gekommen: Einer der wadern Gäste vom Nebentisch, ein ehrjamer Schustermeister, dessen Wiege einst an der Memel geknarrt hatte, wie man seinem wunderbaren Dialekt zuweilen anhörte, wenn er z. B. „meine Harten“ sagte

oder von seinem heutigen Ausflug nach dem Grafenbarg sprach, war erst vor kurzem zugezogen und hatte ganz in der Nähe auf der Ratinger Straße eine Klinik für defekte Fußbelleidungen eröffnet, was er aus Geschäftsründichten — da er offenbar noch keine Malerkundschaft kannte — des nähern unter Angabe seiner Firma und Hausnummer den Versammelten kund tat. Dieser Brave nun war mit dem Wellem aus dem Mählengäßchen in Meinungsverschiedenheiten geraten. Sonst wäre er längst nach Hause gegangen, da er, erst vier Wochen verheiratet, ungern die Süßigkeiten der Fütterwochen mit der tabakungeschwängerten Atmosphäre des sonst ganz gemüthlichen Bierstübchens vertauschen mochte. Zwar war er das Düsseldorfer Bier

noch nicht gewohnt, hütete sich aber wohlweislich, abfällige Kritik daran zu üben, eingebend der Melodie: „Einem geschenkten Gaul stieht man nicht ins Maul“. Das würde übrigens schon noch werden. Zudem war er auf ein Thema gekommen, daß ihn keine Ruhe ließ, und dies Thema hieß „Kraftleistungen“. Sein Weibchen daheim würde schon Gnade für Recht ergehen lassen, wenn er ihm den Grund seines längern Ausbleibens unter Ausbietung aller ihm zu Gebote stehenden Zärtlichkeiten auseinanderlegen würde. Auch wußte sie ja, daß das „Füchschchen“ ganz in der Nähe lag und keine Mördergrube war. Das angeschnittene Thema war zu interessant, als daß er seine Ansichten darüber seinen lieben Mitmenschen vorenthalten sollte. Er hatte nämlich dem Wellem erzählt, daß er mit der linken Hand hundert, mit der rechten 120 Pfund „stammen“ könne, daß aber weder er, noch irgendein anderer aus der Gesellschaft fertig bringe, einen Ziegelstein, einen ganz gewöhnlichen Ziegelstein, zwischen zwei Fingern von hier bis — sagen wir bis zum alten Schloßthurm, hierzulande „die Pfefferbos“

genannt, zu tragen. Wellem lachte mitleidig: „Du armen Pösch! Dat soll och ens jett senn! Wetste en halve Schobbe?“ „Ich warte um zwei!“ ereiferte sich der Ostpreuße, der seiner Sache sicher war, „ich habe doch schon 125 Pfund mit der rechten Hand gestammt, aber...“ „Hät nix zu sage, ävver ech brengen et säbeg!“ gab Wellem zurück.

Man war auf die beiden idwischen aufmerksam geworden und sprach für und wider, bis das verfloßene Geburtstagskind ein salomonisches Urteil fällte: „Das einfachste ist, der Was besorgt einen Ziegelstein und Ihr tragt die Wette gleich aus!“

Das leuchtete ein, nur der Was war ratlos, da er nicht wußte, wo in aller Welt er mitten in der Nacht einen Ziegelstein hernehmen solle. — „Du kannst ja den Wand entrieße“, meinte wohlwollend ein Nachbar, während die beiden Kampfhähne die Wette mit süßlichem Handschlag besiegelten.



Die neu aufgelegten römischen Gräber aus den Jahren 200—300 v. Chr. an der Heerstraße Köln—Trier bei Zülpich. Emil Kasper, Düren.

Der „Zappjong“ wußte Rat. Vorsichtig und geräuschlos schloß er die Haustür auf und verfügte sich eilenden Schrittes nach der Altestadt, wo er an einem Umbau das gesuchte Objekt in zahlreichen Exemplaren vermutete. Seine Kalkulation erwies sich als richtig, denn nach Verlauf nur weniger Minuten tauchte er wieder im qualmigen Hinterbüchsen auf und hielt triumphierend einen funkelnagelneuen Wadstein in die Höhe. „Ech hann en zweische zwei Fingern bes her gebrage,“ prahlte er.

„Na, dann lannst ja losgehen,“ sagte der lange Landschafte, indem er sich dem Meister knietem als Sekundant erbot. Aber da wollten auch noch einige andre Augenzeugen sein, und nur zwei Mann blieben zurück, als jene möglichst unauffällig das Haus verließen. Vorauf der Wellem, zwischen Daumen und Mittelfinger den in der Altestadt gestohlenen Ziegelstein, neben ihm, den Blick unverwandt auf das Corpus delicti gefeset, der starke Mann aus Tilsit, während das aus 7 Mann zusammengesetzte Auditorium interessiert nachfolgte. „Keinen andern Finger drangelegt,“ ermahnte der Schuster, dem um den Ausgang der Sache allmählich bange wurde.

Aber die Mahnung war überflüssig, denn schon bog der Trupp in die Krämerstraße ein und immer noch zeigte Wellem keine Spur von Ermattung; schon war man am Pfandhaus angelangt und nach wenigen Schritten setzte Wellem den Stein langsam aber sicher am Fuße der „Pefferdos“ nieder. — „Wat sähste nu?“ fragte er den erstaunten Fremdling von der Memel.

„Das verstehe ich nicht,“ gab der beschämt zurück. „Wir haben das bei uns zu Hause doch so oft gemacht und niemand brachte es fertig.“ — „Ech, ihr Polade hatt jo och nix en de Raue,“ lachte Wellem. „Was?“ schrie der in seiner Ehre Gefränkte, „ich habe doch mit der rechten Hand 130 Pfund ...“ — „Glich senn et er hondertfüßig, wann de so dran bliest,“ uzte der Sieger, „der Stein dragen ech beß no Müß.“ — „Erlauben Sie,“ mischte sich jetzt der lange Wöler drein, „der Mann hat etwas Wichtiges übersehen. Zwischen zwei Fingern kann man so'n Ding stundenweit tragen. Es ist ein anderer Kniff dabei, um den es sich handelt, den ich längst kenne. Meister, nächstens machen Sie zur Bedingung, daß der Stein nur zwischen den äußersten Gliedern zweier Finger, wohlgemerkt — also sehen Sie, so — getragen wird. Dann behalten Sie recht. So'n Stein wiegt immerhin seine sieben Pfund.“

„Dovon wor nix usgemacht,“ brauste Wellem auf.

„Freilich nicht. Herr M. hat die Wette verloren.“

Das mußte der nun allerdings zugeben, da ihm jene Klausel, auf die es ganz allein ankam, in sein Schusterhirn zurückkehrte. „Nichtig, so war es,“ sagte er kleinlaut, „das ist Pech.“

„Dat kammste bruche, dommer Echohmacher,“ lachte Wellem, „jetz drenken mer de Halve.“

Bereinzelt zog die Gesellschaft durch die Mühlen- und Neubrückstraße zum „Füchsch“ zurück und traf ebenso vereinzelt dort ein. „Alle Stond ene Eßlöffel voll,“ grollte der Was, „no, wie wor et?“

„Dä Echohmacher hät verlore,“ jubelte der Wellem stolz.

Es mochten etwa zehn Minuten verfloßen sein, als der lange Wöler als letzter Nachzügler sich einstellte und seinerseits noch eine Runde Bier bestellte, da das Fäßchen bereits leer war. Die Unterhaltung war bald flott wieder im Gang und der Was hat wiederholt, weniger laut zu sein, da er sonst ein Strafmandat zu gewärtigen habe.

Da! Was war das? Wupp! Das Gas ist ausgemacht. Der Witt hat's gemacht, indem er mürrisch senzt: „Do hammer de Räge.“

In ägyptische Finsternis gehüllt, lautlos, mit angehaltenem Atem sitzt die Tafelrunde, während sich an der Haustüre ein leises, allmählich stärker werdendes Pochen bemerkbar macht.

„Zupp, hör ens, wä dat est!“ erjucht der Was den „Zappjong“, der sich leise nach vorn bemäht und im Flüsterton Unterhandlungen mit draußen anknüpft, denen auch sein Prinzibal aufmerksam lauscht. „Et est e Frauenzemmer,“ meldet der Zupp.

„E Frauenzemmer? medden en der Nacht? Maaf ens op!“ befiehlt der Was, indem er im Hinterbüchsen rasch das Gas wieder aufzünden läßt. Leise hört man die Haustüre gehen, einen schlurfenden Schritt im Hausflur und — alle guten Geister — beinahe wäre der starke Mann aus der Hfcep-

provinz vor Schred vom Stuhle gefallen. Ach, die Gattin ist's, die teure. „Marie!“ schreit er entsetzt, „was ist passiert?“ In der Nachtjade, ein Tuch umgeschlagen, einen roten Untertod bis an die Waden, die nackten Füße in Filzpantoffeln, das Haar in Strähnen um den Kopf und in einem kurzen Zopf im Nacken, steht die teure Gattin da, ein Bild zum Erbarmen. Es dauert geraume Zeit, ehe sie sich der peinlichen Situation, die ihr in dieser ungewohnten Umgebung ihr Neglige bereitet, einigermäßen gewachsen zeigt.

Dann aber bittt sie ihr Köpfchen verschämt an der Schulter des inzwischen aufgesprungenen Gemahls. „Ach Fott, nee“, schluchzt sie, „wos hob ich um dich für Bonge gehobt. Nee, nee!“ „Du host Bonge gehobt?“ fragt geängstigt der zärtliche Ehegatte, „was ist denn passiert?“

„Passiert is nixt; ich hatte noch bis um zwölfe genäht an deine Echizen un uff dich gepast. Da bin ich schlofen gegongen; eben bin ich eingemakt, da jest de Klingel. Ich denke, du bist's, host'n Schlüssel verlore, mach's Fenster uff, da steht a Härre, a feiner, nobler Herre unten un frogt, ob ich die Frau M. bin. Ich soje jo, un do sojt er: Ihr Mann looft mit'n Ziegelsteen durch de Altestadt.“

Eine unbändige Heiterkeit, der sich selbst der ängstliche Was nicht entziehen kann, bricht los. Und als der galante Ehemann mit seiner bessern Hälfte unter Verzichtleistung auf eine neue Runde Abschied genommen, wischt sich der Was die Tränen von der Wange und sagt:

„Wer mag dat gedonn hann? De arm Frau! De memten natürlich, ihre Mann wör übergeschnäpp oder wollt eene kapott mafe. Wer mag dat gedonn hann?“

Einer aber saß da, der wußte ganz genau, wer dat gedonn hatte und die andern konnten sich's denken. — Ja, diese Wöler!



Herr Karl Kraß-Elberfeld und die „denkenden“ Pferde Muhamed und Paris, die angeblich mathematische Aufgaben zu lösen vermögen.

Phot. Alma Bender, Elberfeld.

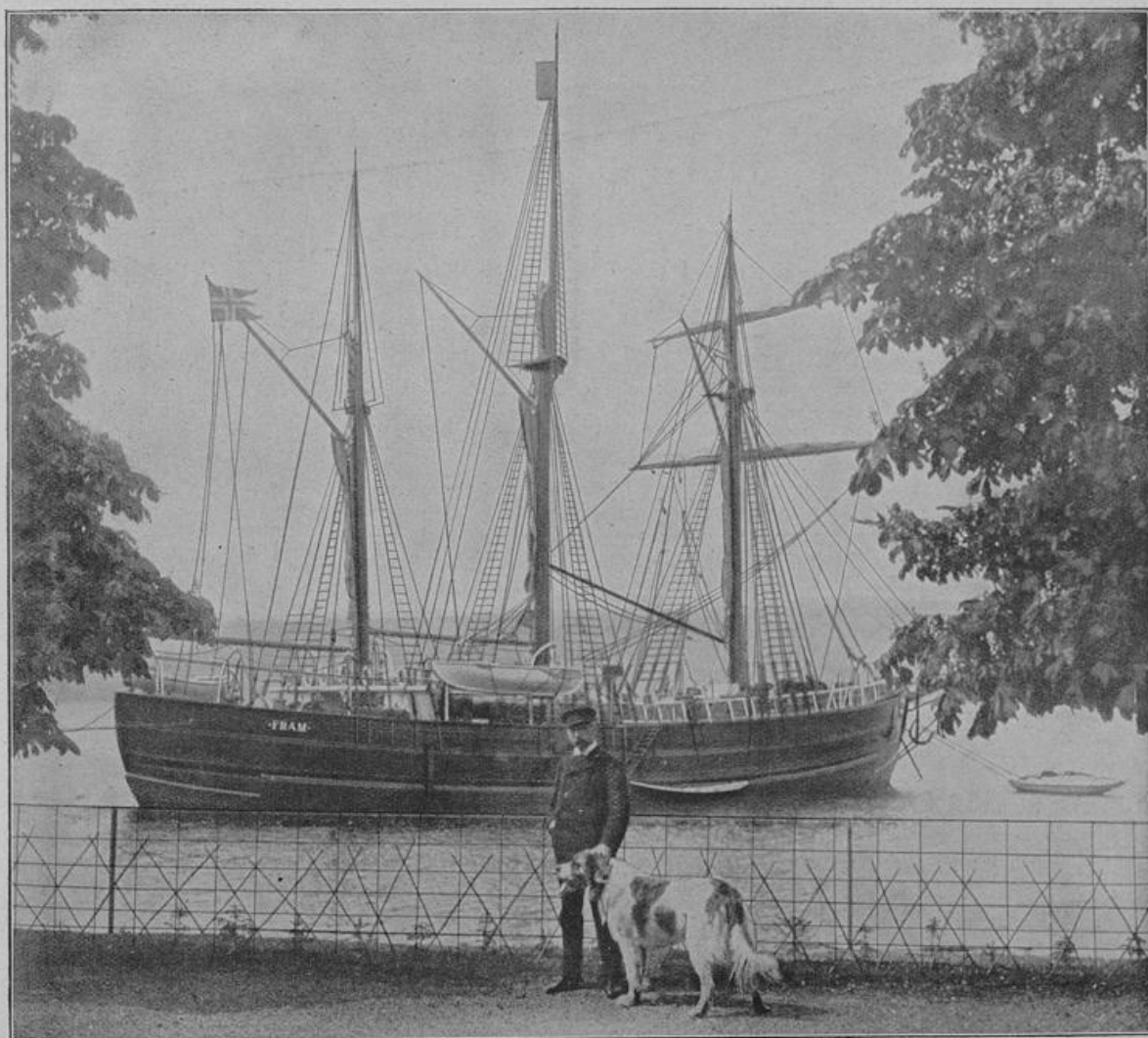
Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 12.

Düsseldorf, 25. März.

1912.



Roald Amundsen, der Entdecker des Südpols.

Charles Trampus, Paris.

Der norwegische Kapitän Roald Amundsen schickte von Hobart (Tasmanien) ein Kabeltelegramm an seinen Bruder, daß er vom 14. bis 17. Dezember 1911 am Südpol verweilt habe. Das hier abgebildete Schiff ist die „Fram“, jenes glückhafte Schiff, das auch Nansen und Sverdrup trug.

Der gräfliche Besuch.

Eine Geschichte aus Slavonien. Von Koda Koda.

1. Kapitel.

Bei den Güteragenten von Wien und Budapest bildete Dobrowiza eine stehende Kundin. Wenn irgendein Kaufslüfter den Wallern wider den Strich ging, empfahlen sie ihn aus Nahe nach Dobrowiza in Slavonien. Ja, dieses Dobrowiza! Seit zehn Jahren verschob die Besitzerin, Frau Philippine, Witwe des weiland Herrn Habicht Ritter v. Habichtshorst, alle Reparaturen an den Gebäuden, alle Neuanschaffungen für die Wirtschaft, weil man doch — „heute oder morgen“ verkaufen würde.

Und Kaufslüfter gab es immer. So oft Mischla, der Ritter v. Habicht'sche Parabelutscher, die einen auf die Bahnstation zurückfuhr, brauchte er nur bis zum nächsten Zuge zu warten, um unfehlbar abermals Käufer für Dobrowiza anzutreffen. — Doch auch die zogen bald wieder ab, wenn sie die verlotterte Wirtschaft zu sehen bekamen.

Wieder einmal stand vor der Veranda im Parke der Viererzug.

Die Vorauspferde, Berwalters braune Gänle, zogen ihre traurigen Kameraden an der Stange, dazu noch einen Krenser, den die boshafte Welt Leichenwagen benamste. Er bog wohl etwas nach links, das kam von den schwachen Federn.

Der junge Herr v. Habicht musterte, die Hände tief in den ungarischen Taschen seiner Hirschlederhose vergraben, das Gefährt. „Mischla,“ sagte er beinahe bewegt, „Mischla, geben Sie acht! Wie leicht kann mit vier Pferden ein Malheur geschehen.“ „Sei'n S' ruhig, Ew. Gnaden, die geh'n wie die Lampeln (Kammer).“

„Sie fahren und bringen den Grafen Karaszky und zwei andere Herren. Wenn der Zug da ist: grüßen, melden, Gepäck aufnehmen, gut fahren!“ beehrte der junge Herr.

Mischla brummte etwas und trottete mit seinen Gänlen davon. — Ernst sah ihm noch eine Weile besorgt nach, machte dann lehrte und trat in den Flur des Kastells. — Dieser Flur wurde, wenn Gäste, das heißt Käufer da waren, Jagdsaal genannt und war, um diesen Namen zu verdienen, mit etlichen Rehridden, einer ausgestopften Gule und zwei Bogelflinten geschmückt. — Mama und Geschwister v. Habicht saßen um den Tisch und schlürften langsam ihren Tee.

Mama war das, was man eine noch recht hübsche Frau nennt. Tiefe, dunkle Augen und eine schön geschnittene, aristokratische Nase machten das Gerücht begreiflich, der alte Herr habe sie, bevor er noch Millionär und Ritter geworden, aus Liebe geheiratet.

Rosa, die Älteste, war beinahe großjährig. Ein zarter Pfirsichsbaum umgab ihr ländlich gefärbtes Gesicht, und ihre Geistesgaben

ließen erwarten, daß sich aus diesem Flaume mit der Zeit Federn entwickeln würden.

Die Jüngste, ein Ebenbild der Mutter, hatte schon in einer wappengeschmückten Wiege gelegen und hörte auf den Namen Maria Theresia. Rosa wollte wissen, wann der Graf wohl kommen würde.

„Gegen elf. Ich möchte, daß man ihn möglichst familiär behandle und möglichst wenig von Geschäften rede,“ predigte Ernst und klopfte sein Ei auf. „Maria Theresia, ist anständig! Ein elfjähriges Mädchen leckt nicht mehr den Honig von den Fingern. — Daß du dich nett benimmst, wenn der Graf da ist!“

„Nimm dich zusammen, Maria Theresia!“ mahnte auch Mama. „Und antworte Französisch!“ rief Rosa. „Morgens fragst du: Comment vous portez-vous, cher comte?“ — Maria Theresia leckte ihren Honig weiter.



Der Kohlenarbeiterstreik im Ruhrrevier: Am Eingang der Besse Alma, (Berl. Ill.-Zef.)

einer der größten des Ruhrreviers, hat der Regierungspräsident von Amsberg Aufrufe anschlagen lassen, in denen er die streikenden Bergleute zur Ruhe und Besonnenheit auffordert und bekannt gibt, daß bei Ausbruch von Unruhestörungen die zahlreichen dorthin beorderten Schutzleute sofort von der Schußwaffe Gebrauch machen.

„Comment vous portez-vous, cher comte?“ — „Merci bien, mademoiselle si—si,“ antwortete Karaszky lächelnd, während Rosa ihr Schwesterlein ungnädig in den wieder einmal zum Jagdsaal beförderten Flur schob. — Inbald führte Mama den Grafen unter zahllosen Nebenarten weiter.

„Die Damen verzeihen — aber — Herr v. Habicht ist wohl so gütig, mir mein Zimmer zu zeigen. Der lästige Reisesaub...“

„Ernst, zeig' dem Herrn Grafen — aber nicht wahr, Herr Graf, Sie entschuldigen? Die Zimmer sind ganz einfach, wir wollen auf Dobrowiza, das so ganz abseits von Wien liegt und uns nur als verstedter Landaufenthalt dient, nicht viel verwenden,“ rief Mama.

In der Tat besaß Frau Philippine von Habicht ein sehr schönes Palais in Wien, das ihr Seliger seinerzeit aus dem Holztrach für seine Familie gerettet hatte.

„Ich bitte sehr. A la guerre comme à la guerre. — Eine pompohafte Einrichtung würde ja den idyllischen Eindruck des Landlebens zerstören. Ich küsse den Damen die Hand — auf Wiedersehn!“

Er verschwand mit Ernst durch eine Glastür in einen langen Korridor, an dessen Ende die beiden Fremdzimmer lagen. „Süßberber Mensch. Reizender Mensch,“ sagte Frau Philippine.

In der Mittagsglut zottelte der Viererzug zum Dombrowizaer Fakttor herein.

Nur ein Herr war gekommen: Graf Stenio Karaszky, ein hoher, brünetter Mann in der Mitte der Dreißig, trotz mühselig aus dem Leichenwagen und Schritt auf die Familie Habicht zu, die ihn an der Veranda erwartete. Ernst war ihm entgegengeeilt und stellte ihn den Damen vor. Ein Mondeslächeln glänzte auf ihren Gesichtern. — Maria Theresia reichte ihm die Hand und sagte:

Rosa sank stöhnend auf den Divan. „Ja, aber mein enges Kleid habe ich mir feinetwegen angezogen und dazu noch eine Stunde zu früh geschlossen.“ — Plötzlich gewann sie Leben und schlug die Hände zusammen. „Unsere Maria Theresia — ist das aber eine Gans!“ rief sie. „Du albernes Ding! Zu Mittag wäre das am Plage gewesen. Zu Mittag hättest du ihn fragen können.“

Die Kleine stand am Fenster und malte mit den beschmutzten Fingern eine Frage auf die Scheiben, die vielleicht Rosa darstellen sollte.

Sechzig Minuten vergingen, und der Graf erschien in tabellojem Gesellschaftsanzug, parfümiert und frisiert wie zu einem Hoffest.

„Ist der aber schick!“ raunte Mama voll Bewunderung.

Als Maria Theresia ihm die Hand reichte, tat sie die teilnahmsvolle Frage: „Comment vous portez-vous, cher comte?“

„Mais, mademoiselle, n'avez-vous pas appris une autre phrase?“ rief er erstaunt.

Rosa fuhr der Kleinen über das lange, englisch gestuhte Haar und sprach sanft: „Sie macht manchmal solche Kindercherze, unsere Kleine.“ — Im Innern lodzte sie vor Wut.

Stenio Karazyz setzte sich an Rosas Seite und war so lebenswürdig und galant, wie man sich's nur wünschen konnte. Auch Mama kriegte ihr Teil ab. — Von dem weißen Tischuch hoben sich Karazyz

Hände grell ab. Wenn man sie noch so nachsichtig beurteilte — aristokratische Formen konnte man an ihnen nicht entdecken.

„Viel Hochwildjagd mit Kälte und Kletterpartien in den Pyrenäen, Alpen und im Kautajus, dann eine Liebe zu den Pferden, wie ich sie habe — und das Parte verschwindet“, bemerkte Stenio, der das Gespräch selbst auf dieses Thema gelenkt hatte.

„Welche besondere Vorliebe haben Sie denn, Herr Graf?“ fragte Ernst neugierig.

„Lassen Sie sich ein Beispiel erzählen! Vor sieben oder acht Jahren kaufte ich ein Pferd aus dem Esterhazy'schen Gestüt, einen Alpha, Sohn von Usque II. Der Kerl ist nicht zu beschlagen. Der

Hufschmied im Verein mit meinem Trainer versuchen es auf alle Art, Aldamajch läßt nicht mit sich parlamentieren. — Was tun? — Ich lerne selbst beschlagen, und jetzt geht es prächtig. — Die Sache gefällt mir — Sie werden es kaum glauben. Kurzum, wenn es mir in Wien zu faß geworden ist und ich auf Noblhof, meiner steirischen Besitzung, weise, können Sie mich tagelang, trotz einem Schmiedegesellen auf der Beschlagbrüde arbeiten sehen.“

„Neuerst interessant.“

„Na, Rosa, für dich wäre es sicher nicht interessant“, rief Maria Theresia geringschätzig, „du weichst ja jedem Pferd wie einem Gespenst aus.“ — Ernst trat ihr unter dem Tisch auf den Fuß.

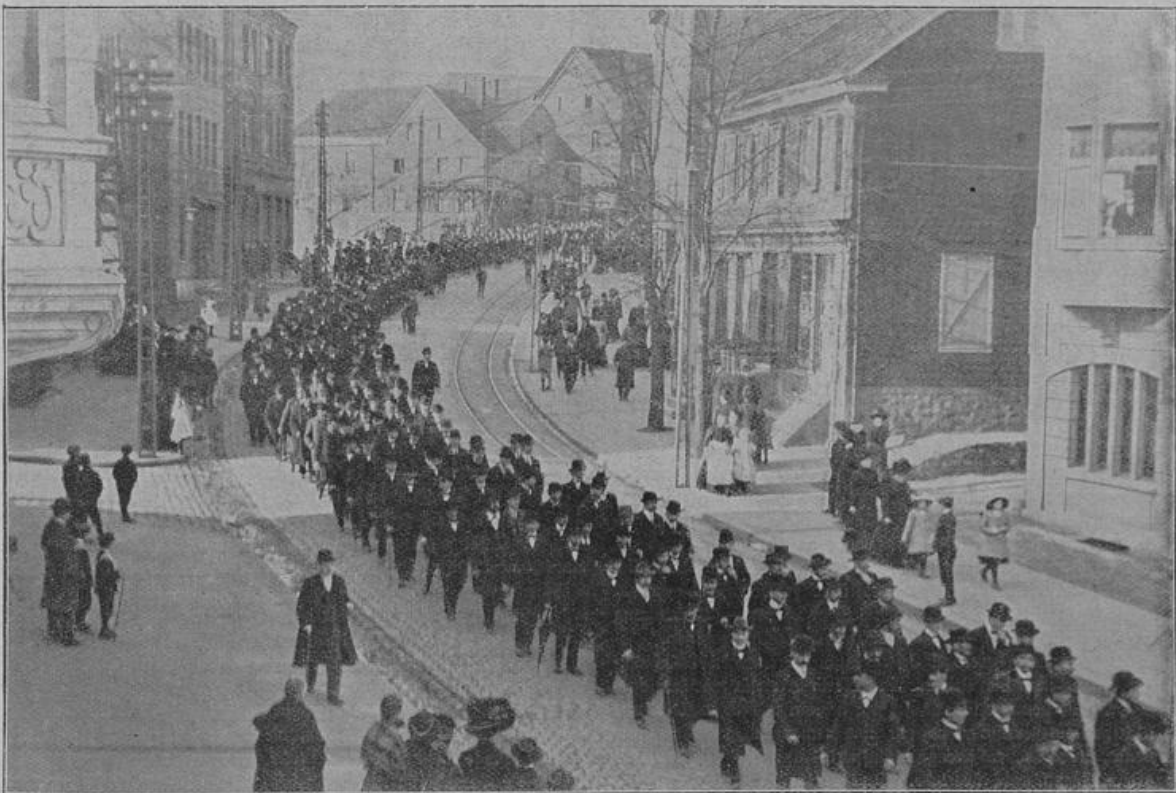
Unter der Erde.

Im Schram liegt Hauer Wilms — bald ist es Schicht,
Dum sitzt er wacker jetzt noch seine Pflicht.
Da hört er fern, wie eine Stimme schreit:
Ist's noch nicht Zeit? —

Aha, denkt Wilms, mich ruft der lange Christ,
Was doch der Alte heute eilig ist.
Und wiederum dieselbe Stimme schreit:
Ist's noch nicht Zeit? —

So geh doch, Alter, murmelt Wilms und haßt
Mit seiner Schrämhau weiter fort im Takt,
Doch lauter jetzt zum drittenmal es schreit:
Ist's noch nicht Zeit? —

Da springt der Hauer auf — es war sein Glück,
Denn nieder bricht das ganze Kohlenstück. —
Wer aber war's, der aus den Klüften tief
Ihn vordem rief? S. Kämpchen †.



Bestattung des Bergmannsdichters Heinrich Kämpchen, der in Linden a. d. Ruhr (65 Jahre alt) starb. An dem Leichenzug nahmen etwa 4000 Personen teil. Phot. Untermann, Bodum.

„Kinder reden, wenn sie gefragt werden,“ schalt Mama vom Präsidentensitz.

„Ernst,“ flüsterte Maria Theresia dem Bruder zu, „wir können, wie in der Schule, immer zwei Finger in die Höhe heben, wenn wir etwas wissen.“

Der junge Chef des Hauses zuckte unmutig die Achseln. Er verschmähte zwar mitunter nicht, mit der Jüngsten über Nofa zu wipeln, heute aber wollte er würdevoll und gefest erscheinen.

„Dobrowiſa hat eine wunderschöne Lage, und soviel ich längs der Straße gesehen habe, leichten humusreichen Boden, der sich sehr gut für Zuckerrüben eignet.“

„Sie irren, Herr Graf,“ entgegnete Ernst. „Unser Verwalter sagt, der Boden sei für Rüben zu schwer. Es ist auch keine Fabrik in der Nähe.“

„Dobrowiſa ist groß genug, mein lieber Herr v. Habicht, um allein eine Zuckerrübenfabrik zu versorgen. Es ist leichter Boden da.“

„D gewiß,“ mischte sich Frau Philippine drein. „Doch, Sie kennen

Frau Philippine faltete ihre Briefe zusammen. „Onkel Joseph mit der Tante und den beiden Kindern kommt morgen mit dem Eilfuhrzug.“

„So . . . Was fällt ihnen denn plötzlich ein?“ fragte Nofa gebedht.

„Er ist gerade in Wien.“

„Kommt Senta Margareta auch mit?“ forschte Maria Theresia.

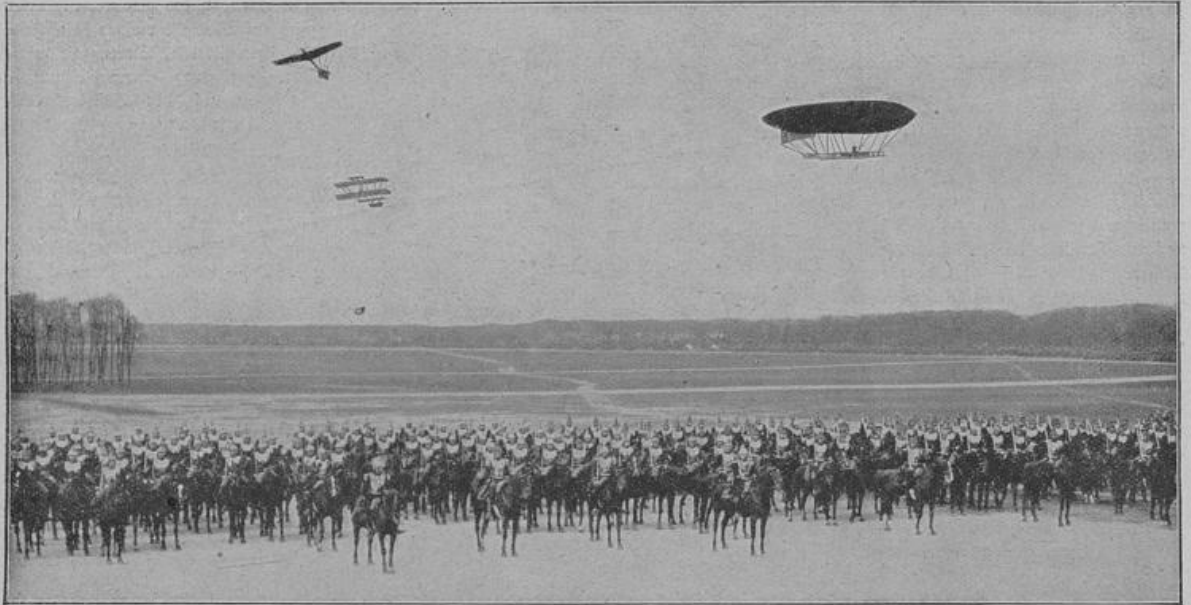
„Ja. Und dein Cousin Günther.“

„Auch ich werde sie um Gastfreundschaft für drei Herren auf einige Tage bitten müssen,“ sagte Stenio Karaszy. „Es ist mir peinlich, Ihre außerordentliche Güte, gnädigste Baronin, in so hohem Maße in Anspruch nehmen zu müssen — aber — à la guerre comme à la guerre.“ Das war offenbar sein Lieblingszitat.

„Es wird mir ein Vergnügen sein, Herr Graf, Ihre Gäste zu empfangen,“ beeilte sich Frau v. Habicht zu versichern.

„Doch sie selbst bekommen Besuch, wenn ich recht gehört habe; da kämen die Herren ungelegen. Vielleicht läßt sich . . .“

„Nein, nein. Bemühen Sie sich nicht, lieber Graf! Ich erwarte



Von der Frühjahrs-Revue der Pariser Garnison

Int. Ill.-Agentur, Berlin.

auf dem Manöverfeld von Vincennes, an der neben Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Geniekorps auch die „fünfte Waffe“ in Form von zwei Lenkbalkons und acht Flugmaschinen teilnahm. Veranlaßt war sie vom Kriegsminister Millerand, dem ehemaligen sozialistischen Agitator, um die Kriegsbereitschaft der Rekruten nach dem Drill dem Publikum in ostentativer Weise vorzuführen.

ja das Kreuz, das man mit den Verwaltern hat. Alles geht nicht, alles ist unbrauchbar.“

„Ich leite meine Wirtschaft selbst,“ sagte Karaszy, „die Verwalter haben nur meine Befehle auszuführen.“

„Lassen Sie die Geschäfte für später,“ sagte Maria Theresia und drückte eine Ananasmandel mit dem Ellenbogen auf.

„Sie haben recht, Baronesschen!“ rief Stenio und schüttelte sich vor Lachen. Er hatte die Familie taxfrei in den Freiherrnstand erhoben.

„In Gesellschaft so schöner und liebenswürdiger Damen — (Verbeugung gegen Mama und Nofa) — sollte man die Geschäfte vergessen.“

Die Post wurde hereingebracht. Unter allgemeinen Entschuldigungen öffnete man die Briefe. Nur Maria Theresia war leer ausgegangen. Sie benutzte die Pause, um sich ein mächtiges Stück von der Gasttorte zu Gemüte zu führen. Die Arme stand, was das Essen anbelangt, unter Mamas strengster Aufsicht, damit sie ihren angeblich so zarten Magen nicht überlade. In Wahrheit konnte die Kleine kaumswerte Mengen der unverdaulichsten Nahrungsmittel ohne Schaden vertilgen.

nur meinen Schwager und die Schwester, Dattels aus Prag. Sehr bescheidene Leute,“ lezte sie etwas verlegen hinzu. „Und Platz haben wir ja genug.“

„Ich bin sehr, sehr froh, daß ich Ihnen nicht im Wege bin.“

„Aber, lieber Graf!“

Die Tafel wurde aufgehoben, und man trat in den Salon, wo der schwarze Kaffee serviert war. — Maria Theresia mochte auch ein Täschchen haben.

„Mein Kind, was fällt dir ein?“

„Nur eine halbe Schale,“ bettelte die Kleine.

„Nein, du bekommst nichts,“ sagte Nofa. „Kinder dürfen das nicht trinken.“

„Wenn ich mit Maria Theresia bitte, Baroness . . .? Geben Sie uns doch ein halbes Schälchen, wir sind ja schon groß,“ sagte Graf Stenio und legte durch eine Sekunde seine Rechte auf Nofas Hand.

Sie erwiderte heftig. „Weil du solch einen gewichtigen Fürsprecher hast . . .“ Damit schenkte sie die Tasse voll und süzte den Mokka noch gehörig, ehe sie ihn der Kleinen Schwester reichte.

Maria Theresia zog sich mit strahlendem Lächeln in den großen Sessel neben Stenio zurück. — Karajzy hielt ihre Schultern umschlungen. Die glänzend schwarzen Loden verhüllten beinahe ihren Kopf, der immer mehr zurücksank, bis er ganz in seinem Arme ruhte.

Als es kühler ward, ging die Familie Habicht mit ihrem Gast in den Park; ein wenig verwilbert sah es hier zwar aus, aber prächtige

alte Eichen und Kastanien machten das weit. Das Glasstück der kunstlosen Rabatten bildete eine große, etwa 40-jährige Aloe. — Rosen blühten allenthalben, man achtete ihrer nicht. Nur die kleinste der Gesellschaft brach einige vollerblichste von den Bäumchen, um sie ihrem großen Freund zu geben. Er dankte beinahe gerührt und bot den Damen von seinem reichen Vorrat an. Rosa bekam eine purpurrote.

„Ernst, bring mir mein Umhängtuch, ehe es noch kalt wird!“

Maria Theresia, zieh dir etwas an und erkälte dich nicht!“ — „Aber Mama, es ist noch so heiß.“ — „Dein Kleid ist leicht.“

„Wenn man so jung ist und so viel umherpringt,“ verteidigte sie Stenio, „braucht man nicht eingepackt zu sein, Baronin. — Ah, eine Kegelbahn ist auch da!“

„Wollen wir spielen? Du auch, Mama? Sie auch, Herr Graf? Rosa, du auch?“

warb Maria Theresia eifrig.

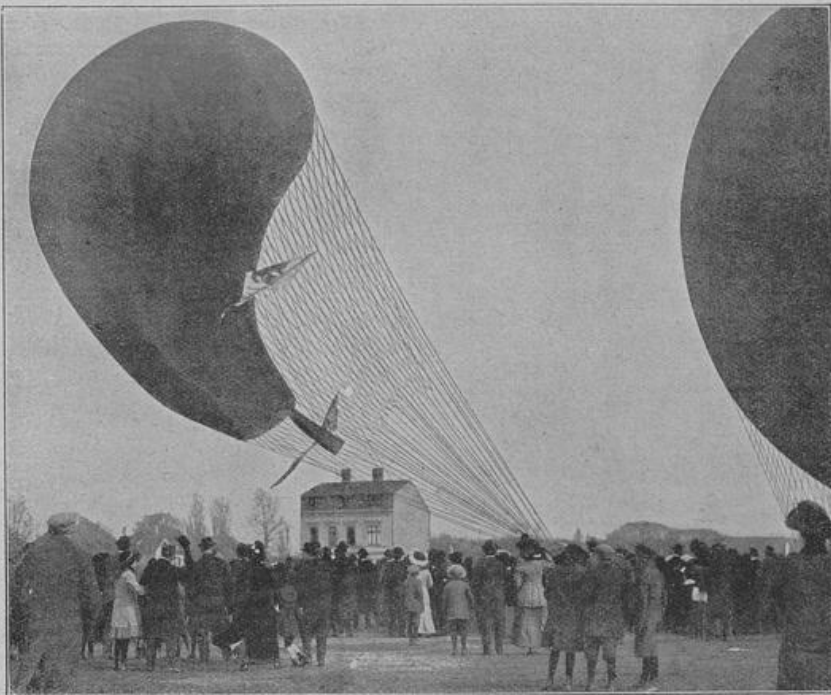
„Natürlich, ich spiele ja passioniert.“

„Sie spielt sonst nie,“ flüsterte die boshafte Kleine Stenio zu, „weil sie zu fest geschnürt ist und beim Bücken so rot wird wie ein Indian.“

Karajzy lächelte und legte einen Finger an den Mund.

„Rosa, mein Kind,“ rief Mama, der das auch eingefallen war, „willst du dich nicht vorher umleiden?“

Fräulein von Habicht tat, als habe sie nicht



Ballonfuchsjagd mit Automobilverfolgung in Grefeld am 10. März.

Phot. M. S. Deij Dias, Amsterdam.

Oben: Ballon „Düsseldorf II“, der ursprünglich als Fuchs dienen sollte, doch kurz vor dem Start infolge Reißens des Korbringes beschädigt wurde und entleert werden mußte. Unten: Von links nach rechts: Mag Kayser, Professor Cassable (mit Schlapphut), Otto Schröder und Leutnant Stach v. Goltzheim.

gehört. — Das Spiel nahm seinen Anfang und Fortgang, man kam in Stimmung.

Neun Uhr am Abend, das Souper war vorüber. — Man sprach von dem und jenem.

„Ich vermisse eher in Wien das Landleben,“ versicherte Karaszy, „als auf Möbblhof, Pagolize — meinem Gute in Polen — oder Metfalu es liegt im Torontaler Komitat — Wien. Freilich den ganzen Zauber des Landlebens habe ich noch nicht empfunden; denn . . . ich bin allein.“

„Ist Ihre Schuld, Graf,“ sagte Ernst und füllte Stenios Glas mit Rotwein. „Eine Frau — haha — findet man bald.“

„Ich werde finden, Herr von Habicht!“ erwiderte Stenio bestimmt, und sein lobender Blick irrte von Mutter zu Tochter.

Eine Pause entstand. — Dann sprach Mama von Habicht sinnend: „Wir haben ja auch wenig Gesellschaft.“

„Nix zur Unterhaltung,“ klagte Maria Theresia.

„Morgen will ich, nix sein, kleines Fräulein, und Sie amüsieren! Aber ich darf die Damen nicht länger stören,“

— Stenio erhob sich — „wir zwei, Baron, kneipen noch ein wenig zusammen, wenn es Ihnen recht ist. Und morgen mit dem frühesten geht es hinaus, vorausgesetzt, daß Sie kein Langschläfer sind.“

„Ernst, trink nichts mehr! Du weißt, Kind, daß du nichts verträgst,“ mahnte Mama ihren Ältesten heimlich, ehe man sich allseits „Gute Nacht“ wünschte.

2. Kapitel.

Der Tau lag noch auf Blüten und Gräsern. — Maria Theresia lief eilig von einem Rosenbusch zum andern. Sie war ganz leise aufgestanden und in ihr Hauskleidchen geschlüpft, um ihrem Freund Stenio einen duftigen Morgengruß neben den Frühstücksteller legen zu können.

Unter dem Kastanienbaum war der Tisch gedeckt. Maria Theresia sah von fern zu, wie ihr Bruder und der Graf sich niederließen, wie Karaszy erstaunt die Rosen beroch, und ihr kleines kindisches Herz klopfte freudig ob der gelungenen Ueberraschung. — Da hatte Ernst auch schon sein Schwesterchen bemerkt, und sie mußte näherkommen.

„Baroneschen, haben Sie mich so erfreut?“

Sie nicht stumm.

„Was ist denn heute mit dir los? So früh aufgestanden? Sonst schläfst du bis Mittag,“ rief Ernst.

„Ich wollte nicht mehr im Bett bleiben; es war mir zu langweilig.“ Sie setzte sich zu den Herren.

„Willst mitfahren? Wenn du brav bist — wir nehmen sie mit. Nicht, Herr Graf?“ sagte Ernst gönnerhaft.

„O gewiß, gewiß. Damengesellschaft erfreut das Herz.“

„Ich möchte ja so, so gerne fahren, aber Mama erlaubt es nicht.“

„Die fragen wir gar nicht. Fürchte dich nicht, ich nehm's auf mich! Hol' deine Zäde!“

„Wir legen einen Brief mit der Nachricht her, daß wir Sie zum Mitfahren gezwungen haben. Wird das genügen?“ sagte Karaszy und riß aus seinem Notizbuch ein Blatt, um das Schreiben zu verfassen. — Als es gefertigt war — selbst Maria Theresia hatte in großer Rinderschrift ihren Namen daruntergesetzt — fuhr der Jagdwagen vor.

„Bist du fertig, Mizzl?“ frag Ernst.

„Ah, es gibt also doch die Abkürzung für ihren Namen.“

„Ja, aber nur bei Ernst. — Mama und Rosa mögen es nicht haben.“

Ueber Stenios Gesicht huschte es spöttisch.

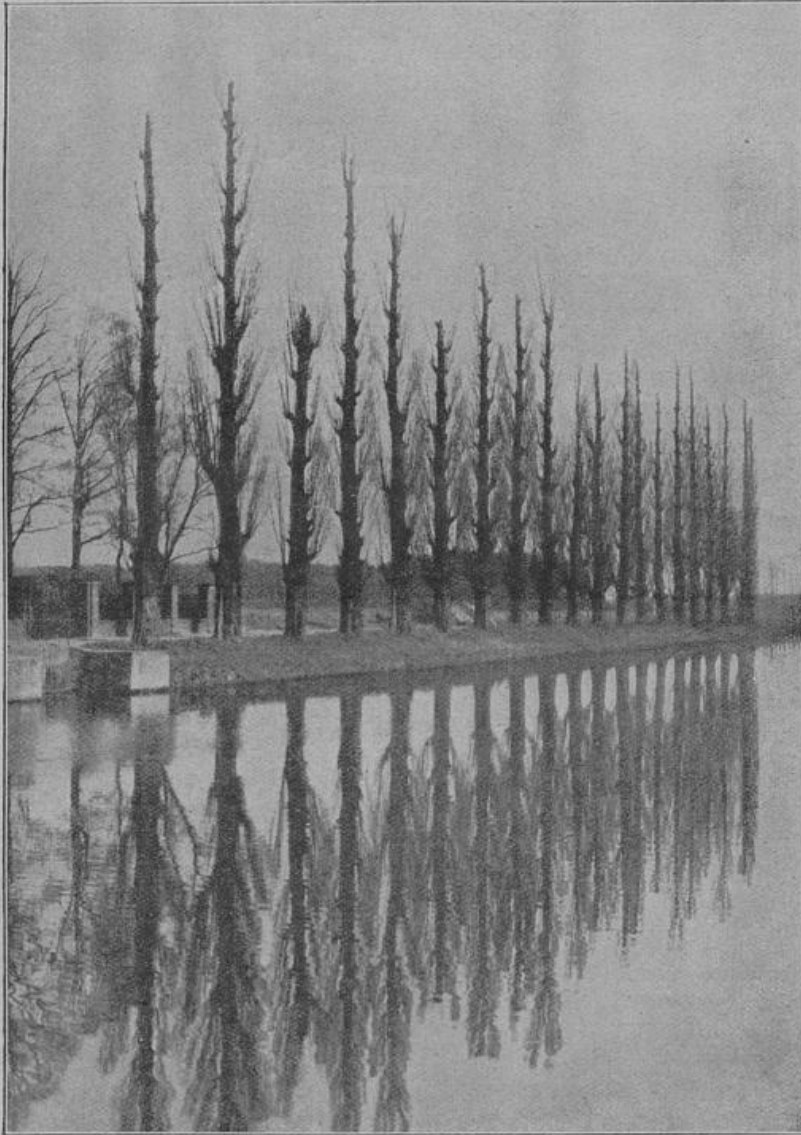
Frau v. Habicht und Rosa erhoben sich gegen neun Uhr. — Wozu sollte man früh aufstehen, wenn man allein ist? — In weniger Kleidern als bequemen Kostümen erschienen die beiden Damen im Garten. Sie waren von Maria Theresias Ausflug nicht besonders erbaut.

„Der Graf mit seinen aristokratischen Mäuren wird das Kind noch ganz verderben,“ klagte Mama. — Und Rosa hätte ein Schneekönigreich darum gegeben, zu erfahren, wieviel Ungehöriges die Schwester ausplaudern würde.

„Es ist beinahe unangenehm, daß Onkel Joseph gerade jetzt kommen muß.“

„Aber, Kind, was kann man machen?“

„Er hätte sich doch auch eine andere Zeit wählen können als die, wenn der Herr Graf da ist.“



Pappeln bei Linn (Gresfeld).

Dr. Erwin Quedensfeldt, Düsseldorf.

„Du, den wird er nicht genießen.“

„Aber wir müssen uns genießen. Er wird nicht um die Welt aufhören, von sich und seinen Geschäften zu sprechen.“

„Zum Glück ist der Graf ein sehr lieber, gebildeter Mensch,“ tröstete Frau Philippine.

„Reizend. Da sagt man noch, daß sich die Magnaten gegen jüngeren Adel hochmütig benehmen.“

„Mitter von' oder Graf von' ist kein Unterschied. — Weißt du, Rosa, da ist mir heut nacht eingefallen: der Graf ist schön, Geld hat er auch, er macht dir den Hof — vielleicht!“

„Ich bitte dich, Mama, sprich nicht davon; du streifst dem die ganze Poesie ab.“

Mama schwieg aus Hochachtung vor der Poesie. — — —

Stenio Karaszy

ließ Frau v. Habicht verständigen, daß seine Gäste abgefragt hätten.

„Wie rücksichts- voll!“ meinte Rosa. „Er hat ihnen sicherlich telegraphiert, weil Dättels kommen.“

So wurden denn die Zimmer für die Prager Verwandten in Ordnung gebracht. — Der Kreniser fuhr gegen Mittag wieder vor, diesmal nur mit zweien bespannt, aber mit vier Insassen beladet. Die zwei jüngsten Sprossen des Hauses Dättel fletxten mit ihren dünnen Armen und Beinen zuerst herab, hinterher Herr Joseph selber (er wog beiläufig 124 Kilo), dann seine bessere, aber schwerlich leichtere Ehehälft.

Der Herr, er sprach das Prager Deutsch, fiel „Piniuko“ um den Hals, schmatzte Küssen und Nichten ab und war höchst vergnügt, die lange Reise nach Slavonien überstanden zu haben. „Sind keine Telegramme von der Börse da?“ fragte er.

„Schredlich, schredlich sind meine Nerven von der Reise angegriffen, liebe Pini,“ seufzte Frau Klothilde Dättel. — Sie wurde von Rosa in ihr Zimmer geleitet.

„Wie ich höre, habt Ihr einen Käufer da,“ sprach Joseph und trocknete sich den Schweiß auf der Glatze.

„Ja. Woher weißt du das schon? Ein sehr netter Mensch, der Käufer.“

„Der Kutscher hat mir's erzählt. — Hat der Käufer aber Geld, mein Kind? Mit der Nettigkeit kauft man nichts. — Wer ist er denn?“

„Graf Stenio Karaszy, lieber Onkel,“ erwiderte Ernst mit erhobener Stimme und etwas ironisch — so, als wollte er sagen: „Sei ganz beruhigt, lieber Onkel! Er steht auf jenen Höhen der Menschheit, an die dein Urteil nicht hinanreicht.“

„No, siehst du, auf das gib ich nicht viel! Ich hab' schon Grafen gesehen, was nicht einen Heller in der Tasche haben.“

„Ich hab' sein Vermögen nicht nachgezählt,“ erwiderte Ernst gereizt.

Karaszy trat mit Rosa und Frau Dättel ein. Unmittelbar hinter ihnen stürmten Günther und Senta Margareta, beide mit blauen Matrosenkostümen angetan. — Maria Theresia schritt fein sitzsam an Stenio vorüber und streichelte eine Sekunde lang seine herabhängende Hand.

Joseph stupte, als er dem Grafen vorgestellt wurde. „Wem sehen denn der Herr nur ähnlich? Einem Bekannten — aber ich kann mich nicht entsinnen, wem. Oder habe ich vielleicht irgendwo die Ehre gehabt, mit Ihnen zusammenzutreffen?“

„Möglich, Herr Dättel, aber ich erinnere mich daran ebenso wenig wie Sie. Ich habe in der letzten Zeit in Wien, Nizza und Manocco

geweilt, von dort haben mich Buda- pester Agenten hierher gerufen. — Hüft das Ihrer Erinnerung nach?“

„Leider — nein. Nun, jedenfalls genieße ich augenblicklich das Vergnügen.“

Frau v. Habicht lud zu Tische.

Die jungen Dättels zeigten einen beruhigenden Appetit. — Maria Theresia saß links neben Stenio und vergaß ob dem Hochen auf die Worte, die er mit seiner Nachbarin Rosa sprach, schier das Essen.

Rosa war heute in der Stimmung, jedes Wort als Witz aufzunehmen und mit einem erstickten Lächeln zu begrüßen. Ernst nannte diesen Zustand gewöhnlich: „Rosa pläzt.“ Er flüsterte es auch Maria Theresia zu.

Nach Tisch zog sich der jüngere Teil der Tischgesellschaft in das anstoßende Zimmer zurück.

„Mir scheint es, Schwägerin Pina, der kauft nichts,“ sagte Joseph prophetisch.

„Woher wissen Sie das so bestimmt?“ erwiderte Philippine spitz. „Weil man nicht allein ein Gut anschauen kommt, wenn man Geld hat und ernste Absichten.“

„Der Ansicht bin ich auch, Schwesterlinko,“ stimmte Klothi bei. „Er hat aber gestern seinen Zentralinspektor, einen Defonomierat und seinen Bruder Bela Karaszy erwartet. Die Herren sind verhindert und haben ihre Ankunft auf die nächste Woche verschoben.“

Ernst kam herein. „Mama, es ist heute serbischer Feiertag, die Bauern tanzen oben vor dem Wirtshaus Kolo. Wir möchten hingehen, — du hast doch nichts dagegen?“

„Warum soll Mama etwas dagegen haben? Im Gegenteil — wir gehen mit,“ entschied Joseph eifrig.

Klothilde erhob sich seufzend. — Die Kinder sprangen voraus, und Stenio hörte die kleine Pragerin: „Mein Name ist aparter als deiner, sagt Mama.“



Interieur. Gemälde von Anton Hackenbroich, Düsseldorf, in Bestig J. M. der Deutschen Kaiserin.

„Meine Mama sagt aber, daß es deiner Mama nicht eingefallen wäre, dich anders als Ernestine oder Mathilde zu nennen, wenn ich nicht Maria Theresia hieße“ — entgegnete das kleine Fräulein v. Habicht, stolz bgrau, ein halbes Jahr länger einen originellen Namen zu tragen als ihre Cousine.

Stenio, der an Rosas Seite ging, mischte sich d ein: „Und außerdem heißen Sie klar nach unserer großen Königin, während man aus Fräulein Dättels Namen nicht klug wird, ob sie auf den Fliegenden Holländer wartet oder um den Trompeter von Säckingen trauert.“

Maria Theresia verstand nur halb und lächelte ihm doch dankbar zu. — Rosa aber ward wieder einmal pfingstrosenrot vor Wonne und Heiterkeit. — „Sehr gut, Herr Graf, Sie sind heute wieder köstlich.“

Einigermassen verblüfft antwortete Stenio: „Boshafte Schmeichlerin! Ich wollte, ich hätte Ihren Geist.“

„Will der Herr Graf ein Tänzchen wagen,
Soll er's nur sagen,
Ich spiel' ihm auf!“

Stenio lachte gezwungen mit, aber er verstand den Witz nicht. Er wußte auch nicht, woher sie zitierte.

Der Dudelsackpfeifer setzte mit seinem Spiel aus und sang:

„Meine Mutter liebt den dicken Birten
Und ich küsse unsern Schweinehirt.“

Der Chor wiederholte viermal mit dem Rehrim „hop salaj, pa salaj, cura nevaraj.“ — Eine feste Mädchenstimme tönte aus dem Kreis:

„Kriegte ich zum Mann einen Magyaren,
Könn' ich Tuch an meinen Röden sparen.“

Mit einem Blick auf die Herrschaften rief jetzt der Pfeifer:

„Einen Kreuzer geben arme Leute,
Der Herr Graf schenkt einen Gulden heute.“



Das Eisenbahnunglück auf dem Bahnhof Wittenberge.

Illustr. Photo-Verlag, Berlin.

Am 15. März in der dritten Morgenstunde war ein Postzug infolge Überfahrens des Einfahrtssignals auf dem Bahnhof Wittenberge gegen einen nach Lüneburg abgehenden Kohlenzug gefahren. Zugführer Delf vom Hamburger Postzug und Wagenwärter Ida wurden getötet, vier Zugbeamte verletzt. Drei Wagen brannten gänzlich aus, ein vierter wurde zersplittert; zwanzig Schweine wurden zerquetscht. Unser Bild zeigt die ineinandergesahrenen Lokomotiven, von denen die vordere gehoben wurde, rechts den unter dem Tender liegenden Kohlenwagen, links die ausgebrannten Postwagen, an der Erde viele Briefüberreste.

Man stand vor der tanzenden Gruppe. Die Mädchen und Frauen, in bunte Seide und Tschinar gekleidet, überwogen an Zahl im Reigen. Sie trugen Halsbänder von Dukaten und Theresientalern, die Frauen schwarzgrüne Entenfedern an den Schläfen. Alle waren dick geschminkt, die Mädchen überaus kunstvoll frisiert.

In der Mitte des Kreises wiegte sich der Dudelsackpfeifer.

Frau Philippine hielt ihr Häuflein zusammen. — „Bleibt da, Kinder, mischt euch nicht unter die Leute!“

„Will der Herr Graf...“ begann Rosa, drohte aber in einem Lachanfall zu ersticken.

„Nun, was denn?“ forschte Karajsh lächelnd.

Rosa schnappte nach Luft und schüttelte sich immer noch. Es mußte ihr etwas ungemein Komisches eingefallen sein. Sie versuchte weiterzusprechen: „Will der Herr Graf... — ach — ich kann nicht, ich — ich muß — so sehr — lachen.“

Maria Theresia schlug Rosa teilnahmsvoll mit den Fäusten in den Rücken. Das wirkte beruhigend, und sie konnte endlich sprechen:

Stenio hatte nur „Gros“ und „forintu“ verstanden und warf zwei Silbergulden in den Hut des Pfeifers. Hinterher glitten ein paar Sechser aus Ernsts Hand. — Man kann nicht mehr tun, wenn Mama mit dem Taschengeld so knapp ist.

Sie standen schweigend da und hörten und sahen zu.

„Günther,“ rief hinter ihnen Onkel Joseph, „pod sem! Boze, dite, nebehej prad!“ (Komm her, mein Kind, lauf' nicht soviel umher!)

„Ihr Onkel ist Tische?“ Rosa fing helllaut zu lachen an.

„Ja, was ist Ihnen denn, Baroness?“

„Ach, ich erinnere mich — an — an das: Will der Herr Graf ein Tänzchen wagen.“

Maria Theresia rief Stenio an und sagte leise: „Was? Ist das eine Gans.“

Joseph gab das Zeichen zum Ausbruch. Er hatte einen Wolfshunger. Diesmal blieb er mit Ernst zurück.

„Ich bitt' dich, Ernst, ist euer Graf da, um Dobrowiza zu kaufen, oder macht er nur der Rosa den Hof?“ (Schluß folgt.)

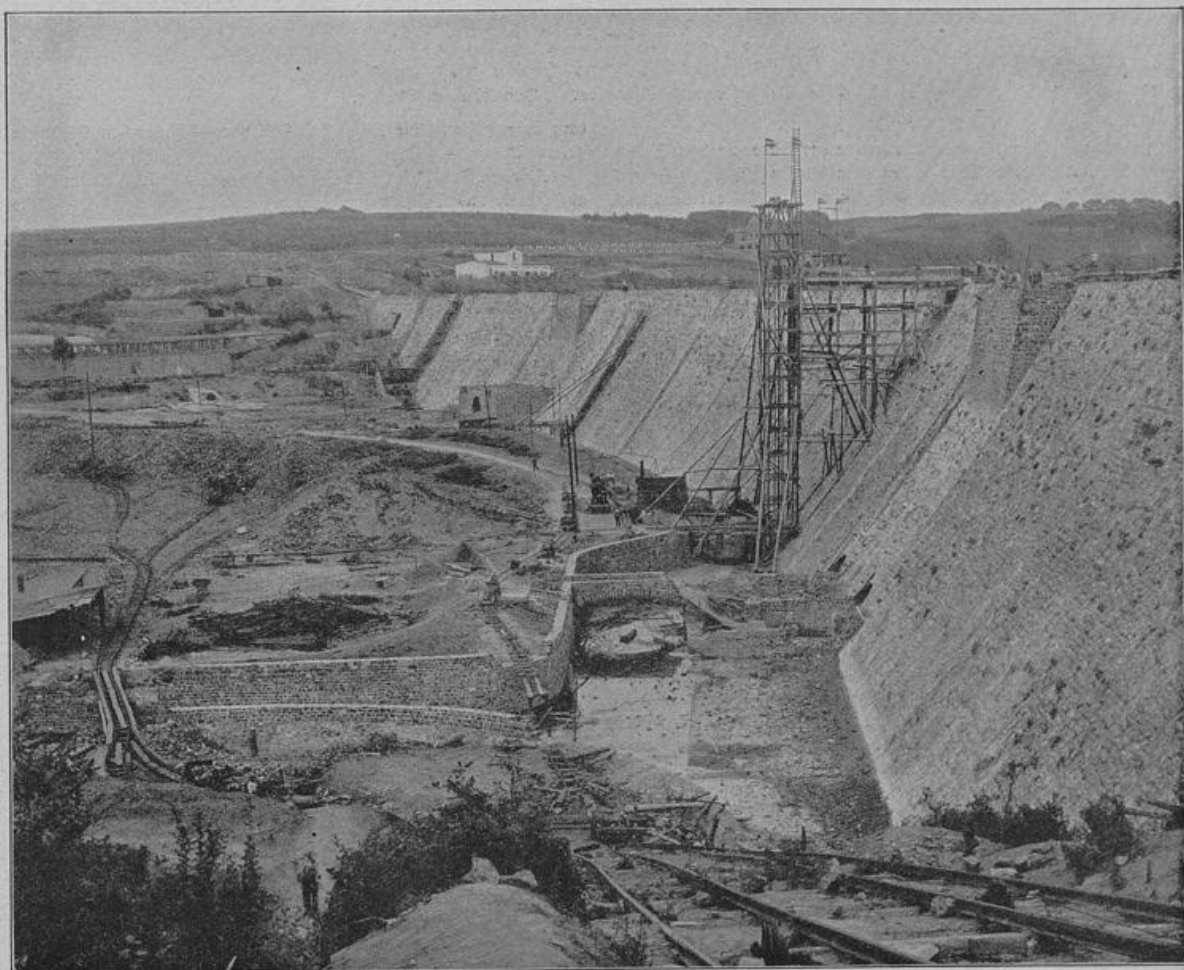
Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 15.

Düsseldorf, 30. März.

1912.



Die Röhnetalsperre.

Die Röhnetalsperre wird an der Stelle errichtet, wo die aus dem Arnberger Wald kommende Heve in die Röhne mündet. Oberhalb der Mauer entsteht durch die Vereinigung der beiden Täler ein Kessel von 2,5 km Breite; weiter nach Osten teilt sich das künftige Seebecken in zwei Arme und erstreckt sich im Röhnetal auf etwa 10 km Länge. Die Dörfer Kettlerteich, Delecke und ein kleiner Teil von Körbede

und Stockum fallen dem See zum Opfer. Die überstaute Fläche beträgt 1016 ha, die zu erwerbende Fläche 1100 ha, wofür etwa 7,8 Mill. Mark an Grunderwerbskosten aufzuwenden sind. Das gefüllte Staubecken wird im Röhnetale bis Wöllinghausen reichen und eine Länge von 10,5 km, im Hevetale eine solche von etwa 5 km erhalten. Gebaut wird diese Riesentalsperre durch den Ruhrtalsperren-

Verein in Essen, der Vereinigung sämtlicher kommunalen, privaten und industriellen Wasserwerke des Ruhrtales, nach den Plänen des Regierungsbaumeisters Link in Essen. Sie soll in erster Linie der Verbesserung des Niedrigwasserstandes der Ruhr und damit der Wasserversorgung des gesamten rheinisch-westfälischen Industriebezirks dienen. Das Niederflurgebiet ist 416 qkm groß, die jährliche Zuflussmenge beträgt 245 Mill. cbm. Die Mauer ist in der Krone 638 m lang und erreicht eine größte Höhe von 40,3 m. Die größte Sohlenbreite ist 34,6 m, die Krone, die einen öffentlichen Weg aufnehmen soll, erhält eine Breite von 6 m. Die Mauerwerkmasse ist zu 288 000 cbm berechnet worden. Die ersten Bauarbeiten begannen im Januar des Jahres 1908. Bevor mit dem Bau der Sperrmauer selbst angefangen werden konnte, mußten Mähne und Hebe vermittels eines Umleitungsgrabens mit anschließendem Stollen von 305 m Länge durch den südlichen Gebirgsvorsprung um die Baustelle geleitet werden. Der Stollen hat 12,5 qm Durchflußquerschnitt und ist mit 80 cm starker Mauerung aus Betonkluftsteinen ausgekleidet worden; da er auch für den Betrieb der Talsperre in Benutzung bleiben wird. Die größte Hochwassermenge an der Talsperre ist nach dem Hochwasser vom November 1890 zu 292 cbm/sek. berechnet

worden. Zu ihrer Ableitung bei gefülltem Becken dient ein 264 m langer Ueberlauf in der Mauerkrone, der von 132 Vogennöffnungen zur Aufnahme der Fahrbahn überspannt wird. Wegen des verhältnismäßig hohen Kulturzustandes des Tales sind ungewöhnlich große Wegeverlegungen und Brückenbauten erforderlich. Am oberen Ende berührt die künftige Seefläche die Bahnlinie der Westfälischen Landeseisenbahn, die auf etwa 2 km Länge höher gelegt werden muß. Die Mähneprovinzialstraße, die jetzt im Tale verläuft, muß auf etwa 10 km Länge verlegt werden. Die Arnberg-Sorster Provinzialstraße kreuzt das Tal in der Mitte und muß über das Mähne- und Hevetal überführt werden, ebenso drei Kreisstraßen in der Nähe von Körbede, Stodum und Böllinghausen. Der Viadukt bei Teledde besteht zwischen Anschlußdämmen von zusammen 250 m Länge aus einer 448,80 m langen und 8 m breiten gewölbten Steinbrücke, die Gesamtlänge beträgt also 700 m. Es sind 16 Öffnungen von 25 m Weite vorgesehen. Die Brücke dürfte eine der längsten Steinbrücken Deutschlands werden. Die Brücke bei Körbede erhält nur eine Breite von etwa 4 m. Nach Vollendung der Mähne- und Eftertalsperre werden im Ruhrgebiet 11 Stauanlagen mit 184,4 Mill. cbm Inhalt vorhanden sein, für die 37,6 Mill. Mark aufgewendet wurden.

Der gräfliche Besuch.

(Schlus.)

Eine Geschichte aus Slavonien. Von Koda Koda.

3. Kapitel.

In einer ungeheuren Staubwolke wurde der Biererzug von Stenio gelenkt. Auf dem Bode neben dem Grafen saß Ernst — ein wenig unruhig, denn der Graf, so schien es ihm, hatte eine etwas unsichere Hand. Schwer begreiflich, aber unleugbar.

Die Herren hatten im Vorbeifahren zum Verwalter hineingeblickt. Ernst bedauerte, den Beamten nicht getroffen zu haben.

„Ich bin getrübt, da wir keine hübsche Tochter zu Gesicht bekommen haben.“

„Feiches Kädel — was?“ sagte Ernst lächelnd. Eigentlich taugte ihm dieses Thema nicht recht. Er war in Orelie nämlich ideal verliebt.

„Mir scheint, Ernst — — — hm, was habe ich denn nur sagen wollen —?“ spottete der Graf und blinzelte seinen Nachbar an.

Herr v. Sabicht spähte angelegentlich nach den Pappeln und stotterte verlegen: „O nein, durchaus nicht, Sie irren.“ — — —

„Sie sind ganz schweigsam geworden, Ernst?“

„Ich folge Ihrem Beispiel.“

„Trauern Sie vielleicht der Familie Dättel nach, die uns leider schon gestern verlassen hat?“

„Na, schadet nichts, daß sie fort sind,“ sagte der junge Herr Sabicht, „es ist gemüthlicher so.“

„Da wären wir ja über unsere Gefühle einig.“ Geseignet seien die Nerven Ihrer Tante, die Slavonien nicht länger als vierzehn Tage vertragen haben.“

Ein Wagen kam ihnen entgegen; es war der des Verwalters Werner. — Man hielt auf gleicher Höhe.

„Immer tätig — ein echter Landwirt.“ sagte Karajzy leutselig.

„Jawohl, Herr Graf, die Wirtschaft braucht meine ganze Kraft,“ entgegnete der Verwalter und strich sich seinen Viktor-Emanuel-Bart. „Aber zum Heiler, meine Herren,“ rief er plötzlich überrascht und sprang trotz seiner Fünfzig wie ein Wiesel aus dem Steirerwagen, „wer hat denn da angepannt? Der Biererzug muß Ihnen ja aus

dem Leim gehen. Die Zügel sind statt vor — hinter den Schläffeln gekreuzt.“

„Meiner Treu!“ sagte Ernst und sah den Grafen mit einem Blide an, geübt aus Bekämpfung, Triumph und Schadenfreude. — Also ihm, dem großen Sportsmann, war der Fehler entgangen.

„Ja, ja,“ sagte Stenio, während Werner die Zügel aus- und einschaltete. — Es dauerte lange genug, ehe da Ordnung wurde.

„Wie haben die Herren nur so fahren können?“ fragte der Verwalter, während sein Klutcher sie

unverschämmt auslachte. So rasch wie möglich verabschiedeten sich Stenio und Ernst und fuhrn gegen Dobrowiza weiter.

„Nicht wahr — sehr schön, die Wirtschaft?“ fragte Ernst stolz.

„Ja, recht gut. Ihr Verwalter ist ein tüchtiger Mensch — nur fehlt die Hand, die das Ganze leitet.“

Nach einer halben Stunde langten sie vor dem Schlosse an. — Die Herrschaften saßen im Park. Rosa las einen Roman, den sie eilig weglegte, als sie des Grafen ansichtig wurde.

„Dürfen wir uns schmeicheln, vernünftigt worden zu sein, Gnädigste?“ fragte der Graf zärtlich und hielt Rosas Hand ungebührlich lang in der seinen.

„O ja,“ rief Maria Theresia vorlaut, „Rosa hat mindestens zehnmal gesagt, sie wünschte, daß Sie da wären, statt so unnütz herumzufahren.“

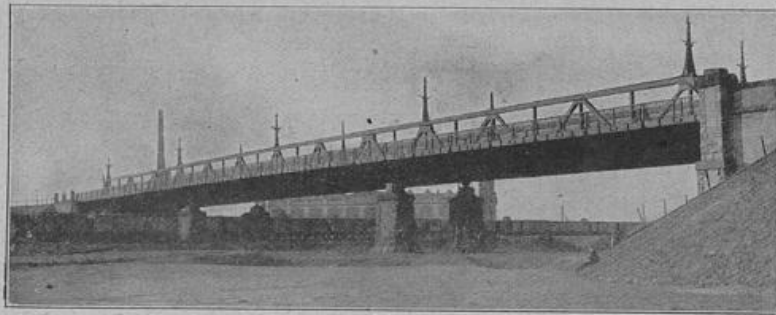
„Maria Theresia!“ rief Rosa.

Aber die kleine Unart schwieg nicht. „Und dann ist sie nach Ihrem Zimmer gegangen und hat ins Fenster geschaut.“

„Maria Theresia! Du gehst augenblicklich hinein und zeigst dich heute nicht mehr!“ schrie Rosa zornbeugend.

„Und hat gesagt,“ fuhr der Wildfang fort, „wie solch ein Zimmer doch das Gepräge seines Herrn annimmt.“ Sie flötete das sehr gefühlvoll, gerade so wie es Rosa getan haben mochte.

Rosa war aufgesprungen und hielt ihrer Schwester den Mund zu.



Die neue Gerhards-Brücke in Mörsenbroich bei Düsseldorf.

Phot. Ed. Hellenbroich, Düsseldorf.



Das neue Karmeliten-Hospital zu Düsseldorf.

Die Eröffnung dieses großen, direkt am Rhein gelegenen Krankenhauses findet am 1. April statt. J. Esser, Düsseldorf.

Halb erstickt rief die Kleine: „Dann — hat sie i — nen Zettel genommen, der auf dem Tische beim Fenster gelegen hat“ (Maria Theresia hatte sich von Rosa losgerissen), „hat ihn durchgelesen und ihn wieder zurückgetan — und ist rot geworden wie ein Sertschilaapfel.“

Laut lachend tollte der Kleine Bosnidel davon. —

Stenio war über Rosas Indiskretion nichts weniger als empört. Ach nein. Jener Zettel, ein sechstrophiges Gedicht, war ja von ihm am Morgen nur hingelegt worden, um von der neugierigen Rosa gefunden zu werden. — „Die Kleine nicht bei Mama verklagen,“ bat er, „und nicht böse sein —“ Er streckte Rosa die Hand hin.

Stenio hatte wieder einmal seine kleine, treue Freundin in Schutz genommen. Er tat es aus angeborener Gutmütigkeit oder Laune — aber eine Vorstellung von der stürmischen Freude, die Maria Theresia empfand, wenn er losend ihre Waden streichelte oder ihre Partei nahm, hatte er nicht.

Ernst war unterdessen, in ein eifriges Gespräch mit Mama verwickelt, an der Veranda auf und ab gegangen.

„Wollen wir nicht Scheibenschießen?“ rief ihm Stenio zu.

Der junge Herr brachte das Gewehr, eine Blechbüchse mit Patronen und die von Stenio gemalte Scheibe, ein flammendes Herz.

Frau Philippine zog sich auf die Veranda zurück und rief ängstlich nach ihrer jüngsten Tochter. Sie ruhte nicht, ehe sie sie fest und unentwinnbar an der Hand hielt.

Stenio und Ernst schossen zuerst. Aber die Scheibe blieb unverletzt. Nun lud Stenio für Rosa, die möglichst gefast dem Augenblick entgegen sah, wo sie wirklich und wahrhaftig, eigenhändig und persönlich ein Flobertgewehr abbrennen sollte.

Endlich hielt sie es richtig, — Stenio hatte sich redliche Mühe gegeben — sie zielte, kniff beide Augen fest zu und — knapps! — hatte sie einen Nagelschuß getan.

„Mitten ins Herz, Baronesse,“ flüsterte Stenio und sah tief in ihre schwarzen Augen. „Sie scheinen nie zu fehlen.“

Rosa sentte in holber Verwirrung die Büchse und suchte ungegüht mit ihr, bis der grelle Auf ihrer Mutter sie aufschreckte: „Rosa, um Gottes willen, gib mit dem Gewehr ach!“

„Aber — Gnädige, es ist ja angeschossen und ganz ungefährlich,“ versicherte Karaszu.

„Ein Gewehr ist immer gefährlich,“ rief Frau Philippine erregt. — Ihr war das Scheibenschießen unerträglich.

Maria Theresia setzte zu einer Bemerkung an, aber da Mama so nahe war, gab sie ihre gute Absicht wieder auf. Sie machte sich los

und lief nun unermüdet nach jedem Schusse zur Scheibe, um die Treffer anzumerken. — Doch das rote Herz dort am Baume war weit weniger verwundet als das Rosas . . . — —

Es war Vollmond, und gleich nach dem Souper schwärmten sie in den Garten.

Frau von Habicht setzte sich, wohl eingepackt, auf eine Bank und zwang ihre Jüngste neben sich. — Ernst ging gedankenvoll auf und ab.

Rosa mit Stenio tauchten tiefer in den Schatten. Ihr liches Kleid schimmerte kaum noch durch die Büsche. Selbst das scharfe Auge Maria Theresias konnte sie nicht mehr entdecken. — Stenio hatte Rosa den Arm geboten, und beide schritten schweigend nebeneinander.

„Rosa, Rosa,“ hauchte er nach einer Weile, „denken Sie jetzt das gleiche wie ich?“

„Ich weiß nicht.“

„Vereinigt sich unserer Herzen Schlag in dem heißen Wunsche, ewig so zu wandeln — selbender im Märchenmondblicht, von schönen Träumen befangen?“ — Sie schwieg.

„Möchten, ich weiß, Sie haben das Geständnis meiner Liebe gelesen; ich wiederhole es hier und schwöre Ihnen, daß ich dich wahnsinnig liebe, du Süße, Braute!“

Er hatte sie umfaßt und küßte sie leidenschaftlich. — Und Rosa muhte nicht.

„Rosa,“ kispelte er, „laß unsere Liebe heute noch ein Geheimnis sein! Morgen werde ich von deiner Mutter mein Lebensglück erbitten. — Willst du?“

Sie nickte verschämt.

Wieder umfaßte sie Stenio und drückte ihr einen Kuß auf die Lippen. Und Rosa quiekte noch immer nicht.



Der jüngste Rosenkavaler.

Phot. E. Saurin-Sorant, Elberfeld.

4. Kapitel.

Ernst ging übelkämig in seinem Zimmer auf und ab. Heute war ein unangenehmer Tag für ihn. Jetzt hatte wieder, während er zerstreut um den Tisch gelaufen war, die Lampe gebläht und das Zimmer mit einem schier unburchdringlichen Qualm erfüllt. So flüchtete er denn mit seinen Sorgen hinaus in den Mondschein.

Ach, er hatte Sorgen. Neue Käufer hatten sich gemeldet. Morgen mit dem Nachmittagszuge wollte der Wiener Bankier Hornitz mit zwei Agenten kommen. — Was nun? Graf Stenio war seit drei Wochen hier und hatte immer noch nicht A oder B gesagt, dagegen ganz hervorragende gesellschaftliche Talente entfaltet. — Wie sollte Ernst es anstellen, damit die Neuen dem Grafen nicht absichtlich oder zufällig den Zweck ihrer Anwesenheit verrieteten? Man konnte den Grafen doch unmöglich beleidigen und mit andern unterhandeln, während er noch immer die größte Lust zeigte, Dobrowiza zu kaufen.

Endlich glaubte Ernst einen Ausweg gefunden zu haben. Er wollte

versprochen hatte. Er holte aus der versperrten Lade seine Korrespondenz: Buchhandlungskataloge, Peitschen-, Zuder- und Hundepreiskurante, die er sich alle hatte unter Kuvert hierherfendend lassen. Auch Zuschriften der Güterdirektionen Köblhof, Pagolitz und Retfalu waren da . . .

Gebankenlos blätterte er in all dem Zeug, als jemand ans Fenster pochte. Das war Ernst, der ihn fragte: „Hallo, Herr Graf! So spät noch wach?“

„Jetzt oder nie!“ dachte Karaszly und entgegnete: „Sie kommen mir sehr erwünscht, Ernst! Darf ich Sie bitten, einen Augenblick bei mir zu verbringen? Ich möchte mit Ihnen etwas besprechen.“

„Sofort bin ich zu Ihren Diensten,“ antwortete Ernst und eilte um die Ecke ins Kastell zurück, um wenige Sekunden später Stenios Zimmer zu betreten.

„Herr von Habicht,“ begann Karaszly ungewöhnlich förmlich nachdem er Ernst eine Zigarette angeboten hatte, „Sie sehen mich



Zum Bergarbeiterstreik: Weitrühende Berliner Polizisten auf Pferden der Grefelder Insaren in der Nähe der Zufahrt zu einer Zeche in Serne. Vorderer, Berlin.

den Herren entgegenfahren, ihnen die Sachlage erklären und sie bitten, sich als Eisenbahnbegehungs-Kommission auszugeben. Dann wollte er Karaszly soviel wie möglich abhalten, mit ihnen zu verkehren und sie durch Fragen in Verlegenheit zu bringen. Er umschritt nun das Kastell und sah zu seiner Ueberraschung Stenios Fenster erleuchtet.

„Was — er wacht noch? So spät?“ dachte Ernst.

Gerade so wie Herrn Habicht ließ auch den Grafen Frau Sorge heute nicht zur Ruhe kommen. Alles klappte so schön — Rosa war sterblich in ihn verliebt, Habichts vergötterten ihn — und jetzt, im letzten Augenblick, drohten alle seine Zukunftspläne an einem lächerlich kleinen Riß zu zerbrechen: Graf Stenio hatte kein Geld. — Zu dumm. — Wenn er jetzt zu Ernst hinginge, um sich zweihundert Gulden zu leihen, würde dieser freilich nicht zögern, ihm, dem Besitzer von Köblhof, Pagolitz und Retfalu, den Betrag zu borgen — aber eben dieses Hingehen zu Ernst war ihm sehr, sehr unangenehm.

Er setzte sich an den Tisch, nahm Rosas Boutons hervor, die er ihr morgen, sauber mit Zigarettenpapier abgepußt, wiederzubringen

in der eigentümlichsten Lage der Welt. Ich habe Ihnen etwas zu sagen, was mir ungeheuer peinlich ist.“

„Aha, daß er das Gut nicht kaufen mag,“ dachte Ernst.

Stenio fuhr fort: „— — — trotzdem ich weiß, daß Sie meine Bitte anstandslos gewähren werden.“

„Wenn es nur irgend möglich ist,“ versicherte Ernst höflich.

„Von einer Schwierigkeit ist keine Rede. Es — es — es ist mir einfach peinlich. Ich bin auch lieber still. Es wird sich wohl eine Lösung finden lassen, an der Sie nicht mitzuwirken brauchen.“

„Aber, Herr Graf — ich bitte!“

„Nein, nein, ich schweige lieber. Ich kann es Ihnen einfach nicht sagen. Wer weiß, was Sie von mir denken werden.“

„Herr Graf, wie können Sie nur solche Zweifel hegen? Ich bringe nun darauf, daß Sie mir vertrauen.“

„Nein, das geht nicht. Ich habe anfangs sprechen wollen — aber — mir's doch wieder überlegt.“

„Wenn ich Ihnen nun versichere —“

„So sei es denn! — Hören Sie mich an! Sie müssen mir eine kleine Gefälligkeit erweisen, Herr von Habicht.“

„Sie sehen mich vollkommen bereit.“

„Ich danke Ihnen. — Mein Direktor kennt entweder meinen Aufenthaltsort nicht oder er ist nachlässig — oder ist's die Post — kurz, meine Geldsendung ist ausgeblieben.“

Ernst's Gesicht zog sich in die Länge.

„Ich sehe nun ohne Mannon da und brauche sofort zwölfs- oder vierzehnhundert Gulden. — Sie müssen mir sie vorgehen.“

Ernst sagte sich im stillen mit einer gewissen Ironie, daß es viel verlangt sei, von einem Menschen, der einen Gulden 43 Kreuzer sein eigen nennt, vierzehnhundert Gulden zu fordern.

„Herr Graf, ich habe allerdings jetzt nicht soviel zur Verfügung, aber morgen früh sollen Sie den Betrag haben.“

„Halt, Ernst! Sie wollen Ihre Mama angehen. Das darf nicht sein. Ich werde Ihnen sagen, warum. Ich werde Ihnen auch sagen, wie es gekommen, daß ich plötzlich weniger habe als ich brauche. Sie plaudern ja nicht?“

„Nein, ganz sicher nicht.“

„Gut. Ich bin heute mit Rosa einig geworden. Morgen will ich um ihre Hand anhalten. Da ich mich der schmeichelhaften Erwartung hingabe, daß Mama nicht nein sagen wird, wird es auch wahrscheinlich morgen zur Verlobung im engsten Familienkreise kommen. — Sind Sie nicht überrascht? — Nun schickt es sich, daß ich meiner Braut einen

Ring an den Finger stecke. Ich muß also, und darauf habe ich natürlich nicht gerechnet, zeitig einen reitenden Boten zum Juwelier in die nächste Stadt schicken. Sie begreifen jetzt, wie ich urplötzlich in eine leidige Geldverlegenheit gekommen bin und warum ich darauf dringe, daß Mama nicht belästigt wird. — Und hiermit begrüße ich dich, lieber Ernst, als meinen neuen Schwager.“

Er zog Ernst an sich und küßte ihn herzlich.

Als der „neue Schwager“ nach durchwachter Nacht um drei Uhr aus seinem unruhigen Morgenschlummer geweckt wurde, um auf die Bahn zu fahren, mußte er sich gestehen, daß die Lage nun noch bedeutend verwickelter sei als gestern.

Wenn Graf Stenio Rosa heiratet, wird er Dobrowiza wohl als Mitgift beanspruchen. Um so weniger rätlich ist es, ihm Hornig und seine Agenten zu Gesicht zu bringen. — Einfach auf der Bahn sitzen lassen konnte man die Herren andererseits auch wieder nicht. — Und dann, wenn es mit der Heirat aus diesem oder jenem Grunde nichts wurde?

Das Anliegen Karaszy's verschärfte die Situation bedeutend. Er sollte und mußte auf die Bahn fahren — wen traf er jetzt geschwind, der ihm vierzehnhundert Gulden geben konnte? Dem Verwalter Werner schreiben, daß er den Betrag der Wirtschaftskasse entnehme? — Es war aber Erntezeit und gestern Auszahlung der Tagelöhner und konventionierten Diener gewesen.

So entschloß er sich denn kurz und weckte Mama auf. Stenio mußte es ja nicht erfahren.

Frau Philippine wollte „Hilfe“ und „Mörder“ rufen, dann hörte sie ihren Ältesten an, der ihr alles umständlich auseinandersetzte. — Nach kurzem Kampf stand sie ächzend auf und gab die Summe heraus.

Ernst hatte ihr erklärt, wozu und wieviel Stenio das Geld brauche, ihr empfohlen, zu tun, als sei sie höchlich überrascht, wenn er anhalten läme, und ihr schließlich vorgeschlagen, daß er sich unmöglich so vor Karaszy blamieren könne, ihm das Geld nicht zu bringen.

„Morgen hast du's wieder,“ sagte er.

„Schon gut,“ antwortete Frau Philippine skeptisch. „Große Herren vergessen Kleinigkeiten gern.“ — Sowie man von ihr Geld verlangte, war sie wie umgewandelt. Selbst die Hochachtung vor dem Grafen hielt vor ihrem Mißtrauen nicht stand. —

Gegen Abend kamen die Herren aus Wien. Sie hatten Ernst beruhigt. Der Herr Graf sollte nichts merken, sie würden zeitig am Morgen fort nach Lunowo zur Besichtigung der Wälder fahren.

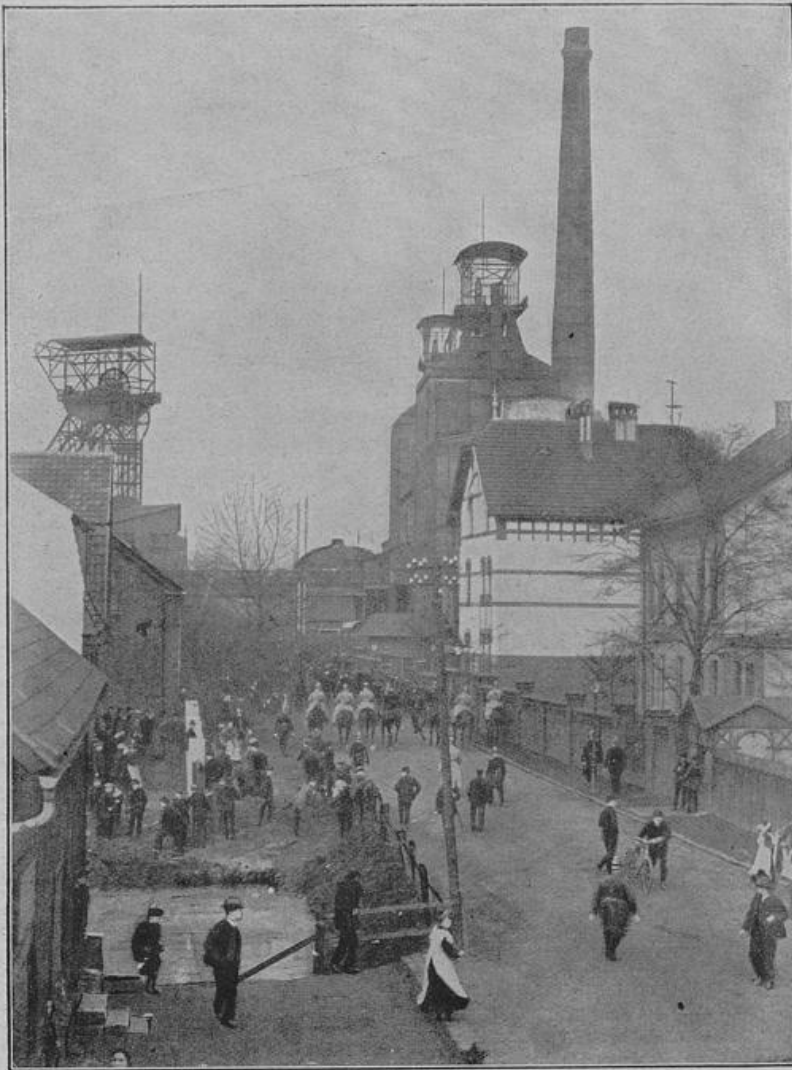
Die Familie sah mit den „Bahnezperten“ schon lange im Jagdsaal, als Karaszy eintrat.

„Stenio Graf Karaszy.“

„Mein Bräutigam,“ setzte Rosa glückstrahlend hinzu.

Die beiden Agenten blickten verblüht auf den Grafen, der, bleich und betroffen, fünf Sekunden lang in der Tür stehen blieb, um — mit einem „Pardon, meine Damen.“ zu verschwinden.

Ein eigenartliches Lächeln umspielte die Lippen der Fremden. — Ernst stand starr da und wußte nicht, was er sagen sollte. — Mama und



Zum Bergarbeiterstreik: Vor Seche Königsgrube bei Banue. Heinrich Stelling, Gelsenkirchen.

Mosa fühlte, daß im nächsten Augenblick eine Bombe plagen würde. Sie zogen es vor, rechtzeitig zu flüchten.

Nur Herr Hornig schien nichts von der allgemeinen Verwirrung zu spüren. „Wie heißt der Graf?“ fragte er.

„Stenio Karaszy,“ entgegnete Ernst unsicher.

Dann begann der eine: „Hat er noch seinen goldenen Spazierstock mit dem Monogramm ‚S. K.‘ und der Grafenkrone?“

„Allerdings . . .“

„Ah — darum heißt er jetzt ‚Stenio Karaszy!‘. Vor einem Monat hat er sich noch ‚Stoloman Graf Selenyi‘ genannt.“

„Ich bin ihm schon dreimal begegnet und werde ihn wohl noch öfter zu sehen bekommen. Man kann ihn nämlich nie verfolgen, weil er sich jedesmal — ein malitioses Lächeln — „mit der Tochter des Hauses verlobt. — Da scheut die Familie natürlich den Skandal.“

Ernst stand noch immer wie angebennert da. Dann stürzte er in die gräßlichen Appartements. —

„Der Graf ist durchgebrannt,“ rief er und fing ohne ein einleitendes Wort an, den Artikel vorzulesen. — Als er zu der Stelle kam, die besagte, Franz Rodloutschet, alias Silvester Graf Karabany, alias Karl Graf Siegfels, alias Graf Karay sei zuerst Student, dann

Die Schulstraße in Düsseldorf.

Die alte Schulstraße ist nicht mehr! Sie hat wie so manches liebe alte Plätzchen in der Düsseldorfer Altstadt den Verkehrsinteressen weichen müssen. Eine nüchterne, moderne Großstadtstraße mit breitem Pflaster entsteht an der Stelle des alten malerischen Gäßchens. An der Westseite steht ein Mietshaus, ein Wiefe seiner Art; ein schmaler Streifen von blauen Haussteinen zieht sich durch die gelbe Fassade bis unter das Dach wie ein blaustiftförmig auf einem vergilbten Blatt Papier. Die andern Häuschen auf der Südseite, die früher in ihrer Perspektive ein so malerisches Bild vom Rhein her bis zur Maxkirche im Hintergrunde bildeten, sind alle verschwunden.

Die Düsseldorfer, die ihre Altstadt mit ihren vielen Erinnerungen lieben, haben mit Trauer das kleine Häuschen an der Ecke der Zitadellstraße mit seinem zierlichen, geschweiften Dachgiebel der Modernisierungssucht zum Opfer fallen sehen. Dieses Häuschen war in seiner Art das schönste in Düsseldorf und ein Musterbeispiel einer harmonischen Anordnung der Fenster und der Tür, die einem bei den modernen Häusern vielfach klein und winzig wie ein verstecktes Maulloch vorkommt, gleichsam, als schämten sich die Bewohner, eine Tür zu



haben. Die Häuser an der Westseite waren schon in den letzten Jahren halbe Ruinen, aber sie waren trotz ihrer Verfalltheit noch ein Spiegelbild der Gemütslichkeit vergangener Tage. Die Leute von damals legten in ihrer Bescheidenheit nicht so großen Wert auf eine prunkvolle Ausstattung des Giebels, sondern sie wollten ein Haus haben, das sich von allen Seiten gleich schön ansah; darum bauten sie die Hinterfront und das Hofchen zu gemütslichen Ecken und Winkelchen aus und setzten nicht einfach eine glatte, langweilige Wand mit symmetrisch angeordneten Fensterlöchern dahin. Die ganze nördliche Seite der Schulstraße ist heute noch in ihrer alten Gestalt erhalten. Sie wird beherrscht von dem still-vornehmen ehemals Messetodeschen Palais; der hundertjährige riesige Kastanienbaum steht noch in dem von einem hohen Gitter eingefriedigten Vorgärtchen, steht noch jedes Frühjahr seine weißen Blütenzweige auf und wirft im Herbst seine Kastanien auf die Straße. Daß man ihm die mächtigen unteren Äste amputiert hat, um den Bewohnern der unteren Stockwerke mehr Licht zu geben, hat seiner Lebenskraft scheinbar keine Einbuße getan. Jetzt wird ihnen die Sonne den ganzen Tag unbarmherzig in ihre Zimmer scheinen.

Phot. Dr. Erwin Quebdenfeldt, Düsseldorf.

„Sahaha,“ lachte Hornig. „Na, der hat Sie ja ordentlich d'ran gekriegt! Offenbar ein Hochstapler, was?“

Ernst zitterten die Knie.

„Es tut mir außerordentlich leid, Herr von Habicht,“ begann der Agent rücksichtsvoll, „daß ich Ihnen so unangenehme Enthüllungen gebracht habe — aber besser, sie kommen jetzt als später. — Der Mann, der sich da mit so viel Erfolg an Ihre werthe Familie herangedrängt hat, ist ein Gauner, der das Güterkaufen als Gewerbe betreibt. Ich weiß das ganz bestimmt und habe überdies Beweise dafür.“

Der fremde Herr lachte in seiner Altentische lange nach einer vergilbten Zeitung und überreichte sie Ernst.

Kellner in Prag, endlich Lausbursche in Wien gewesen — sank Rosa auf das Sofa. Ernst warf das Blatt beiseite. — „Man hat's dem Kerl aber angesehen, daß es mit der Grafschaft nicht weit her gewesen ist.“

Frau Philippine schlug die Hände über dem Kopf zusammen: „Durchgebrannt mit meinen vierzehnhundert Gulden!“

„Und meinen Brillantboutons,“ setzte Rosa hinzu. Sie zog den Talmiring vom Finger, den er ihr heute geschenkt hatte.

Im Fensterwinkel hockte, von allen unbeachtet, Maria Theresia und weinte bittere Tränen. Es ist ja keine Kleinigkeit, wenn ein kleines Mädchen plötzlich erfährt, daß seine erste Liebe nicht einem Grafen, sondern einem Kellner gepolten. — — —

Wo's nach gutem Essen aussieht!

Von Martin Proskauer.

Ich saß am Schreibtisch und mußte den letzten Schein des frohen Sonnentages, der hinter dem Garten zur Reize ging; es war im Hause ganz still, und die Gedanken fügten sich in dem sanften Frühlinglicht wie von selbst zu guter Form. Da klingelt die Türglode —

Unwillig stand ich auf und ging nachsehen. Noch ehe ich die Klinke faßte, erkannte ich, wie draußen eine kleine Gestalt sich ganz dicht gegen die Milchglascheiben drängte, als wollte sie etwas erspähen. Ich öffnete: da stand in abgerissenen Kleidern ein kleiner Junge, vielleicht fünf oder sechs Jahre alt, eine alte Mütze, die ihm viel zu groß war, fiel ihm bis auf die Ohren, so daß ich nur ein schmutziges Näschen und ein paar große verweinte Augen sah.

„Kaufen Sie Himmelschlüssel?“ fragte er leise und öffnete den großen Korb, den er am Arme trug.

Ich weiß nicht, war es der bittend hoffnungslose Klang der Worte oder die ungewohnte Ausdrucksweise eines Sechsjährigen, ich

Er nannte einen ärmlichen entlegenen Vorort stundenweit von der eigentlichen Stadt.

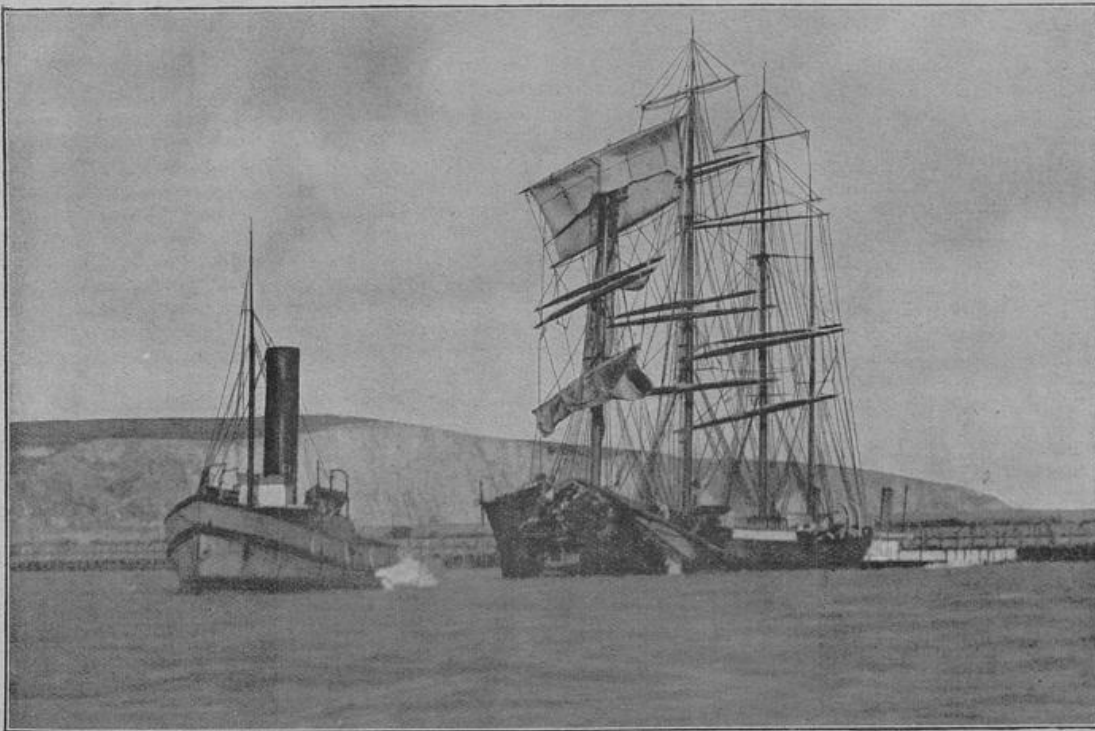
„Wie bist du denn bloß bis hierher gekommen?“

„Ich geh' halt ei' die großen Straße und ei' die Häuser, wo's nach gutem Essen aussieht.“

Dieses Wort traf mich; ich sah den armen Jungen durch die Straßen gehen und Häuser und Menschen auf ihre Kaufkraft schähen, indem er sie auf ihr Sattsein, auf das „gute Essen“ hin ansah; so primitiv der Ausdruck des Kindes war, so zeigte er mir in bitterem Weh die Leiden seiner frühen Tage, den — Hunger.

Sonst war wenig aus ihm herauszubringen; als er aufgegessen hatte, rutschte er von dem Küchenstuhl und legte einen kleinen Strauß Blumen aus dem Korbe neben das Brot; ich hatte mich gerade umgedreht und hörte nur die leisen Worte: „Ich tu' od schön danke.“

Und wie ich mich umsah, war er schon an der Tür. Ich tief ihn



Die deutsche Bark Visagna wird in den Hafen von Dover geschleppt.

Phot. Chusseau-Flaviens, Paris.

Sie war im Kanal mit dem britischen Dampfer Oceana zusammengestoßen, der bis auf die Masten unter Wasser sank. Ein Rettungsboot mit 16 Passagieren der Oceana kenterte, alle ertranken. Das Schiff führte etwa 15 Millionen Mark, teils in Gold- und Silberbarren, teils in barem Geld mit sich. Von der deutschen Bark ist niemand umgekommen.

blieb stehen und beugte mich zu ihm nieder, um ihn in dem Dämmer des Flurs besser zu sehen: „Wieso brauchst du Geld?“

„Nu ja,“ antwortete er, „mei' Vater hat den ganzen Winter keine Arbeit gehatt', un' die Mutter od nich', 's gih' uns a fu schlecht!“ —

Bei dieser oft gehörten Redensart dachte ich unwillkürlich: Ach, die alte Bettelei — und wollte doch gehen, da sagte er noch einmal, leiser als zuvor: „Ha'm Sie nich' a bißla Essen für mich? Ich geh' Ihna od a Busetlla!“ Das war kein angelernter Bettlerton, ich fühlte, daß der arme kleine Kerl wirklich Hunger litt.

Darum nahm ich ihn mit in die Küche, und suchte Brot und Wurst. Das dauerte freilich eine Weile, man hat ja keine Ahnung, wo der Kram tagsüber steht, wenn man gewöhnt ist, ihn abends fertig auf dem Tisch vorzufinden. — „Wer schickt dich denn mit den Blumen?“

„Die Mutta, vielleicht, daß wir 'n poa Bihma (Groschen) kriega könn', hoat sie gefagt. Die Himmelschlüssel tun wir uns' pflüda.“

zurück und legte das übrige Brot mit der Wurst in seinen Korb, dann widelte ich ein Geldstück in ein Papier mit meiner Adresse und tat es dazu. — „Sag' deiner Mutter, sie soll einmal abends zu mir kommen, aber nicht vergessen, hörst du?“

„Ach nee,“ sagte er, „ich geh' jo gleich nach Hause.“

Ich sah ihm nach, wie er rasch durch die Tür über die Stufen sprang und draußen im Trabe durch den Vorgarten lief; dann stand ich in der Küche und sah auf die leeren Teller, und nahm nachdenklich den kleinen Strauß, das „Busetlla“ in die Hand. Ich setzte mich damit an meinen Schreibtisch, aber die geordneten Gedanken waren fort, durchkreuzt die friedlichen Träume von dem jammervollen Wort eines hungernden Kindes: — „wo's nach gutem Essen aussieht.“

Das blieb in meinem Sinn, und wie es ganz dunkel wurde, ging ich fort. Ich wußte einen Stammtisch, wo tüchtige, anständige Menschen ein paarmal in der Woche zusammenkamen; da war auch

ein Rechtsanwalt, der stets eine offene Hand für Elend und Unglück hatte, dem gedachte ich die Mutter des Jungen, falls sie kommen würde, zuzuführen.

... Wir hatten geplaudert und politisiert, dann setzte ich mich neben den Anwalt und erzählte ihm das kleine Erlebnis des Abends. Er blieb lange Zeit schweigend, nachdenklich sah er mich an, dann sagte er zu mir: „Nicht wahr, wenn die Frau kommt —“

Ich nickte und hatte ihn verstanden.

Als alle aufbrachen, gingen wir beide noch in ein Café, dort setzten wir uns in eine Ecke und kamen wieder auf den kleinen Jungen zu sprechen. Wir spannen Worte und Gedanken durcheinander, da sagte der Rechtsanwalt:

„Ja, ja, so ein Wort, was das machen kann, zur rechten Stunde gehört, klingt es einem für sein ganzes Leben nach.“ „Wenn ich so denke,“ fuhr er fort, „wie ich jetzt Ihnen allen als mildtätiger Mensch bekannt bin — und ich bin es, bewußt und mit Absicht — das war nicht immer so.“

Er rauchte heftiger und sah den Krugeln nach, die langsam über die Tischplatte zogen und sich in graue Rauchfäden auflösten.

... Als ich meinen Assessor gemacht hatte, ließ ich mich in Hamburg nieder. Ich hatte auch bald eine gute Praxis, freilich bekam ich auch reichlich Armensachen, der betreffende Richter konnte mich nicht leiden, ich weiß es nicht mehr; jedenfalls wischten sich auf der Strohmatten vor meinem Bureau manche Barfüßler und ärmlich gekleidete Menschen die Füße ab, ehe sie zaghaft eintraten und mir umständlich ihre kleinen Nöte und großen Trübseligkeiten erzählten.

Einmal hatte ich eine Frau zu verteidigen, die gebettelt und ihre Kinder dazu angehalten haben sollte; es war wohl so ungefähr dasselbe, wie Sie es vorhin erzählten, doch dachte ich darüber nicht weiter nach und ärgerte mich über die Weitschweifigkeit, mit der die Mutter sich und ihre Kinder verteidigte. Jeden Pfennig Geld, den sie verdiente, nahm ihr der Mann fort und vertrank ihn: so war sie aus Hunger betteln gegangen. Es war der typische Elendsfall aus der Praxis des Armenanwalts, und ich war froh, als ich die Frau los war und gehen konnte, denn ich hatte es sehr eilig. Ich wollte ein bekanntes Mädchen treffen, das ich damals sehr verehrte.

Als ich nun rasch über den Jungfernstieg ging, traf ich sie noch an der Ecke der Alster und spazierte plaudernd mit ihr weiter. Wir lachten gerade darüber, daß der „Jungfernstieg“ auf dem „Gänsemarkt“ endigte und fanden die Straßenbezeichnung recht ungalant, als meine Begleiterin plötzlich stehen blieb, aus ihrer Tasche ein Geldstück nahm und es einem alten Manne gab, der am Rande der Straße stand und mit zitternden Lippen vor sich hinbrummte, während aus seinen verrosteten Händen einige Schuhbänder herunterbaumelten.

Mich störte das Stehenbleiben und das verkommene Gesicht des Mannes, denn er sah aus, als ob er das Geld sofort in Schnaps

umsetzen würde. Ich sagte dies dem Mädchen; sie gab mir keine Antwort und sah mich nur an. So erzählte ich ihr von der Frau, die mich nachmittags aufgesucht hatte, und meinte, daß der Schuhbänderverkäufer das selbst gesammelte Geld erst recht vertrinken würde, und kam mir mit dieser Bemerkung, ich weiß es noch wie heute — recht praktisch-sozial denkend vor.

Inzwischen waren wir weitergegangen und wanderten gerade unter dem Bogen des Dammtorbahnhofes durch, da ging das Mädchen wieder einige Schritte von meiner Seite und neigte sich zu einer verhußelten niedergeworfenen Gestalt, die an einem Mauerpfeiler lehnte.

Und sie blickte mich wieder ernst, fast schmerzlich an und fing endlich an zu sprechen:

„Wie Sie das vorhin sagten, Herr Doktor, haben Sie mir sehr weh getan; ich empfinde das alles so anders. Nun habe ich zwei armen Menschen etwas gegeben und wenn ich noch drei treffen, will ich ihnen auch geben. Ich will nicht denken, daß sie sich dann betrinken werden, ich denke immer, vielleicht kauft er sich ein Stück Brot oder Fleisch dafür, daß er wieder einmal satt sein und Mut zum Weiterleben haben kann; wenn ich auch nicht allen geben kann — wenn es alle tun wollten, die satt auf der Straße gehen, so würden sie manchen Hunger stillen und selber noch genug haben; es gibt ja so viel reiche Leute. — Sie dürfen mich nicht auslachen, Herr Doktor, ich denke, daß diese armen Menschen am Körper Hunger leiden, und uns kann alle Tage die Seele hungern — nach der Gabe eines freundlichen Wortes — von den andern.“

Der Rechtsanwalt beugte sich zu mir und sah mich ernst an:

„Was das Mädchen da sagte, ließ etwas Seltsames in mir zurück: Scham und ein neues Gefühl, über das ich erst nicht ins Klare kommen konnte. — Da fiel mir plötzlich das alte Bibelwort ein: „Aber die Liebe ist die größte unter ihnen —“; und es leuchtete hell in mein Inneres; ich erkannte, daß ich diese tiefe Güte schon immer in der andern gefühlt und geliebt hatte, ohne es zu wissen; und in ihrer Güte und Klugheit selber. — Sie kam mir mit einem Male so viel besser vor als ich selbst, daß ich mich dessen schämte. Aber langsam kam ich mit mir ins Reine. Und wie die Liebe stark genug geworden

war, da ließ ich sie hingehen und schüchtern an das Haus ihrer Seele klopfen, um zu sehen — wie sagte doch der kleine Junge? — Ob darin etwas Gutes war! — Das Haus tat sich für mich auf, und das Mädchen, das ich damals verehrte, ist jetzt meine Frau, und ich verehere sie noch mehr, so weit es überhaupt geht. Und wir beide vergessen nie, wann wir uns fanden — und darum gebe ich mir Mühe, gut zu sein.“

Er hatte mit bewegter Stimme gesprochen, jetzt standen wir auf, und ich begleitete ihn bis vor sein Haus; dann ging ich allein durch die nachstillen Straßen und sah die Häuser an, die kühl hinter den grünen Vorgärten lagen, und mußte daran denken, wieviel hungerrnde, traurige Blicke ihre Fassaden am Tage streiften, um zu suchen, ob es Häuser waren, „wo's nach gutem Essen aussieht!“ ...



Franz Schuylen. Alter Dichtant, Düsseldorf.

Der älteste Kriegsveteran Düsseldorfs, Königl. Rentmeister a. D., Rechnungsrat Franz Schuylen feiert am 30. März 1912 in seltener Geistesfrische seinen 90. Geburtstag.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 14.

Düsseldorf, 6. April

1912.



Galiläer, das Jahresfest des hl. Elias am Berge Sarmel feiernd.

Die Heldengestalt des Propheten Elias, des begeisterten Verfechters des Monotheismus unter den Königen Ahab und Ahasja, ist bei Christen, Juden und Mohammedanern unvergessen und vielfach mit Sagen umrankt. Unser Bild zeigt das Eliasfest am Fuße des Karmel, auf dem der Prophet ein Gottesgericht abhielt. Dieses zerklüftete Waldgebirge, dessen Höhlen vielen Propheten, Einsiedlern und Mönchen zur Wohnstätte dienten, ist 50 Kilometer lang und ragt bis 552 Meter hoch. Hier hatte auch der Orden der Karmeliter sein Stammkloster. Die Stadt im Hintergrunde des Bildes ist Haifa am Mittelmeer. Hier wurden die Materialien zum Bau der Hedschasbahn gelandet — die Zweigstrecke von Haifa nach Deraa ist 161 Kilometer lang — von der jetzt 1500 Kilometer (bis Medina) in Betrieb genommen sind. Gebaut wurde sie ausschließlich von türkischem Militär, das zeitweilig bis zu 7000 Mann mit dem Bau beschäftigt.



Panorama von Jerusalem: Im Vordergrund die beiden Kuppeln der Grabeskirche.

Uferstehung.

Eine Ostererzählung von Walter Vogus.



Lona Geisbach saß allein auf der Höhe von Speggart. Wie ein wogendes Blütenmeer zogen sich die blühenden Kirschbäume den Abhang hinunter bis zu jenem dunklen Wäldchen, das den steilen Absturz zum Bodensee verbedete. In sonniger Klarheit lag die blaue Wasserfläche ausgebreitet, und von drüben leuchteten der noch tief bis ins Tal schneebedeckte Säntis und seine kleineren Kollegen in strahlendem Silber. Zu dem heiteren Glanz in der Ferne stimmte wundervoll die tiefe Ruhe der Natur. Kein Laut war hörbar, nur das Summen der honigtrunkenen Vienen, die zu Tausenden die schneeigen Kirchberge umschwärmten. . .

Lona sah nichts von der Pracht dieses Ostermorgens. Mochte sich zeichneter sie mit ihrem Sonnenschirm Figuren auf den Boden, und dann wieder starrte sie regungslos vor sich hin. Eifersucht und verlegte Eitelkeit wühlten in ihr.

Ein leises Knirschen im Kies unterbrach ihr Grübeln. Sie sah auf und gewahrte einen kräftigen Mann, der hinter dem etwas tiefer gelegenen klosterartigen Bau hervortam und, einen Strauß Primeln in der Hand, mit elastischen Schritten zu der Liegehalle ging, wo der Bach durch den Tobel mit munterm Geplätscher in die Tiefe stürzte. Lona duckte sich unwillkürlich, um nicht gesehen zu werden; aber der Mann da unten hatte ohnehin nur sein Ziel im Auge.

„Sie zuerst und immer wieder sie, diese klaff ich schöne Frau mit dem undefinierbaren Lächeln, mit dem sie alle fängt. Und dabei begehrt er mich zur Frau. Oder spielt er nur mit mir?“

Wieder versank sie in tiefes Nachdenken.

„Sein Mütterchen nennt er sie. Und dabei sind sie doch offenbar gleichaltrig; wozu also die handgreifliche Lüge? Und doch sieht er so ehrlich aus, wenn er —“ Sie errödete, schüttelte sich aber sofort das warm aufsteigende Gefühl wieder ab. „Dieser Zustand ist unerträglich; ich will und muß ein Ende machen. Er soll wählen, jene oder mich.“ Trotzig stand sie auf und ging auf dem Wiesenspfad dem Walde zu. Aber eine heiße Angst lähmte ihren Fuß. „Wenn er sich nun für jene entscheidet? Ich liebe ihn doch so sehr. . . Tue ich gut, ihn bräut vor die Wahl zu stellen? Oder soll ich warten, bis er von selbst redet? Wie lange muß ich warten und wie erfahre ich die Wahrheit?“ Während sich so ihre Gedanken im Kreise bewegten, ging sie mechanisch weiter und weiter. . . Plötzlich stand die Redengestalt des Ingenieurs vor ihr. Er schwenkte seinen Hut.

„Grüß Gott, Lona, mein liabs Deandl, schon gekrüßt? Sie ließ sich seine Umarmung gefallen und hatte Mühe, sie nicht zu erwidern. Verwundert sah er sie an.

„Was hast du denn, an diesem herrlichen Ostermontag Launen?“

„Nein, Launen habe ich nicht, lieber Hans. Aber —“ und ihre Stimme zitterte bei dem Gedanken, daß nunmehr die Entscheidung drohte, „ich kann nicht teilen. Den ersten Frühlingsstrauß, den du

heute suchtest, hast du nicht mir, sondern der schönen Frau da unten gebracht, was soll ich davon denken?“

Der Ingenieur lachte laut los. „Was, auf mein liebes Mütterchen bist du eifersüchtig?“

„Dein Mütterchen! Wie kann sie das sein, wo Ihr doch offensichtlich gleichaltrig seid?“

„Gleichaltrig!“ Wieder lachte er, daß es weithin schallte. „Fünfzehn Jahre ist sie älter als ich. Dieses Wissen darfst du dir aber nicht merken lassen!“

„Sie kann doch nicht deine leibliche Mutter sein?“

„Das nicht; und doch ist sie mein liebes Mütterchen im ewelsten und schönsten Sinne des Wortes. Und,“ fügte er sehr ernst hinzu, „ich werde sie nie, niemals verlassen, auch um deinetwillen nicht, liebe Lona.“

Ihr wurde sehr wunderbar zumute. In völliger Hilfslosigkeit sah sie ihn an.

„Aber willst du mir nicht erklären. . .?“

„Nein, nicht ich.“ Er sah sie unter den Arm. „Aber komm zu ihr, sie selbst wird dir erklären, wer sie ist und wer ich bin, und dann sollst du mir sagen, ob du mich, das heißt in diesem Fall, ob du uns noch magst.“

Er hatte so ernst gesprochen, daß sie auß neue vor der Entscheidung zurückschrakte.

„Nein, nicht zu ihr, du selbst, Hans, sollst mir alles sagen.“

„Nicht ich, komm zu ihr, schließlich mußt du ja doch einmal deine Schwiegermutter kennen lernen; je eher, um so besser.“

Und so schritten sie wortlos dem Sanatorium wieder zu, jeder mit seinen Empfindungen beschäftigt. Als sie an der Liegehalle waren, sagte der Ingenieur leise:

„Vorsichtig austreten, vielleicht ist sie eingeschlafen.“

Aber die wundervolle Frau, die da im Korbstuhl lag, schlief nicht, die linke Hand hatte sie in ihr reiches Haar gegraben und ihr Blick glitt über die Baumwipfel des Tobels hinüber zu dem Bergpanorama. Als sie die beiden hörte, wandte sie den Kopf um, und ein Leuchten lag in ihren Augen, als sie sie zusammen erblickte.

„Liebes Mütterchen,“ sagte der Ingenieur bewegt, „sieh, das hier will meine Frau werden.“

„Seien Sie mir herzlich willkommen, liebes Fräulein.“ Lona nahm schüchtern die dargebotene Hand und sah hilflos fragend bald ihren Verlobten, bald sein „Mütterchen“ an. Die andere erriet ihre Gedanken.

„Lieber Hans, wenn Frauen sich kennen lernen, haben sie sich so manches zu erzählen. . .“

„Ich verstehe,“ unterbrach er lächelnd, „ich bin schon fort.“ Und damit ging er festen Schrittes davon, ohne sich umzusehen.

„So, und nun machen Sie es sich neben mir bequem. Hans hat mir schon viel Gutes von seiner Lona erzählt.“ Sie umfaßte die bralle Figur des Mädchens mit musterndem Blick. „Wie freue ich mich, daß seine Wahl auf so viel Kraft und Gesundheit gefallen ist.“

„Sie sind sehr lebenswürdig, gnädige Frau.“

„Fräulein, bitte.“ Lona errödete wieder. „Ja, ja, nun wollen Sie gern wissen, wie ich zu meinem Jungen gekommen bin.“

„Ich werde mir nicht erlauben.“

„Lassen Sie nur, liebes Fräulein. Wenn wir heute nicht das Aufsehungsfezt feierten, würde ich vielleicht noch gewartet haben.

Aber sehen Sie diese heilige Sonntagstruhe, diesen Glanz in der ganzen Natur! Der ganze Lobel steht voll Himmelschlüssel und Beistehen, und die frisch aufgebrochene Erde strömt einen würzigen Duft aus ... Ein so herrlicher Gottes-tag war es auch vor nunmehr 22 Jahren, als hier in dieser offenen Halle ein unseliges Menschenkind lag, an Gott und der Welt verzweifelnd. Jetzt bin ich eine Frau von 42 Jahren — Sie sehen mich unglaublich an, weil ich noch keine grauen Haare und keine Krähenfüße habe? Ach ja,“ fuhr sie leuzend fort, „Wohlleben und Nichtstun konterviert. Auch ich war einst jung und gesund und stürzte mich in den Strudel der großstädtischen Vergnügungen, als wäre meine Widerstandskraft unerschöpflich. Gesellschaften auf Gesellschaften, Bälle, Theater, Konzerte folgten in ununterbrochener Reihe

aufeinander; bald waren wir in Nizza, bald in Paris oder Berlin, Ostende oder Trouville, ein Zugvogelleben ohne Ruhe, ohne die Muße eines Besinnens auf sich selbst.

Immer neue Verehrer, die mir schmeichelten und verwöhnten und mich mit Heiratsanträgen plagten, teils brutal geschäftsmäßig, ab und zu auch in poetischer Form — ich aber lachte sie alle aus und slog wie der Schmetterling von Blume zu Blume, von Genuß zu Genuß. Da erreichte mich in Berlin mein Schicksal. Ich verliebte mich in einen Privatdozenten und gab ihm deutlich zu verstehen, daß er mir gefalle, und ich glaube, daß auch ich ihm nicht gleichgültig war. Als ich aber wieder einmal mit ihm toskettierte, hielt er mir einen Vortrag

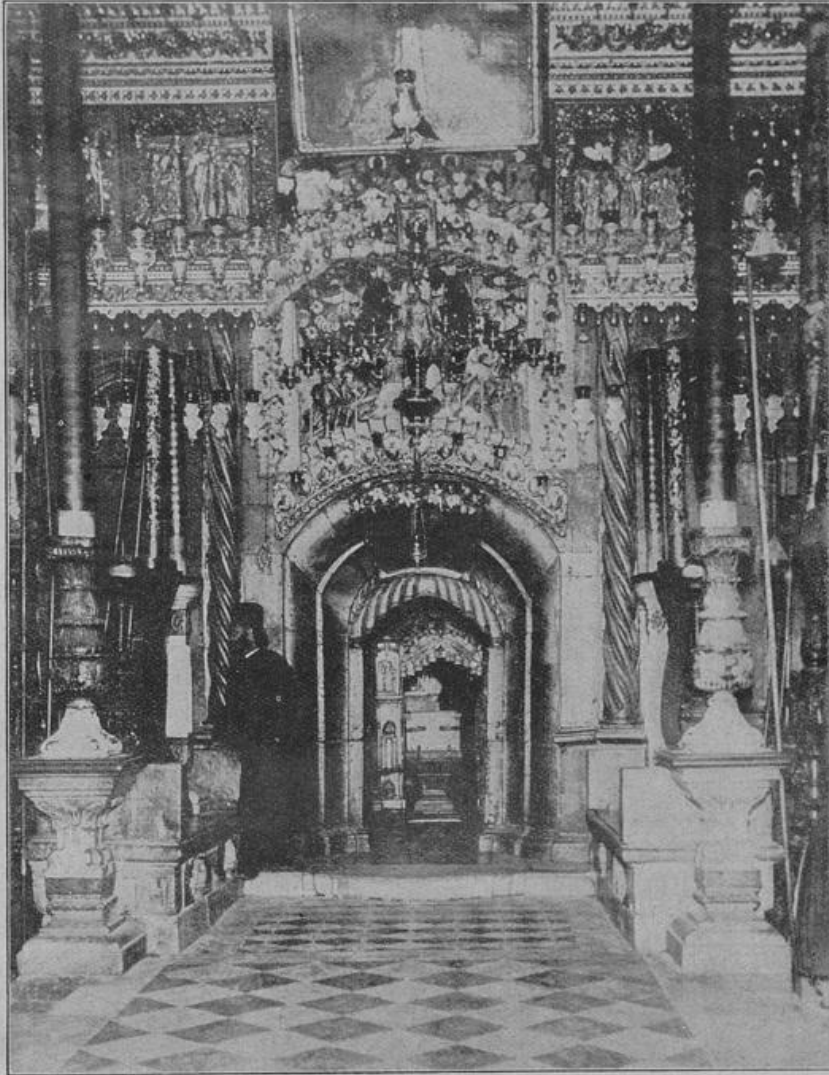
über die unnützen Drohnen der menschlichen Gesellschaft, und es war mir nicht einen Augenblick zweifelhaft, daß er auch mich dazu rechnete. Zuerst empörte sich alles in mir gegen diese Beleidigung; dann aber fand ich in einsamen, jetzt bereits schlaflosen Nächten, daß er leider nur zu sehr Recht hatte. Und da kam ich denn auf den unseligen Gedanken, zu studieren, mit der Absicht, meinen Dr. med. zu machen. Durch die Tat wollte ich ihm das Gegenteil seiner Ansicht beweisen, und ich fühlte mich in meiner großartigen Torheit als Vertreterin des ganzen weiblichen Geschlechts, die ihm als Vertreter des männlichen imponieren müsse. Folgerichtig hätte ich nun alle gesellschaft-

lichen Vergnügungen aufgeben müssen; aber ich war das stolze Leben zu sehr gewöhnt. Und so ging beides nebeneinander her, Studieren und Genießen, und der Körper hatte überhaupt keine Ruhe mehr. Die leitende Hand einer Mutter fehlte mir; der Vater sah in meinem Studium nur eine Laune, wie so viele andere, die bald vorübergehen würde. Fast zwei Jahre lang hielt mein Körper diese unnatürliche Anspannung aus, dann versagte er plötzlich und für immer.

Als ich weder mehr essen noch lesen, noch denken konnte, brachte man mich in dieses Sanatorium hier. Der unterrichtende Arzt tröstete mich, bei völliger Ruhe würde ich bald genesen. Aber ein russischer Wahrheitsfanatiker, den ich hier kennen lernte, härtete mich bald über meinen wahren Zustand auf: niemals würde ich völlig gesund werden.

Der Arzt habe zu meinem Vater gesagt, meine Nerven seien wie ein Gummiband, das man überspannt habe und das die frühere Elastizität nicht wieder erlangen könne. Ich fühlte nur zu sehr, daß er recht hatte. Haltlos brach ich zusammen, weinte Tage und Nächte, und verfiel auf Selbstmordgedanken, hatte aber auch dazu nicht mehr die genügende Energie. Es war ein fürchterlicher, grauenhafter Zustand: nicht sterben können, weil Muskeln und Knochen in voller Lebenskraft stehen, und nicht leben können, weil die Nerven alle Arbeit versagten.“

Der unermüdbaren Pflege unseres gütigen Arztes gelang es nach Wochen, daß ich wieder etwas essen konnte; meine einzige Nahrung bestand bis dahin in Milch. Der Appetit kam ja schließlich wieder,



Das Innere der Grabeskirche zu Jerusalem. Berliner Illustrat.-Gesellschaft.

aber eine dumpfe Traurigkeit und völlige Mutlosigkeit hatte sich meiner bemächtigt; ich wollte niemand sehen noch hören, die geringste Kleinigkeit ärgerte mich.

Da war ein sechsjähriger Bub aus dem nahen Dorfe Sipplingen, ein Findelkind, den man zu Botengängen benutzte. Seit Wochen strich er um die Liegehalle herum und starrte mich an. Mir war der barfüßige, zerlumppte Bettelbub ein Grauel.

Eines Tages, als ich wieder einmal allein mich hier ausweinte, reichte er mir mit seiner schmutzigen Hand einen Strauß Gelbblumen.

Während über diese Unverschämtheit hieß ich ihn seiner Wege zu gehen und sich nie wieder blicken zu lassen. —

Außerdem beschwerte ich mich beim Direktor über diese Belästigung.

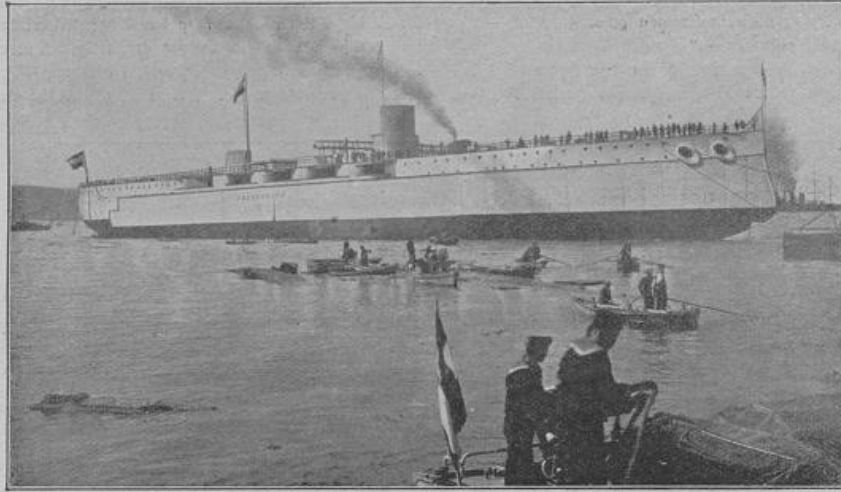
Tags darauf war er verschwunden, niemand vermehrte ihn. Als er aber auch am zweiten und dritten Tage nicht zu sehen war, ließ der Arzt nach ihm forschen, und so fand man ihn halb verhungert und völlig erschöpft im Walde in der nächsten Nähe der Halle. Auf

alles Fragen, warum er ausgerissen sei, gab er keine Antwort. Erst als das Hausmädchen ihn zu Bett brachte, tat er, nachdem er sich schon umgesehen, endlich den Mund auf. Seine ersten Worte waren:

„Du, Mariele, weint denn das schöne Fräulein noch immer?“

Es sprach sich herum und nun kam es heraus: er hatte eine heimliche Liebe zu mir. Und weil ich ihn barfüßig zurückgewiesen hatte, irrte er in seinem ersten Seelenschmerz dräußen umher. Die andern lachten über den dummen Jungen; aber mir fielen seine kindlichen Worte wie Balsam ins Herz, und eine dicke Nebelwand geriß vor meinen Augen, als er erst frisch gewaschen vor mir stand und ich zum erstenmal in seine blühenden braunen

Augen sah. Was waren mir die andern, die Genossen im Glüd, und wo waren sie? Der Vater schickte mir Geld, viel Geld und ungeduldige Fragen, ob es mir nicht endlich besser ginge; die andern sandten einige Ansichtskarten mit Phrasen und dann war ich von aller Welt abgeschnitten. Von den vielen



Der zweite österreichisch-ungarische Dreadnaught Tegetthoff

Trampus, Paris.

nach seinem Stapellauf in Triest am 21. März. Das Schiff, das seinen Namen nach dem Sieger in der Seeschlacht bei Kissa am 20. Juli 1866 hat, ist 151 Meter lang, 27 Meter breit, hat eine Wasserverdrängung von 20 331 Tonnen und erreicht durch seine beiden 25 000 pferdestarken Turbinenmaschinen eine Stundengeschwindigkeit von über 20 1/2 Seemeilen. In vier Panzertürmen birgt es zwölf 30,5 Zentimeter 45-Laliberlänge, zwölf 15 Zentimeter 50-Laliberlänge und 20 kleinere Schnellfeuerkanonen und drei Unterwasserrohre für Torpedos.



Der Versuch Henaux' auf einem Farman-Hydroplan vor Monaco am 24. März.

Phot. M. Rol, Paris.

die mich zu lieben vorgaben, ließ sich auch nicht ein einziger auch nur einen Tag bliden. Ich rechnete nicht mehr mit. Hier aber fand ich wahre, uneigennütige Liebe und, was noch viel, viel mehr wert war, eine Lebensaufgabe, die ich noch mit dem Rest meiner gebrochenen Kräfte erfüllen konnte. Eine innere Stimme rief mir zu: Das wird dein Sohn! An jenem mir denkwürdigen Ostermontag feierte ich meine innere Auf-
erweckung."

In tiefer Erregung hielten sich die beiden Frauen umschlungen. Fräulein von Algern sah sie zuerst.

"Ach ja, es war gar nicht so leicht, dieses in ungebundener Freiheit aufgewachsene Wesen an regelmäßigen Schulbesuch zu gewöhnen, und auch später hat es noch manche Not gehabt. Aber ich brauchte nur zu bitten:

"Lieber Hans, mir zu Liebe versuchs noch einmal," dann ging es schon. Und jetzt ist



Ankunft Kaiser Wilhelm (1) in Venedig am 24. März; in seiner Begleitung Prinz August Wilhelm (2). Negus-Photo-Reportage, Mailand.

er der erste bei der Rheinregulierung dort unten!"

Echter Mutterstolz leuchtete aus ihren guten Augen. Plötzlich deutete sie mit der Hand auf den Ingenieur, der soeben aus der Lichtung hervortrat.

"Sieh, so strich er auch damals um die Liegehalle. Und da sage man noch, nur wir Frauen seien neugierig, wenn selbst ein solcher Mann.."
Sie winkte mit dem Battiststuch. Er eilte hinzu und fragte:

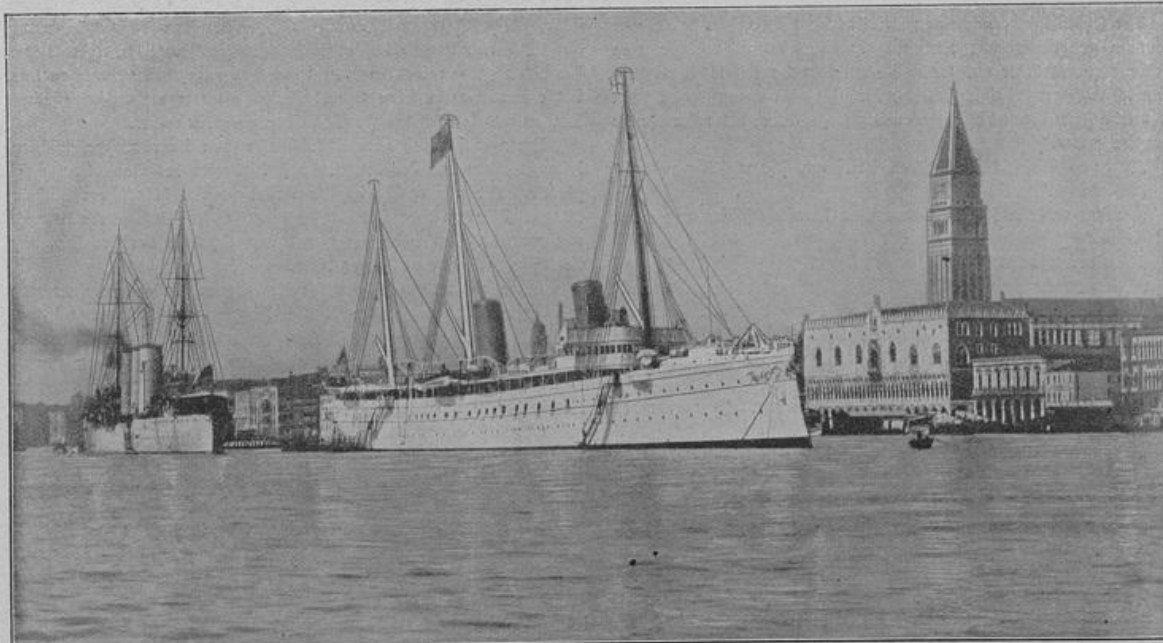
"Na, willst du noch das ehemalige Findelkind zum Mann?"

"Ach—du!—Aber—"
Sie wandte sich an die Liegende und erröte.

"Nur heraus mit der Sprache; heute ist Ostern, heut muß alles heraus."

"Ich — Sie sehen doch wie eine 25jährige aus; ich kann doch zu Ihnen nicht Mutter sagen."

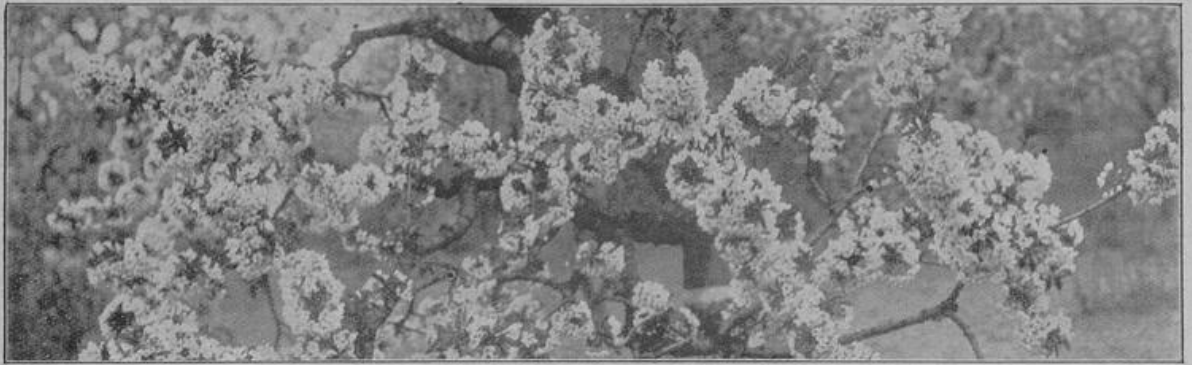
"Dann laß uns doch Schwestern sein." Sie öffnete die Arme., Komm, liebes Schwesterchen! Ich bin ich doppelt glücklich!"



S. M. J. Hohenzollern und S. M. S. Kolberg in Venedig,

Gebr. Haedel, Berlin.

wo Kaiser Wilhelm am 25. März auf der Reise nach Korfu eine Zusammenkunft mit dem König von Italien hatte. Im Hintergrund sieht man den Dogenpalast und den wiederaufgebauten Glockenturm der Markuskirche, der am 25. April eingeweiht wird.



Kein Märchen.

Von Eise Lauffs.

Ia, meine Gnädigste, Sie sehen, ich bin mit all meinem Geld der ärmste Kerl von der Welt, geben Sie mir doch mal einen Rat."

"Aber, lieber Herr Frankenstein, warum soll ich mir den Kopf zerbrechen? Sie tun doch nachher, was Sie wollen. Sie sind eben ein mißtrauischer Mensch, und wenn ein Mädchen Sie freundlich ansieht, so glauben Sie gleich, sie lächle nur Ihren Geldsack an; das müssen Sie nicht, warum sollte ein Mädchen Sie nicht liebhaben?"

"Sie als glücklich verheiratete Frau können das wohl sagen, aber Ihre Worte sind eben nur Worte, Ihre Gedanken sind ganz anders. Bitte, seien Sie mal ganz offen. Sehen Sie, in mein Neußeres verliebt sich kein Mädchen, mein Inneres kennen zu lernen, gibt sich keine die Mühe, denn mein Vermögen lockt sie alle. Vielleicht wäre ich weniger mißtrauisch, wenn ich nicht die eine traurige Erfahrung gemacht hätte."

"Welche Erfahrung?"

"Ich verlobte mich mit einem sehr schönen Mädchen. Da sie selbst reich war, glaubte ich, sie liebe mich wirklich meiner selbst willen. Lächerlicher Wahn! —

Der Zufall spielte mir einen Brief in die Hände, den sie an eine Freundin geschrieben und irrtümlich in einen an mich adressierten Umschlag gesteckt hatte und worin sie mit brutaler Offenheit erklärte, wenn ich auch grundhäßlich sei, so wäre ich doch ein ganz guter Kerl. Als meine Frau könne sie sich jeden Duzus gestatten, das wäre ihr die Hauptsache usw."

"Na, und Sie schickten ihr den Brief mit Ihrem Ring zurück?"

"Allerdings."

"Ja, ich verstehe Ihr Mißtrauen, da kann ich Ihnen nur einen Rat geben."

"Und der wäre?"

"Sie nehmen eine Stelle als Verwalter auf einem Gut recht weit von hier, wo man Ihren Namen nicht kennt. Sie wechseln die Stellung, bis Sie irgendeine Holde gefunden haben, die mit Ihnen Ihr einfaches Los als Frau Verwalter teilen will. Dann überraschen Sie sie eines Tages mit der wirklichen Tatsache."

"An so etwas habe ich auch schon mal gedacht, scheue aber das Opfer."

"Ja, mein Lieber, das Opfer muß sein. Sie verlangen von einer Frau, daß sie zu jedem Opfer bereit sein soll und wollen selbst keins bringen. Da müssen Sie halt Junggeselle bleiben."

"Ach, ich habe das Junggesellenleben in der Großstadt so satt. Auf meinem Gut ist es noch unerträglicher, da ist eine energische Frau durchaus Notwendigkeit."

Diese Unterhaltung bewog Kuno Frankenstein dazu, sich um die Verwalterstelle auf einem großen Gut in Schlessien zu bewerben, die er auch gleich bekam.

Es wurde ihm furchtbar schwer, sich dem eigensinnigen alten Herrn von Nechwitz unterzuordnen, aber es ging schließlich doch, zumal er glaubte, seinem Ziel nahe zu sein.

Es war für den verwöhnten jungen Mann sehr viel wert, daß er gesellschaftlich eine sehr angenehme Stellung in der Familie von Nechwitz einnahm. Die wiederum konnte nur einen sein gebildeten Herrn gebrauchen, der dem etwas unpraktischen und eigensinnigen Gutsherrn in seiner Weise zur Seite stand bei der Verwaltung des Gutes.

Kuno lebte also ganz mit der Familie. Die Tochter des Hauses, eine stolze, große, starknochige junge Dame, betrachtete ihn doch etwas von oben herab. Ihre Kusine aber, eine arme Waise, die Stütze der Hausfrau, Gesellschafterin, Erzieherin alles in einer Person war und gründlich ausgenutzt wurde, war ihm gleich am ersten Tag freundlich entgegengelommen. Sie war viel schöner als ihre hagere Kusine, um aber deren Eifersucht nicht zu reizen, kleidete sie sich einfach, suchte überhaupt ihre Person soviel wie möglich in den Hintergrund zu stellen.

Kuno hatte mehrfach Gelegenheit gehabt, ihren regen Geist und ihr warmes Herz zu bewundern. Sie hatte zuerst nur Mitleid für ihn empfunden, aber allmählich fühlte sie doch heraus, daß in dem unscheinbaren Körper eine eigenartig zart veranlagte Seele und ein kritischer klarer Geist steckte. Aus seiner Gewandtheit in gesellschaftlichen Formen, seinen Erzählungen und Urteilen über Literatur und Kunst entnahm sie, daß er früher reich gewesen sei, sie phantasierte sich einen ganzen Roman über seine Vergangenheit zusammen und suchte immer mehr seine Unterhaltung. Immer mehr gemeinsames Denken und Fühlen brachte die beiden einander näher.

Lotte mußte sich allerlei Redereien von ihrer Kusine gefallen lassen, die ihr im stillen die zarten Huldigungen des Verwalters nicht gönnte. Sie nannte ihn immer nur mit etwas höhnischem Lächeln „Lottes Schatten oder Lottes Wertiger.“ Lotte selbst wurde dadurch nur zum Nachdenken angeregt und war sich bald darüber klar, daß sie Kuno von ganzem Herzen liebe.

Kuno schwankte von einer Stimmung in die andere. Er war sterblich verliebt, wagte aber nicht, es dem schönen Mädchen zu sagen, das doch sicher den armen häßlichen Verwalter nicht nehmen würde.

Er war drauf und dran, ihr alles zu gestehen, ihr seinen ganzen Reichtum zu Füßen zu legen und sie anzusehen, seine arme Person mit in den Kauf zu nehmen. Aber schließlich siegte doch sein Troß.

Eines Abends, als sie nach dem Abendbrot durch den Park wandelten, brachte er das Gespräch aufs Heiraten und sprach seine Verwunderung draußher aus, daß ein so schönes und kluges Mädchen wie sie noch ledig sei.

Sie erwiderte mit einem traurigen Lächeln, daß sie zu Lebzeiten ihrer Eltern manches Mal hätte heiraten können, aber — sie würde eben nur aus Liebe heiraten, und jetzt käme sie so wenig in Berührung mit Herren, außerdem sei sie ganz arm.

Kuno suchte sie zu überzeugen, daß sie mit ihrer Schönheit und ihren Fähigkeiten weit mehr wert sei als ein großes Vermögen, worauf sie nur ungläubig lächelte.

"Ich suche schon lange nach einer Frau mit solchem Reichtum," sagte Kuno plötzlich lähn.

Sie sah ihn schalkhaft von der Seite an: „Warum nehmen Sie sie denn nicht?“

„Ach, ich häßlicher Mensch!“

„Häßlich! Wer sagt, daß Sie häßlich sind?“ fragte sie mit funkelnden Augen.

„Fräulein Lotte, finden Sie mich etwa nicht häßlich? — Seien Sie ganz offen.“

„Ich finde Sie — — Ihre Augen — — nein, ich kann es nicht sagen!“

Da faßte er ihre Hände: „Liebes Fräulein Lotte, ich habe Sie ja so grenzenlos lieb, bitte, sagen Sie mir, was Sie von mir denken.“

„Nun denn, Sie sind der liebste Mensch von der Welt und der klügste und der beste und — — keiner hat so schöne Augen wie Sie.“

„Lotte, hast du mich lieb?“

„Ach ja,“ flüsterte sie an seinem Hals.

Bruno konnte es nicht lassen, seiner Geliebten eines Tages aus der Stadt einen kostbaren Ring mitzubringen.

Sie schalt ihn aber einen leichtsinnigen Menschen, für das Geld hätten sie schon eine ganze Zimmereinrichtung kaufen können. Darauf bekannte er denn, daß er doch ein ganz kleines Vermögen hätte, wovon er ihr dann und wann ein hübsches Geschenk machen könne.

Sie war etwas überrascht und er versicherte ängstlich, daß es nur ganz wenig wäre. —

Am demselben Abend schrieb er einen Brief an Frau Irene Höchst, seine Veraterin.

Meine hochverehrte Freundin!

Aus dem häßlichen Enterich ist nun doch ein schöner Schwan geworden, wenigstens in den Augen meiner Braut.

Ja, verehrte Frau Irene, alles ist programmäßig in Erfüllung gegangen, nur noch viel schöner, als ich es mir je geträumt hatte. Meine



Frühling am Niederrhein: Der Wertschenhof bei Friemersheim, Besitzer Graf Spee. Phot. P. Kölgen, Düsseldorf.

Nachdem sie so eine Zeit in seliger Vergessenheit gestanden hatten, sagte er: „Und mich armen Schlucker willst du heiraten?“

Da wurde sie ganz lebhaft: „Ach, ich finde es ja herrlich, daß du arm bist, einen reichen Mann möchte ich durchaus nicht haben, bei dem ich immer das Gefühl haben müßte, er hätte mich nur aus Gnade geheiratet.“

Bruno versuchte zu widersprechen, sie fuhr aber unbeirrt fort: „Aber so können wir zusammen anfangen. Ich bin sehr sparsam.“ Denk mal, wie entzückend es sein wird, wenn wir so allmählich ein Stück nach dem andern anschaffen. Solche Freunde kennen reiche Leute nicht. Wir können ganz für uns leben. Später erbe ich auch noch ein paar tausend Mark von einer Tante, davon kaufen wir uns mit unseren Ersparnissen ein kleines Eigentum. O Liebster, wie glücklich bin ich doch!“

Sie beschloßen nun, ihre Verlobung vor den Verwandten noch geheim zu halten, bis er eine günstige Stellung gefunden hätte.

Es kam eine wonnige Zeit für die beiden voll heimlichen Glücks, verstoßene Blicke, Rendezvous des Abends im Park und glühende Liebesbriefchen.

Braut ist vollkommen in jeder Beziehung und ich bin vollkommen glücklich. Eine große Schwierigkeit bietet sich aber: meine Lotte hat sich nämlich in den Kopf gesetzt, nur einen armen Mann zu heiraten, die Armut ist Hauptbedingung zu ihrem Glück. Ich kann doch unmöglich ihr zu Liebe mein ganzes Vermögen unter die Armen verteilen, oder meinen Sie, ich müßte auch dieses Opfer bringen? Bitte, raten Sie Ihrem Ihnen dankbar ergebenen

Bruno Frankenstein.

Umgehend kam die Antwort:

Lieber Herr Frankenstein!

Ihr Brief ist köstlich, ich freue mich von Herzen mit Ihnen über das gute Gelingen unserer kleinen List. — Ich müßte aber mein eignes Geschlecht wenig kennen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Ihre liebe Braut nicht doch ganz gern die reiche Frau Frankenstein, Herrin von Westerbeide würde, beichten Sie ruhig usw.

Bruno machte eines Abends einen schüchternen Versuch, indem er fragte: „Wenn ich nun ganz reich wäre, etwa ein verkappter Prinz, wenn ich dich nun im Biergeßpann heimholte, in ein schön ein-



Der älteste Düsseldorfer Schütze,
der frühere Schneidermeister Franz Bings, feiert
am 28. März seinen 95. Geburtstag.

kam glückstrahlend von der Reise zurück. Am Abend erzählte er Lotte, daß sie nun bald heiraten könnten, er habe eine wunderbare Stelle gefunden als Verwalter eines großen Gutes, dessen Erben sich nicht darum kümmern möchten. Das ganze große Haus, Dienerschaft, Wagen, Pferde, alles stände zu seiner Verfügung. So würde sein schönes Märchen doch in etwa wahr. Eine Aussteuer brauche sie einstweilen nicht.

gerichtetes Schloß, wenn ich dich schmücken könnte mit kostbaren Kleidern und Geschmeide wie eine Königin?"

Sie schmiegte sich zärtlich an ihn und sagte: „Das alles kann mich gar nicht reizen, ich will nur dich, ganz einfach dich wie du da bist, ich will keinen reichen Prinzen.“

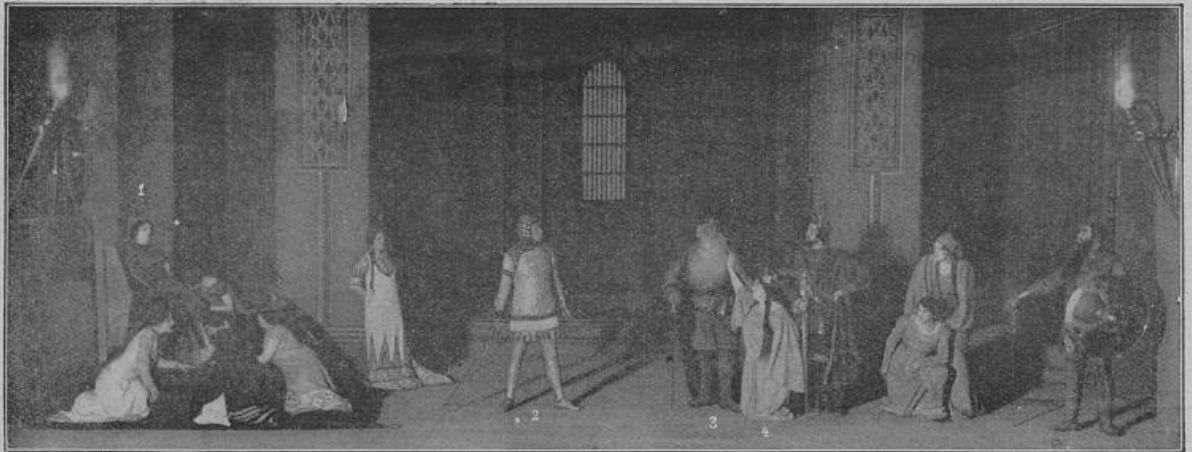
Da sagte Kuno nichts mehr und genoß nur das Glück des Augenblicks. Nach einiger Zeit nahm er auf mehrere Tage Urlaub und

Frau die hohe Freitreppe hinauf in die weite, alte Diele, durch mehrere prächtige Räume in ein kleines, behagliches Frauentempe, wo der Teetisch summt und Erfrischungen bereitstanden. Eine Jungfer nahm ihr Hut und Mantel ab. Lotte war sprachlos. Ihre erstaunten Blicke wanderten bewundernd von einem Gegenstand zum andern, sie wußte all die herrlichen Kunstfachen zu schätzen. All ihre Lieblingsbilder



Schulrat Karl Graf
ist im Alter von 51 Jahren in Düsseldorf gestorben, wohin er am 1. Okt. 1899 als Stadtschulinspektor kam.

sand sie, ihre Lieblingsbücher im Bücherschrank. „Entzückend! — Es muß doch schön sein, solche Sachen geschenkt zu bekommen!“ Dann besann sie sich aber sofort und sagte: „Ach nein, arm sein ist noch viel schöner, da braucht man sich nicht zu sorgen um die vielen Kostbarkeiten.“ — Dann wurde alles besichtigt und die Dienerschaft begrüßt.



Schlusszene des Dramas „Gudrun“ von Ernst Hardt, aufgeführt am Stadttheater in Düsseldorf. Altler Frohmann, Düsseldorf.
1. Gerlind (Ida Ravenau). 2. Hartmut (Franz Scharwenka). 3. Wate (Heinrich Gärtner). 4. Gudrun (Gisela Hawelka).

Lotte war ja erfreut über die Nachricht, bedauerte aber doch, nicht in ihr eignes Heim ziehen zu können, wenn es auch noch so bescheiden wäre.

Jetzt wurden auch die Verwandten eingeweiht. Sie waren froh, daß Lotte nun versorgt sein würde und bereiteten ihr eine hübsche, kleine Hochzeit. Das glückliche junge Paar reiste dann in kleinen Etappen seiner Heimat zu. Kuno hatte seiner Dienerschaft eingeschärft, nicht zu verraten, daß er der Herr sei, bis er ihnen die Erlaubnis gäbe.

Sie kamen an der Bahnstation von Westerode an. Da stand wirklich die elegante Kutsche mit vier herrlichen Schimmeln bespannt, ein Lakai hielt den Wagenschlag auf für die Herrschaften, und dann ging es in schnellem Trab durch die herrliche, fruchtbare Landschaft.

„Jetzt fängt unser Märchen an“, sagte Kuno zärtlich, „siehst du, meine Königin, da liegt unser Schloß.“ In der Tat wurde am Ende einer Allee von uralten Eichen das stattliche Herrenhaus sichtbar und schließlich hielten die stampfenden Roffe vor dem weiten Portal.

Der Lakai öffnete den Wagenschlag, ein alter, freundlicher Diener bewillkommnete das Paar und Kuno führte seine stauende

Kuno war entzückt, mit welcher natürlicher Anmut und Würde seine Frau sich in die neue Umgebung fand. Nur als er sie ins Schlafzimmer führte, stupte sie einen Augenblick.

„Was, hier sollen wir schlafen? — nein Kuno, das geht nicht. Laß uns eins der vielen Fremdenzimmer wählen, hier würden mich die Geister der verstorbenen Eigentümer verfolgen als frechen Eindringling.“ — Da zog er sie auf ein Ruhebett, kniete vor ihr nieder und umfaßte ihre Knie! „Hör mich ruhig an, Geliebte. Alles dies ist kein Märchen, du bist Herrin dieses Hauses und ich Herr.“ Er beichtete seine ganze Geschichte. — Sie hörte still zu. Als er aufblickte, sah er in ein tränenüberströmtes Gesicht. „Was ist, Lotte“, rief er, „zürnst du mir?“

„Ach du lieber Guter, ich bin nur zu glücklich, ich kann alles noch nicht fassen.“ „Und du liebst mich doch trotz meines Reichthums?“

„Warum denn nicht? Das hättest du auch ruhig früher sagen können, ich wollte doch nur gern arm sein, weil du so arm warst, und ich dich doch so fürchtbar lieb hatte!“

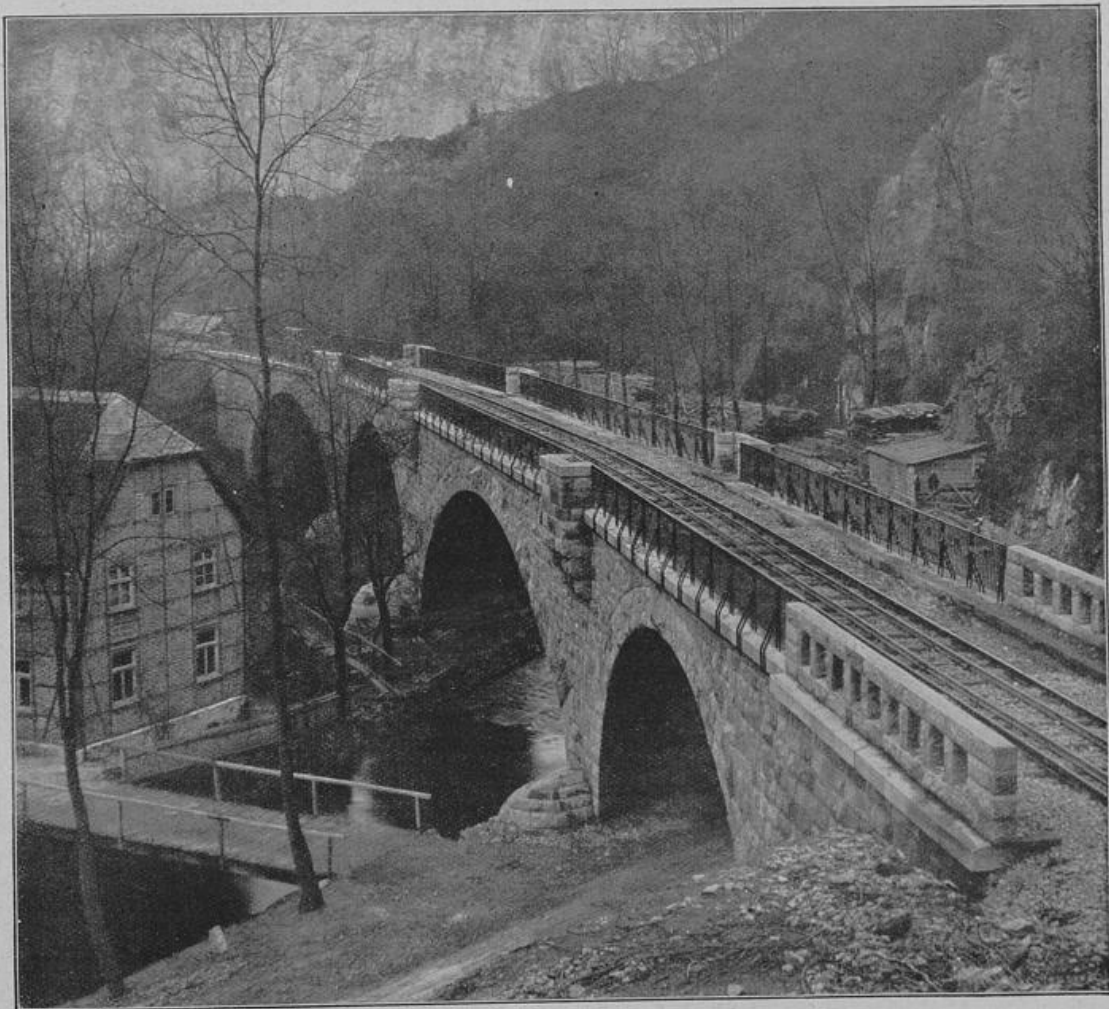
Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 15.

Düsseldorf, 15. April

1912.



Zur Eröffnung der Eisenbahnstrecke Menden—Hönnetal—Neuenrade am 1. April 1912:
Die Talbrücke im Hönnetal bei Ebbinghaus.

Jos. Grobbel, Fredeburg i. W.

111

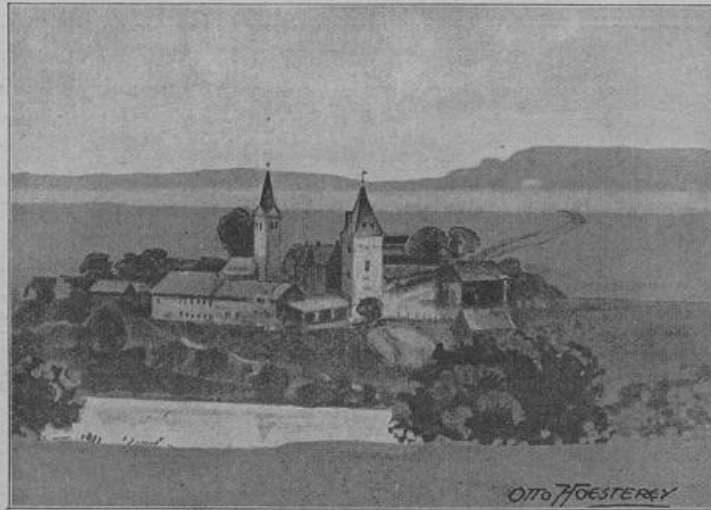
Schöller, ein alter Adelsitz im bergischen Lande.

Von Otto Hoesterey-Barmen. Mit vier Bildern vom Verfasser.



ingsumher ist es still. Felder, Wälder, Acker einer hügeligen Gegend umgeben mich. Ein leiser Wind weht. Am Waldrande stehend, liegt vor mir ein einsames Tal, daß in der Ferne sanft in einen langgezogenen Hügel endet. Hinter ihm ragen zwei Türme empor, die Wahrzeichen eines kleinen Ortes. Sie haben beide ein hohes Alter. Der eine gehört dem Schlosse, der andre der Kirche zu Schöller an. Schöller, ein kleiner Ort unweit der Bahnstrecke Elberfeld—Weismann—Düsseldorf, zirka 5 km westlich von Elberfeld gelegen.

Kommt man dem Orte näher, so gewahrt man außer der alten Kirche und dem Schloß-turm nur noch wenige Häuser. Hinter dem Schloß-turm ist ein großer leerer Platz, den eine alte starke Mauer umgibt, innerhalb welcher das ehemalige Schloß stand. Schöller gehört zu den ältesten Adels-sitzen im Bergischen. Ursprünglich ein Lehnshof der Abtei Corvey, wird es schon 1265 genannt. Schöller kam sodann an die Grafen von Berg. Diese nun übertrugen es als Pfand-herrschaft den Herren von Schöller, deren ur-kundlich nachgewiesener ältester Vertreter bereits 1290 genannt wird. In der Reformationszeit war Schöller als erster Ort des bergischen Landes der evangelischen Lehre beigetreten, und zwar schon im Jahre 1530. Wurde doch ganz in der Nähe auf dem Hofe Heresbach der berühmte Humanist Konrad von Heresbach geboren, ein hervorragender Geist seiner



Gesamtansicht von Schöller.

Zeiten, von dem Erasmus von Rotterdam nur Worte des höchsten Lobes hatte. So lebten und residierten die Herren von Schöller lange Jahrhunderte hindurch, bis auch ihr Stamm erlosch, das Geschlecht starb im Mannesstamme aus. Rechtlich Maria Margarete von Schöller brachte Schöller ihrem Gemahle, dem Grafen zu Schaessberg, zu. Die letzte Trägerin des Namens Schöller starb 1708.

Ich gehe weiter und komme an den Bergfried. An einen Abhang gestellt, über-sieht er düster und trostlos die Umgegend. Unten im schönen Wiesengrunde zieht die Düffel vorbei, von saftigen Weiden befaßt. Der Schloßweiher liegt klar und ruhig da. Der Bergfried erzählt eine eindringliche Sprache. So wuchtig, so trostlos, so düster steht er da, genau noch so wie in aller Zeit. An der Frontseite erblickt man einen eisernen Käfig an einer Fensteröffnung. Man erzählt, daß in ihm entkleidete und mit Honig bestrichene Gefangene gebracht wurden, die dann ihres sichern Todes durch Bienen- und Wespenstiche warteten; wahrlich ein greulicher Tod, eine Reminiscenz an das barbarische Mittelalter, und noch manches andre erzählt die Fama. Beim Weiterschreiten kommt man zur Kirche. Der romanische fünfstöckige Turm ist alt, man sieht es ihm an, auch

ist er voller Risse. Er stammt aus dem 12. Jahrhundert, kann sich also an Alter mit dem Kölner Dome messen. Er hat nur im obersten Geschosse je zwei schmale Rundbogenfenster. Das Langhaus ist spätern Datums. Diese Kirche gehörte ursprünglich zu den sogenannten vier Kapellen (Düssel—Gruiten—Schöller—Sonnborn), welche zusammen eine Gerichtsbarkeit bildeten. An die Kirche stößt ein alter, mit einer starken Mauer umgebener Friedhof. Befestigte Friedhöfe sind im Bergischen nicht selten. In Kriegszeiten flüchteten in sie die

Bewohner mit Hab und Gut. Mit der Kirche in der Mitte mochten sie dann kleinen Festungen gleichen, um so in Kriegszeiten den bedrängten Bewohnern sichern Schutz zu gewähren. Hier stehen Kirche und Schloß nahe zusammen; beide waren stark befestigt, ein Zeichen, daß schwere Kriegszeiten die Bewohner oft beunruhigt haben.

So weht mir auf Schritt und Tritt eine alte Zeit entgegen. Und zwar bildet Schöller mit seiner stillen Ruhe einen merkwürdigen Kontrast zur heutigen schnelllebigen Zeit der Hast und des Verkehrs. Es liegt fast noch genau so unverändert da, wie im Mittelalter. Es beginnt zu dunkeln. Die Sonne ist untergegangen und lange Schatten fließen über die Landschaft. Das Bild Schöller versinkt allmählich in düstige Abendnebel. Man sieht nur noch die beiden Türme in den dunklen Abendhimmel hineinragen. —



Der Bergfried von Schöller.



Am Schloßweiher von Schöller.

Das Fäßchen.

Novelle von Guy de Maupassant.

Meister Chicot, der Gastwirt aus Eperville, ließ sein Wägelchen vor dem Hofe der Mutter Magloire halten. Er war vierzig Jahre alt, von großer Statur, hatte ein gerötetes Gesicht und einen dicken Bauch und wurde allgemein für schlau und listig gehalten.

Er band das Pferd an den Pfosten des Tores und ging auf den Hof. Seine Besitzung grenzte an die Ländereien der Alten, die er schon längst gern bejessen hätte. Wohl schon zwanzigmal hatte er den Versuch gemacht, sie ihr abzukaufen, allein die Mutter Magloire widersetzte sich hartnäckig.

„Ich bin auf dem Hofe geboren und will darauf sterben!“ sagte sie.

Er fand sie wie sie vor der Tür Kartoffeln schälte. Mit ihren zweiundsiebzig Jahren war sie weck und ronzlich. Sie ging gebückt, doch war sie unermüdet wie ein junges Mädchen. Chicot klopfte ihr freundschaftlich auf den Rücken, dann setzte er sich neben sie auf die Fußbank.

„Nun, Mutter, wie geht's mit der Gesundheit? Immer noch frisch?“

„O, schlecht gerade nicht. Und Ihr, Meister Prosper?“
„Ach... ach... verschiedene Plagen. Sonst ginge ja alles zur Zufriedenheit.“

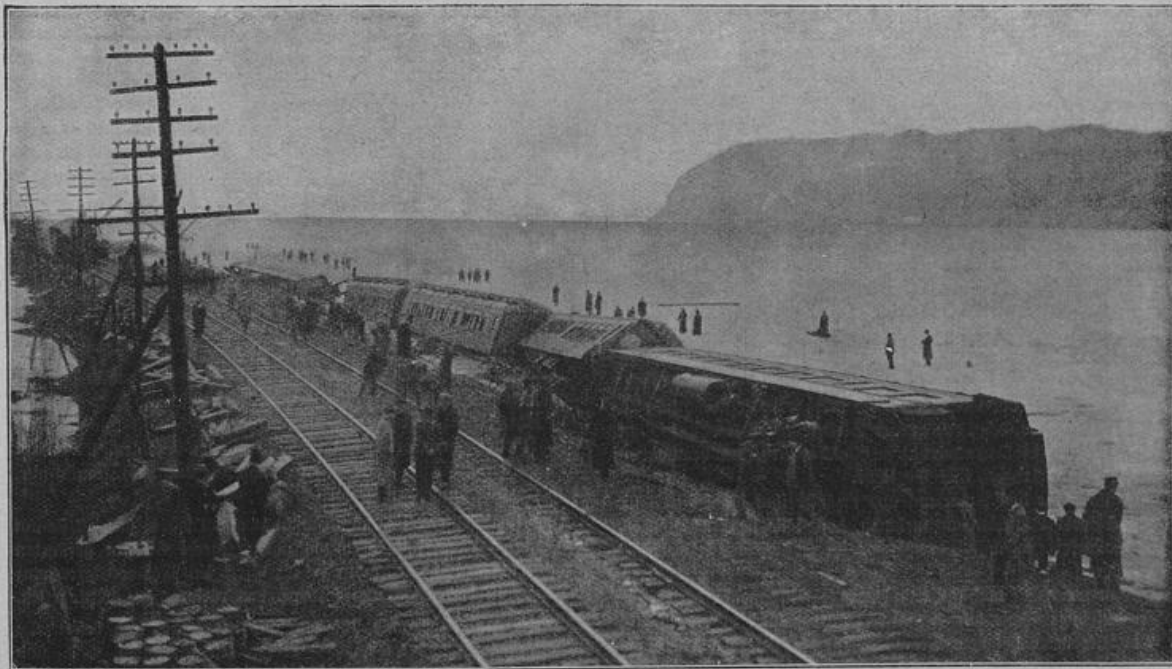
„Na, dann um so besser!“ Weiter sprach sie kein Wort.



Der Bahnhof von Ventimiglia durch das letzte Anwelken an der Riviera unter Wasser gesetzt.

Köster & Co.

Chicot sah ihr bei der Arbeit zu. Ihre hakenförmigen, inorrigigen Finger, hart wie die Scheren eines Krebses, griffen die grauen Knollen in einem Korbe. Sie drehte sie schnell und unter der Klinge eines alten Messers, das sie in der andern Hand hielt, ließ sie die Schale in langen Streifen hervorquellen. Und wenn sie die Kartoffel fertig geschält hatte, so daß sie ganz gelb ausah, warf sie sie in einen Eimer mit Wasser. Drei dreiste Hühner kamen eins nach dem andern, um die Schalen aufzuheben und ihre Beute im Schnabel fortzutragen. — Chicot schien verlegen und ängstlich zu sein — es lag etwas Zögerndes in seinem Wesen, als habe er etwas auf dem Herzen, das nicht recht heraus wollte. Schließlich aber raffte er sich auf, und sich zu der Alten wendend begann er



Entgleisung des schnellsten Zuges des New York Central Railway, des Twentieth Century Limited, bei Poughkeepsie am Ufer des mit dickem Eise bedeckten Hudson am 13. März. Zwanzig Personen wurden bei dem Unfall verletzt. (Ebr. Haedel, Berlin.)

„Sagt doch, Mutter Magloire....“

„Was wollt Ihr denn?“

„Nun... den Hof... wollt Ihr ihn mir noch immer nicht verkaufen?“

„Nein, nichts da! Darauf braucht Ihr euch nicht zu spiken. Ich habe es euch gesagt und Ihr braucht gar nicht wieder davon anzufangen.“

„Hm... Aber ich habe einen Ausweg gefunden, durch den uns beiden geholfen werden könnte.“

„Wie denn?“

„Also Ihr verkauft ihn mir, und behaltet ihn trotzdem. Versteht Ihr das nicht? Paßt also auf.“

Die Alte hielt mit ihrer Beschäftigung inne und heftete ihre Augen auf den Gastwirt, die unter den rnzlichen Lidern lebhaft glänzten.

„Ich gebe euch also jeden Monat 150 Francs. Versteht wohl: jeden Monat komme ich mit meinem Wägelchen und bringe euch dreißig Taler zu 100 Sous. Und dabei ändert sich nichts, nicht das geringste. Ihr bleibt hier zu Hause, bekümmert euch gar nicht um mich und seid mir nichts schuldig. Ihr braucht nur mein Geld in Empfang zu nehmen. Paßt euch das?“

Lustig und in guter Laune blickte er sie an, während die Alte ihn mißtrauisch betrachtete — sie suchte, wo wohl der Haken bei dieser Geschichte steckte.

„Ja, das ist für mich,“ sagte sie.

„Aber der Hof, gehört der Hof dafür nicht euch?“

„O, deshalb braucht Ihr euch keine Sorgen zu machen. Ihr bleibt solange hier, als der liebe Gott euch nur leben läßt. Ihr seid ganz zu Hause, Mutter Magloire. Nur lassen wir uns beim Notar ein kleines Schriftstück aufsetzen, damit er mir nach eurem Tode gehört. Ihr habt ja keine Kinder... nur Neffen, an denen euch nichts gelegen ist. Paßt euch das? Ihr behaltet euer Gütchen zeitlebens und ich gebe euch dreißig Taler zu 100 Sous monatlich. Bei dem Handel könnt Ihr noch viel verdienen!“

Die Alte war überrascht und von einer seltsamen Unruhe beherrscht. Doch das Anerbieten war so verlockend.....

„Ich schlage es nicht rundweg aus,“ versetzte sie. „Ich will es mir nur erst einmal überlegen. Kommt doch im Laufe der nächsten Woche noch einmal vorbei, dann sprechen wir weiter darüber. Ich sage euch dann, was ich davon halte.“

Und Meister Chicot ging — zufrieden wie ein König, der eben ein neues Reich erobert hat.

Die Mutter Magloire blieb ganz nachdenklich. In der folgenden Nacht schlief sie gar nicht. Vier Tage lang kämpfte sie mit dem Bögen, das sie fieberhaft aufregte. Sie witterte wohl etwas für sie Gefährliches dahinter, doch der Gedanke an die dreißig Taler monatlich, an das schöne, klingende Geld, das in ihre Schürze rollen würde, so ganz wie vom Himmel gefallen, ohne daß sie etwas dafür zu tun brauchte — das reizte ihr Verlangen, ihre Begierde.

Und sie suchte den Notar auf und erzählte ihm ihren Fall. Er riet ihr, Chicots Vorschlag anzunehmen, doch solle sie fünfzig Taler zu 100 Sous fordern, anstatt dreißig, da ihr Hof ohne Frage 60 000 Francs wert sei.

„Denn wenn Sie noch fünfzehn Jahre leben,“ meinte der Notar, „hat er auf diese Weise nur 45 000 Francs bezahlt.“

Die Alte bebte bei dem Gedanken, fünfzig Taler zu 100 Sous monatlich zu erhalten. Doch sie war noch immer mißtrauisch, fürchtete hundert unvorhergesehene Fälle und versteckte Kniffe, und sie fragte hin und her bis zum Abend und konnte sich nicht zum Fortgehen ent-

schließen. Schließlich aber ersuchte sie ihn, das Schriftstück vorzubereiten und kehrte nach Hause zurück — sie war so verwirrt, als hätte sie vier Glas frischen Apfelwein getrunken.

Als Chicot kam, um ihre Antwort zu hören, ließ sie sich lange bitten — sie erklärte, sie wolle nicht, obgleich die Angst sie peinigte, er könne es abschlagen, fünfzig Taler zu 100 Sous zu geben. Doch, da er auf seinen Plan bestand, teilte sie ihm schließlich ihre Forderung mit.

Er fuhr enttäuscht empor und lehnte ab.

Um ihn nun zu überzeugen, jing sie von der mutmaßlichen Dauer ihres Lebens an.

„Ganz sicher, mir bleiben nur noch fünf oder sechs Jahre. Ich bin schon 73, und gar nicht mehr rüstig. Schon neulich meinte ich eines Abends, es wäre alle mit mir. Es wurde mir so schlecht, daß man mich ins Bett tragen mußte.“

Doch Chicot ließ sich so leicht nicht fangen.

„Na, aber hört doch mal, Mutter....! Ihr seid jetzt wie der Kirchturm. Ihr werdet mindestens 110 Jahre alt. Ganz bestimmt, Ihr begrabt mich noch eines Tages.“

Sie verloren fast den ganzen Tag mit ihren Diskussionen. Doch, da die Alte nicht nachgeben wollte, willigte der Gastwirt schließlich ein, die fünfzig Taler zu geben.

Am nächsten Tage unterzeichnete sie das Schriftstück.

Drei Jahre verstrichen. Die gute Alte hielt sich wie eine Weisbuche. Sie schien nicht einen Tag gealtert zu haben, und Chicot geriet in Verzweiflung. Ihm war es, als bezahle er diese Pension schon seit einem halben Jahrhundert.... ihm war es, als sei er übertölpelt worden, und er glaubte sich dem Ruin nahe. Von Zeit zu Zeit besuchte er die Bäuerin, gerade so wie man im Juli aufs Feld geht, um zu sehen, ob das Getreide für die Sense reif ist. Sie empfing ihn mit einem listigen Blick. Man hätte sagen mögen, sie freue sich über den schönen Streich, den sie ihm gespielt hatte. Und er stieg schnell wieder in sein Wägelchen und schluchte:

„Du stirbst also immer noch nicht, altes Gefell!“

Er wußte nicht, was er tun sollte. Er hätte sie erwürgen mögen, wenn er sie nur sah. Er haßte sie mit wildem, heimtückischem Haß... mit dem Haß des Verstoßenen Bauern. So suchte er denn nach Mitteln und Wegen, um schneller zu seinem Ziele zu kommen.

Schließlich besuchte er sie eines Tages wieder, indem er sich die Hände rieb, wie er es das erste Mal getan, als er ihr den Handel vorge schlagen.

Und nachdem sie einige Minuten geplaudert, meinte er:

„Sagt doch, Mutter, warum guckt Ihr denn niemals bei mir herein, wenn Ihr nach Everville kommt? Man spricht schon darüber. Man sagt, ich sei euer Freund nicht mehr, und das ist mir gar nicht recht. Ihr wißt doch, bei mir braucht Ihr nicht zu bezahlen. Es kommt mir nicht auf ein Mittagessen an. Solange Ihr Lust habt, kommt nur, es macht mir immer Vergnügen.“

Mutter Magloire ließ es sich nicht zweimal sagen, und als sie am übernächsten Tage mit ihrem von dem Knecht Célestin geführten Karren zum Markt fuhr, stellte sie ihr Pferd bei Meister Chicot ganz ungeniert in den Stall und forderte das versprochene Mittagessen.

Der Gastwirt strahlte mit dem ganzen Gesicht und behandelte sie wie eine vornehme Dame — er servierte ihr Duhn, Blut- und Leberwurst, Hammelleule und Kohl mit Sped. Doch sie aß fast nichts, denn von Kindesbeinen an war sie an Mäßigkeit gewöhnt und hatte stets von einem Teller Suppe und einer Kruste Brot gelebt.



Albert Trager,

der Senior der Fortschritt. Volkspartei und Alterspräsident des Reichstages, ist am 26. März im 81. Lebensjahre gestorben.

Chicot war ganz enttäuscht und drang in sie, denn sie trank auch nichts. Sie wollte nicht einmal den Kaffee anrühren.

„Aber ein Gläschen Wein werdet Ihr doch annehmen?“ fragte er lauend.

„Oh, das... das schlage ich nicht aus.“

Und er rief mit aller Kraft seiner Lungen, so daß man es im ganzen Gasthof hörte:

„Rosalie, bringe die feine, die superfeine Sorte!“

Und die Magd erschien mit einer langen Flasche, die mit einem Weinblatt aus Papier geschmückt war.

Chicot füllte zwei Gläser:

„Probiert einmal, Mutter, der ist ganz famos!“

Und die gute Alte begann in ganz kleinen Schlückchen zu trinken, um ihn recht zu kosten. Als sie ihr Glas geleert, erklärte sie:

„Ja ja, eine feine, eine sehr feine Marke!“

Sie hatte noch nicht ausgeredet, als Chicot ihr schon ein neues Glas einschenkte. Sie wollte ihn hindern, doch es war schon zu spät, und sie leerte es in langen Zügen wie das erste.

Da wollte er ihr zum drittenmal einschenken. Allein sie wollte nicht. Er aber beharrte:

„Das ist ja die reinste Milch. Ich trinke zehn, zwölf Glas davon, ohne jede Mühe. Das geht herunter wie Zucker. Nichts im Leib und nichts im Kopf. Es ist, als verlöge er auf der Zunge. Es gibt nichts Besseres für die Gesundheit!“

Da es ihr so gut schmeckte, gab sie nach, doch sie trank nur das halbe Glas aus. Da meinte Chicot in einer Anwendung von Großmütigkeit:

„Nun ja, weil er euch gefällt, will ich euch ein kleines Fäßchen davon überlassen, um euch zu zeigen, daß wir immer noch gute Freunde sind.“

Die gute Alte schlug es ihm nicht ab, und mit einem Nausch ging sie fort.



Die Berliner Untergrundbahn unter Wasser. Int. Ill.-Verlag, Berlin.

Am 27. März durchbrach die Spree den Gangdamm, der zwischen Wall- und Stralauer Straße im Strombett errichtet war, um das Wasser von der Baustelle der Untergrundbahn abzuhalten. Unser Bild gibt einen Blick über die voll Wasser gelaufene Baustelle.

Da hellte sein Gesicht sich auf. „Ihr bietet mir doch ein Gläschen an?“ sagte er.

Von dieser Zeit an kamen sie mehrere Male zusammen und tranken gemeinschaftlich das süße Gift.

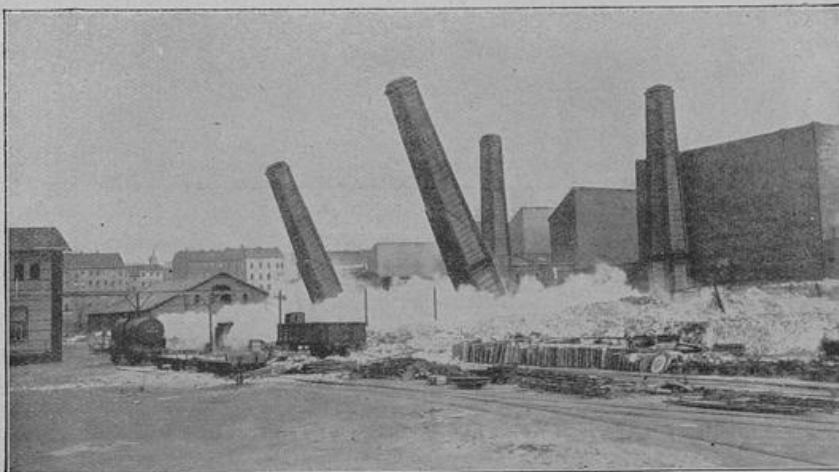
Doch bald verbreitete sich das Gerücht in der Gegend, Mutter Magloire trinke heimlich.

Bald fand man sie in der Küche liegen, bald im Hofe oder auf den benachbarten Wegen, und leblos wie ein Leichnam mußte man sie mit vieler Mühe nach Hause bringen.

Als es im folgenden Winter nach Weihnachten ging, starb sie — sie war betrunken im Schnee liegen geblieben und bei der scharfen Kälte erfroren.

Und Meister Chicot erbte den Pachthof und meinte:

„So'n dummes Weibsbild! Noch zehn Jahre konnte sie leben, wenn sie nicht so unvernünftig getrunken hätte.“



Die gleichzeitige Sprengung zweier hoher Schornsteine durch Eisenbahner fand am 25. März in der alten Gasanstalt in der Müllerstraße in Berlin statt. Intern. Ill.-Verlag, Berlin.

Der ehrliche Brief.

Von Martin Proskauer.

Das Zimmer ist in lichten, frohen Farben eingerichtet; man sieht ihm an, daß es als Boudoir eines Mädchens oder einer jungen Frau gedacht ist.

Seltam dunkel ist nur die Ecke; der Vorhang liegt fest vor dem Fenster, das Feuer des Kamins blinkt in den gehämmerten Messingbeschlägen der Kamintür auf und beleuchtet einen schweren, dunkelbraunen Tisch und einen riesigen alten Stuhl mit altertschwarzen Lederpolstern. Die elektrische Tischlampe trägt einen seidenen roten Schirm und kann das Dunkel gerade so weit erhellen, daß das schlaffe, blonde Mädchen die Schrift auf dem Papier erkennt, das vor ihm auf dem Tische liegt . . .

Sie schmiegt sich mit einer gleitenden, unsagbar weichen Bewegung tief in den Stuhl, so daß die blonden Haare, vom Licht der Lampe getroffen, den hellsten Punkt in dem dämmrigen Rotdunkel bilden. Ein paar Strähnen hängen lose über die Schläfe und schimmern in ihren Liegungen wie das gelbe Metall am Kaminfeuer.

Sie macht die Augen ganz schmal zu. Es sind seltsame Augen, bald durchsichtig, bald durchsichtig, daß die Freundinnen sagen: „Große graue Augen, na ja!“ — und manchmal ganz dunkel, tiefblau oder schwarz mit einem kleinen bernsteingelben Glitzer darin.

Das Mädchen nimmt die Papierbogen zur Hand und liest. Sie zieht die roten Lippen ein bißchen nach unten — das alles hat sie gestern geschrieben, nach der Gesellschaft? Bis zum Morgen hat sie gefesselt und die seltsam wehe, pridelnde Stimmung ausgelostet; aber sie hat den Brief bis heute liegen lassen und liest ihn jetzt noch einmal — und verzieht die roten Lippen zu einem kleinen Lächeln. Sie liest:

Mein lieber Fred!

Oben bist Du von uns fortgegangen; nun ist es nur ein wenig später — und ich sitze hier und schreibe Dir einen Brief. Kennst Du

das Papier? Es ist ja von Dir. Von Dir die breiten Briefbogen mit dem kapriziösen Monogramm. . . Ich weiß, ich hatte einmal davon gesprochen, wie ich mir hübsches Briefpapier dachte; und Du warst dabei — und ein paar Tage später kamst Du an, müde und mürbe von der Arbeit, und brachtest eine riesige Kaffette mit solchem Papier. Ich habe mich damals sehr gefreut . . .

Warum ich Dir jetzt schreibe? Aus gar keinem Grunde, Stimmungsaugenblick! Und doch aus einer sehr großen Ursache! — Warum

bist Du so verbrieftlich fortgegangen, Fred, und so früh? — Da habe ich keine Zeit gehabt, Dir eine große Neugier mitzuteilen, so schreib' ich sie Dir jetzt: Ich habe mich heute nachmittag — mit Herrn Sigurd Gaarström verlobt! — Es soll vorläufig noch geheim bleiben; nur die allerengste Familie weiß es — aber Dir, Fredi, wollte ich es doch sagen.

Nein — ich will ehrlich sein! Ich schreibe es Dir, weil ich weiß, warum Du heute fortgelaufen bist — Du hast Dir freilich keine Mühe gegeben, Freunde, eine gute Ausrede zu suchen! Und weil ich Dich nicht quälen will! — Vielleicht hab' ich's schon getan?

Sieh, Du kennst meinen Bräutigam nur von ein paar flüchtigen Begegnungen — Du warst ja so lange in Amerika, und während dieser Zeit verkehrte er in unserer Familie und hat alle, aber auch alle für sich gewonnen; sogar meine gute brummige Großmama — Du weißt, wie sie sonst gegen heiratsfähige Fremde ist — war gut und lieb zu ihm.

Alle sind freundlich gegen ihn, ich habe es oft in andern

Gesellschaften gemerkt. Wenn Sigurd eintrat, waren alle froh und riefen ihm heitere Worte zu und lachten, es war, als ob ein Sonnenstrahl in das Zimmer fiel und die Gesichter hellmachte. So ist er!

Ach, Fred, ich will Dir ja noch gar nicht von ihm erzählen, sondern von Dir und mir. Ich glaube, die Nachricht von meiner Verlobung wird Dir sehr weh tun; heute abend saßt Du die Gefahr, die Deine

Vier Perlen.

So sitze ich denn in Godesberg wieder —
Gegrüßt sei, altergrauer Turm!
Rings schallen helle Studentenlieder,
Sie brausen herauf wie ein Frühlingsturm.
Nun laß mich Müden Vergessenheit trinken,
Du Sorgenbrecher Allvater Rhein;
Der hübscheste Kellnerin will ich winken:
Die „Perle von Godesberg“ schenke mir ein!

Hier trank ich so manches süßige Könnchen
Und sang von Liebe manch trauten Sang
Beim lieben Godesberger Annschen,
Der „Lindewirtin, jung und schlank“.
Ist auch die alte Veste zerfallen,
Bedeckt auch Wein den felsigen Berg —
Die „Lindewirtin“ wird ewig erschallen
Als Sangesperle von Godesberg.

Aus weitem blüthenreichen Gelände
Wie duftet es so schwer und süß,
Als legte seine segnenden Hände
Der Sommer selbst auf dies Paradies.
Und meiner Liebsten, der blonden, der losen,
Was bringe ich ihr von den Blumen am Rhein?
Die allerhöchste der rheinischen Rosen,
Die „Perle von Godesberg“ muß es sein.

Breit wirft auf des Rheins opalene fluten
Die Sonne ihren goldenen Glanz,
Aufglühend strahlt in purpurnen Gluten
Des Siebengebirges vielzackiger Kranz.
Schon spielt wie Fohnd um Giebel und Dächer,
Wie Abschied nehmend ein letzter Schein —
Dir bringe ich meinen letzten Becher,
Mein Godesberg, du Perle am Rhein! — ng.



Das Gasthaus der „Lindewirtin“ wird verkauft!

Das bekannte Gasthaus in Godesberg, auf das sich Baumbachs Lied „Keinen Tropfen im Becher mehr“ bezieht, geht in andre Hände über, nachdem die Kinde längst eingegangen ist. Frä. Neunhufen Schumacher, die bisherige Inhaberin, ist das noch lebende Urbild der Lindewirtin. Heint. Sanden, Wien.



Die mohammedantische Nabi
Musa-Pilgerfahrt in Jeru-
salem in der Karwoche.
Amerika Kol., Jerusalem.

Traumt du sie bedroht, die
Wolke. — und jetzt schreibe
ich dir schon, was Deine
Träume zu eisen, Deine
Schlöfser stürzen muß.

Guter Friedi, sei mir nicht
böse, Du bleibst mein lieber
Freund! — Nun wirst Du
vielleicht bitter denken:
Guter Freund! und dazu
habe ich gearbeitet! Ja,
Du —! Du hast mir nie
gesagt, wozu, für wen Du
sol toll arbeitest, so eifrig,
daß Du nach Amerika mußt
und — wenn Du hier
warst — alle Abende in
Deiner Fabrik sein mußt.
Nur die Sonntage warst Du
bei uns — aber gesagt hast
Du nichts; nur große Startons
mit Ledereien hast Du ge-
schickt; und wenn ich sie mü-
sam aufgefressen hatte, lag

endlich unten auf dem Boden — — Deine
Bijutenkarte, weiter nichts.

Sieh, lieber Friedi-Freund, wir sind zuerst
gute Bekannte gewesen — und dann gute
Freunde. Du warst der beste Freund meines
lieben Bruders; und als ich so weinte, wie
er nach Australien fuhr, weil ich so sehr an
ihn hing — da hast Du mich ganz schüchtern
gefragt, ob Du nicht mein Bruder sein dürftest.
Ich sagte ja, ich kam mir so vereinsamt vor;
und Du schienst so froh darüber. — Nun warst
Du jede freie Stunde bei uns, und ich ge-
wann Dich immer lieber. Ich merkte ja auch
was bei Dir hinter dem Freund und Bruder
stand und immer stärker wurde; ich malte mir
in Gedanken aus, was wäre, wenn Du mich
zur Frau wolltest, ob ich Dir ganz gehören
könnte — und es kam mir ganz möglich und
leicht vor. Aber Du hast mich ja nie gefragt,
das Wort „Liebe“ fiel nie zwischen uns.
Dann eines Tages zogst Du fort von hier —
nach Amerika. Ich blieb mit einem leisen
Gefühl der Enttäuschung zurück, ich habe nicht
geweint. — Ich schrieb Dir freundlich-warme
Briefe und dachte, bis er zurückkommt, wird
ihn die Sehnsucht schon Worte finden lassen —
und dann wird er sprechen. — —

Inzwischen lernte ich Sigurd Gaarström
kennen, wir spielten zusammen Tennis, wir
ruderten und segelten; er machte bei uns Be-
such und kam öfter. Wir waren rasch befreundet.

Leiserlich hielt er sich immer zurück: nie be-
rührte er unnötig meine Hand, nie fuhrte er
unter dem Tisch meinen Fuß — Du weißt,
Friedi, wie all die Kleinigkeiten sind, die um
einen Flirt hängen! — Nichts da gleichen. Er
blieb immer ruhig und freundlich, von einer
seltsam ernsten Heiterkeit befeelt, die ein
wunderlich beruhigendes Gefühl in einem auf-
kommen ließ. Wenn wir zusammen waren,



Passionsprozession mit der Statue der Mutter Gottes in Fuencerrabia bei S. Sebastian in Spanien.

war mir so still und sicher zumute, nicht wie bei einem Vater, nein — als ob man wüßte, daß ein ganz Starker schützend neben einem ist.

Wir sprachen von Dir, ich erzählte von Dir, Du seist mir wie ein Bruder. Sigurd — entschuldige, daß ich den Vornamen so oft brauche — Sigurd also fragte nach Deinen geistigen Interessen, Deinen inneren Ideen — da war ich still, davon wußte ich nichts, wir hatten ja nie über solche Sachen gesprochen!

Da fing Sigurd an zu erzählen, von sich und seiner Kindheit — wie er immer einsam war, im Hause der Eltern und einsam in der Fremde — bis er liebe Freunde fand und gute Frauen mit klugen Seelen. Es war ein merkwürdiges Erzählen; er sprach von sich, aber innerlich paßte das alles auf mich, das war ich ja — und wie in heißem Erschrecken spürte ich, daß er das absichtlich getan hatte, daß er für mich — von mir geredet hatte.

Ich blieb still und gab auf sein gutes, zartes Fragen keine Antwort; ich bemühte mich sogar, abweisend auszuweichen, denn — ich schämte mich. Da sprach er weiter; er sagte mir, was im Augenblick in mir war, und tröstete mich — und bat mich, mir helfen zu dürfen. Da stand mein ganzes Leben vor mir: Wie ich eigentlich immer Liebe gesucht hatte, Liebe ohne Grund und äußere Veranlassung, und wie ich jemand gesucht hatte, dem ich meine Liebe geben durfte, die so heiß und weich in mir war! — Ach, Fred, da wurde ich in ein paar Augenblicken eine andere, Reisere! —

Und immer näher trat ich ihm, immer tiefer sah ich in sein Herz und fand, daß es gut, reich und groß war. Da wußte ich, daß ich Dich wie einen Freund gern hatte — und den andern liebte wie nie einen Menschen zuvor! — Nun wartete ich lange Tage, ob er es spürte, ob er mich auch so liebte und es sagen würde. —

Und eines Abends sprach er davon — stille und ruhige Worte; doch was darin brannte, war — die Erfüllung meiner Sehnsucht.

Wußt ich Dir noch mehr sagen, Fred?

Und seit gestern bin ich seine Braut.

So, lieber Fred, nun ist's vom Herzen; und wenn Du den Brief richtig verstehst, wirst Du fühlen, daß ich Dir doch zugetan bin — in guter Freundschaft!

Sei herzlich begrüßt von Deiner Freundin
Margot.

Sie legte das letzte Blatt aus der Hand und sah in die gelben Lichter des Kamins — eh, das war ja ein recht sentimentaler Brief geworden, eine rechte Entschuldigungsepiselle! Brauchte sie das? — Sie hatte keine Schuld; leid tat ihr der gute Fred doch, er hatte gestern beim Fortgehen so müde ausgesehen. Sie griff nach dem Federhalter, nahm ein neues Blatt und schrieb, mit feilen englischen Buchstaben die Worte ziehend, die Stirn gekraust, über die eine blonde Welle Haar tief herabfiel:

Lieber Fred!

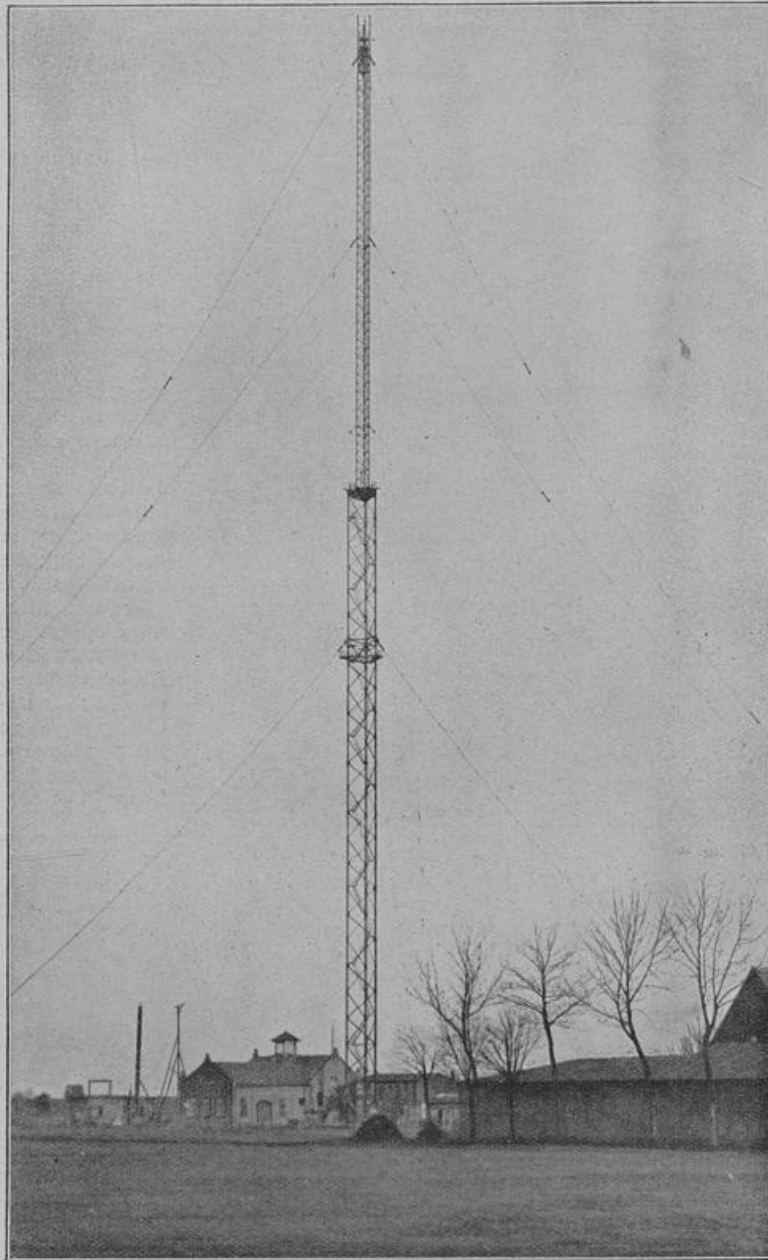
Ich habe mich mit Sigurd Saarström verlobt und schreibe es Dir, ehe es noch jemand anders weiß, da wir es vorläufig noch nicht veröffentlichen wollen.

Ich hoffe, daß Du Dich mit uns freuen wirst, und bin mit vielen Grüßen von Sigurd und mir Deine sehr glückliche
Margot.

So —! Sie tat die Feder mit einem befriedigenden Aufatmen fort und las das Geschriebene durch; das Klang

korrekt, freundschaftlich und war kein ganz unnütziges Seelenbekenntnis. Was brauchte er zu wissen, daß sie einmal auf ihn gewartet hatte . . .

Sie legte die vielen Blätter des ersten Briefes übereinander und riß sie langsam in kleine Stücke . . .



Der am 30. März durch einen Sturm umgeworfene Turm der Telefunkenstation in Trauen, der erst Ende vorigen Jahres von 100 auf 200 Meter Höhe verlängert worden war.

Erich Bennighoven, Berlin-Friedenau.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 16.

Düsseldorf, 20. April

1912.

Denkmal der Königin Victoria in Nizza.

Vor drei Jahren regte eine Zeitung in Nizza einen Ideenwettbewerb an, dessen Ergebnis die Errichtung eines Denkmals für die verstorbene Königin Victoria von England war, die oft an der Riviera verweilt hat und deren Liebingsaufenthalt Nizza-Cimiez war, dort, wo das Denkmal errichtet wurde. Die Kosten kamen durch eine öffentliche Subskription auf, der Staat und das Departement des Alpes-Maritimes stellten namhafte Beträge bei. Die Ausführung wurde dem jungen Bildhauer Louis Maubert übertragen, der sich bereits durch seine Denkmäler für Gambetta, Alphonse Karr, Desjardiers das Kreuz der Ehrenlegion erworben hat. Maubert selbst hat die verstorbene Königin nicht gesehen; er erzielte die Porträtähnlichkeit nach dem Bilde auf dem letzten Victoria-Penny sowie nach Gemälden. Prinzessin Luise und Prinzessin Henry von Battenberg gingen ihm zur Hand mit schätzenswerten Angaben über die Gesichtszüge und über die Kleidung und Haltung der Königin. Der unbedeutende Sockel rührt von dem Architekten Blasini her. Das Denkmal setzt sich aus fünf Marmorfiguren zusammen. Die Königin ist dargestellt sitzend auf einem Felsen; sie nimmt die Blumen der Städte Nizza, Cannes und Mentone entgegen, während die Stadt Grasse kniend einen Blütenzweig auf einer Kartusche überreicht, auf der das großbritannische Wappen eingegraben ist. In halber Originalgröße soll das Denkmal in einem Londoner Museum Aufstellung finden.



Phot. Ch. Trampus, Paris.

Das Goldbergwerk im Garten.

Humoreske von H. Hesse.

Bei Rechtsanwalts ist Herbstfest. Neuer Most und Gänsebraten — Welch ein Schmaus!

Nach Tisch promenierte er feierlich im Garten. Nun ja, er ist zwar nur so eine Art Hof, neun Meter lang, neun Meter breit. Gehörte er kleinen Leuten, würde es eine Laube sein — trotz der vier Sträucher, mit denen das Zispfeldchen Erde bepflanzt war. Aber da es Rechtsanwalts gehört, ist es ein Garten, und das Fest war somit strengster Logik gemäß ein Gartenfest. Jawohl! Unter uns gesagt — es war ein Glück, daß wir die Gans beseitigt hatten, denn so konnte sie uns wenigstens in der Enge nicht mehr zwischen die Beine laufen!

Also — nach dem Mittagessen gab es Kaffee im Garten. — Die Frau Rechtsanwalts führte ihre Gäste, alles Junggeheilen, durch die „Anlagen“.

W aune, leere Erdbänke wurden uns vorgestellt als „Kürbisplanzung“, als „Salatbeet“, als „Kohlrabirondell“ und als „Bohnenplantage“. Bei einer besonders hohen Erdscholle, so tafl und öde wie alle ihre Kolleginnen im Garten, wurde uns kund und zu wissen getan, daß dieses „Beet“ von der gnädigen Frau „ganz allein“ angelegt worden sei. Kunststück, was? Ein unwürdiges Mitglied der Festgesellschaft aber war so roh, leise Zweifel zu äußern:

„Aber — gnädige Frau! — Sie und mit dem Spaten graben?“

„Werde ich Ihnen beweisen, Herr Assessor!“ rief die resolute Rechtsanwältin. Die schlante Frau in dem angenehmen Alter der letzten Zwanziger band eine große dunkelblaue Schürze um, die ihr wundernett zu Gesicht stand, ergriff den Spaten und

Ja, und !!

Und . . . gar zu gern hätte ich auch die Reihe der graziösen Bewegungen angesehen, die nun kommen mußten. Doch Artur, der Neffe der Frau Rechtsanwalts, zog mich beiseite, unternahm mit mir eine lange Wästenwanderung nach dem abgelegenen Winkel des Gartens und versuchte mir die Ueberzeugung beizubringen, daß es schlechte

Zeiten wären . . . , daß er sich in Zahlungsschwierigkeiten befände und seine Kasse sanieren möchte — der langen Rede kurzer Sinn: daß er um jeden Preis noch heute größere Geldmittel in seinen Besitz bringen müsse. Er habe eine Dame zu einem Ausfluge eingeladen da müsse man nobel auftreten unter Selt und Auto ginge das nicht ab. „Und nun denken Sie sich das Pech — seit Wochen ist bei mir tiefste Ebbe. Und Sie wissen doch, bester Freund, was so ein lustiger Ausflug für Späne kostet!“ Dabei hielt er mir sein offnes Portemonnaie hin — es war leer, total geleert in allen Fächern!

„Ich . . . ? Ich weiß gar nichts!“ versetzte ich ausweichend.

„Dann muß ich Sie wohl belehren,“ fuhr der Neffe des Gartens —ardon, der Neffe des Hauses, herablassend fort. „Zwei blaue Pappeln kostet er, so'n Ausflug!“

„So . . . ?“ gab ich kühl zurück. „Dann sehen Sie nur mal zu, wo Sie die so fix ernten!“

Und ich ließ ihn in seinem Echten allein, und ging zu den andern Herren hinüber, die der „grabenenden“ Frau Rechtsanwältin zuschauten. Niesig nett sah sie aus bei dieser schweren Arbeit. Nun hielt sie einen Augenblick inne. „Lieber Freund!“ rief sie mir zu, „ich muß mir mal die Stirn trodnen. Bitte, reichen Sie mir doch mein Täschchen her — es liegt dort auf der Bank neben Ihnen!“

Ich reichte ihr das Täschchen, sie öffnete es und

zog hastig ein Spigentuch hervor, das sie in schnellem Schwung zu der geröteten Stirn führte.

Und in diesem Moment kam die Katastrophe — etwas Goldigglänzendes schoß aus dem Spigentäschentuch hervor

Die hübsche Frau stieß einen kurzen, gellenden Schrei aus . . .

In kühnem Bogen zog das glänzende Etwas wie ein goldener Schmetterling hoch über die Kürbisplanzung dahin und über das Kohlrabirondell, traf mit klirrendem Klang an den Stamm eines Apfelbaumes, prallte zurück und — war verschwunden! Spurlos verschwunden! Gerade als hätte die Erde es verschluckt



Von den Antarktis-Manövern vor Portsmouth: Die Besatzung des A II auf der Rückkehr zum Fort nach einer Instruktionsskizze auf hoher See. Phot. Ch. Crampus, Paris.

Welche Erde? Die des Rasens? Die der Bohnenpflanzung? Niemand weiß es.
„O, mein letztes Goldstück für die Woche! Bis Dienstag sollte ich damit auskommen!“ jammerte die Gnädige.

„Das kommt davon!“ murrte ihr Gatte.
„Habe ich dir nicht schon hundertmal gesagt, du sollst das Geld nicht lose im Täschchen tragen!“

Ach, Schillers „Taucher“ hatte es doch gut! Er brauchte bloß im Wasser zu suchen! Wir aber mußten nun in der Erde buddeln, die doch ein bedeutend härteres Element ist! Jetzt erst sahen wir, welch ein riesiges Terrain achtzig Quadratmeter ausmachen! Millionen von Grasshalmen standen da, in die sich das Goldstück verfrachten haben, Millionen von Erdklümpchen lagen da, zwischen denen es sich versteckt haben konnte.

„Das schöne Zwanzigmarkstück ist futsch!“ konstatierte der Rechtsanwalt. „Unwiederbringlich futsch ist das schöne Zwanzigmarkstück!“ — „Aber erlaube mal —“ wendete die Gattin schüchtern ein.

„War nichts erlaube ich!“ schrie er sie an und vor die Eckstubeherrschaft. „Fah du doch besser auf, du —“

Und er gebrauchte hier einen Ausdruck, den man in der Naturgeschichte beim nützlichen Federvieh findet, verstärkt durch ein Eigenschaftswort, das eine absprechende Kritik an geistigen Fähigkeiten offen will.

Erregt lief die junge Frau ins Haus.

Wir brauchten ihrem Manne nicht erst Vorwürfe zu machen — er machte sie sich schon selbst in reichlichstem Maße.

„Beeilen Sie sich!“ rief ich ihm. „Gehen Sie Ihrer Gattin nach!“

Er klopfte sich hinterm Ohr:

„Ich will doch lieber noch ein halbes Stündchen warten . . . , bis dahin wird sie sich wohl ein wenig beruhigen . . .“

Das war vielleicht nicht sehr schön von ihm, aber richtig wird's schon gewesen sein



Aus der Schlacht bei Bengasi am 12. März: Italienische Artillerie feuert auf die Oase „Zwei Palmen“! Ungus-Photo-Reportage, Mailand.

Nun wollte keine rechte Stimmung mehr aufkommen. Ober mehr herrschte jene Stimmung, bei der man das Gefühl hat: wie verduftest du dich am schnellsten?

Wir fiel plötzlich eine dringende Verabredung ein. Das heißt in Wirklichkeit fiel mir etwas ganz anderes ein. Ich empfahl mich, doch ging ich nicht fort, sondern suchte die Frau des Hauses in ihrem Wohnzimmer auf. An ihren Wimpern hing zwei große Peilen.

„Liebe Frau Rechtsanwalt!“ rief ich, „Ihre Tränen sollen bald getrocknet sein! Hier“ — und ich legte ein Zwanzigmarkstück auf den Tisch — „das fand ich eben im Garten!“

Sie nimmt das Geld in die Hand — und verschwunden waren alle Tränen. Sie lachte! Mit ganzem Gesicht! Aus vollem Herzen! Nie hätte ich geglaubt, daß ein einziges Goldstück soviel Schmerz und soviel Freude bereiten könnte . . . Da klingelte es an der Tür des Vorzimmers.

Ich gehe und öffne. Wer ist's? Der Assessor. Klist an mit vorbei ins Zimmer. Legt ein Zwanzigmarkstück auf den Tisch und ruft: „Gnädige Frau, das fand ich eben im Garten!“

Und abermals geht die Klingel. — Der Herr Reserveoffizier Knappwig. Schlägt die Haden zusammen:

„Gnädige Frau . . . melde gehorsamt . . . ein Zwanzigmarkstück — Garten gefunden!“

Sie lacht weiter. Es ist nichts aus ihr herauszubringen vor — lauter Lachen.

Nun, einer könnte es ja doch wirklich gefunden haben! Und vielleicht gerade der Knappwig. Der sitzt doch nicht so bid in der Wolle, daß er „Fundstück“ zu markieren braucht!



Vom Italienisch-türkischen Krieg: Auslieferung einer Kannte an der Küste von Tripolis. Crampus, Paris.

Jetzt klingelt es nicht mehr. Knapptrich hat nämlich die Vorzimmertür offengelassen. Und ohne zu klingeln kommt nun einer nach dem andern der Mittagsgäste, von denen jeder das Zwanzigmarkstück „gefunden“ hat. Zum Schluß der Gatte. Natürlich hat auch er ein Zwanzigmarkstück im Garten gefunden. Seine Frau fällt ihm lachend um den Hals, und er freut sich nicht schlecht, daß er so billig davonkommt. Wir Gäste stehen um das verführte Paar herum und wissen nicht, was wir sagen sollen. Da gesteht die Gnädige lachend ihrem Gatten. Wohlgezähle zehn Goldstücke legt sie in einer Reihe auf den Tisch:

„Sieh, Schatz, jeder von den Herren hat ein Zwanzigmarkstück im Garten gefunden!“

„Jeder?“
fragt er. Dann lacht auch er.
„Himmel, das ist doch kein Garten — das ist ja ein Goldbergwerk! Denk nur, Hilbe, wenn du da jeden Tag ein Zwanzigmarkstück verlierst und zehn wiederkriegst . . .!“

„Welcher von den Herren hat denn nun wirklich den Fund gemacht?“ fragte ich jetzt.

„Ach!“ antworteten mir neun Stimmen zu gleicher Zeit.

„Und wer hat denn jetzt geschwindelt, Herrschaften?“ fragte ich weiter.

„Ach nicht!“ riefen neun Stimmen.

„Lassen Sie es gut sein, Verehrtester,“ fügte die hübsche Frau Rechtsanwältin lächelnd hinzu, „von den Herren hat einer so wahr gesprochen wie die andern!“
„Ich habe nämlich — und Ihre blendenden Bähndchen blippten nur so — ich habe nämlich überhaupt kein Zwanzigmarkstück verloren, sondern —“

„Sondern . . .?“ fragten neun Stimmen.

„Sondern — ein Zehnmarkstück!“

Selten habe ich neun verduhtere Gesichter gesehen. Und mein — wird auch nicht gerade das Symbol der Intelligenz gewesen sein Der Rechtsanwält erholte sich zuerst und meinte:

„Aber du sagtest doch vorhin selbst: mein Zwanzigmarkstück?“

„Nein, Schatz, das hast du gesagt. Und als ich widersprechen wollte, kamst du mir mit Verbalinjurien, und da zog ich es vor, mich aus dem Staube zu machen. Ich nehme es dir nicht übel, es folgte ja ein so riesig netter Spaß daraus. Und nun bitte ich die Herren, die das Geld nicht gefunden haben, ihr Goldstück zurückzunehmen!“

„Ich habe es aber gefunden!“ riefen neun protestierende Stimmen.

Die Tür geht auf. Herein tritt der holde Artur. Den hatten wir alle total vergessen.

„Tante!“ ruft er freudestrahlend, „ich habe dein Goldstückchen gefunden. Hier ist es.“ Und was er auf den Tisch legt, ist wahrhaftig ein Zehnmarkstück. — „Aber wenn du gestattest, Tantenchen, behalte ich's gleich als Finderlohn!“ Und schon streckt er die Hand wieder

danach aus, als er dort auf der Tischkante die zehn Doppelkronen erblickt. Er sieht sich um, liest die Verlegenheit auf unsern Gesichtern und — durchschaut die Situation. „Nein,“ sagt er, „in diesem Falle, Tantenchen, in diesem Falle kann ich auf die zehn Mark Finderlohn gern verzichten!“

„Artur,“ examiniert der Rechtsanwält streng, „was soll das heißen: in diesem Falle?“

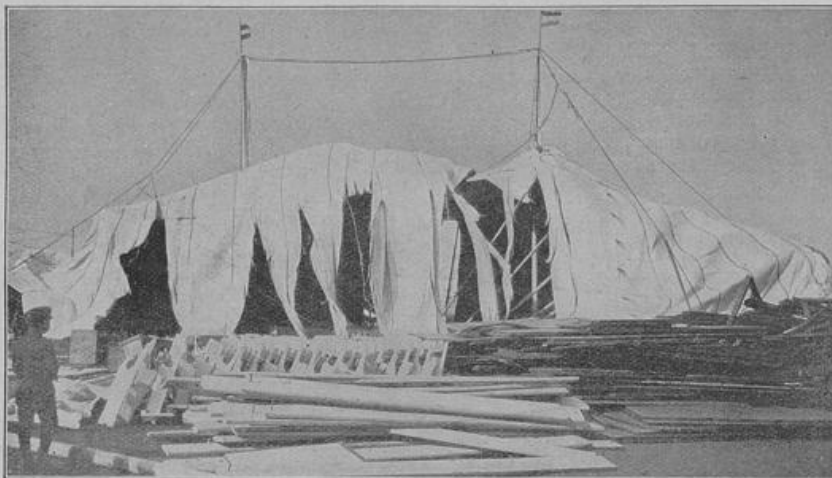
„Um . . . ja . . . weißt du, Onkel, ich mag eigentlich gar nicht darüber reden. Auch ich habe heute etwas in eurem Garten verloren, nämlich den ganzen Inhalt meiner Börse — gerade zehn Zwanzigmarkstücke. Aber nun sehe ich ja zu meinem Vergnügen, daß sie gefunden sind und da auf dem Tisch liegen . . .“
So ein frecher Lämmel!

Die zehn Goldstücke verschwinden in Arturs Börse. Ich verabschiede mich

— er sich auch. Und im Korridor sagt er zu mir, und die Schadenfreude blüht ihm aus den Augen:

„Ich habe mich doch geirrt, lieber Freund. Zu einem fidelem Abend braucht man durchaus nicht immer zwei blaue Lappen! Nämlich — zehn Doppelkronlein tun's zur Not auch!“

Mein langes Gesicht kann man sich denken.



Der in Bremerhaven durch einen Orkan vernichtete Zirkus Carree. Heint. Engelke.



Die erste deutsche Luftschiffdrohke auf der Allgemeinen Luftfahrzeug-Ausstellung in Berlin.

Phot. Vorderker, Berlin.

Die Geisterkarawane.

Eine Geschichte aus Marokko. Von L. vom Vogelsberg.

Zum viertenmal schlug der Zeltvorhang auseinander, und Hassan bu Chaireddins Halbengesicht guckte herein. Am liebsten hätte ich dem Kerl eins auf den braunen rasierten Affenschädel gebrannt. Aber Hassan entwarfnete meine blutrünstigen Absichten stets durch bezauberndste Lie-

benswürdigkeit. Ich hatte mir das zwar schon des öfteren verbeten, denn wenn sich dieses geschmeidige Gummigesicht grinsend in die Länge zog, wurde mir jedesmal übel.

Auch jetzt grinste er wieder. „Herr, willst du nicht bald nach dem Dschebel Har aufbrechen?“

Ich fing an, so ganz beiläufig mit meiner Browningpistole zu spielen.

„Nein, mein teurer Freund, das will ich nicht! Aber wenn du diese neugierige Frage etwa zum

fünften Male stellen solltest, dann will ich etwas andres!“ Der geschmeidige Küstenaraber retirierte bis zum Eingang. „O Herr, ich bin doch dein Gast!“ — Nun begann mir doch die Galle zu siedeln. Der Strolch trieb sich, von ungefähr kommend,

schon tagelang unter meinen Leuten herum, offenbar nur, um sie zu beunruhigen. Er war sicherlich einer jener Landstreicher, die im Auftrage irgendeines Mäuerkapitans eine günstige Gelegenheit zu irgendeinem Coup auszubaldern, an dessen pekuniärem Erfolg

er dann prozentualen Anteil hatte. Und ich lag hier mit über hundert Menschen und vielen Tausenden an Wert und konnte nicht weiter, weil einige Kamele krank geworden waren.

So nahm ich denn den Rest meiner Selbstbeherrschung zusammen.

„Mein teurer Hassan bu Chaireddin! Du hast lange Beine, die du sehr schnell in Bewegung setzen kannst! Und nun gebe ich dir fünf Minuten Zeit — erfreut sich dann mein Auge noch an deiner Schönheit, dann mögen

Carl Junke †.

Der Geheime Kommerzienrat Carl Junke, einer unserer angesehensten Kohlenindustriellen, ist am 15. April ganz unerwartet an den Folgen einer Operation, die wegen einer Mittelohrentzündung vorgenommen werden mußte, gestorben. Sein Tod bedeutet ebenso für den rheinisch-westfälischen Kohlenbergbau wie für seine Vaterstadt Essen, für deren Emporblühen er so manches getan hat, einen großen Verlust. Mit dem bedeutenden Einfluß, den Junke im Bergbau und Kohlenyndikat seit langem besaß, trat er vor allem die engere Aneinanderschließung der kleineren Zechen, wie namentlich seine letzte Gründung, die Essener Steinkohlenbergwerke A.-G., in der er alle seine



Carl Junke,

Geh. Kommerzienrat, Bergwerks- u. Hüttenbesitzer, geb. 22. August 1855 in Essen-Ruhr, gest. 15. April in Ess.

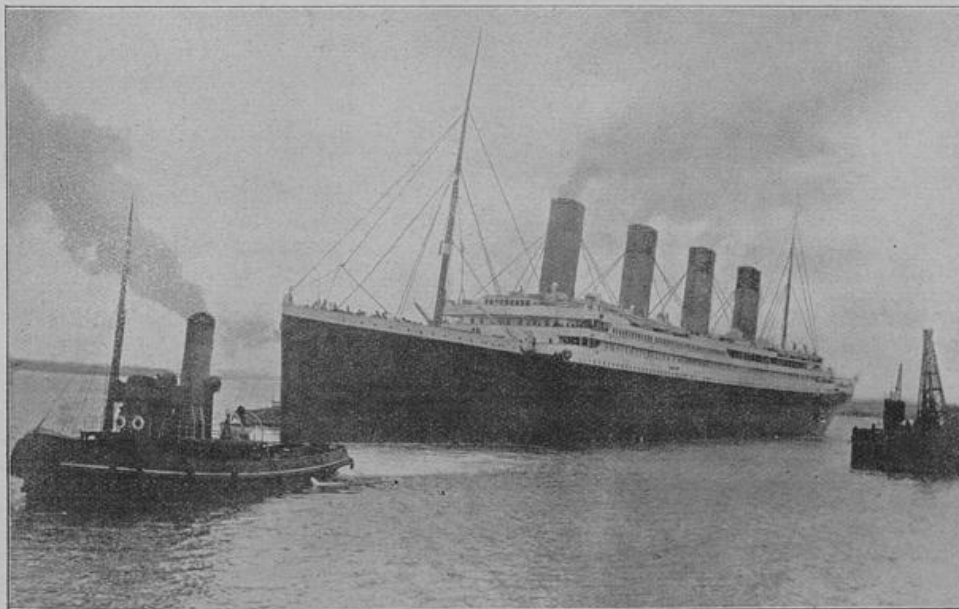
Magerzehen vereinigte, zeigt. Allgemein gelten seine Zehen als Musterbetriebe. Bei der Frage der Syndikatserneuerung versucht er entschieden den Standpunkt der reinen Zehen gegenüber den Hüttenzehen, und suchte auch stets den Anschluß des Hiesus an das Syndikat zu vermitteln. Bei all seinen Unternehmungen gelang es ihm durch seine enge Verbindung mit der Deutschen Bank, der seine eigne Gründung, der Essener Bankverein, eng liiert war, die solide finanzielle Grundlage zu schaffen. Ferner war er auch im Aufsichtsrat der Mannesmannröhrenwerke und bis vor kurzem in dem der Düsseldorf-Röhrenindustrie. Der Verstorbene gehörte mit zu den reichsten Leuten Deutschlands.

jämliche Hunde des Lagers mit die Fangball spielen!“

Und Hassan war zugänglich. Sein Gesicht verlor auf einmal alle Lebenswürdigkeit. Er stieß mich an wie ein wütender Mephisto und verschwand mit blitzartiger Geschwindigkeit aus meinem Gesichtskreis.

Der Untergang der „Titanic“.

Das größte Schiff der Welt, die „Titanic“ der White-Star-Linie, ist am Abend des 14. April um 10 Uhr 20 Minuten unter dem 41,16 Breitengrad und 50,14 Längengrad, 1150 Seemeilen östlich von New York, mit einem Eisberg zusammengestoßen; das Schiff hielt sich noch knapp vier Stunden und sank dann langsam. Die Zahl der Passagiere betrug 1455, die der Besatzung 905, so daß sich 2358 Personen an Bord befanden. Durch drahtlose Telegraphie rief die gefährdete Besatzung um Hilfe. Die Dampfer „Olympic“, „Virginian“, „Baltic“, „Carpathia“ sowie die deutschen Dampfer „Prinz Friedrich Wilhelm“ und „Prinz Walbert“ fingen die Meldung auf und eilten an die Unglücksstelle. Es wurden etwa 860 Personen gerettet. Unser Bild zeigt die letzte Ausfahrt der „Titanic“ aus Southampton.



Während ich mich langsam wieder dem Zelt zuwandte, fiel mein Blick von ungefähr auf den Dschebel Sar. Greifbar nahe stand der düstere, graue Berg mit gegenüber, als äußerster Vorposten des Atlas. An ihm mußten wir vorbei, wollten wir nach Fez hinüber. Und auf einmal kam eine Art leichten Grauens über mich beim Anblick des düstern Gefellen. Was mochte der braune Pirat nur im Schilde führen weil er mich dort hinüberlocken wollte?

Gegen Abend hielt ich einen Gewehrappell ab. Es war alles in Ordnung; durch die paar Rafttage hatten die Leute Zeit gehabt, alles instand zu setzen und sie waren sichtlich stolz darauf.

Als ich gehen wollte, kam der Karawanenführer. „Herr, wenn du aufbrechen willst — die Tiere sind wieder gesund!“



Zusammenkunft Kaiser Wilhelms mit dem Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand im Park von Brioni: vorn der Kaiser mit Hagenbeck, dahinter Franz Ferdinand mit Gefolge. Campus-Paris.

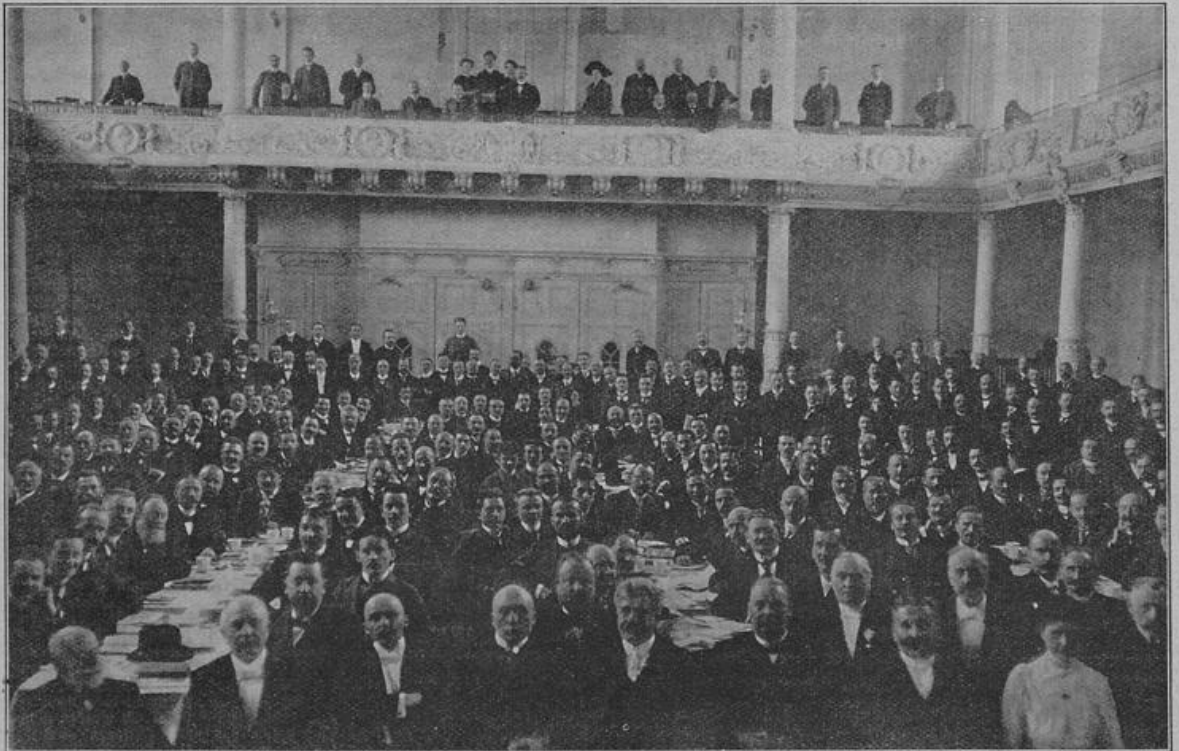
Es war dies die willkommenste Nachricht seit Wochen.

„Gut! Laß sich alles richten, damit wir in längstens einer Stunde ziehen können!“

Es waren noch etwa zwei Stunden bis Sonnenuntergang, als wir aufbrachen. Die Kamele standen wieder so weit auf den Beinen, daß ich hoffen konnte, in vier Tagen Fez zu erreichen. Ich war im Grunde genommen herzlich froh, daß wir diesen exponierten Platz sobald verlassen konnten.

Langsam setzte sich die Riesenschlange des Zuges in Bewegung. Giel plärren, Hunde bellten, Kamele schrien, Menschen brüllten — und über all dem Chaos der Karawanenführer mit seiner Stentorstimme alles überhörend.

Dann kam die ganze schwarze Masse in Gang. Um nach zwei Stunden wieder zu halten. Ich erschrak, als ich aus meinen Träumen



36. Hauptversammlung des Rheinischen Provinziallehrerverbandes in Cöln am 9., 10. u. 11. April. M. J. K. Köln-Süd.

auffuhr. Unmittelbar vor uns lag der Dschebel Har, kahl, häßlich und finster...

Ein Feld von flachen Gesteinstrümmern lag davor, hoch getümt wie ein Plateau, eine natürliche Festung. Und ringsum Sand, Sand und Knochen...

Mit ein wenig verlegenem Gesicht kam der Karawanenführer herüber.

„Herr, die Tiere sind wieder krank geworden, sie wollen nicht weiter!“

Was war da zu machen? „Gut, dann bleiben wir eben hier!“

Der Karawanenführer sah zu dem Dschebel Har hinauf. „Aber ein wenig dort hinüber, Herr, nicht auf die Steine da!“

„Warum?“

„Es ist nicht gut, Herr!“

„Warum denn? Frage ich!“

Der Berber zuckte die Achseln und ging wortlos, als schämte er sich einer Antwort. Gleich darauf aber dirigierte er die Karawane abseits. Im Augenblick war ich neben ihm.

„Doch auf die Steine, sage ich! Kannst du nicht hören?“

„Es ist nicht gut, Herr!“ Er zitterte förmlich.

Ehe ich noch etwas erwidern konnte, tauchte plötzlich ein wohlbekanntes Galgenesicht neben mir auf mit einem noch wohlbekannteren Grinsen: Hassan bu Chaireddin.

„Doch, Herr, es ist gut! Gehe nur auf die Steine!“

Und ehe ich ihm noch mein Schießeszen unter die Nase halten konnte, war er wieder in dem

Menschenrudel verschwunden. Daß der Kerl mir so eifrig zugestimmt hatte, machte mich nun doch stutzig. Aber ich durfte den einmal gegebenen Befehl nicht zurücknehmen, wollte ich nicht an Ansehen bei meinen Leuten einbüßen. So zog denn der Troß auf das Plateau.

Die Sonne sank und die kurze Dämmerung verschwand bald. Der Himmel war in dieser Nacht nicht so klar wie sonst; wie eine leichte Dunstschicht lag es über dem schimmernden Sand. Und dort hinten der Dschebel Har, unheimlich in seiner jetzt fast gigantischen Größe. Trotzdem ich eigentlich keine Furcht kannte, begann mir der ganze Ort nun doch unheimlich zu werden.

Und plötzlich stand der Karawanenführer neben mir.

„Herr, darf ich in der Nähe deines Zelttes schlafen?“

Er bat. Nicht mit Angst und Zittern, sondern wie ein Mensch, der im Bewußtsein einer begangenen Schuld diese wieder gutmachen will.

„Nun sag einmal offen, Said, was hast du eigentlich?“

Der Mann sah mich bedrückt an, und seine weißen Augäpfel leuchteten sonderbar durch das Halbdunkel.

„Herr, hier gibt es Geister!“ sagte er zögernd.

„Aha!“

Mit Blitesschnelle war mir auf einmal etwas klar geworden.

Und in diesem Etwas spielte Hassan bu Chaireddin eine besondere Rolle.

„Wissen das deine Leute?“ fragte ich.

„Ja, bestimmt, sie wissen es!“

Das war sehr bedenklich, denn ich wußte aus Erfahrung, wie sehr sich diese Menschen vor Geistern und Dämonen fürchten. Ich sah nach der Uhr. Jetzt war's beinahe zehn, und die afrikanischen Geister beginnen, genau so wie ihre europäischen Kollegen, auch erst nach Mitternacht zu spuken.

„Gut, Said, ruf die Leute zusammen! Sie sollen ihre Gewehre und Patronen mitbringen!“

Nach einer kleinen Weile lagen Waffen und Munition in drei Reihen am Boden, und die Leute standen mit scheuen Gesichtern dabei. Nun war meine Zeit gekommen.

„Freunde,“ sagte ich und hob die Arme gen Himmel, „ihr wißt, daß es hier nicht geheuer ist!“ Beifälliges Nicken allerseits.

„Aber,“ fuhr ich fort, „euch soll kein Leid geschehen! Ich habe einen großen Zauber bei mir, der jeden andern Zauber bricht! Ich weiße eure Gewehre und Kugeln, damit ihr jeden bösen Geist erschließen könnt!“

Ein Murmeln des höchsten Erstaunens war die Antwort.

„Und nun verhaltet euch mäschenstill — ich schüpe jetzt euch und eure Waffen!“

Damit begann ich im Schritt der Française und mit entsprechenden Armbewegungen zwischen den Gewehreihen hindurchzugehen, indes mir ein p. t. Publikum mit Grausen zusah. Es mag ein sonderbares Bild gewesen sein damals in der Wüstennacht am Dschebel Har...



Der Vater Louis Corinsh, Präsident der Berliner Sezession, mit seiner Gattin in Nordighera, wo er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit weilte. Kessler & Co., München.

Zum Schluß zog ich mein Notizbuch heraus, entzündete einen Wachstod und begann bei dem düstigen Schein mit leiernder Stimme eine Anweisung zum Gebrauch einer Salbe zu verlesen...

Offenbar hatte das alles tiefen Eindruck auf die Versammlung gemacht.

Nun verteilte ich die ganze Gesellschaft rings um das Plateau, die Gewehre im Anschlag.

„Sobald das Kommando zum Feuern kommt, schießt ihr, einzeln, was vor euch steht! Wer's nicht tut, der verliert den Zauber und stirbt auf der Stelle!“

Ich wußte, daß sie nun müde waren und tun würden, was ich wollte. Nur der Karawanenführer sah mich fragend an.

„Tu, was ich sage, Said! Das übrige geht dich nichts an!“

mit wallenden Fahnen und wehenden Burnussen. Kein Ton drang herüber, stumm zogen die Gespenster vorwärts, uns entgegen. Schon konnte man das Sattelzeug der Pferde, die Waffen der Reiter unterscheiden. Und alles kam heran in ruhigem, gemessenem Tempo, wie durch die Luft schwebend. Es war eine lähmende Atmosphäre um uns, in der ganzen Natur, die Angst schnürte alles zusammen. Da kam mir die Besinnung wieder.

„Achtung!... Feuer!“

Rasselnd fuhr der Eisenhagel in den gespenstischen Zug.

Einen Augenblick Stille, sich Bahnender Pulverdampf... dann ein Stöhnen und Heulen und ein Ansturm.

„Feuer!“

Nur einzelne Gewehre knatterten, das Entsetzen schien sich breit



Zum Kohlenarbeiterstreik in Nord Wales.

Phot. London-News.

Mannschaften vom Suffolt-Regiment, die zum Schutz der Arbeitswilligen abkommandiert sind, geben von einem Hügel Flaggensignale nach dem Lager, dessen Zelte man im Hintergrunde sieht.

Ich setzte mich auf einen Stein in der Mitte des Plateaus, so daß ich nach allen Seiten einen freien Ueberblick behielt, steckte mir eine Pfeife an und nahm das Gewehr zwischen die Knie. Said legte sich neben mich, verschränkte die Arme hinterm Kopf und starrte in den Nachthimmel.

„Herr, möchtest du mich nicht noch einmal kugelfest machen?“

„Gewiß, warum nicht!“ Und ich las ihm noch einmal die Gebrauchsanweisung der Schmiere vor.

Allmählich kam die Müdigkeit über mich, und ich begann leise vor mich hin zu dämmern. Bis plötzlich, wie aus fernen Jugendentagen, ein Wort Freiligraths an mein Ohr schlug, in dumpfer Angst. „Herr, die Geisterkaravane“...

Ich sah hinaus, und das Herz stand mir einen Augenblick still. Da zogen sie vorbei, ein langer, langer Zug; lautlos, Weiß in Weiß,

zu machen. „Wer nicht schießt, stirbt!... Feuer!“

Und wieder rasselte das Feuer in die weiße Masse...

Dann war's still, ganz still. Nur einzelne Körper lagen drüben auf dem Sand, unbeweglich.

Langsam — die Hand am Gewehrhahn — ging ich hinüber. Drei, vier, lagen da, langgestreckt, in ihre weiße Burnusse gehüllt bis zu den Augen. Einen von ihnen drehte ich um: es war Hassan bu Chaireddin...

Es war seine letzte Spekulation auf die Dummheit seiner Mitmenschen gewesen, auf ihren Aberglauben. Wieviel Karawanen mochten diesem Nummenschanz mühelos zum Opfer gefallen sein?

In diesem Sinnen ging ich hinüber zu meinen Leuten und nahm den Zauber wieder von ihnen, indem ich ihnen die Gebrauchsanweisung zum drittenmal vorlas.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 17.

Düsseldorf, 27. April

1912.

Die Ostertage des Kaisers: Eiersuchen auf der „Hohenzollern“.

Am Osterfonntag hielt Militäroberpfarrer Goens in der Kapelle des Achilleion Gottesdienst ab. Am Nachmittag fand bei herrlichem Sonnenschein das auch am kaiserlichen Hofe alljährlich übliche Eiersuchen statt, diesmal für die Mannschaften der „Hohenzollern“, die zu diesem Zweck reich mit frischem Lenzesgrün und den besten Frühlingsblumen geschmückt war. Der Kaiser mit seinen Kindern nebst Gefolge und den Offizieren der „Hohenzollern“ und der begleitenden Schiffe wohnten diesem fröhlichen Akt auf dem Promenadendeck bei. Die

Abendtafel war im Achilleion. Am Ostermontag machte der Kaiser mit dem Reichskanzler und sämtlichen Fürlichkeiten einen Spaziergang auf den Berg Kyriaki. Am Nachmittag war man im Dorfe Gafuri, wo reichgeschmückte Frauen und Mädchen korinthische Tänze aufführten. Städter, zahlreiche Fremde sowie viele deutsche Matrosen waren anwesend, auch die Kapelle der „Hohenzollern“ spielte zum Tanz auf. Schließlich vereinigten sich die deutsche und die griechische Kapelle zur deutschen Hymne.

Phot. Th. Jürgensen, Kiel



Die Gefahren der Eisberge.

Die Schifflinien von Europa nach Nordamerika durch den nördlichen Teil des Atlantischen Ozeans sind immer mehr oder weniger von Eis bedroht. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß der Ozean dort nach Norden offen ist und nur eine einzige Landgruppe — Grönland — enthält. Aus dem Innern des gänzlich vereisten Grönlands dringen die Eismassen viele hundert Meter breit und hoch wie ein ununterbrochener Eisstrom als Gletscher der Küste zu. Sobald die Eismasse ein gewisses Stück über den steilen Uferand hinausgelangt ist, bricht sie infolge des eignen Gewichtes ab und stürzt in das Meer. Die so abgebrochenen Eismassen sind nun zu Eisbergen geworden; sie sind häufig mehrere hundert Meter lang, breit und hoch. Da das Eis nur ein Neuntel leichter als Wasser ist, so ragen diese schwimmenden Eisberge nur mit dem neunten Teil ihrer Masse aus dem Wasser heraus. Wenn ein Eisberg also

100 Meter hoch ist, kann man annehmen, daß er sich etwa 800 bis 900 Meter unter das Wasser erstreckt. Durch die bekannten Meeresströmungen werden diese wandernden Eisberge nun nach dem Süden getrieben und beginnen dabei langsam abzusmelzen. Es ist begreiflich, daß bei der Schmelze derartigen gewaltigen Eismassen eine sehr beträchtliche Temperaturerniedrigung stattfindet. Solche Eisberge zeigen sich daher im allgemeinen durch

Nebelbildung und durch eine starke Erniedrigung der Luft- und Wassertemperatur an. Man hat daher als besten Schutz gegen Zusammenstöße mit Eisbergen eine fortwährend sorgfältige Beobachtung des Thermometers im Wasser und in der Luft vorgeschlagen. Nun kommt aber als besonders gefürchteter Umstand hinzu, daß über den sogenannten Neufundlandbänken im

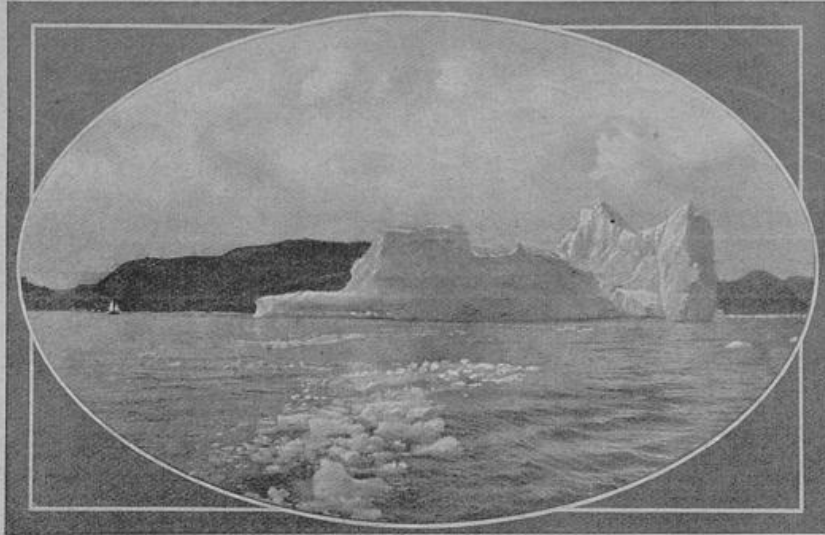
Atlantischen Ozean infolge der Mischung kalter und warmer Meeresströmungen beinahe das ganze Jahr hindurch Nebel herrscht. Dabei ist natürlich die Gefahr eines Zusammenstoßes mit Eisbergen besonders groß, weil man sie nicht rechtzeitig erkennen kann, auch

nicht durch einen besonders bemerkbaren Eisbergnebel gemarnt wird, sondern nur auf fortwährende Temperaturbeobachtungen angewiesen ist, die natürlich nur wohl in den seltensten Fällen gemacht werden. Der Zusammenstoß mit einem Eisberg ist nun selbstverständlich schon an sich recht gefährlich. Dazu kommt noch weiter, daß die meisten Eisberge infolge des fortwährenden Abschmelzens starke Schwerpunktveränderungen er-

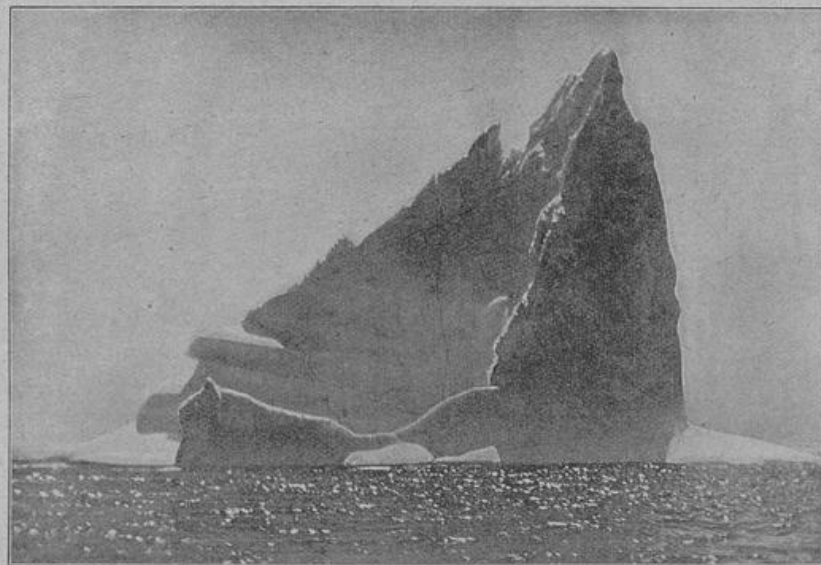
fahren und geneigt sind, beim leichtesten Anstoß zu kippen und umzuschlagen. Ein Schiff, das gegen solchen Eisberg rennt, hat daher nicht nur die Aussicht, sich durch den Zusammenprall ein gehöri-

ges Leck zu holen, sondern es besteht weiter auch noch die Gefahr, daß der Berg sofort über dem Schiff umschlägt und es dann vollkommen zerquetscht. In der Tat haben viele derartige Katastrophen mit dem sofortigen Untergang des betroffenen Schiffes geendigt, und wenn die „Titanic“ nach dem Zusammenstoß wenigstens noch einige Stunden hindurch schwimmfähig geblieben ist, wo durch wenigstens ein Teil der Passagiere gerettet werden konnte, so muß das noch als eine Milderung der furchtbaren Katastrophe be-

trachtet werden. Leider muß bei dem Unglück der „Titanic“ festgestellt und betont werden, daß weniger der Eisberg für die Katastrophe verantwortlich zu machen ist, als die Reklamesucht und Gewissenlosigkeit derjenigen, die unter allen Umständen einen neuen Rekord erzielen wollten. Man wußte, daß Eisberge vorhanden waren, aber man spielte va banque und verlor. Den Verlust bezahlten 1500 Menschenleben.



Eisberg an der Küste von Neufundland bei St. Johns.



Ein im Golfstrom treibender Eisberg.

Heimweh!

Skizze vom Niederrhein. Von Joseph Buchhorn.

Der Hüses Pitter und sein Weib, die Katrin, hatten ihre liebe Not, all die neugierig-wissbegierigen Fragen zu beantworten, die ihnen die Hälfte der Hammer Bevölkerung wieder und immer wieder vorlegte. — „Also, dat's en Tatsach, dat der Mönchs Wellem wieder ze Hus es? — „Wie lang wo he doch fort? ich schätz 15 Jahr.“ — „An krank es he? — „Im — Wat? Fieber? Zesses Marjoses, am End siecht dat an?“ — „Ob he jetzt bei uns bleibt? Hier könnt mer sin Geld gebrauche? Wieviel? so'n half Milljon, wat? Wenn dat sin Mutter noch erlävt hätt! Ja, ja!“ — „Weis dat Lies vom Kurzenbach als die Neuigkeit? Nā? meint Ihr net? Dann woll ich ens zu em — dat — E Gläd, dat dat Witwenjahr bald om es; jetzt können sich die Jugendfreund am End' — Abjäs also — ech han niz gesagt —“

lag, die in das obere Stockwerk führte. Pitter stapfte in die gute Stube linkerhand, in die er sich sonst nicht leicht gewagt hätte, setzte sich auf das kattunbedeckte Sofa, über dem hinter Glas und Rahmen sein Hochzeitskranz und der Brautkranz der Katrin hing, und schielte nach dem Heiland, der in der rechten Ecke über einer rotglühigen ewigen Lampe seine Kreuzschmerzen trug.

Ob der's diesmal wieder gut mit ihnen meinte? Einmal schon hatten sie den Segen seiner Verehrung gespürt. Damals, als sie sich zusammenzutrauen wollten, weil die heiße Liebe mächtig in ihnen war, aber der Winkel fehlte, in den sie ihr Glück tragen konnten. Da war der Mönchs Wellem, der jetzt in dem Zimmer über ihm lag, auf ihn zutreten und hatte gemeint:

„Wie wärs, Pitter, ich han kein Spoh mehr daheim. Wellstu



Lourdes: Gruppen von Pilgern in Erwartung des Segens.

So ging das Wechselspiel der Fragen hin und her — dem Hüses Pitter brummte der Kopf, als wä e ein Bienenschwarm in ihn gefahren. Ein Wunder nur, daß die Katrin diesem Wirbelsturm nicht erlag. Aber nein, die fühlte sich schließlich noch wohl in diesem Wetter, tat geheimnisvoll und wichtig und blähte und spreizte sich — zum Donnerwetter noch einmal! Jetzt wurd's dem Pitter aber zu dumm — Grad' drängte ein halbes Duzend neuer Besucher in die schmale Tür und beschmutzte mit den berben Wasserstiefeln, wie sie die Schiffer und die Fischer tragen, die blankgeschuerten, mit hüchem weißen Sand bestreuten Dielen.

„Später,“ knirschte der Hausherr, dem allgemach der rote Zorn in's sonnegebräunte Gesicht stieg, „später; jetzt muß ich mein Ruh han — sonst gon ich vor lauter Besuch und Gefrag und Getu noch vor dem Osterfest tapores — Jaja, hä es bo — hä es krank — hä es Milljonär — ja, ja, et stemmt alles — nu mach de Mul zu, Hennings und klappt de Kiefer tosammen, Frau Martens — ech hon ken Biet mehr, — Abjäs —“

Bums, schlug die Türe zu — der alte verrostete Schlüssel knarrte im Schloß, und es herrschte eine Ruhe im Hause, die wie ein tiefes Aufatmen über die Diele in die Küche lief, die im Dunkel der Stiege

zu meiner Mutter ziehn un mit deiner Katrin ihr Alter beschützen? Ihr braucht kein Miet zu zahlen — nur haltet ihr Fuß in Ordnung und gewt auf die einsame Frau acht —“

Ob er wollte und ob die Katrin wollte? Freilich, da war manche Not mit den krausen Launen der Mönchin gewesen und manche knirschende Unterwerfung unter ihr hartes Wort — aber schließlich: die Launen gingen vorüber und das Wort verhallte und es würd' auch einmal die Zeit kommen, wo die Launen schwiegen und das Wort nicht mehr das Haus durchschallte. Und die Zeit kam — kam schneller als er's und die Katrin gedacht hätten — eines Tages trugen sie die alte Frau an den Wassern des Rheines vorbei auf den stillen Friedhof hinaus, um den die Choräle des Stromes verbräusen.

Wenn nun der Wellem auch abging? Im, dann — dann würd' am Ende das Lehen zu einem Eigenbesitz? Würde er mit dem Haus Herr über das Land, das sich hinter ihm in die Felderweiten hineinschob, die gen Düsseldorf liefen.

„Wenn dä da boven —“ meinte er zu seinem Weibe, das just in diesem Augenblicke über die Schwelle stolperte und machte das Zeichen des Kreuzes —

„Verjündig dich nicht, Mann — et geht ja auch so —“



Gymnastische Spiele in Tunis: Eine Gruppe jugendlicher Turnerinnen und Turner.

Phot. M. Rol, Paris.

„Dat ja — äwer dat anbere wär schöner.“
 „Oft, wenn dich einer hören hät —“ Und die Frau kam näher
 auf ihn zu, setzte sich neben ihn und dan tuschelten sie und schmie-
 beten Pläne und bauten Häuser und Hoffnungen über ihnen — —
 Inbes lag der Kranke, um den die Rede ging, in den weichen
 Dämmen und phantasierte. Er gab Kommandos und mischte deutsche

Laute in englische und „Goddam“ gings, „stopp, sag ich — stopp.
 Will der Esel auf die Sandbank auffahren?“ Dann wieder kamen
 ein paar unartifizierte Laute aus den Kissen, die konnten ebenfogut
 japanischen wie malayischen Ursprungs sein. Dabei spielten seine
 mageren Finger in einem nervösen Hin und Her über die weißen
 Oberbetten. Plötzlich zuckte er zusammen und fuhr in die Höhe,



Vom Kriegshauptlag in Tripolis: Reste einer türkischen Batterie, die durch italienisches Geschützfeuer in den letzten Kämpfen der
 Bengasi zerstört wurde.

Phot. Charles Trompas, Paris.

und sein pergamentgelbes Gesicht, in das das türkische Fieber tiefe Runen gezogen hatte, spannte den Ausdruck. War ein Kanonenschuß in der Welt verdonnert? Deutlich vernahm man ein Bersten und Krachen — der Kranke schob die roten Vorhänge beiseite, die sie vor die kleinen Fenster gehängt hatten, die in viele zierliche Quadrate aufgelöst waren und spähte in den fahlen Mittag hinaus.

Faja — da drünten — vor den schmalen Wiesenflächen und den schmaleren Kiesstreifen — da rollte der Strom seine Wasser vorüber, der seine Jugend beschränkt und den Latendrang seiner Jünglingsjahre geweckt hatte. Der Strom, der immerdar eine Unrast in die Sehnsucht seines Blutes getragen hatte, ob er mit der Navigazione generale italiana über Genua und Neapel, über Port Said und Suez nach Bombay gefahren war oder mit der Pacific Mail Steam-Ship Compagny zwischen Franzisko und Yokohama den stillen Ocean durchfurcht hatte. In Padong und Surabaja war er heimisch geworden wie in Honolulu und Audland — die Wunder fremder Welten waren ihm offenbar geworden, wie die Mut wilber Völkerstämme und die Glutleidenschaft südllicher Schönen — aber immer wieder, und meist dann, wenn er glaubte, irgendeinen Gipfel des Genusses erklimmen zu haben, fiel seine Spannkraft in sich zusammen, und eine müde Dämmerung trug ihn in das ferne Land, durch das die Träume seiner Kindheit gingen wie die lebensklugen Lehren seiner Mutter und die potternde Gutmütigkeit des Vaters.

Und dann wurden sie wieder lebendig vor ihm: die schmalen verschliffenen Fischerlaten am Rhein, in denen ein solch genügsamer und gesunder Menschen-schlag dem schweren Werke des langen Tages nachging und dem schwereren der sturmgepeitschten Nacht, wie er ihn anderswo niemals angetroffen hatte; wurden sie wieder lebendig vor ihm: die hohen Türme, die in Neuß über der Landschaft standen, vernahm er die Glockenlänge, die das alte Münster am Samstagabend und Sonntagvormittag über die Weiden bis an die Erlen und das Röhricht am Stromrand trugen; wurden sie wieder lebendig vor ihm: die schlanken Umrisse von St. Lambert und der alten Schloßreste, die einst die feste umklingene Herrlichkeit der bergischen Herzöge gesehen hatten.



Das Knochenhaueramtshaus in Hildesheim als Kunstgewerbehaus.

Das historisch und architektonisch bemerkenswerteste Gebäude Hildesheims, das Knochenhaueramtshaus, das aus dem Jahre 1529 stammende, mit reichen Schnitzereien und bunter Bemalung versehene Gebäude, die „Perle der Hildesheimer Holzarchitektur“, ist dieser Tage seiner Bestimmung als Hildesheimer Kunstgewerbehaus übergeben worden. Das Haus enthält Verkaufs- und Ausstellungsräume kunstgewerblicher Erzeugnisse, einen großen Gildesaal der Innungen, eine Auskunfts- und Beratungsstelle für das Handwerk und ein Bureau des Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs. Im Jahre 1852 wurde der prächtige Bau durch den Senator Dr. Roemer vor dem Abbruch gerettet, von der Stadt angekauft und in der Folgezeit instand gesetzt. Im Jahre 1884 fiel leider der Dachgiebel einem Brande zum Opfer, doch wurde er erneuert, und zwar nach einem vorhandenen Gipsmodell.

Der neue Leipziger Bahnhof.

Am 1. Mal wird in Leipzig die Hälfte des größten deutschen Bahnhofs dem Verkehr übergeben werden, da der alte Thüringer Bahnhof der anderen neuen Hälfte Platz machen muß. Der nach dem Entwurf der Architekten Kossow und Kühne erbaute Bahnhof wird, wenn er fertiggestellt ist, einen der größten auf dem Kontinent darstellen.



Der neue Leipziger Bahnhof.

Int. II. Verlag, Berlin.

Ach ja! Neuß und Düsseldorf — Kirmes und Faselovend — Schützenfeste und Kasernenglied — all das klang Erinnerungen in eine Sehnsucht — die Kirmes mit ihren Orgeln und Karussells, der Faselovend mit seinem heimlichen Suchen und Finden im Schuß der bergenden Masse — die Schützenfeste mit ihrem Büchsenzauber und Krönungszeremonien — das Kasernenglied — das er empfunden hatte, trotz des strengen Dienstes und des harten Drilles auf dem Exerzierplatz neben der Köhlerallee — das er empfunden hatte, wenn er am freien Sonntag in der schneuden Extrawinteruniform über Bill gen Hamm hinausgepilgert war; das er empfunden hatte, allein schon beim Klange seiner Regimentsnummer: „39“ — das war der Sturm auf Spichern, die umschloß eine Klangfolge von Blut und Eisen — — —

Heimat — Heimat — Fünfzehn Jahre fast hatte er sie gelassen und nach ihr gehungert, hatte sie gemieden und täglich fast gesucht — Heimat, Heimat! Das war Jugend und Glaube — Glaube und Hoffen und Liebe — Liebe. Er ließ die roten Vorhänge wieder fallen und sank in die weichen Daunen zurück — das war Liebe und Zug — Zug, gemeiner, erbärmlicher Zug!

Hier war er ausgewachsen und nebenan das Aes — sie waren Hand in Hand zum erstenmal in die bedenniedrige Dorfschule



Ein Soldat als Wasserläufer.

Berliner Illustrations-Ges.

Der bayerische Soldat J. Keiler hat Wasserschuhe erfunden, mit denen er auf dem Kleinheffeloher See in München in feldmarschmäßiger Ausrüstung Gehversuche anstellte, die außerordentlich günstige Resultate gezeitigt haben. Der Kleinheffeloher See liegt im Norden des Englischen Gartens, eines 257 Hektare großen Parkes, der von zwei Kanälen der Isar durchschnitten wird.

Von da ab stand es wie das Wort der heiligen Schrift, in jedem Buchstaben unverrückbar und himmlischer Klarheit voll, in ihren Herzen eingeschrieben:

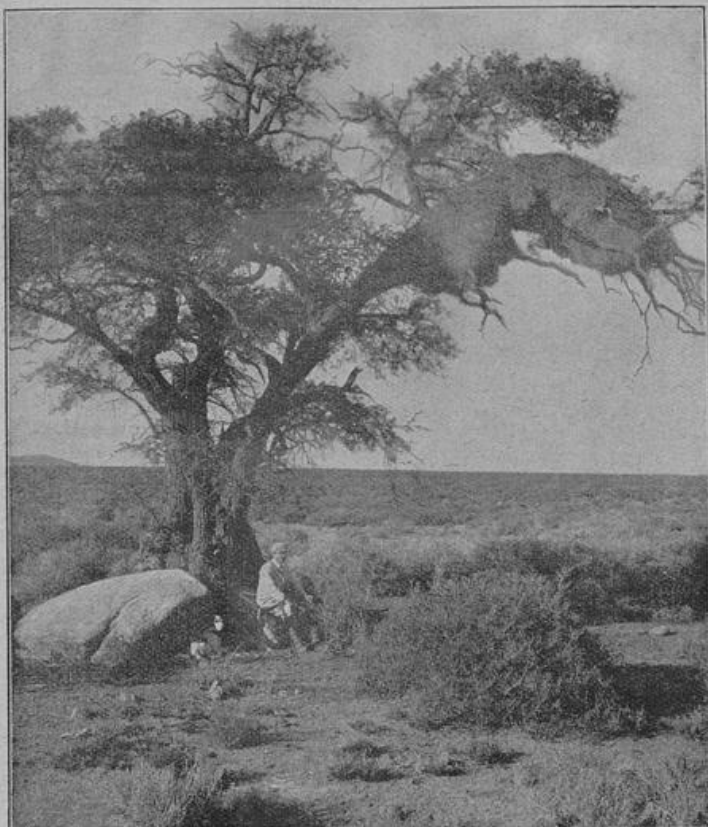
Du und ich und ich und du, wir wollen uns lieben immerzu und treu uns bleiben, ob eine Welt uns trennt, solang' deine Heimat die meine nennt —

In jedem Buchstaben unverrückbar und himmlischer Klarheit voll, bis das Licht starb und Dunkel ward — bis Elternwort sie an einen andern hand und Kindespflicht sich gehorsam fügte — an einen andern, der reifer war als er und angesehener bei den Männern des Dorfes, in deren Rat er saß, und taleischwerer. — Das



Die Sonnenfinsternis am 17. April beobachtet von der Sternwarte in Treprow bei Berlin.

Gebr. Hase, Berlin.



Kamelthornbaum mit Gesellschaftsvogelnest.

Aus Deutsch-Südwestafrika.

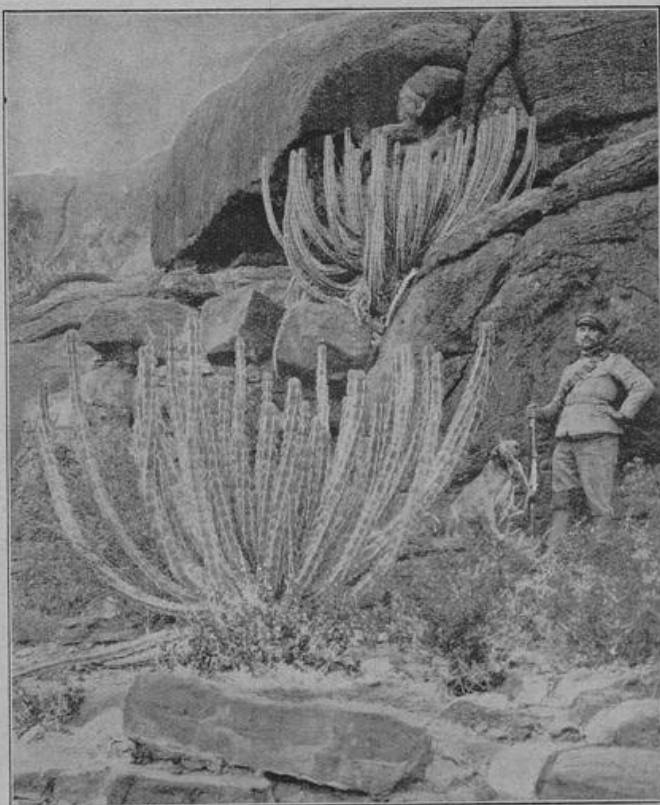
Die Flora Deutsch-Südwestafrikas ist bekanntlich nicht sehr reichhaltig. Die außerordentlich ungünstigen Wasserverhältnisse des Landes, das fast keine perennierenden Flussläufe besitzt, läßt meist nur kniehohe, holzige und dornige Sträucher mit geringer Belaubung aufkommen, und nur der Norden und der Nordosten des Landes zeigen stellenweise eine lebensvollere Vegetation. Im übrigen aber macht unsere hoffnungsvolle Diamantenkolonie trotz der häufigen Ansiedlung deutscher Bauern immer noch den Eindruck einer großen Sandwüste, in der nur Wüstenpflanzen blühen. Zu den bedeutendsten unter diesen gehört der *Kamelthornbaum*, den wir hier abbilden. Er ist in seiner Silhouette einer der charakteristischsten Dornenbäume von Südwest, hat kleine gebogene Dornen, gelbe Blüten und trägt als Frucht handlange graue Schoten, in denen Samenkörner sitzen und die in grünem Zustande gern von den Schweinen gefressen werden. Das Holz dieses Baumes ist eisenhart, zum Verarbeiten zu spröde, jedoch ein gutes und im holzarmen Südwest sehr erwünschtes **Feuerungsmaterial**. Der Baum wächst hauptsächlich an Flussläufen und bildet an geeigneten Stellen, zum Beispiel am Oberlauf des Swakop, einen geschlossenen Hochwald bis zu Kilometerbreite. In seinem Gezweige bauen sich die Gesellschaftsvögel (Siedelsperlinge u. a.) gern ihre großen Nester, wie man deren eins auf unserm Bilde sieht.

Unser zweites Bild zeigt Kakteen an der Wasserstelle Zebrafontein. An dem Vorkommen solcher Kaktusarten erkennt man weithin die Wasserstellen. Der milchweiße, flebrige, dicke Saft der Pflanze ist giftig und daher die Pflanze ohne jeden Nutzen für Mensch und Tier. Interessant, aber in ihrer Bedeutung noch nicht aufgeklärt sind an den Wasserstellen die von den Buschleuten in die Felsen geritzten höchst primitiven Figuren und Zeichnungen.

□ □ □

war just zu der Zeit, als er den troddelbewehrten Stoc schwang und mit der Parole „Reserve hat Ruh“ heimwärts feuerte. Nun wollte er zu Schiff den Rhein hinunter: ein paar Jahre zwischen Ruhrort und Rotterdam auf den holländischen Kohlenbunkern fahren, um dann als Steuermann und später als Kapitän selbständig die breite wellenschwere Schiffsstraße zu durchmessen — die Lies an Bord und — hahahaha! O, ihr Träume, ihr Hirngespinnste, ihr elenden Lügner — die Lies an Bord und einen flachsblonden Bengel, der am Abend, wenn der volle Kahn langsam die sichere Fahrt rheinab nahm, in die Klagenfüßen Töne seiner liebreichen Harmonika hineinklähen und hineinjauchzen würde. — Da war er auf und davon gezogen, kein Freundeswort und kein Muttersehn hielt ihn, und er hatte sein Weh und seine Wut in die Welt getragen, da sie am fernsten war. Aber ob er sich auch all die Jahre über wider die Heimat gestraubt und die Sehnsucht nach ihr niedergerungen hatte; mit einemmal stand sie vor ihm in ihrer ganzen überwältigenden Radtheit, dem lodenwerbenden Zauber aus Kindheitstagen und Jünglingsjahren, dem Schollenzwang und dem Mutterruf, dem heimlichen Leid und der falschen Liebe, und er heuerte ab und fuhr zum erstenmal, seit er wußte, als Passagier seiner Heimat entgegen, in der er die Wunder eines neuen Eden suchen wollte.

Das Fieber stieg, er fühlte es bei jedem Herzschlag schier, der Schweiß trat ihm in dicken Tropfen vor die Stirn; er wollte schreien, aber der Ton blieb ihm in der Kehle stecken, Luft, Luft und Licht, Licht. Mit einer letzten Kraftanstrengung riß er die roten Vorhänge herunter, daß das Holz, das sie hielt, auf



Kakteen an der Wasserstelle Zebrafontein.

E. Spreer, Max.

den Boden polierte. Und in demselben Augenblick stand die Kammer im Purpur der scheidenden Abendsonne.

Da ging die Klinke, leise, zage. Er blickte auf und in die Glut des fallenden Lichtes trat ein blonder Scheitel. Er richtete sich in den gewählten Kissen auf und streckte wie abwehrend beide Hände nach der feinen Gestalt aus, die noch immer im Spalt der Türöffnung hielt — und „Lies, Lies“ ächzte seine wehe Brust der nunmehr Eintretenden entgegen — „Lies, Lies“. — Und die Frau, die bei seinen Worten zu schwanken begonnen hatte, wurde stark, und ihr Gang ward sicher, als sie sein welches Gesicht gesehen und den fremden Glanz seiner Augen gespürt hatte.

„Ja — ich, Wellem — ich, — ich hörte, daß du heimgekommen und daß du krank bist — da wollt' — da moßt' ich zu dir —“.

Er faßte ihre Hand und „Danke, Dank“ murmelte er, und seine Blicke bohrten sich in ihre Augen, als wollte er aus ihnen herauslesen, was ihr an Lust und Leid beschrieben gewesen war. Und er nickte nur, als er die herben Linien um den fest zusammengezogenen Mund sah und die vielen krausen Schriftzeichen, die um ihre Augen gingen.

„Du auch? Du auch!“ sagte er und sank wieder in die Kissen zurück. Aber ihre Hand behielt er in seiner Linken.

„Nur Mut, Wellem,“ flüsterte sie, „nur Mut, daß Fieber geht vorüber und dann — dann — wird alles wieder in die Welt kommen.“ — Er blickte auf ihre Witwen-tracht und ein heimliches Feuer brannte in seinen Augen — „Du bist —?“ Sie nickte und konnte es nicht hindern, daß ihr eine jähe Röte über Hals und Wangen floss. Er schüttelte unmerklich den Kopf — „Dat's zu spät — dat's zu spät —“.

Und nach einer Weile fuhr er fort: „Das Fieber — in Hamburg — als ich ankam, mußt ich — gleich ins Lazarett — Malaria oder so wat — ich weiß nicht, aus welchem Sumpf das es — un nu, nu pfeist et auch durch die Lungen und sicht ins Herz. Se wollten mich partout nicht weglosse — mit Ach un Krach han se mich hierher befördert — ech hatt jo Geld — viel Geld verdient — und dann nohm ech mich gesomme — aber nu — nu es et viel schlimmer als —“.

Der Schweiß floss ihm stromweise über die Waden. Sie nahm ihr Taschentuch und trocknete seine Not. Er deutete auf das Fenster.

„Lies — ech bitt dich — mach et op —“.

Sie wehrte erschrocken ab.

„Um Gottes willen, Welm — dat wär der Tod!“ Er lächelte leicht und seine Mundwinkel verzogen sich dabei zu einer Frage.

„Der Tod —? der ist als in der Kammer hier —. Ech bitt dich — ech well noch einmal unse Heimatluft — un se Heimatluft atmen. Lies, komm; richt mir die Kissen hoch, so ich dank dir und nu mach dat Fenster op — so, ich dank dir noch eins — und nu setz dich neben mich auf dat Bett un — un gib mir dein Hand. Weit — so —“.

Drunten schossen die eisbefreiten Wasser vorbei; das war ein Gurgeln und Gucksen; ein Fagen und Fassen — schneller und immer schneller purzelten die Wellen talab — dann und wann steuerten mächtige Schollen im Strome, drehten sich und kreisten, schlugen widereinander und barsten ober überschoben sich. Der Purpur der Sonne bligte in tausend Funken aus dem Kristall, grub Furchen in das Wasser und baute Brücken und Stege zwischen süßen und drüben. Und ein Siegerjubel brauste aus dem Rheine zu den Ufern hin, über die der erste grüne Hauch des Lenzes kroch, schon trugen die Weiden drunten die ersten prallen Knospen und aus den feuchten Wiesengründen floss der erste Ruch junger Weiden in die östlichen Lande.

Jetzt klangen von Neuß her die Abendglocken über den Strom und riefen die Frommen in Stadt und Dorf zur Andacht, da faltete Wellem über der Hand der Jugendliebsten seine zuckenden Finger wie zum Gebet. Noch einmal suchten seine dunkelnden Augen über dem psalmierenden Rheinstrom die Weite seiner Landschaft, dann tasteten sie sich an der Gestalt der Lies empor, bis sie die schweren, heißen Tränen fanden, die ihr über die bleichen Wangen flossen.

„Lies,“ — murmelte er noch einmal — „Lies“ — unse Heimat — unse Rhein...“ Da brach die straffe Haltung des jungen Weibes über der Leiche des Jugendfreundes zusammen — und in sein wehes Schlingen klangen schwächer und immer schwächer die Glocken von St. Quitin — voller und immer voller aber erbrauste vor den weit geöffneten Fenstern die ewig-ungebrochene Kraft der aufbegehrenden Wasser und stärker und immer stärker floss der erste Ruch der jungen Lenzweiden in die nunmehr nachtdunkle Stube....



Reinhold Begas: Venus und Amor. Photo-Union, Berlin.

Der künstlerische Nachlaß des Altmeisters Professor Begas kam am 15. April zur Versteigerung. Im ganzen wurden 350 000 M. erzielt. Seine bekannte Prometheusgruppe brachte 45 000 M., der tröstende Faun mit der Psyche 37 000 M., der große „Elektrische Funke“ 67 500 M. usw. Die hier abgebildete Gruppe „Venus u. Amor“ wurde von der Berliner Nationalgalerie für 16300 M. erworben.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 18.

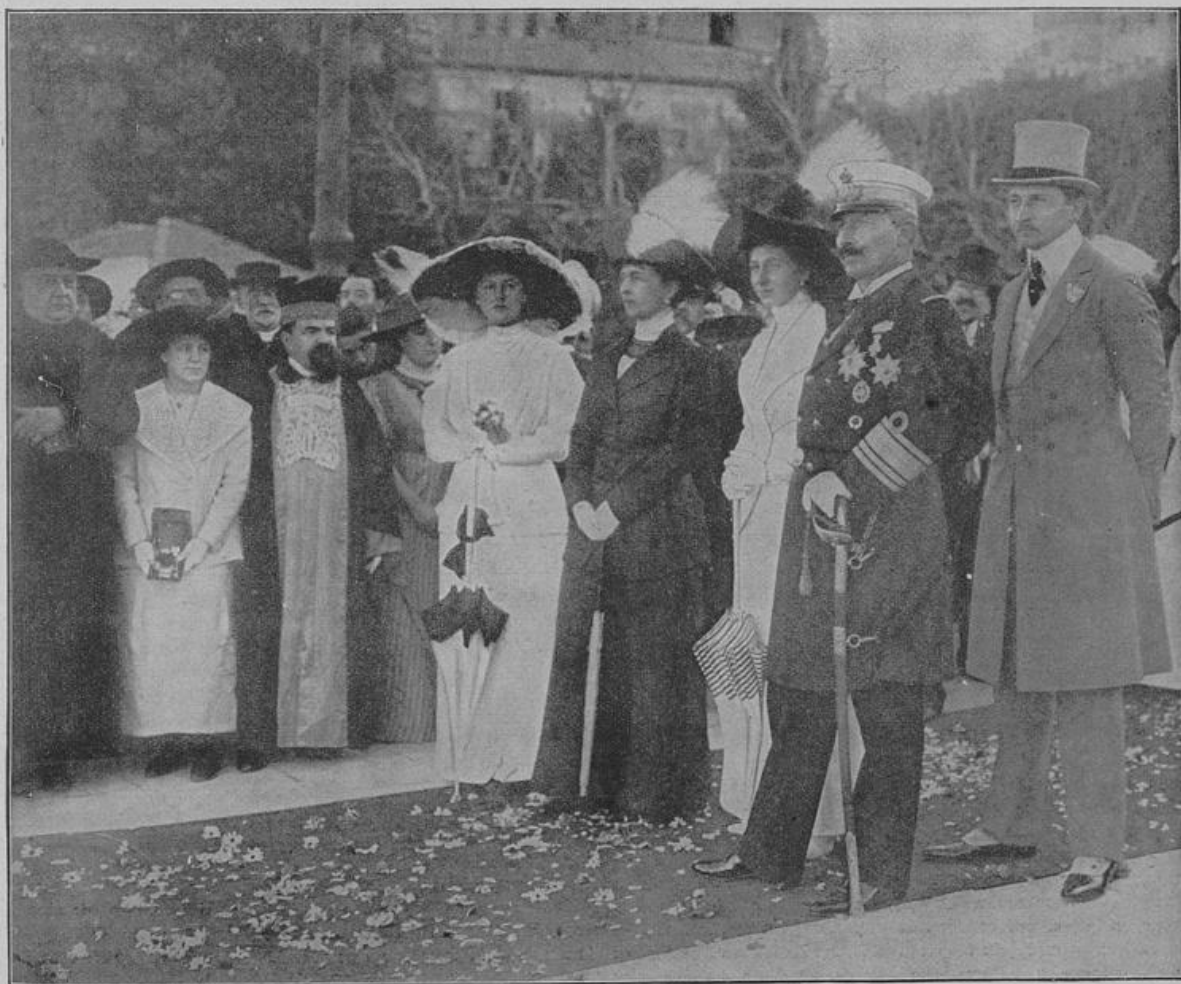
Düsseldorf, 4. Mai

1912.

Kaiser Wilhelm beobachtet die Ankunft des Königs von Griechenland.

Der Kaiser, in griechischer Uniform, begab sich am Nachmittag des 17. April mit dem Prinzen, den Prinzessinnen und Gefolge im Automobil nach der Stadt und ging in das königl. Palais, wo die Herrschaften von der Terrasse aus zusammen mit der Kronprinzessin von Griechenland das Einlaufen des griechischen Kreuzers „Georgios-Averoff“ beobachteten, der den König und

den Kronprinzen von Griechenland an Bord hatte. Kurze Zeit darauf lief auch die königliche Yacht „Amphitrite“ ein mit der Königin, der Prinzessin Maria und dem Prinzen Andreas Nikolaus an Bord. Unser Bild zeigt den Kaiser, Prinz August Wilhelm, die Prinzessin Viktoria Luise, Königin von Griechenland und Prinzessin August Wilhelm. Photo-Union, Berlin.



Eine gute Maste.

Von Flemming Algreen-Ussing.

Es war kurz nach Schluß der Vorstellung. Das „Grand Théâtre“ lag dunkel und tot auf dem weiten Platz, auf den vor einer halben Stunde einige tausend Menschen aus dem großen Bau geströmt waren. Eine kleine Tür, die neben dem Haupteingang des Theaters lag, wurde geöffnet und wieder geschlossen, und auf den Platz heraustrat die erste Kraft des Theaters, der berühmte Schauspieler Harding. Er winkte einem Automobil, gab dem Chauffeur seine Adresse an, setzte sich in den offenen Wagen und fauchte einige Sekunden später nach seiner einsamen Villa, die in der Vorstadt lag.

Die Spaziergänger blieben stehen und sahen Harding nach, der in seinem Automobil zurückgelehnt saß. Und die Spaziergänger hatten wieder Unterhaltungstoff, denn den hatte man stets, wenn man

schwindelnde Höhe erreicht, und die Gerüchte über seinen Reichtum fliegen nun ins Sinnlose.

Beides amüsierte Harding. Dagegen amüsierte ihn weniger die natürliche Folge seiner Freigebigkeit: nämlich das geradezu unheimliche Anwachsen der Bettelbriefe. Er konnte ja so nicht fortfahren.

Und gestern hatte er begonnen, alle Bettelbriefe ohne Ausnahme in den Papierkorb zu werfen — ohne sie zu beantworten.

— — — An alles das dachte Harding, während das Automobil ihn nach Hause führte. Vor dem schweren Eisentor seiner Villa hielt der Wagen mit einem Ruck, Harding sprang heraus, bezahlte, trat ein und schloß die Tür hinter sich zu.

Im Entree empfing ihn der Diener, nahm ihm den Mantel ab und blieb stehen, um seine Befehle zu erwarten.



Zum Aufenthalt Kaiser Wilhelms auf Korsu: Blick auf die Terrasse im Park des Achilleion. Ch. Jürgensen, Kiel.

Harding sah. Ueber keinen Menschen der ganzen Stadt wurde so viel gesprochen wie über Harding vom „Grand Théâtre“. Fabelhafte Gerüchte liefen um über seine enorme Gage, über die Kapitalien, die er bei seinen großen Tourneen verdiente, über seine Geliebten und über seine große Villa in der Vorstadt. Aber das Hauptinteresse der Leute beanspruchten die mehr oder weniger wahnwitzigen Vermutungen über seine großen Reichtümer. Und das waren nicht nur Vermutungen. Jüngst hatte man in einer Zeitung gelesen, daß er in der Einküßungsliste als der erster Steuerzahler aufgeführt sei. Infolge dieser Mitteilung hatte Harding in den letzten vierzehn Tagen täglich ganze Haufen von Bettelbriefen erhalten, die er persönlich durchgelesen und beantwortet hatte: er sah sich leider nicht in der Lage, zu helfen, was er sehr bedauerte. Doch hatte er jedem Brief einen Fünzigfrankenschein beigelegt. Das war ein kostbares Vergnügen für ihn gewesen. Aber seine Popularität hatte dadurch eine

„Sie können ruhig zu Bett gehen!“ sagte Harding.

Der Diener verschwand mit einer Verbeugung.

Harding ging in sein mächtiges Arbeitszimmer, in dem zwei Wände mit ungeheuren Spiegeln bedeckt waren, vor denen er seine Rollen einstudierte. An der dritten Wand hingen Darstellungen aus Theaterstücken und Porträts von Kollegen. Mitten in dieser Wand war die Tür, die ins Entree führte und durch die er soeben eintrat. Diese, eine ganz schmale, einteilige Tür, bildete den einzigen Ein- und Ausgang des Zimmers, wenn man nicht das große Fenster an der vierten Wand als Passage benutzen wollte. Doch da dies fünfzig Fuß über der Erde lag, eignete es sich nicht gut für solche Zwecke.

Harding schloß sorgfältig die Tür hinter sich. Er fürchtete stets, daß irgendwelches störende Geräusch eindringen könnte, deshalb hatte er auch nur diese eine Tür in seinem Arbeitszimmer haben wollen. Denn dort mußte er Ruhe haben.

Er drehte an dem elektrischen Schalter, und es wurde hell im Zimmer. Dann setzte er sich an einen kleinen Tisch vor der einen Spiegelwand, drehte einen zweiten Schalter an, der zu zwei Lampen auf dem Tische gehörte, zündete sich eine Zigarette an und begann zu arbeiten.

Morgen sollte die Generalprobe sein zu dem neuen Stück „Der Bagabund“, in dem Harding die Titelrolle spielte. Und er wollte heute abend mit seiner Maske arbeiten. Er hatte eine hervorragende Begabung, die verschiedensten Masken anzunehmen; einst hatte er bei Gelegenheit einer Wette zu seiner großen Freude konstatiert, daß selbst einer seiner besten Freunde sein Gesicht unter der angenommenen Maske nicht erkannt hatte, obgleich er ihm ganz nahe gewesen war.

Harding war ganz von seiner Arbeit in Anspruch genommen. Er legte gerade die letzte Hand an seine Maske, als er einen seltsam knirschenden Laut hörte, der aus dem Entree zu kommen schien.

Er stützte einen Augenblick, sah dann in den Spiegel und vergaß sofort alles über der Betrachtung des Kunstwerks, das er mit Hilfe von Edminde und falschem Bart aus seinem Gesicht geschaffen hatte. Das war ja eine wundervolle Physiognomie: der schlaff herabhängende Bart, der teils zahnlose Mund, die aufgedunsenen Backen — und unter dem Auge die große Narbe, die zu seiner Vorgeschichte gehörte.

Harding lächelte vergnügt. Die Maske war gut.

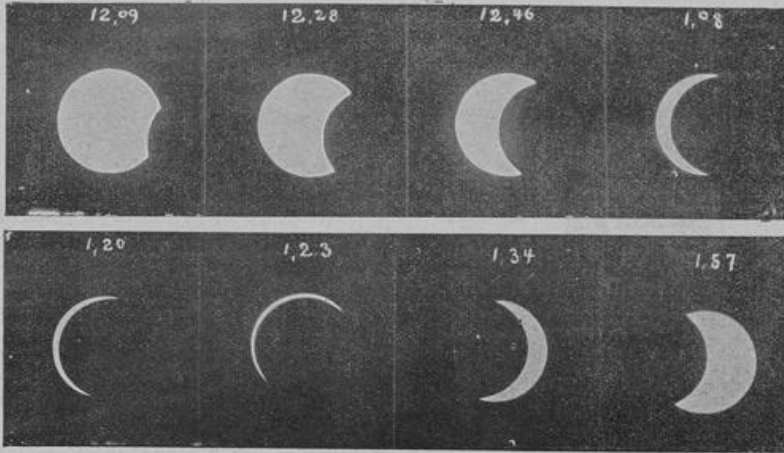
Da, wieder ein leise knirschender Ton aus dem Entree. Harding hörte ihn kaum, schenkte ihm jedenfalls keine Aufmerksamkeit. Er hatte an andres zu denken. Er öffnete einen Koffer, der am Fenster stand, nahm einige merkwürdige Lumpen heraus und war in wenigen Minuten von Kopf bis Fuß ein typischer, korrekter Bagabund.

— — — Was war das! — Da war jemand an der Tür! — Oder war es Einbildung?

Harding war kein Feigling. Aber in seinem Schreibtisch lagen 50 000 Frankbares Geld, für die er morgen Börsenpapiere kaufen wollte. Und er hatte keine Waffe bei sich. Harding hielt sich still wie eine Maus. Nein! Es muß eine Einbildung gewesen sein! Doch morgen wollte er sich jedenfalls einen Revolver kaufen. Solch ein Ding ist ein guter Schutz gegen alle

nervöse Unruhe. — Hardings Blick bohrte sich plötzlich fest in die Türklinke. Die Klinke bewegte sich langsam.

Sein Gehirn begann zu arbeiten — rasch und klar: der elektrische Kontakt, der durch einen Druck seines Fingers seinen Diener herbeirufen würde, war neben dem Türrahmen. Er mußte dorthin. Sollte er hinschleichen oder sollte er die Entfernung mit einem Sprung nehmen? Er entschied sich für das erstere. Doch Harding hatte noch keine drei Schritte ins Zimmer getan, als die Tür rasch aufgerissen wurde und ein blinkender Revolver ihn stillstehen machte wie eine



Originalaufnahmen der Sonnenfinsternis am 17. April vom Hosphographen E. Stütting in Barmen. Benutzt wurde ein Goerz Tele-Objektiv, Tele-Linse $F = 120$ mm.

Beigeordneter Dr. Scholz Oberbürgermeister von Cassel.

Am 25. April wurde in Cassel der Beigeordnete Dr. Scholz aus Düsseldorf zum Oberbürgermeister gewählt und nahm die Wahl an.

Beigeordneter Dr. Scholz wurde am 19. Oktober 1909 in sein Düsseldorf Amt eingeführt. Gleich nach seinem Amtsantritt ward dem Finanzdezernenten die Aufgabe gestellt, den Haushaltsplan für 1910 ins Gleichgewicht zu bringen. Darnach hat er noch die städtischen Haushaltspläne für 1911 und 1912 im Stadtparlament vertreten, wobei er zeigen konnte, wie sehr beschlagen er im Etatswesen ist. Außer der allgemeinen Finanzverwaltung unterstanden ihm die städti-



schen Finanzinstitute (wie Sparkasse und das Hypothekentamt), ferner die verschiedenen Fonds. Auch war er Dezernent für Personalien, als welcher er die letzte Befoldungsordnung für die städtischen Beamten unter Dach und Fach brachte. Nicht zu vergessen ist sodann seine Verwaltung der Geldvermittlungsstelle deutscher Großstädte, wobei er ein umfassendes organisatorisches Talent entfaltete. Allgemein bekannt ist auch, daß er stets ein lebhaftes Interesse für das Turnen und den Sport bekundet und als Vorsitzender des Verbandes der Vereine für Leibesübungen auch auf diesem Gebiete manche Erfolge erreicht hat, so durch die Veranstaltung der vaterländischen Festspiele.

□ □ □

Büchse. Ebenso schnell und lautlos, wie die Tür geöffnet worden war, wurde sie nun geschlossen, und Harding sah einen Mann vor sich stehen. Es war ein bleicher junger Herr, tadellos gekleidet, in dunkelgrauem Anzug mit elegantem Pelz. Doch alles das interessierte Harding weniger als das unbeschreibliche Erstaunen, das sich in dem Antlitz des Mannes ausdrückte. Worüber war dieser Gentleman erstaunt? Wenn er mit dem Revolver in der Hand in Hardings Zimmer einbrach, so hatte er doch wohl die Möglichkeit in Betracht gezogen, den Herrn des Hauses anzutreffen. Diese Erwägungen bligten im Zeitraum von Sekunden durch Hardings Hirn. Aber gleich darauf begriff er plötzlich: Natürlich! Der bewaffnete Gentleman glaubte wohl, einem weniger gut gekleideten Kollegen gegenüberzustehen. Und erklärlicherweise überraschte es ihn, daß zwei Diebe in derselben Nacht an ein und derselben Stelle Einbruch verübten. Ein unmerkliches Lächeln

hufte über Hardings Gesicht. Dieser Herr sollte bei seinem Glauben bleiben, so gewiß er die erste Kraft des „Grand Theatre“ war. — Sie konnten ja gemeinsam stehlen. So entging dann Harding jedenfalls dem blinkenden Revolver. Und der berühmte Schauspieler näherte sich dem fremden Herrn als freundlicher Vagabund, wurde aber rasch zum Stehen gebracht durch ein: „Halt, oder ich schieße!“ — Harding taumelte zurück. Einen Augenblick stand er da und sah den Fremden an, der ihm den Revolver beständig drohend entgegenhielt und dessen Gesicht nun nicht mehr Erstaunen, sondern Entschlossenheit ausdrückte. Harding, der um jeden Preis in seiner Rolle bleiben wollte, murmelte, daß man doch seine Standesgenossen nicht niederschiesse. Der Fremde aber maß ihn verächtlich: „Standesgenossen! Ich verstehe nicht, was Sie meinen! — Hände hoch!“ Harding mußte die Hände in die Höhe strecken. Im nächsten Augenblick war der Fremde neben ihm: „Hände herab!“ kommandierte er. Harding parierte wie ein gut dressierter Hund. — Eine Sekunde später fühlte er ein Paar kalte Handfesseln an seinen Handgelenken. Der Fremde befahl ihm, sich zu setzen. Harding tat es. Dann erst steckte der Herr im Pelz seinen Revolver in die Tasche, legte seinen Pelz ab und ging im Zimmer umher, ganz als wäre er in

seinem eignen Hause. Er drehte an allen elektrischen Kontakten, so daß das Zimmer in einem Meer von Licht lag. Harding mußte lächeln. „Darf ich fragen, was Sie eigentlich hier wollen?“ Es war ihm unmöglich, diese Frage zurückzuhalten. Der Fremde maß ihn mit den Augen: „Was ich hier will? In meinem eignen Hause! Ich darf wohl eher fragen, was Sie hier wollen?“ — Harding sagte nichts weiter, behielt aber die Rolle des Einbruchdiebs bei. Mit Rücksicht auf den Revolver des fremden Herrn war er wohl sicherer als Verbrecher denn als Schauspieler Harding. Und die Aussicht, von den infamen Handfesseln befreit zu werden, war wohl in diesem Falle auch größer.

Der fremde Herr ging noch immer im Zimmer umher und untersuchte es genau. Dann wandte er sich mit einem Schulterzucken an Harding und sagte: „Ich sehe, daß Sie noch keine Zeit gefunden haben, irgendwelches Unheil anzurichten. Ich bin also noch im rechten Augenblick gekommen, um zu verhindern, daß Sie mich bestehlen.“ — Harding war verblüfft. „Wer sind Sie denn eigentlich?“ fragte er. — „Wer ich bin! Und das fragen Sie? Ich bin der Schauspieler Harding vom „Grand Theatre“, den Mann kennen Sie vielleicht, wenigstens doch wohl dem Namen nach.“ — Ja, Harding kannte den Mann und sah mit Interesse, daß jedoch nicht ohne eine starke Beimischung von Unruhe war, daß Schauspieler Harding Nummer zwei sein Schlüsselbund vom Tisch nahm und einige

Schlüssel an dem linken Fach versuchte, welches bald danach aufsprang. — Der Fremde lächelte zufrieden und sagte: „Sie haben wirklich noch nicht viel Zeit gehabt, mein Freund.“ Gleichzeitig nahm er ein Paket Geldscheine heraus, die er sorgfältig zählte und in seine Tasche steckte. „Hier sind 50 000 Frank“, sagte er. „Ich habe sie heute mittag an der Bank erhoben und hier hineingelegt, wo ich sie sicher wählte. Aber es ist wohl besser, daß sie in meinen Eisenschrank kommen.“ — Der Fremde trat zu Harding und befahl ihm, aufzustehen. Harding gehorchte. Dann nahm er ihm die Handfesseln ab und sagte mit ironischem Lächeln und mit einer gewissen gutmütigen Teilnahme: „Ja, verehrter Freund, so geht's. Sie hatten sich die Sache so fein ausbalanciert. Sie hätten diesmal gar keine Anstrengung nötig gehabt, brauchten nur einfach aufzuschließen und mit dem Mammon nach Hause zu wandern. Jetzt tut



Die neueste Frühjahrsmode: Glockenförmige Schirme.
Deutsche Ill.-Ges.



Straßenszene vom Margaretentag in Wien.
Internat. Ill.-Verlag.

mit einem gewissen gutmütigen Teilnahme: „Ja, verehrter Freund, so geht's. Sie hatten sich die Sache so fein ausbalanciert. Sie hätten diesmal gar keine Anstrengung nötig gehabt, brauchten nur einfach aufzuschließen und mit dem Mammon nach Hause zu wandern. Jetzt tut

mit einem gewissen gutmütigen Teilnahme: „Ja, verehrter Freund, so geht's. Sie hatten sich die Sache so fein ausbalanciert. Sie hätten diesmal gar keine Anstrengung nötig gehabt, brauchten nur einfach aufzuschließen und mit dem Mammon nach Hause zu wandern. Jetzt tut

es mir fast selbst leid, daß ich Ihnen so unvermutet in die Parade gefahren bin. Ich gehöre zu den Leuten, die jedes Handwerk hochschätzen, und die intelligenten Vertreter der Einbrecherkunst genießen meine ganz besondere Bewunderung. Ich wünsche Ihnen also von Herzen, daß Sie das nächste Mal mehr Glück haben als heute, wenn dieser Wunsch auch mit den Gesetzen ein wenig im Widerspruch steht.

Der Pseudo-Schauspieler hatte die letzten Worte mit wirklich bestrickender Liebenswürdigkeit gesprochen. Jetzt wurde er jedoch wieder ernster und sagte kurz und energisch: „Ich will Sie laufen lassen, was Sie ja nach den milden Anschauungen, von denen ich Ihnen eben eine rhetorische Probe gegeben habe, nicht mehr verwundern wird. Aber sind Sie nicht in fünf Minuten draußen, so holt Sie der Teufel. Adieu!“ — Harding wurde freundschaftlich ins Entree hinausgepusht, dann von Herrn Harding Nummer zwei auf die Straße hinausgelassen und stand gleich darauf vor seinem eignen eisernen Tor.

Das Flügelhorn.

Skizze von Wolfgang Kemter.

In einem langgestreckten, von niedrigen, teils bewaldeten, teils mit Wiesen bestandenen Hügeln eingesäumten Tale lag das große Bauerndorf Weitenau an der Steinach.

Diese, ein Wildbach, kam vom Steined herunter und führte zu gewöhnlichen Zeiten nur wenig Wasser.

Das Dorf selbst machte einen saubern, behäbigen Eindruck, der, betrachtete man dasselbe von einem der Hügel aus, geradezu schön genannt werden konnte, denn die Mehrzahl der Bauernhöfe war von einem Walde von Obstbäumen umgeben. Besonders im Mai zur Zeit der Blüte kamen aus der nicht weit entfernten Kreisstadt viele Ausflügler nach Weitenau, um das Blütendorf zu sehen und Raibutter zu essen.



Das „Parisier Café“ auf der Titanic mit natürlichen Kletterpflanzen an der Innen- und an der Bordseite. Voederer, Berlin.

Es dauerte einige Zeit, ehe der Schauspieler sich gefaßt hatte und mit sich einig war. Nun handelte er.

Im Nu hatte Harding einige nächtliche Spaziergänger alarmiert, die versprachen, die Polizei herbeizuholen. An seine Geschichte glaubten sie jedoch nicht. Dazu war seine Maske zu gut.

Inzwischen hielt Harding selbst Wache vor seiner Tür. Er dachte an den Revolver des Herrn im Pelz und konnte nicht froh werden. Er fluchte über die langsame Polizei.

Aber diese kam schließlich genug. Denn Herr Harding Nummer zwei nahm sich Zeit, und es dauerte ein Weilchen, ehe er mit den 50 000 Frank in der Tasche die Villa verließ.

Glaubte er doch fest, in dem Dieb, den er so großmütig hatte entschläpfen lassen, einen dankbaren Freund gewonnen zu haben.

Hardings Ruhm als Schauspieler erreichte durch diese Begebenheit, die am nächsten Tage in allen Zeitungen stand, eine schwindelnde Höhe.

Der falsche Herr Harding aber in seiner Zelle ärgerte sich über seine Großmut. — — —

Unweit der Kirche lag einer der größten Bauernhöfe, der Holberhof genannt. Diesen Namen führte er seit seiner Erbauung im Jahre 1819 und verdankte ihn einem kleinen Wäldchen von Holunderbüschen, das der erste Besitzer, der offenbar ein Liebhaber von diesen Sträuchern gewesen war, hinter dem Hause gepflanzt hatte.

Unzähligemal, fast alle Jahrzehnte war das Wäldchen der unglaublich rasch ins Holz wachsenden Holbersträucher ausgeholzt worden, immer wieder hatten die Besitzer des Hofes aus Pietät solche angepflanzt.

Auf dem Holberhofe saß seit seiner Erbauung eines der ältesten Bauerngeschlechter von Weitenau, die Bernits.

Derbe, harte, stolze, stiernadige Bauern. Einer wie der andere abhold jedem, auch harmlosen, Vergnügen, nur für die Arbeit geschaffen. So war Tag für Tag, Jahr für Jahr auf dem Holberhofe dahingegangen, still und ohne Hast, nur die Menschen wechselten. Die Freude und die Fröhlichkeit aber hatten um den Hof stets einen Umweg gemacht.

Zimmer war auch auf dem Holberhofe ein großer Dienstbotenwechsel gewesen. Nicht der schweren, harten Arbeit wegen, denn das Essen war gut und die Bezahlung wie nirgends im Dorfe, aber den jungen Burschen und den lebensfrohen Dirnen war es zu still.

So wie seine Väter war der jetzige Besitzer Christian Berni. Diese Bauern taen alles in ihrer ruhigen, abgemessenen Art. Sie dienten ihre Zeit dem Kaiser, dann heirateten sie eine wohlhabende Bauerntochter aus dem Do fe oder der Umgehung, es kamen die Kinder, kurz ihnen war das Leben strenge Regel, da gab es keine

Ausnahmen. Und doch hatte das Geschick beim jetzigen Besitzer eine solche gemacht. Er war kinderlos. Zwei Frauen waren ihm nach kurzer Ehe gestorben. Unverdorren freite er ein drittes Mal, aber

Boxen beim Rikflär.

Internat. Illustrations-Verlag, Berlin.

Dieser Tage fand auf Wunsch des Kommandeurs des Kaiser-Alexander-Garde-Grenadier-Regiments Nr. 1 in der Egerstierhalle des genannten Regiments zu Berlin eine Vorkämpfung statt. Diese Vorkämpfungen zeigte der Vormeister Waldemar Sand von der Berliner Sport-Academie. Der Oberst sprach sich über das Gesehene äußerst lobend aus; nunmehr werden Offiziere und Unteroffiziere im Boxen ausgebildet.

auch die dritte Frau schenkte ihm den erwarteten Erben des Holberhofes nicht. Christian Berni, wie alle Bernis, war im Dorfe nicht beliebt. Man kannte seine an Geiz grenzende Härte, und gar mancher, der geglaubt hatte, der reiche Bauer würde ihm aus momentaner Not helfen, hatte eine Fehlbite getan und war als Feind vom Holberhofe gegangen.

Sonst waren alle Holberhofer aufgeweckte, geradezu intelligente und belehene Leute, und seit vielen Jahrzehnten hielten die Bernis eine der größten Tageszeitungen der Residenz. —

Das Vieh war ausgetrieben, die Morgenarbeit getan, auf dem Hofe war es still, und diese Stunde benutzte Christian Berni zu seiner Zeitungslektüre. Er saß in der Wohnstube und durchlas aufmerksam die neuesten politischen Nachrichten, als er einen Wagen die Dorfstraße herausrollen und vor seinem Hofe haltmachen hörte. Er sah auf und erkannte die Apfelschimmel des Amtmanns, der nun auch schon ausstieg und dem Hofe zuschritt.

Nach war Christian Berni vor der Tür und ging dem Besucher entgegen.

„Grüß Gott, Berni.“



Bombenwerfen aus dem Luftschiff.

Phot. M. Kol, Paris.

Auf dem Lagerfelde von Chalons fand am Sonntag, den 21. April, die erste Konkurrenz um den Luftschiffpreis Michelin statt. Leutnant Maifert auf Farman-Zweidecker warf innerhalb 38 Minuten 14 Geschosse aus 250 Meter Höhe auf die Scheibe und hatte zwei Treffer zu verzeichnen, welche 6 Meter vom Mittelpunkt der 20 Meter großen Scheibe trafen. Ein anderer traf aus derselben Höhe in 47 Minuten das Ziel nicht ein einziges Mal. Der Kopf des Bombenwerfers steht in einem Dispositiv, die Bomben liegen zu seiner Rechten und Linken in langen schmalen Kästen, eine Bombe hängt wurfbereit am Haken.

„Gott zum Gruß, Herr Amtmann, was verschafft mir die Ehre?“
 „Habe von eurem Kaufe gehört, soll ein Prachttier sein, und da ich heute gerade durch Weitenau mußte, so konnte ich, ein Pferdenarr, wie ich bin, mir's nicht verlagern, das Tier anzusehen, wenn's erlaubt ist natürlich.“

„Aber ich bitte, Herr Amtmann,“ und schon erscholl ein durchdringender Pfiff, worauf sich sofort die Stalltür öffnete und ein Knecht unter derselben sichtbar wurde.

„Früh, rasch, führe den Braunen dem Herrn Amtmann vor.“

Der Knecht verschwand, und eine Minute später erschien er mit dem Pferde und führte es auf den Hof heraus.

Es war ein fünfjähriger kastanienbrauner Hengst mit langem, bis zur Erde reichendem Schweife. Ein herrliches, raffiges Tier, das der starke Hutsche kaum händigen konnte.

Bei des Pferdes Anblick flog unverhohlenes Staunen über das Gesicht des Amtmanns. Er umging das tänzelnde, nervöse Tier, betrachtete es mit Kennerbliden von allen Seiten.

„Poß Donner!“ rief er dann, „Christian Vernt, das ist ein Staatsgaul, wie er im ganzen Bezirk nicht seinesgleichen hat.“

Die freudige Genugtung ob des Amtmanns Worten, der der beste Pferdekennner weit im Umkreise war, war nun doch aus der harten, sonst so unbeweglichen, seine Gefühle verratenden Miene des Bauern zu lesen.

So sehr er sonst ein Knider und in vielen Dingen geradezu kleinlich war, das schönste Vieh im Stall, die neuesten landwirtschaftlichen Maschinen und stets ein Prachtroß, das nur für seine Ausfahrten und nie zu schwerer Arbeit benutzt wurde, hatte Christian Vernt immer.

„Nun, Christian Vernt, um diesen Gaul beneide ich euch wahrhaftig, da sind meine Schimmel die reinsten Ziegenböcke gegen. Ich will euch aber nicht länger aufhalten. Ist das Tier sonst gut?“

„Gewiß, Herr Amtmann, ein wenig scheu ist es schon noch, hauptsächlich laute, ungewohnte und ungewöhnliche Geräusche verträgt es noch nicht.“

„So, so, das gibt sich bald, also guten Tag und schönen Dank.“

„Guten Tag, Herr Amtmann.“

Gleich darauf fuhr dieser davon, und der Holberhofer begab sich wieder zu seiner Zeitung.

Die Vorführung des Pferdes und das Gespräch der beiden Männer hatte einen Zeugen auf der Dorfstraße gehabt. Dort stand ein langer, hagerer, bleicher Mann mit sorgenvollem, bekümmertem Gesicht. Er hatte offenbar auf das Abfahren des Amtmanns gewartet, denn nach demselben begab er sich zögernden Fußes in den Holberhof. Er trat in den Flur, und da er niemand bemerkte, klopfte er leise an der Zimmertür an.

„Herein!“ klang von drinnen des Bauern Stimme.

Der Schuster Hertig trat über die Schwelle.

Der Bauer sah auf, und als er den Besucher erkannte, wurde sein Gesicht eifrig.

„Was wollt Ihr?“ frag er sehr unfreundlich und ungehalten über die Störung.

Der Schuster würgte ein wenig, man sah, es wurde ihm bitter schwer, an diesen Mann eine Bitte zu stellen.

„Herr Vernt, Sie haben mir gekündigt, morgen soll ich ausziehen, aber es ist mir nicht möglich. Mein Weib ist schwer krank, sie ist nicht transportfähig. Eine andre Wohnung habe ich nicht bekommen im Dorfe. Ich wollte Sie bitten, mich noch einen Monat in der Wohnung zu lassen, bis dahin ist meine Frau hoffentlich wieder besser, und dann könnte ich auch

anfangen, die rückständige Miete abzutragen. Ich bin nicht schuld an der traurigen Lage, in der ich mich befinde. Sie wissen, daß man mir eine gute Existenz in Weitenau versprach, wenn ich herzöge und als Flügelhornbläser in die hiesige Musik eintreten würde. Ich habe schon viel Zeit der Musik geopfert, aber die Versprechungen haben sich nicht erfüllt, dazu noch die Krankheit zu Hause.“

Resigniert brach er ab, was sollte er noch mehr sagen, der Holberhofer kannte seine Lage.

Dieser hatte scheinbar geduldig zugehört, jetzt aber sprach er, und der Zug mitleidsloser, fast grausamer Härte vertiefte sich in seinem Gesicht:



Mädchen am Bach. Naturaufnahme von H. Bruckwilder jr., Düsseldorf.

„Tut mir leid, ich kann's nicht ändern, die rückständige Miete schenke ich euch, aber morgen muß die Wohnung frei sein.“
 „Herr Berni, es geht nicht, mit dem besten Willen, es wäre unfehlbar der Tod meines Weibes, dies sagte der Doktor.“

Der Bauer zuckte gleichgültig die Achseln: „Macht was Ihr wollt, übermorgen zieht die neue Partei ein,“ und er nahm die Zeitung wieder auf, als ob er sagen wollte, die Sache wäre erledigt.

In die wasserblauen, sonst so weichen, guten Augen des Schusters kam ein stehender, irrer Glanz, alle Güte war daraus gewichen, es glitzerte darinnen wie Haß, wie legier verzweifelnder Widerstand des zu Tode gehegten Tieres.

Stumm wandte er sich und verließ ohne Gruß, vom Bauer nicht weiter beachtet, den Holberhof. — — —

Vorhommernachmittag. Im Dorfe war es still, auf den Straßen nur vereinzelt Menschen zu sehen. Von den Weiden klangen die Gloden des Viehes, die Mehrzahl der Dorfbewohner war auf ziemlich entfernten Weidern beschäftigt.

Am Nordende von Weitenau stand ein kleines altes Häuschen. Es gehörte dem Holberhofer, und darin wohnte der Schuster Hertig.

Durch das geöffnete Fenster des Erdgeschosses sah man in die Schusterwerkstätte. Am Fenster war der Arbeitstisch, darauf die vielen Werkzeuge und einige halbgestickte alte Schuhe, davor der rundsitzige Dreifuß. Dieser war leer.

Der Schuster saß auf einem Stuhl inmitten des Zimmers, mit dem Rücken gegen die Straße.

Vor ihm stand ein Notenpult mit Noten darauf, in der Hand hielt er das Flügelhorn. Er starrte auf die gegenüberliegende Wand, doch schien es, als ob er rückwärts lausche, etwas erwarte.

Im Hause war es still wie im Dorfe. Im Nebenzimmer lag sein krankes Weib, die Kinder tollten draußen, sie wußten nichts von Sorge und Kummer.

Um diese Zeit befand sich Christian Berni auf dem Heimwege von einem Nachbar-dorfe. In einem leichten Korbwägelchen, den feurigen Braunen vorgespannt, näherte er sich in flottem Trab dem Dorfe Weitenau.

Nun passierte er das Schusterhäuschen. In diesem Augenblick erklang von drinnen der erste langanhaltende, helle, schmetternde Ton des Flügelhorns.

Der Braune schrak zusammen, suchte eine Sekunde, ging mit beiden Vorderfüßen in die Höhe und raste dann davon.

Trotz der Möglichkeit dieses Vorganges verlor der Holberhofer die Geistesgegenwart nicht, aber Herr zu werden über das erschreckte, scheue Tier, das gelang ihm nicht.

In rasender Eile ging es die Dorfstraße hinauf, und schon näherte sich das Gefährt der Brücke.

Mit aller Kraft, die Füße gegen den Wagenboden stemmend, suchte der Holberhofer das Pferd zurückzureißen. Da — ein Rud — den Bauer warf es auf den Sitz zurück, beide Bügel waren gerissen. — Ein Halten gab es jetzt nicht mehr.

Schon war die Brücke erreicht. Das bei der rasenden Fahrt wie ein Pendel hin und her geschleuderte Wägelchen schlug mit voller Wucht an den Brückenkopf, wo es zertrümmerte. Der Braune, freigeworden, nur die Deichsel mit sich schleppend, galoppierte weiter, den Bauer aber hatte es in weitem Bogen über den Straßtrand in die Steinach geworfen. Eine feine rote Quilinie bezeichnete die Stelle, wo er mit dem Kopf gegen einen Felsbrocken geschleudert wurde.

Einige Leute aus den nächsten Häusern eilten herbei und

flogen in das Bachbett hinab. Mit großer Mühe brachten sie den Verunglückten auf die Straße heraus, und schon war der Arzt zur Stelle. Umsonst. Der Holberhofer war tot.

Vom andern Ende des Dorfes klangen die Töne von Schuster Hertigs Flügelhorn.



Fürstliche Gäste beim Frühjahrsrennen in Cöln. Jost, Cöln-Süd.

Von links nach rechts: Karl v. Weinberg, v. Deichmann, Fürst Wolf zu Schaumburg-Lippe, Prinz Wolf zu Schaumburg-Lippe, Prinzessin Wolf zu Schaumburg-Lippe, Schwester Kaiser Wilhelms II.



Das Gebäude der neuen Universität Frankfurt a. M. Berliner Ill.-Ges.

Nachdem die Regierung die Errichtung einer Universität in Frankfurt a. M. genehmigt hat, haben die Stadtverordneten am 22. April der Vorlage zugestimmt.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 19.

Düsseldorf, 11. Mai

1912.

Schloß Jägerhof in Düsseldorf.

Das Schloß Jägerhof in Düsseldorf, 1760 erbaut, wurde 1909 durch die Stadt Düsseldorf nebst dem Park und dem fiskalischen Teil des Hofgartens für 1 250 000 Mark erworben. Das Stadiverordnetenkollegium beschloß sodann einmütig, von dem Schloß die beiden Seitenflügel sowie den Marstall niederzulegen und das Gelände zum größten Teil durch zwei neue Straßenzüge anzuschließen und für Zwecke der Bebauung zu parzellieren; nach dem Kaufvertrag mußte das eigentliche Schloß selbst erhalten bleiben. Es wurde im Innern

vollständig umgebaut und mit einer Einfriedigung versehen. Eine Bewegung in der Düsseldorfer Bürgerschaft, namentlich in Künstlerkreisen, zugunsten der Erhaltung des Parkes blieb ergebnislos. Das Projekt ist jetzt ausgeführt; mit großer Schnelligkeit hat sich eine Reihe moderner Wohnhäuser und Villen auf dem Gelände erhoben. Unser Bild zeigt die neue Gestalt des Schlosses Jägerhof, das nunmehr als Oberbürgermeister-Wohnung dient, und außerdem Repräsentationsräume zur Aufnahme hervorragender Gäste der Stadt enthält.



Peter Kölgen, Düsseldorf.

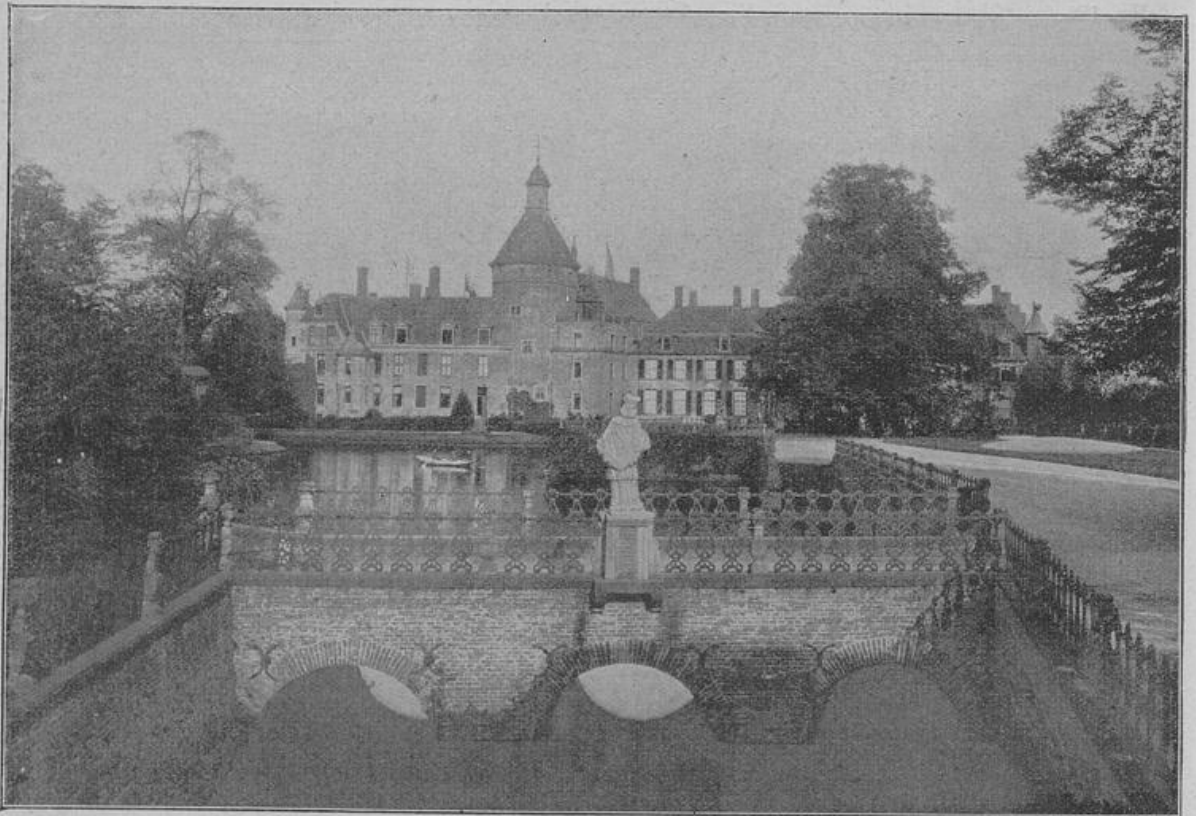
Grün gegen Grün.

Humoreske von Wolfgang Ketter (Dornbirn).

Oberberg war ein Grenzdorf, das anmutig zwischen Wald und Wiesen eingebettet lag. Das heißt, es war nicht unmittelbar an der Grenze, von der es ein bewaldeter Hügel trennte, aber das letzte und das erste Dorf, wenn man zur Grenze wollte oder von ihr aus das Land betrat.

Die Bewohner waren beide, aber gutmütige Bauern, die Viehzucht und in dunklen Nächten wohl auch ein wenig Schmuggel betrieben. Auch ein abschraubbarer Stutzen war in manchem Hause in einem für den Nichteingeweihten unauffindbaren Versteck verwahrt, mit dem dann und wann ein Streifzug in den wildreichen

hinauf und gab nicht nur auf Schmuggler, sondern auch auf Wildschützen acht. War der Förster nachts im Walde, äugte er nicht allein nach Wildbieben, sondern auch nach Konterbande und deren Träger. So war das Wildern und das Schmuggeln fast zur Unmöglichkeit geworden, und nur die feststen Burschen wagten es noch, die alten Schleichwege aufzusuchen und dem gefährlichen Versteck nachzugehen. Im Dienste waren der Förster und der Rezipient streng und kannten keine Nachsicht, sonst aber waren sie gemüthliche Leute, die mit den Oberbergern recht gut auskamen. Sie verkehrten gern mit Bauern, wenn sie auch gut wußten, daß sie im Walde und an der Grenze oft Gegner waren.



Das Schloss Salm-Salm in Ansfeld vor dem Brande am 2. Mai. Phot. S. Knippenberg, Buchhlg., Rees a. Rh.

Forst gewagt wurde, um bei den teuren Fleischpreisen einen billigen Kilo gegen klingende Münze, auch Naturalien, den Nachbarn, in erster Linie dem Krämer, zu liefern. Mit diesen Nebenverdiensten braten für den Sonntagstisch zu beschaffen und vielleicht noch etliche jedoch stand es seit einigen Jahren schlecht, seit der Notbart im Forst und der grüne Heinz im Zollhause saßen. Das waren die Spitznamen, die die Oberberger dem Förster Franz Maurer wegen seines fuchstrotten Bartes und dem Finanzwachrezipienten Heinrich Oberhammer wegen seiner grünen Aufschläge gegeben hatten.

Die beiden Männer waren Freunde geworden und unterstützten sich, zum nicht geringen Aerger der Bauern, gegenseitig im Dienste. Die Landesgrenze ging durch den Forst und bildete zugleich auch die Grenze des Reviers, dem Franz Maurer vorstand. Hatte Heinrich Oberhammer Nachtdienst, patrouillierte er an der Grenze in den Wald

Der verwegenste Bursche im Dorf war Rudolf Hintersteiner, der vor Jahresfrist von seinem Vater ein kleines Bauerngut geerbt hatte. Er fürchtete den leidhaftigen Schwarzen nicht, viel weniger den Roten oder den Grünen. Heinrich Oberhammer wußte, daß er Kaffee, Zigarren und Zucker in schweren Mengen schwärzte, und Franz Maurer ahnte, daß manches Tier von ihm den Todeschuß empfing, aber es war ihnen trotz aller Wachsamkeit noch nicht gelungen, den Burschen weder beim Wildern noch beim Schmuggeln zu stellen, und so konnten sie ihn einstweilen nur im Verdacht haben und immer schärfer überwachen.

Das änderte sich plötzlich. Franz Maurer und Heinrich Oberhammer waren Freunde — gewesen. Die Liebe, nicht die gegenseitige, sondern die Liebe zum Weibe, und zwar zu demselben Weibe, hatte dieses feste Freundschaftsband jäh entzweierteissen.

Kati Muchner, die schöne und einzige Tochter des wohlhabenden Vorstehers Sepp Muchner, war der Gegenstand, den die beiden innig verehrten. Lange hatten sie es voreinander heimlich gehalten, und immer war, wenn den einen der Dienst festhielt, der andre unter einem Vorwande ins Vorsteherhaus gekommen, aber der Tag kam, an dem die beiden Grünröde wußten, daß sie Nebenbuhler seien, und jeder suchte nun in den Augen der Schönen seinen Gegner anzusehen, dessen Laster und die eignen Tugenden ins hellste Licht zu rücken. Daß dabei die beste Freundschaft in Stücke gehen mußte, kann nicht wundernehmen. Großmütig zugunsten des Freundes zu entsagen, lag ihnen beiden nicht, und so stand auf einmal Grün gegen Grün im schroffsten Gegensatze. Der Grenzheger machte sich über den Forstheger lustig und dieser spottete über jenen.

Einer hatte dieses mit scharfem Blick sofort erkannt, nützte die selten günstige Gelegenheit und suchte ergiebig im Trüben. Rudolf Hintersteiner, nicht nur der Letzte, sondern auch der schlaueste Burtsche im Dorf.

Eines Nachts ging der Respizient die Grenzen ab. In Gedanken war er im Vorsteherhause, wo jetzt sicher der Notbart bei Kati auf Besuch war, ihr recht schön tat und über ihn loszog. Da zuckte er erschreckt zusammen, denn ganz in der Nähe trachte ein Schuß. Unwillkürlich blieb er stehen, lauschte gespannt einige Zeit und schließlich dann geräuschlos zur Stelle, wo der Schuß gefallen war. Hell beleuchtete der Mond eine kleine Lichtung, und dort kniete Rudolf Hintersteiner am Boden; er weidete in aller Gemütsruhe den soeben erlegten Rebhock aus. Heinrich Ober Tanner trat unversehens auf ein dürres Zweiglein. Da sah sich der Wilddieb um. Wie er nun den Respizienten erkannte, erhob er sich, nahm höflich den Hut ab und sprach:

„Herr Overtanner, Sie werden mich doch nicht vertalen? Ich hab mir gedacht, wenn der Notbart bei seinem Mädchel sitzt, könnte man einmal zu einem billigen Wildbret kommen, andres Fleisch erschwingt unsereiner ja doch nicht mehr.“

Der schlaue Fuchs hatte das Richtige getroffen.

„Ich hoffe, daß du nicht schmuggelst,“ sprach drohend der Respizient.

„Aber was Ihnen einfällt. Nein. Nur hin und wieder ein bißchen,“ und er zeigte auf den Hock und seinen Stutzen.

„Gut, ich will nichts gesehen haben, das ist nicht meine Sache. Sprach's und machte Kehrt. Schmunzelnd rieb er sich die Hände und murmelte: „Das kommt davon, Herr Förster, wenn die Liebe

vor dem Dienste geht. Wird sich suchen, wenn er den kapitalen Sechser nicht mehr findet.“

Bergnügt lud sich Rudolf Hintersteiner die Beute auf und wanderte dem Dorfe zu. Von hinten näherte er sich dem Hofe des Vorstehers, übergab einem Knechte, der auf einen leisen Pfiff heraustrat, den Hock und sagte: „Einen schönen Gruß der Kati von mir.“ Ein hohnvolles Lächeln flog über des alten Knechts Gesicht, als er das Tier im Keller versteckte, während oben im Flur Franz Maurers Stimme hörbar wurde, der sich von Kati verabschiedete ...

Es war kaum ein Monat später, als Franz Maurer in einer Mondnacht durchs Revier streifte. In letzter Zeit hatten sich die Wildbiefstähle auffällig vermehrt, und da und dort war er auf Ueber-

reste erlegten Wildes gestoßen. Nun war er gezwungen, besonders nachts wieder schärfere Wache zu halten, was ihn zum erstenmale verdroß. Inzwischen, er wußte es, saß der Respizient bei der Kati und das lag ihm eben nicht, denn „Aus den Augen, aus dem Sinn“, hieß ein alter Spruch. Die Liebe und das Weib sind wetterwendisch, war des Försters Meinung. Wenn er nur gewußt hätte, wie er mit der Kati stand, aber man kannte sich bei ihr nicht aus. Das eine Mal war sie feundlich und zutunlich, das andre Mal schnippisch und kurz angebunden, und einen Korb hätte er sich nicht gern geholt. Eine kleine Gemüthung war es ihm, daß es, wie er gehört hatte, seinem Nebenbuhler auch nicht besser ging. Auch den behandelte Kati ebenso.

Da — prallte er zurück, um ein dichtes Gebüsch war rauh eine Gestalt geeilt, und mit ihr wäre der Förster beinahe zusammengerannt. Schnell hatte sich der Förster gefaßt und packte fest mit beiden Händen zu.

„Halt! Was haben wir da für einen Spaziergänger? Ah, den Hintersteiner Rudolf. Das ist ein Fang. Endlich einmal. Hände hoch.“

Es war in der Tat der Burtsche, der einen schwergefüllten Rucksack trug.

„Herr Förster, bin ich jetzt erschroden, nichts für ungut. Der Herr Respizient sitzt heute abend gerade so gemüthlich und warm bei der Kati, da habe ich einen Gang über die Grenze gewagt. Zuder und Kaffee bekomme ich drüben um den halben Preis und ich bin ein armer Teufel.“

„Ach so,“ brummte der Förster. „Se! Nicht gewilbert? Was ist mit dem Sechser drüben beim Grenzwechsel? — Zeig er einmal, was er da hat.“



Der Brand des Schlosses Salm-Salm in Ansfelt am 2. Mai.

Ausgebrannt ist der linke Flügel des Schlosses mit den Privatgemächern der fürstlichen Familien. Die Bibliothek ist ganz gerettet, ferner die Waffenammlung sowie die wertvollsten Ölgemälde und Antiken. Unter den Gemälden befinden sich eine Madonna von Murillo, ein Ecce Homo von Dolci sowie das Bild „Diana im Bade“ von Rembrandt.

Phot. S. Knippenberg, Buchhdlg., Nees a. Rh.

„Herr Förster, ich will zugeben, daß ich dann und wann für einen Sack voll Waren keinen Zoll zahle, aber wildern tue ich schon seit drei Jahren nicht mehr. Der Förster soll drüben vor kurzem ganz in der Nähe einen schönen Vord geschossen haben, vielleicht ist derselbige,“ erwiderte treuherzig der Bursche.

„So, so, Laß mich in den Sack schauen.“

„Gern,“ und Rudolf Hintersteiner öffnete diesen.

„Abfahren!“ rief Franz Maurer. „Das geht mich nichts an.“

Und der Bursche trollte sich. Der Förster lachte in sich hinein. „Freunde! das kommt davon, wenn die Liebe vor dem Dienst geht.“

Dann kam ein Tag, an dem sich die beiden Grünröcke wieder einträchtig in der Hinterstube des Zollhäuschens gegenüberfaßen. Sie qualmten aus ihren Pfeifen und talen ab und zu einen tiefen, grimmigen Zug aus dem Glase, das sie fleißig aus einer Flasche mit dunkelrotem Weisliner füllten. Die in Trümmer gegangene Freundschaft wurde dabei wieder neu geflickt, nachdem beide die gleich niederschmetternde Entbedung gemacht, daß sie von der Kati schänlich zum besten gefallen wurden, die in Wirklichkeit schon lange ein Techtelmechtel mit dem Hintersteiner hatte, das vor kurzem zum Verbruche führte.

Anfangs rauchten und tranken die beiden und schwiegen sich gründlich aus, denn sie schämten sich. Allmählich löste der Wein die Zungen und sie erzählten sich, was der eine im Walde und der andre an der Grenze gesehen hatte. Da starrten sie sich wieder längere Zeit gegenseitig an, tranken und rauchten, bis endlich der Förster wütend schrie: „Da wären wir aber

sein die Gefoppten!“ — „Wir wollen dem Burschen die Brautzeit versalzen,“ donnerte der Respizient. „Ins Loch muß er und allein die Hochzeitreise machen.“

Das war die Rache, die sie nehmen konnten, und befrledigt tranken sie die Flasche leer.

Am Abend noch bekam jeder von ihnen ein Briefchen.

„Bester Herr Respizient! Ich weiß, daß Sie von mir etwas wissen, aber ich weiß auch etwas von Ihnen. Im Sommer haben Sie Kati einmal nach Stausburg (das war die Stadt über der Grenze) begleitet und ihr recht liebenswürdig geholfen, zehn Meter Seidenstoff über die Grenze zu nehmen. Für diesen Stoff wurde kein Zoll gezahlt. Schweigen gegen Schweigen. Rudolf Hintersteiner.“

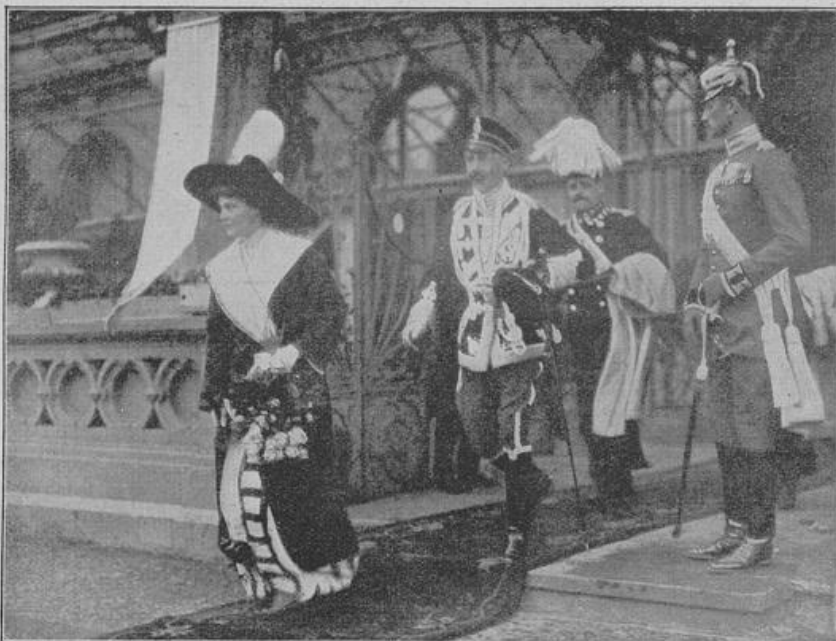
„Bester Herr Förster! Ich möchte Sie ersuchen, sich wegen mir nicht zu Gerichte zu bemühen, sonst wäre auch ich gezwungen, zu sprechen. Wie Sie nämlich den schönen Vierzehner im August geschossen haben. Er stand drei Schritte neben der Grenze, aber im fremden Revier. Da weit und breit kein Mensch war, konnten Sie der Versuchung nicht widerstehen. Rasch hatten Sie ihn über die Grenze geschleppt, und die Sache war erledigt. Ich aber habe es doch gesehen. Vergessen gegen Vergessen. Rudolf Hintersteiner.“

„Teufel!“ wütete der Respizient.

„Satan!“ fluchte der Förster, aber sie schwiegen zähneknirschend.

Der Vorsteher rüstete nach altem Brauche zur Hochzeit seiner Tochter und lud dreihundert Gäste ein.

Die beiden Grünröcke aber hatten an diesem Tage Dienst. —



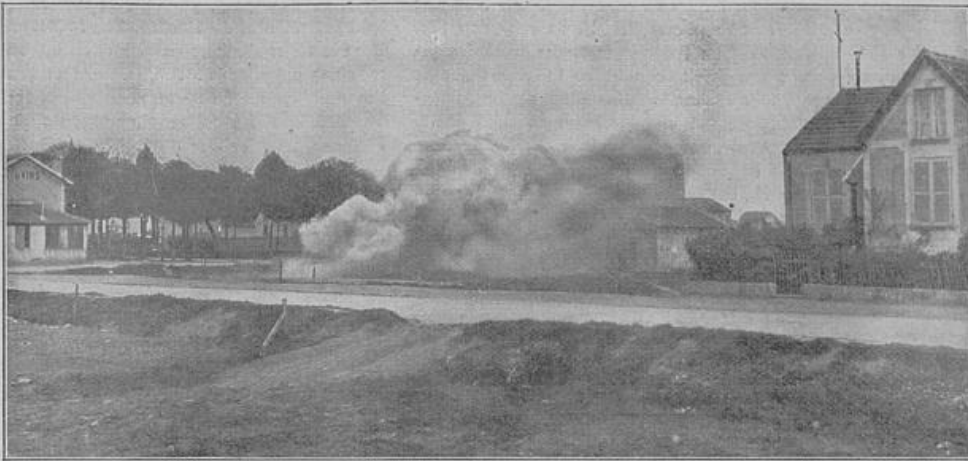
Das deutsche Kronprinzenpaar, vom Besuch des Königs Friedrich August III. von Sachsen kommend anlässlich des Stapellaufs des Linienschiffs „König Albert“ auf der Schiffsan-Werft in Danzig. Internat. Ill.-Verlag.



Der Patriarch von Venedig (1) und der armenische Erzbischof (2) bei der feierlichen Einweihung des neuerbauten Campanile von San Marco. Regus-Photo-Dep., Mailand.

Die Vernichtung der Pariser Automobilbanditen.

Am 28. April entdeckte die Pariser Polizei endlich in einem Schuppen in Champs-Élysées das Haupt der Automobilräuber, Bonnot, nebst einem seiner Spiegelgesellen namens Dubois. Es entspann sich ein Kampf, in dem ein Beamter schwer, ein anderer leicht verwundet wurde. Von Paris herbeigeilte republikanische Garde gab wiederholt Salvenfeuer auf den Schuppen ab. Die Aufforderung, sich zu ergeben, ließen die Banditen unbeachtet. Da man auf jeden Fall das Leben der Beamten schonen wollte, beschloß man endlich, den Schuppen durch Dynamit in die Luft zu sprengen. Unter vorsichtiger Deckung hinter einem mit Matrasen beladenen Aderwagen legte ein Offizier eine Dynamitpatrone an den Schuppen und brachte sie zur Entzündung. Dreimal mißlang der Versuch, indem die Explosion dem Schuppen nur unbedeutende Beschädigungen zufügte. Beim vierten Male brach indes eine Seite des Schuppens zusammen.



Darauf stürzte sich ein halbes Duzend Beamte mit dem Revolver in der Hand hinein. Sie fanden den Anarchisten Dubois tot vor. Im obern Stockwerk lag Bonnot blutend und schon halb bewußtlos auf einer Matrasse. Man stürzte sich auf ihn, entriß ihm den Browning, den er noch abzufeuern versuchte, und trug ihn in ein Automobil. Kaum im Krankenhaus angekommen, starb er.

Das Duell.

Von Marie Holzer.



in grauer, seelenloser Morgen. Die Sonne ist noch nicht emporgestiegen. Überall mattes, fahles Dämmerlicht, das sich langsam, wie tastend zum Leben durchringt zu Blut und Glanz und jetzt, erst leise spähend und suchend und lauschend, über die schlafende Erde, ehe es sie wachküst zu neuem Leben. Die Straßen und Gärten innerhalb der Stadt schlafen noch im dufenden, feuchtschimmernden Nachgewand. Die Bäume am Wegesrand und die geschlossenen Blüten scheinen zu niden, und ab und zu leuchtet matt ein vergessenes, verlöschendes Nachtlicht am bleichen Himmel. Nebelschleier weben langsam in der Luft und spielen wie schwebende, freisende Wolken um die schlanken Türme und behäbigen Kuppeln der alten Stadt. In raschem Tempo fährt der leichte, geschlossene Wagen durch die stillen, menschenleeren Gassen.

Man hört ihn überall noch lange nachhallen und manche Fensterscheibe klirrt leise. Die drei Herren lehnen schweigend in den weichen Polstern. Und jeder denkt der kurzen Szene nach, die sich vor wenigen Tagen zu später Abendstunde im hell erleuchteten, glänzenden Saal des großen Kurhotels des internationalen Badeortes abspielte. Ein paar frivole Worte, von einem hämischen Lächeln begleitet, abfichtlich malignös pointiert, eine rasche Antwort, im Rausch gesprochen — ein Heer regierig aufstehender Zuschauer an allen Tischen herum, die aufschluchzende beleidigte Dame, an deren angezweifelte Ehrenhaftigkeit niemand glaubte — und nun führen zwei Menschen ihrem Schicksal entgegen. Denn jenseits des Weges, dort auf der kahlen Sturmwiese, dem verödeten Stoppelfeld, lauerte der Tod, den sie sich in toller, unbedachter Laune zum Spielgesellen auserkoren.



Das internationale Meeting des 5. C. Charlottenburg.

Am Sonntag, 28. April, fand auf dem Sportplatz des Charlottenburger Sport-Klubs das 1. internationale Meeting in diesem Jahre statt. Die internationale Konkurrenz, das 7500-m-Laufen, wies einen großartigen Start auf. Das Hauptinteresse konzentrierte sich auf den Franzosen Bouin und den Finnen Kohlemainen, welcher das Laufen mit 200 Meter Vorsprung vor Bouin gewann. Auch die anderen Konkurrenzen wiesen sehr guten Sport auf. Unser Bild zeigt den Start zum 7500-m-Laufen, 1 Bouin, 2 Kohlemainen.

Gebr. Hordel, Berlin.

Der junge Diplomat war bleich und seine Augen wie erloschen; kein Haß brannte darin, keine Empörung, kein Leid mehr, nur müde, wehmütige Resignation. Mühsam suchte er jetzt seine Gedanken zusammen, um die endlose Vagigleit der nächsten halben Stunde zu verkürzen, und nun umspielte ein mattes Lächeln seine vollen, schön-geschwungenen Lippen. „Es ist halt ein Va-banque-Spiel. Fall ich, nun, dann ist's aus. Blumen werde ich bekommen, viele, viele duftende, leuchtende Blumen, und Tränen werden mir schon nachgeweiht werden, von der armen Mama — ja nicht daran denken — und der kleinen Lotte und vielleicht auch der stolzen, hochmütigen Baronin — eine

Festung, die nicht fallen wollte; schade, jedenfalls ein schönes Ende auf dem Schlachtfeld der Ehre. Ein glänzender Schlupstein einer jungen Diplomatenlaufbahn, ein vollendeter Schlusssatz in dem Leben eines jungen Menschen der großen Welt, Schön eigentlich, fortzugehen, wenn uns das Leben noch tausend Verheißungen zuflüstert und noch keine Enttäuschung gekommen, wenn die Wünsche in Erfüllung enden, nicht in Entfagung; mitten im Aufwärtsgehen, nahe beim leuchtenden Gipfel, von wo es wieder Abwärts gehen heißt. Gar nicht übel, wahrhaftig! Und wenn jener das Opfer ist? Das wäre ja bei einem bißchen Gerechtigkeits Sinn der Natur nur selbstverständlich, er, der Beleidigte, ich derjenige, der sein Leben für die Ehre einer Dame einsetzt! Tage lang werde ich der Gesprächsstoff in allen Boudoirs,

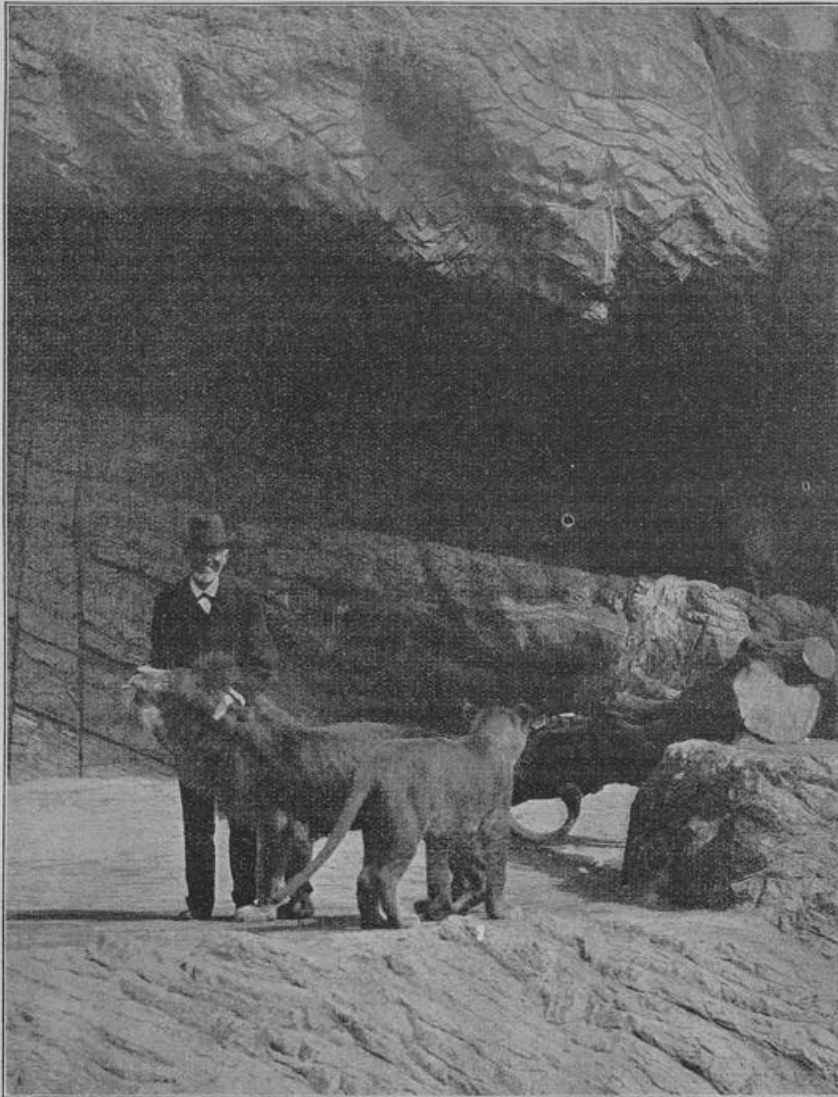
in den Foyers der Theater sein. Ich höre sie alle tuscheln, fragen und lächeln. Habt ihr denn schon das Neueste gehört? v. Hagen hatte ein Duell mit einer Fürstlichkeit, einer Durchlaucht. Eine wirkliche Kureole leicht einem das; man ist plötzlich interessant geworden, fällt auf, wird gesucht — für meine Karriere entschieden ein Vorteil. Eine Verletzung wird wohl kaum ausbleiben, und dunkle, geheimnisvolle Sagen werden mir von Ort zu Ort folgen, meinen Weg umspielen, glühender Mädchenputz mit lodenden Augen... Und Frauengunst und Frauenliebe werden meine Begleiter sein, und vielleicht wird zum Abschied auch jene Festung fallen, die sich solange standhaft gehalten... Wer

weiß, ob nicht ganz, ganz tief in meinem Innern aus einer jener dunklen, rätselhaften Quellen, deren Ursprung wir kaum verfolgen können, dieser Gedanke aufgeleuchtet und mich zu der schroffen Erwiderung aufgestachel. „Um, ja, wer kann das wissen, wer hat allezeit den Mut, bis in den purpurten Schlund der Seele hinabzusteigen.“ „Es wird ein schöner Tag heute,“ sagte Rittmeister Baron Werden. „Nur bei der Sache sein, Hagen! Mit allen Sinnen, mit allen Fibern daran denken, den Feind zu vernichten, wenn schon das der Preis sein muß.“

„Gewiß, ich werde schon mein möglichstes tun. Denn wahrhaftig,

zum Sterben ist es heute zu schön, und Kraft und Lebenslust streifen mir in den Adern. Na, es ist eigentlich nur die dumme Frühjahrsluft mit ihrem Schmeichelgeflüster, mit ihren Rebellengeflüsten. Das geht auch vorbei mit dem düstern Schatten. Berlin, meine letzten Wünsche kennen Sie. — Mutter schonend vorbereiten, sehr schonend, ja, mit diplomatischer Kunstfertigkeit.“

Er biß sich auf die Lippen und sah eine Weile hinaus. „Lotte einen Gruß usw.,“ der Baronin jenes große Bild, „Das Irreflicht“ jenes jungen Meisters, der so früh starb. Sie kennen es, das Mädchen, das ein schwankendes Irreflicht trägt, und das des Abends, wenn es dunkel geworden, durch die Finsternis leuchtet wie ein seltsamer Spuk. Es paßt mit seinem blauen Licht so gut in ihr Boudoir; sie soll es nehmen als Zeichen meiner Verehrung bis über den Tod



Aus dem Tierpark zu Stellingen-Hamburg: Karl Hagenbeck mit dem alten Löwen Trief.
Techno-Photogr. Archiv.

hinaus, das will viel heißen — mehr, als ein Lebender zu geben vermag. „Treu bis übers Grab“ klingt schön, fast zu schön. Na, da wären wir ja!“

Die Herren stiegen aus. Der Wagen fuhr langsam zurück und verschwand. Eine weite Ebene lag vor ihnen, im Hintergrunde tauchte wie ein dunkler Schatten ein Hügelgelände auf — in weiter Ferne niedrige, armselige Häuser und daneben ein schwarzer, schweigender Wald. Ein kleines Stück blauen Himmels brach sich lachend durch das dicke Wolkenmeer Bahn, ganz im Westen lag die silberne Schale des erbleichenden Mondes. Ein leiser, leiser Windhauch fächelte die

Grasbüschel am Wegesrand, und die kleinen Feldblumen erschauerten. Zwei Wagen langten kurz hintereinander an. Der nicht mehr ganz junge, hochgewachsene Fürst mit den zwei Herren seiner Begleitung stieg aus. Hinter ihm in einem zweiten Wagen folgten ein Arzt und sein Gehilfe. Die Herren begrüßten sich stumm. Mittelmeister v. Werden zog die Uhr. „Noch zwei Minuten fehlen an fünf.“ Der Baron, des Fürsten Sekundant, nickte. „Stimmt.“

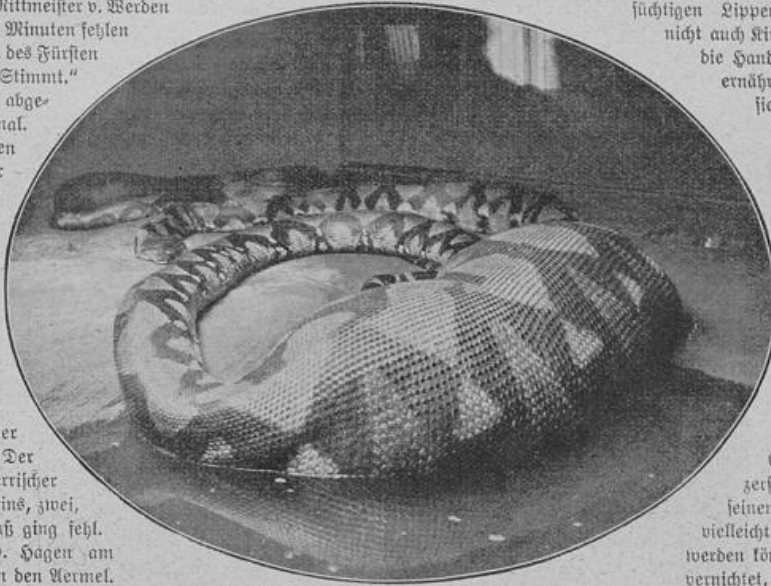
Der Platz wurde abge-
schritten, einmal, zweimal.
Die Waffen wurden
geprüft, ein schwacher
Versöhnungsversuch ge-
macht, den v. Hagen
mit einem abwehren-
den Lächeln, Seine
Durchlaucht mit
einem erusten Kopf-
schütteln beantwor-
tete. Der Arzt und
sein Gehilfe gingen
ein paar Schritte sei-
wärts. Die Gegner
stellten sich gegenüber. Der
Mittelmeister zählte mit herrlicher
Kommandostimme: „Eins, zwei,
drei!“ Der erste Schuß ging fehl.
Der zweite streifte v. Hagen am
Arm und verlegte ihm den Armel.
Ein dritter Schuß pfliff durch die
Luft, durch die atemlose Morgen-
stille, und ohne einen Laut sank der
Fürst zusammen. Der Arzt kam herbei und beugte sich über den
Gefallenen, riß ihm die Weste auf, horchte. Eine bange Weile
verging, man hörte das leise Flattern und Flügel schlagen auf-
geschredter Nachtfalter. — „Vorüber,“ sagte der Doktor endlich.
„Mitten ins Herz. Ein Menschen schicksal ist vollendet.“

Er stand auf. Die Herren traten alle he zu
und umstanden schweigend, bewegt, er-
schüttert die Leiche. Eine Hand streckte
sich Hagen entgegen, aber er sah sie
nicht. Er sah nichts, als den
Toten mit dem bleichen, einge-
fallenen Gesicht, den fest-
geschlossenen Lippen, den
gekrümmten Fingern und
den kalten, glanzlosen
Augen. „Tot!“ — er
bewegte die Lippen,
um sich den Sinn des
Wortes zu vergegen-
wärtigen. Der
Mann tot, der
noch vor wenigen
Tagen gelacht,
gescherzt, den
man umringt,
gefleht, um-
schmeichelt, der
noch vor wenigen
Augenblicken ge-
sprochen und ge-
atmet hatte; dem
noch Tausende von
Hoffnungen die
Brust geschwellt,
dessen Hirn noch
tausend Wünsche
durchzogen, dem die

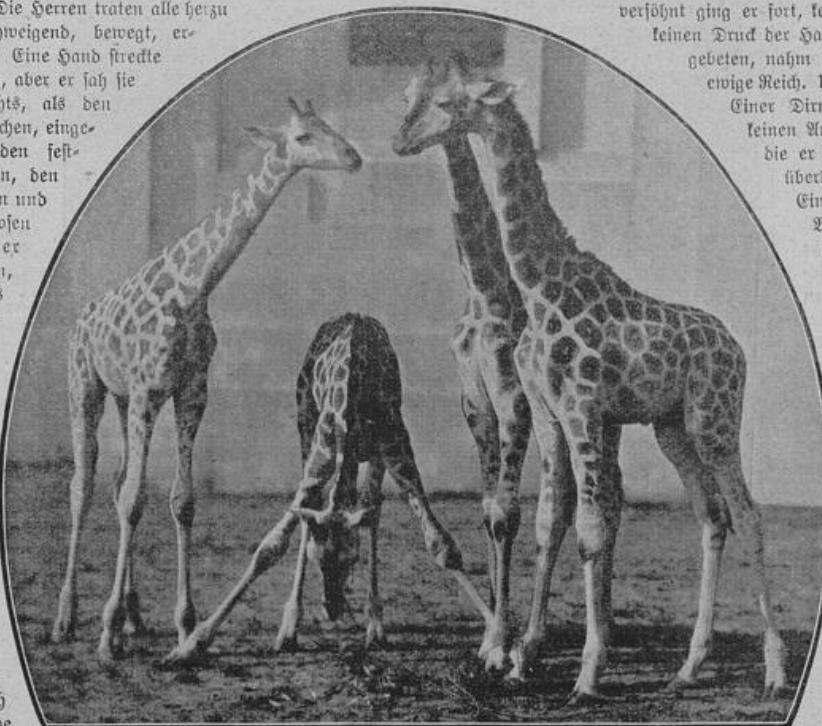
Zukunft gelacht, der geträumt und gestrebt, geschaffen und er-
rungen, der vielleicht Großes geleistet hatte, Gutes getan, Hohes,
Unerreichtes, Unsterbliches. Mit dessen Existenz er vielleicht das
Leben einer liebenden Frau zugleich vernichtet, die ahnungs-
los seiner harter mit offenen Armen, mit sehn-
süchtigen Lippen... Wer weiß, ob er
nicht auch Kindern den Vater geraubt,
die Hand, die sie geführt, die sie
ernährt, die sie geküßt hatte,
sie geleiten wollte zu des
Lebens Höhen, zu des
Lebens Schönheit, und
der ihnen des Lebens
kannle Rätsel lösen
wollte. Und die er
nun sinnlos ge-
brochen, in totem
Affekt, nein, nein,
mit ruhiger Ueber-
legung, mit sicherem,
wohlgezieltem Schuß.
Er hatte gerichtet aus
gedankenloser Rachgier,
aus Eignung, aus
Eigenliebe; ein Leben
zerstört mit freier Hand —
keinen Lauf gehemmt, der
vielleicht ein Siegeslauf hätte
werden können. Ein Menschenleben
vernichtet, ein Menschenleben,
das das Heiligste ist, was es auf Erden
gibt, dem all unser Denken, all unsere
Sorge, all unsere Liebe gilt. Und eine

Frau wird ihn schmähen, Kindertränen seinen Weg nehen, eine
Mutter ihm fluchen. Und diese Schuld wird ihn wie eine schwere Last
zu Boden zeren, daß er sich niemals wird aufrichten können; das
Gespenst des Toten wird ihn überallhin verfolgen, ihm jede lichte
Stunde verdunkeln, jede Freude überschatten. Un-
verföhnt ging er fort, kein Blick traf ihn mehr;
keinen Druck der Hand, der um Begehung
gebeten, nahm er mit in jenes dunkle,
ewige Reich. Und warum das alles?

Einer Dirne halber, an die er
keinen Augenblick geglaubt, und
die er doch aus eitlem Selbst-
überhebung schützen wollte,
Einem Vorurteil, einem
Wahne zuliebe hatte er
dies Leben zerstört in
Uebermut und Ver-
blendung. Ein Gottes-
urteil, gefällt von
sündiger Menschen-
hand... Sein
Körper bebte wie
im Fieber, seine
Schläfen pochten,
und seine Lippen
waren heiß und
trocken. Die auf-
gehende Sonne
fanbte die ersten
glühenden Strah-
len auf die Früh-
lingserde und spielte
leise, wie liebfosend,
mit dem Haar des
Toten. „Kommen Sie,
Hagen,“ sagte Baron
Werden. „Was nützt



Aus dem Tierpark zu Stellingen: Gitterschlange nach dem
Verschlungen einer Antilope im Gewicht von über 90 Pfund.



Giraffengehege im Tierpark zu Stellingen. Techno-Photogr.-Archiv.

das Grübeln, das ist das Leben, das sind des Lebens grausame Gesetze.“ Ein Reiter kam herangesprengt, es war der Reitknecht Sr. Durchlaucht. „Ist mein Herr tot?“ Eine bejahende Gebärde der Umstehenden.

„Herr Rittmeister Baron Werben, ich komme im Auftrage meines toten Herrn und bitte Sie, hier vor allen Zeugen diesen Brief laut zu verlesen. Es ist sein Testament, der letzte Wille eines Heimgegangenen, daß auf der Stätte seines Todes in aller Gegenwart dieses Schriftstück verlesen werde. So lautete sein Befehl heute morgen vor seiner Wegfahrt, und ich erwartete das Resultat des Zweikampfes bei jener Hügelkette. Darf ich mich entfernen?“

Der Rittmeister nahm den Brief und nickte.

Spannung lag auf allen Zügen, Ungebulb, ein dunkles Gefühl des Mißbehagens und der Neugierde.

Der Gehilfe des Arztes zog sich auf einen kurzen befehlenden Blick des Rittmeisters zurück. Die sechs Herren blieben im Kreise stehen. Der Arzt legte eine Decke unter den Kopf des Toten und drückte ihm die Augen zu.

Der Rittmeister wartete eine kurze Weile, dann nahm er den Säbel aus der Scheide und schnitt mit einem Ruck der scharfen, feingeschliffenen Spitze das Kreuz auseinander.

„Meine Herren, das Leben war mir immer ein Spiel, das ich meistern gelernt habe, und das ist gespielt mit immer wachsender Virtuosität. Und alle Menschen, die mit begegnet, waren mir untertan, waren die Töne meines seltsamen Instrumentes, auf dem ich all die Melodien spielte, die mein krauser Sinn erfand. In einem langen Jahr, das weit, weit hinter mir liegt, habe ich meinen Glauben ergebüßt, meinen Glauben an das Echte und Gute, an das Wahre und Rechte, und eine dunkle Stunde hat mich über die Brücke geführt vom Sein zum Schein, mich den Wert des Scheines gelehrt, für den uns kein Preis zu hoch ist.“

Die Herren sahen sich verwundert an. Hagen wippte ungebulbig, gequält mit dem rechten Fuß auf und ab. Der Rittmeister legte seine Kappe auf die Erde und fuhr sich nervös mit dem Taschentuch über die Stirn.

„Weiter, bitte,“ sagte der Baron.

„Ich habe meine Rolle meisterhaft zu Ende gespielt, an meiner Totenstätte stehen fünf Herren der großen Welt. Ich bin als Kavaler gestorben, wie ich gelebt auf einem fremden Eiland, das nur mit Vorrechten Privilegierter gepflastert ist. Im ritterlichen Zweikampf besiegt, liege ich hingestreckt von der stolzen, vornehmen, wohl-

gepflegten Hand eines Diplomaten, der dereinst die Geschichte seines Vaterlandes mitbestimmen wird — und nehme in den Tod nichts mit, als ein Lächeln über des Lebens Torheiten.“ — Der Rittmeister bückte sich und setzte die Kappe wieder auf, die Sonne flimmerte ihm vor den Augen.

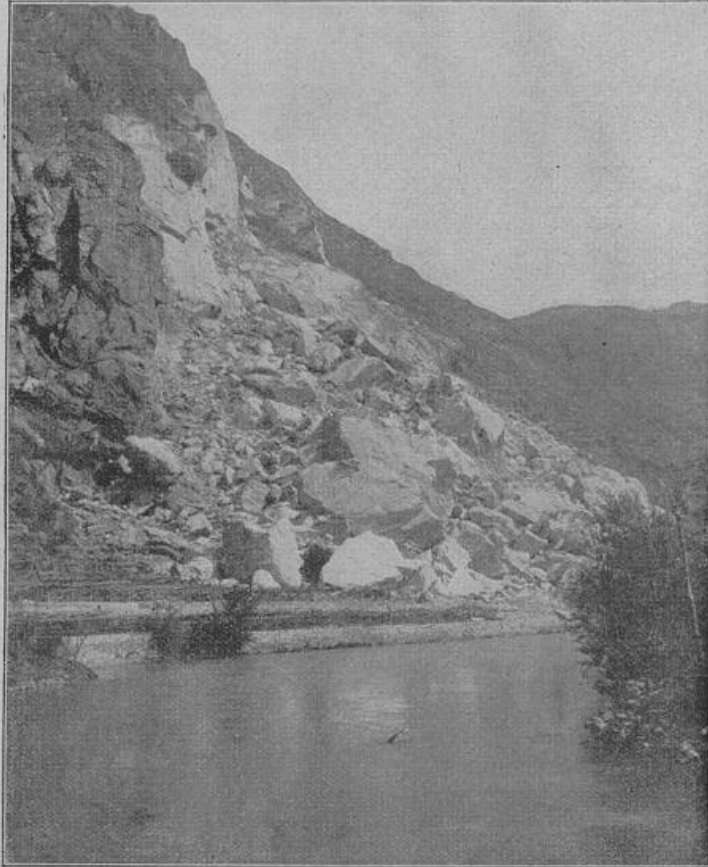
„Soll ich weiterlesen?“ fragte der Baron.

Der Rittmeister schüttelte den Kopf.

„Ja, Herr v. Hagen, der Mann, mit dem Sie sich geschlagen, ist nicht Seine Durchlaucht Fürst zu Barnhagen und Breitenfeld, ist nicht der ehrwürdige Nobilität, für den Sie und alle Welt mich gehalten, sondern er ist, Haltung, meine Herren, der frühere Kellner Martin Döbler, der ein langes, banges Jahr im Zuchthaus gesessen, mit Mördern und Betrügern auf einer Bank, wie vor wenigen Tagen mit Ihnen, meine sehr geehrten Herren; der spätere Hochstapler Fritz v. Bergen, dessen Fährte seit Jahren die Detektiven aller Länder verfolgen. Jetzt sind sie mir auf der Spur, und das Duell, das ich provoziert und dessen Ausgang ich geregelt (es war kein Zufall, denn ich bin ein guter Schütze, Herr v. Hagen) war ein Sprung in die Tiefe, war meine Ehrenrettung vor dem unabwendbaren Schicksal. Uebergeben Sie mich meinen Häshern.“

Die Stimme des Rittmeisters war zu einem Geflüster herabgesunken. Seine Lippen zitterten. Um den Mund des Arztes spielte ganz leise ein feines, kluges, verstehendes Lächeln. Die andern hatten nur den einen Gedanken, wie man jenes dunkle Geheimnis bewahren könnte, in die Nacht des Vergessens versenken für alle Zeit. Der junge Diplomat stand wie vom Schlag gerührt, alles Mitleid war ausgelöscht; er fühlte nur die brennende Scham, hintergangen worden zu sein, verlacht, verspottet — für ewige Zeiten. Er, der künftige Gesandte, dessen Haltung immer tadellos sein mußte, der sein Land vertreten, der repräsentieren sollte, war im Duell einem Hochstapler gegenüber gestanden, einem Kellner und Zuchthäusler. Ein Schurke hatte ihn brangekriegt, hatte sein frevelhaftes Spiel mit ihm getrieben, hatte seine Karriere untergraben, ihn gesellschaftlich unmöglich gemacht.

Der Wagen kam langsam näher. Der Tote wurde auf die Tragbahre gelegt und eine schwarze Decke über ihn gebreitet. Der Arzt wollte sich grüßend entfernen, da sagte der Rittmeister Baron Werben entschlossen: „Meine Herren, morgen findet in aller Stille die Bestattung Seiner Durchlaucht des Fürsten Barnhagen und Breitenfeld statt, bitte, wollen Sie sich an seinem Grabe einfinden!“



Bergsturz bei Aosta.

Welt-Press-Photo-Komp. Wien.

Etwa 40 Km. östlich von Aosta hat in der Nähe des Forts Bard, das Napoleon 1800 nach seinem Abstieg vom St. Bernhard umging, dieser Tage ein Bergsturz stattgefunden. Eine Felswand von über 400 Meter Ausdehnung stürzte über die Straße, die parallel der Doxa Baltea läuft, und bedeckt sie jetzt mit ihren mächtigen Trümmern, die bis ins Flußbett rollten.

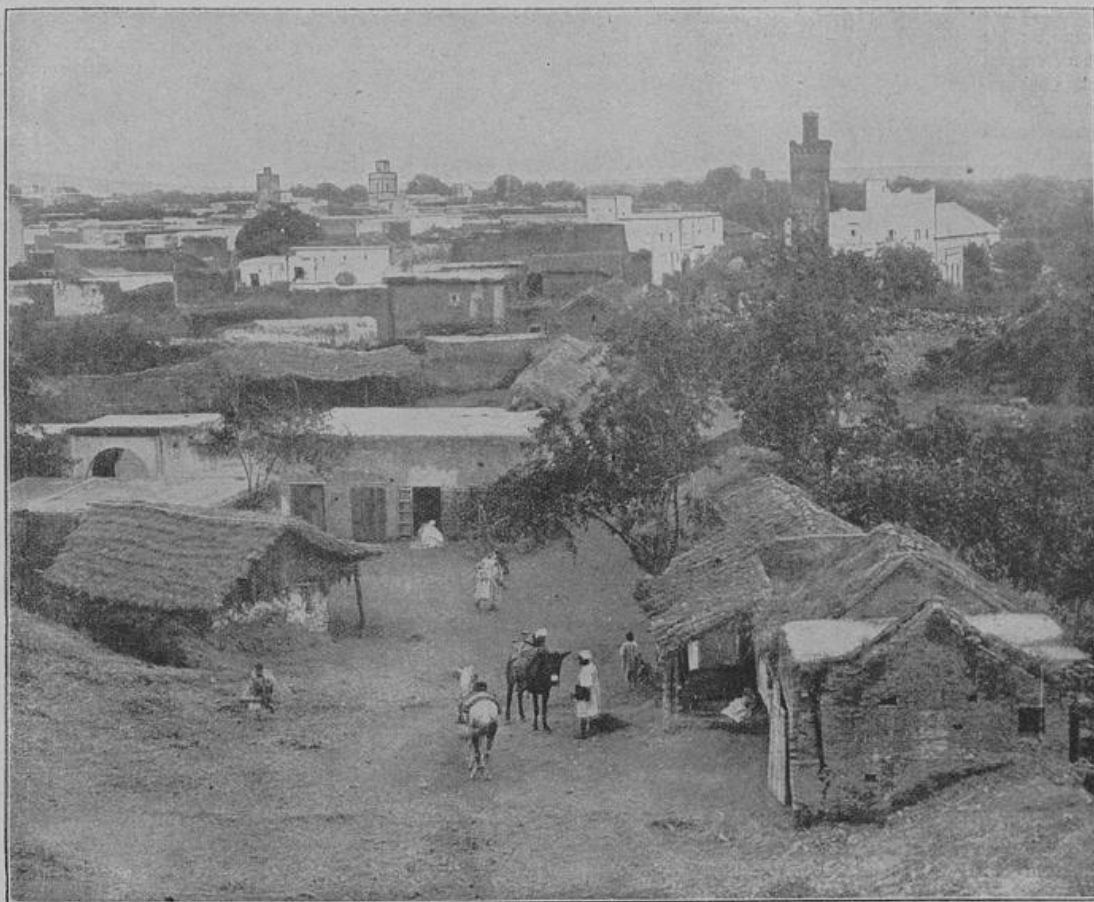
Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 20.

Düsseldorf, 18. Mai

1912.



Kasr el Kebir,

Cosmia, Paris.

Stadt in Marokko, etwa 30 Kilometer südöstlich von Larasch, mit früher 30 000, jetzt 5000 Einwohnern, einer der stützigen Punkte in den zurzeit schwebenden spanisch-französischen Verhandlungen behufs Festsetzung der beiderseitigen Interessensphäre in Marokko.



Eine Frage.

Novelle aus dem Bergischen
von A. Müller-Tiel.



Draußen am Eingang des Städtchens lag ein großes, stattliches Haus, welches die Firma W. Dalberg seit einem Jahrhundert und darüber innehatte. Im Erdgeschoß breitete sich der mächtige Ladenraum aus, in der Zeit, da unsere Geschichte spielt, noch mit kleinen, einfachen Fenstern versehen. Jetzt, dreißig Jahre später, sind sie längst großen, modernen Schaufenstern gewichen, damals aber genügten sie völlig der einfachen, meist häuerlichen Kundenschaft, die weit her von den Dörfern der Umgegend kam, bei Dalbergs ihre sämtlichen Bedürfnisse zu bedenken. Denn bei Dalbergs war schlechterdings alles zu haben, von Kohlen, Holz und Futtermitteln zudem derben Blauleinen für die Kittel der Bauern; vom Tuch zum Brautrock und den feidenen Sonntagslappen bis zu Kolonialwaren, Sämereien, Strickgarnen und Hufnägeln herab.

Ein gar heiteres, arbeitsreiches Leben herrschte denn auch allezeit bei Dalbergs, aber besonders an den Sonntagmorgen, denn gleich aus der Kirche zog man in hellen Scharen dort ein. Da ging es gar gemächlich her. Die alte Frau Dalberg, die seit dem Tode ihres Gatten mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung, d. h. die Leitung des Geschäftes, übernommen hatte, um dieses ihren beiden Söhnen unvermindert zu erhalten, führte die Unterhaltung mit den Bauern nach guter alter Sitte in der derben, urwüchsigen Mundart der Gegend. Weitbauchige Mannen voll Kaffee standen aromatisch duftend für die geschätzte Kundenschaft bereit, die manchen schweren Wagen dort ließ.

Ja, da ging es gemächlich her; reden konnte man wie einem der Schnabel gewachsen war. Sogar die erste Verkäuferin, das feine Fräulein Malwine, hielt es nicht unter ihrer Würde, in unverfälschtem Platt mit den biedern Weiblein und grobförmigen Männern zu plaudern und zu schnaden. Ja, ihre sonnigen, braunen Augen, die so schelmisch und doch auch wieder so tiefgründig klug und gütig

blicken konnten, richteten in Kopf und Herzen manches Bauernburschen schlimme Verwirrung an und entzündeten allerlei Wünsche.

Doch heute, an dem trüben Januartage, an dem unsere Geschichte spielt, lag es über dem großen Hause, in dem sonst das Leben so laut und so kräftig pulsierte, wie ein lähmender Damm. Die lustige Unterhaltung hatte einem wortfargen, bedrückten Klüßtern Platz gemacht. Sogar der derbe Hausknecht und Pader versuchte, seine polternde Stimme sowie das Dröhnen seiner nagelbeschlagenen Schuhe nach Mäßigkeit zu dämpfen.

Malwine ließ heute das große Ladenlokal, sonst ihr eigenes Reich, gänzlich im Stich. Treppe auf und ab schwebte ihre hohe, schlanke Gestalt mit dem feinen Köpchen, und in den energischen Zügen ihres schönen Gesichtes hatte sich ein Zug ernster Sorge festgesetzt. Ihre dunklen Augen blickten voll verhaltener Wehmut und Trauer.

Sie schritt zum Kontor, wo Herr Karl Dalberg, der älteste der beiden nunmehrigen Inhaber und Hauptleiter des umfangreichen Betriebes, bei seinen Büchern saß.

Auf die schreibende Hand fiel der Strahl der winterlichen Sonne, die sich bald zum Scheiden rüstete. Ihr blaßgoldner Schein spiegelte sich in dem breiten Siegeltring, der als einzige Zierde an der feinen Hand erschimerte und erkennen ließ, daß Herr Karl Dalberg noch ungeheftelt durch das Band der Ehe

das arbeitsreiche Land seines Lebens durchschritt.

Am Fenster stand der jüngere Bruder Paul, schweigend auf das Rauschen des Flusses horchend, der seine geschwellenen Wasser unweit des alten, prächtigen Gartens hinter dem Hause dahintrug. Herr Paul Dalberg hatte in frühen Kindheitstagen einen schweren Fall getan und sein Geiſt sich in Folge dessen nicht voll entwickelt. Er blieb auf dem Standpunkte eines gutmütigen, leicht lenkbaren Knaben von vierzehn Jahren ungefähr stehen. Körperlich jedoch war er ohne Makel und hatte die stattliche Höhe seines Bruders erreicht.



Die Kavallerstraße in Rhodos.

Phot. Ch. Champus, Paris.

Am 6. Mai, 9 Uhr früh, wurde die Insel Rhodos durch den General Ameglio und den Admiral Viale besetzt. Sie hat 27 000 meist griechische Einwohner; die Stadt Rhodos zählt 11 000 Einwohner; eine ihrer Hauptstraßen stellt das Bild dar.



⊠ Saurin-Serant, Eberfeld.

Szenenbild aus „Der eiserne Heiland“,

Dorfschind aus friderizianischer Zeit von Ugel Delmar (vom Eberfelder Theaterverein veranstaltete Gespansführungen im Stadttheater am 50. April, 2. und 3. Mat).

Als Malwine in das Allerheiligste der beiden Kaufherren eintrat, flog ihr voraus durch das Fenster der Glastür ein heisser, zärtlicher Blick zu dem ersten Manne am Schreibtisch, ihn heimlich umlofend, als wollte sie um Verzeihung bitten für die bange Kunde, die sie zutrug.

„Kommen Sie von der Mutter?“ frug Paul hastig. Man sah wohl, da war etwas, das seine sonst so phlegmatische Gemütsverfassung gänzlich aus dem Gleichgewicht gebracht hatte.

„Ja,“ sprach Malwine in bedrücktem Tone, blickte jedoch gar nicht zu ihm hin, sondern wandte sich an Karl, der sich nun gleichfalls umwandte und gespannt zu dem blonden Mädchen hinüberschaute. „Die Mutter läßt die beiden Herren ersuchen, zu ihr hinaufzukommen,

Doben sah Paul bereits am Bette der Mutter. Tiefe Dämmerung herrschte schon in dem großen Raum, der, mit altväterlich gediegenem Hausrat ausgestattet, einen behaglichen Eindruck gemacht hätte, wären nicht die Medizinflaschen und ähnliche Utensilien auf Tisch und Kommode gewesen. Sie mahnten an ein langes, schweres Krankenlager, nahmen das Friedsame hinweg und füllten den Raum mit Unruhe und Bangen.

Karl zog an der Schnur der Vorhänge, dem letzten Tageslichte noch einen Einblid zu gestatten, und nahm zu Häupten des Bettes Platz.

„Meine lieben Jungens,“ sagte die alte Frau, die so müde in den Kissen lag, „jetzt wird's ernst!“



Basarfest in Biersen am 11., 12., 13. und 16. Mai 1912,

Phot. Reinh. Hahn, Biersen.

veranstaltet vom Biersener Verschönerungs- und Vaterländischen Frauenverein in der neuerbauten städtischen Fest- und Turnhalle. (1) Regierungspräsident Dr. Kruse; (2) Bürgermeister Stern, Biersen; (3) Frau Geheimrat Grees; (4) Kommerzienrat Kaiser; (5) Jean Braun, Vorsitzender des Verschönerungsvereins.

sie fühlt sich sehr schwach, ganz erschöpft. Auch soll ich zum Herrn Pfarrer senden und ihn bitten, noch heute abend hierher zu kommen.“

Herr Karl Dalberg legte die Feder hin und erhob sich. Er war tief erblaßt.

Paul ging sofort eiligen Schrittes hinaus und bald erklang sein Schritt auf der Treppe.

„A. finden Sie die Mutter verändert?“ fragte Karl das junge Mädchen mit bebender Stimme.

„Ja, sie ist so eigenartig bleich geworden und fühlt sich so matt; ich fürchte, es ist keine Hoffnung mehr.“ Da schritt auch er eilends aus dem Gemach und kein Blick streifte mehr die treue Pflegerin seiner Mutter, der nun langsam eine schwere Träne über die Wange rollte.

Zärtlich faßte sie nach den Händen, die am Bettende lagen.

„Sag nichts,“ unterbrach sie Karls Einrede, „ich weiß es ganz genau, meine Stunden sind gezählt. Der Anfall von Herzschwäche wird sich wiederholen und dann muß ich von euch scheiden. Gott allein weiß, wie schwer es mir wird. — Nun heißt es also, mein Haus zu bestellen. Mein Testament ist gemacht. Ihr wißt um alle darin enthaltenen Bestimmungen und Anordnungen. Das Geschäft geht gut. Klein und bescheiden fing es euer Auherr an, immer mehr dehnte es Großvater und Vater aus und noch immer mehr ist der Umsatz gestiegen, seit du, mein Karl, ihm vorstehst. Doch die Sorge bedrückt mich schwer, daß nach meinem Heimgange eine Aenderung eintreten möchte. Ich sah nach dem Rechte in allen Winkeln und Ecken, wenn du deine Reisen machen mußt. Ich war im Lager, im Haus, in Küche und Keller, im Laden und im Kontor auf der

Wacht, daß nichts veruntreut, nichts vergeudet wurde. Eine weibliche Hand ist in einem solchen Geschäfte unentbehrlich. Ihr könnt ohne eine solche nicht fertig werden. Da heißt es also: Wo gibt es einen Ersatz für mich?"

Karl blinnte verwundert auf seine Mutter. Wohin steuerte sie mit dieser Bemerkung? Paul fühlte nur aus diesen Worten heraus, daß die gute Mutter ihn verlassen wollte, ihn, der ihr Sorgenkind alle Zeit gewesen war, den das reichste Maß ihrer Härlichkeit stets umhegt hatte. Er schloß nur dumpf vor sich hin bei diesem Sinnen. Ein andres Klang ihm nicht aus ihren Worten. Sein Verstand bewegte sich immer nur im einfachsten Gedankenkreise und nahm stets das allein auf, was an der Oberfläche lag. In die Tiefe grub er nicht, er vermochte es ja nicht, der arme, gefesselte Verstand.

Die Mutter lag einige Minuten, von der Anstrengung des Sprechens ausruhend, in nachdenklichem Schweigen, dann hub sie ein wenig lauter als vordem an: „Nun ist da die Malvine. Ihr kennt sie nicht wie ich, doch wißt Ihr ja auch, wie tüchtig das Mädchen ist.

Von braven Eltern, fleißig, ehrlich, klug und gut. Ich habe sie fünf Jahre lang beobachtet, es ist kein Falsch an ihr. Ihr Geist ist von männlicher Klarheit und Schärfe; sie hat ihn früh geschult, da sie als das Kind eines früher hochangesehenen, später verarmten Kaufmanns



Der deutsche Botschafter in Konstantinopel Frhr. Marschall von Bieberstein mit seinem Neffen Baron Marschall auf dem Wege zum Reichskanzler am 8. Mai. Gebr. Haedel.

schon in jungen Jahren den Kampf mit dem Dasein auf sich nehmen mußte. Sie darf unserm Hause nicht verloren gehen, sie kann mich voll und ganz erregen, auf ihr ruht meine ganze Hoffnung. Und damit sie uns nicht genommen wird, diese Perle, muß einer von euch beiden sie heiraten! Was sagst du dazu, mein Karl?"

Die Kranke drückte innig die Hand des Sohnes und sah ihm mit bangem Flehen ins Auge.

„Mutter, verlange das nicht von mir,“ sagte er ruhig, aber fest, „das kann ich nicht! Auch halte ich dies für unnötig, ich werde sie durch einen Vertrag an unser Haus fesseln und meine wohl, sie bleibt gern hier.“

„Gewiß,“ sprach die Kranke mit unruhigem Tone, „sie mag wohl noch einige Zeit hier ausharren, kommt aber jemand, der sie zur Frau begehrt, und das kann nicht ausbleiben, so verliert Ihr sie für immer und niemals findet Ihr einen solchen Ersatz wieder. Kann sich keiner von euch entschließen?“

Pang legte es sich auf das mütterliche Herz. Ihre Ahnung, daß ihr geliebter Aeltester eine Neigung im Herzen trug, die unerwidert geblieben war, wurde zur schmerzlichen Gewißheit.

Er saß still, in alten, freudlosen Erinnerungen verloren. Die Worte der Mutter, ihr Vorschlag hatten eine schlecht vernarbte, peinigende Wunde wieder aufgedeckt. — Das Auge der Kranken wanderte zu Paul hinüber, er hatte wohl nur darauf gewartet,



Vom Auszug des Kaisers mit seinen Kindern und Gefolge auf dem Torpedoboot 175 nach Kassioyi und Kulura: der Kaiser, Generalintendant Graf Hülsen-Haeseler, Kapitän z. S. Harps und General Chelius betrachten in Kulura die Landschaft. Ch. Jürgensen, Kiel.

„Ich will es tun,“
sagte er, „mir gefällt die Malwine sehr gut.“ Er richtete und rieb sich die Hände. „Nur schäme ich mich vor ihr und muß Karl sie für mich fragen. Wenn sie dann will, können wir gleich heiraten. Das ist fein, wenn Malwine meine Frau ist.“ Seinem kindischen Sinn erschien dies wie ein hübsches Spielzeug, das man ihm versprach.

Die Mutter seufzte, doch sie ergab sich in das Unabänderliche.

Unten im Kontor war Malwine noch eine Zeitlang stehen geblieben. Gedankenvoll blickte sie in den entblätterten Garten hinein, horchte auf das Gemurmel der Wellen und das Rauschen des Windes im Gezweig der hohen Linden. Wie mochte es nun werden, wenn die alte, gütige Frau dort oben die Augen schloß zum ewigen Schlummer. Wenn das liebevolle Herz nicht mehr schlug, das die verlassene Waise so warm, so mütterlich umfangen hatte nun schon



Zur 500-Jahrfeier der Jeanne d'Arc in Orleans: Die Jungfrau von Orleans mit Gefolge vor der Kathedrale.

Charles Delius, Paris.

manches lange Jahr hindurch. Nun mußte sie wieder hinaus in die Welt, denn hier war ihres Lebens nicht länger an der Seite dessen, der ihre Seele genommen hatte, ohne die seinige dagegen zu geben. Heute erkannte sie es zum ersten Male ganz klar, daß sie andere Werbung erhofft und erträumt hatte. In stillen sonntäglichen oder abendlichen Feierstunden auf der alten grünmoosigen Steinbank beim Gemurmel der Wasser, da hatte sie rosige Zukunftspläne gesponnen. Oft hatte Karl ihr dort Gesellschaft geleistet, ein gutes Buch, das er ihr zum Lesen gebracht, mit ihr besprechend und sichtlich gern mit ihr Ansichten und Eindrücke austauschend über nahe- und fernliegende reale und ideale Dinge. Und an die schönen, friedlichen Winterabende dachte sie, wenn die Äpfel auf der Ofenplatte schmorten und der Schneesturm um das Haus tobte, daß die hundertjährigen Mästern ächzten



Überschwemmung durch den Mississippi.

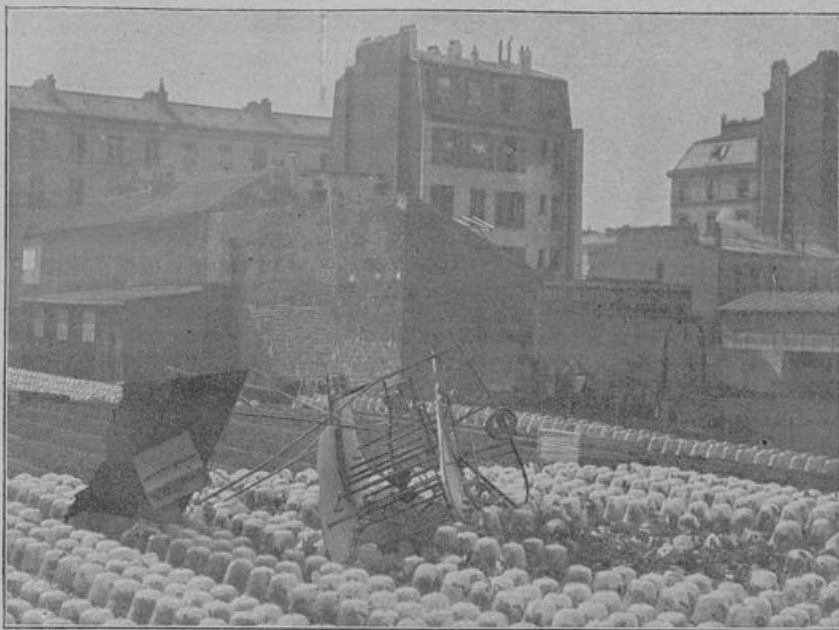
Underwood & Underwood.

Der Mississippi (6970 Km. lang) hat einen der Dämme, die eine Gesamtlänge von 2100 Kilometern haben, durchbrochen und einen ungeheuren Schaden angerichtet, der in Louisiana allein auf 35 Mill. Mt., insgesamt auf 200 Mill. Mt. geschätzt wird. Schätzungsweise sind 530 000 Hektar Land überflutet. Unser Bild zeigt den Ort Bird's Point, gegenüber Cairo, Ill., an der Mündung des Ohio, wo mehrere hundert Personen stehen mußten, um das nackte Leben zu retten. Den auf Dächern und Bäumen Zurückbleibenden wurden Motorboote zu Hilfe gefandt, die leider in vielen Fällen zu spät kamen.

und Kuartier.
Sie war da so
ganz hineinge-
wachsen, hatte
sich so dazuge-
hörig geföhlt.
Nun war er
ausgeträumt der
selige Traum,
nun galt es
festbannende
Ketten zu lösen.
Da gab es
brennende Dun-
den. Unter
dem Alpdrücke
solcher leid-
voller, entsagen-
der Gedanken
schritt sie, das
gelbige Köpf-
chen gesenkt, die
sonnigen Augen
von Weh und
herbster Seelen-
pein verdunkelt,
zur Küche hin,
denn für die
arme Kranke
mußte ja die
Abendsuppe be-

reitet werden. Daran gewöhnt, mit fester Hand ihre Gedanken an die Zügel zu nehmen, fand sie bald bei diesem hausfräulichen Schaffen, dem liebgewordenen Sorgen für die teure Leidende ihr inneres Gleichgewicht wieder.

Mit der dampfenden Schale, in der die fertige Suppe abkühlen sollte, in der Hand, trat sie eben in den Flur, als von der Treppe her rasche Schritte ertönten. Sie wußte, er war es, den soeben noch all ihr Denken heiß und fieberhaft, sehnsüchtig und leidenschaftlicher Hoffnung voll umkreist hatte. Schön und stolz, männlich und edel,



Der Aviatiker in den Melonen.

Central Photos.

In der Umgebung von Paris ist dieser Tage ein Aviatiker mit seinem Flugzeug in Melonen-Kulturen gestürzt. Er selbst blieb fast unverfehrt, aber über 200 Glasgloden, die die jungen Pflanzen gegen Frost schützten, wurden zertümmert.

„Noch unverändert,“ antwortete er, sichtlich von etwas ganz andern eingenommen, und hastig fuhr er dann fort: „Fräulein Malvine, ich muß eine Frage an Sie stellen, eine schwerwiegende Frage: Können Sie sich wohl entschließen, die Frau meines Bruders Paul zu werden?“

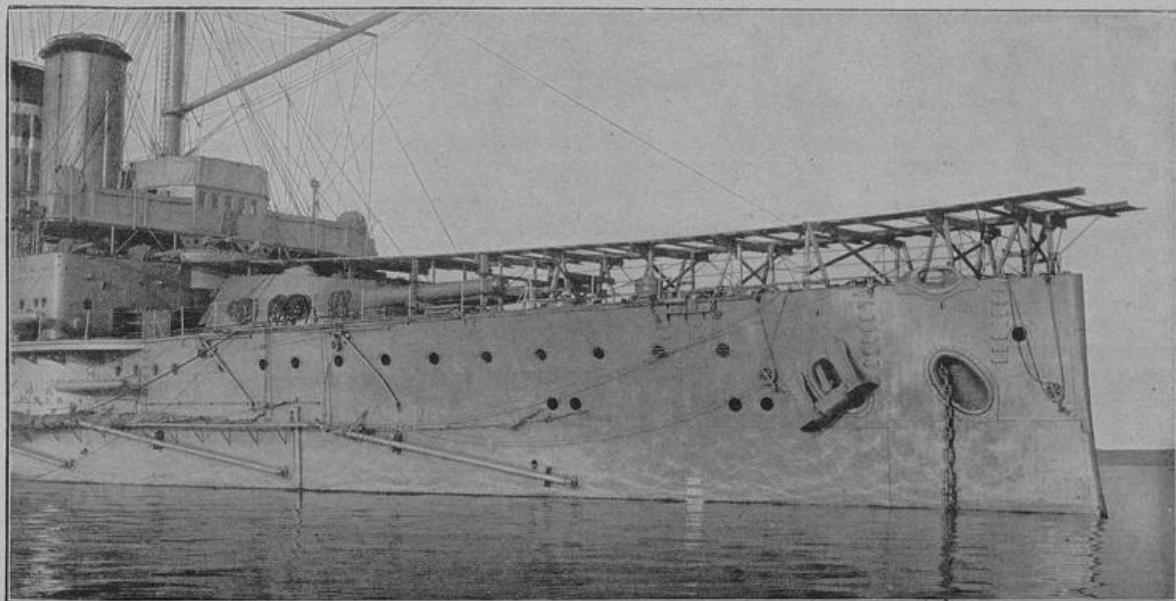
„Paul?“ entfuhr es fragend und zweifelnd Malvines Mund. Sie stellte plötzlich den Suppenteller ganz schnell auf den Tisch, als wenn sie eine Arbeit beginnen wollte, und sagte ganz überstürzt und ohne Besinnen eines ihrer derben, treffenden Bauernsprichwörter,

erschien er ihr
blaß und still im
fahlen Abend-
lichte, dessen
lehtes Leuchten
eben verglomm.
Ihre ganze
Seele fauchzte
ihm entgegen.

Ahnungslos,
kühl lud er sie
mit einer Hand-
bewegung ein,
ins Kontor ein-
zutreten.

„Bitte, auf
einen Augen-
blick, Fräulein
Malvine,“ sagte
er und trat
nach ihr hinein.
Sie fühlte, daß
er etwas Ge-
wichtiges vor
hatte.

„Wie geht es
oben?“ fragte
sie mit ruden-
der Stimme, als
er seine feierliche
Wiene sah.



Aeroplanplattform auf dem britischen Kriegsschiff „Hibernia“.

Central News.

Bei der Flotteninspektion bei Portland am 10. Mai waren 30 britische Schlachtschiffe, 4 große und 12 kleinere Kreuzer sowie 30 Torpedobootzerstörer und andere kleine Schiffe vereinigt. Unser Bild zeigt das Schlachtschiff „Hibernia“, dessen Vorderdeck mit einer provisorischen Plattform zum Aufstieg für Kriegsflugzeuge versehen ist.

das die Gedanken, die ihr plötzlich in heißem, wildem Fluten durchs Gehirn schwirren kurz, und treffend wiedergab: „Sind die bei Schauh nicht moote?“*

Karl stand einige Sekunden ganz verblüht. Er erfaßte ihn nicht gleich, den weittragenden Inhalt, den Sinn dieses Wortes. Da sah er plötzlich das Mädchen erbleichen und wieder erröten und eine jähe Wendung zur Flucht machen, wie einer, der sich ganz plötzlich erst darüber klar wird, was er eigentlich getan hat.

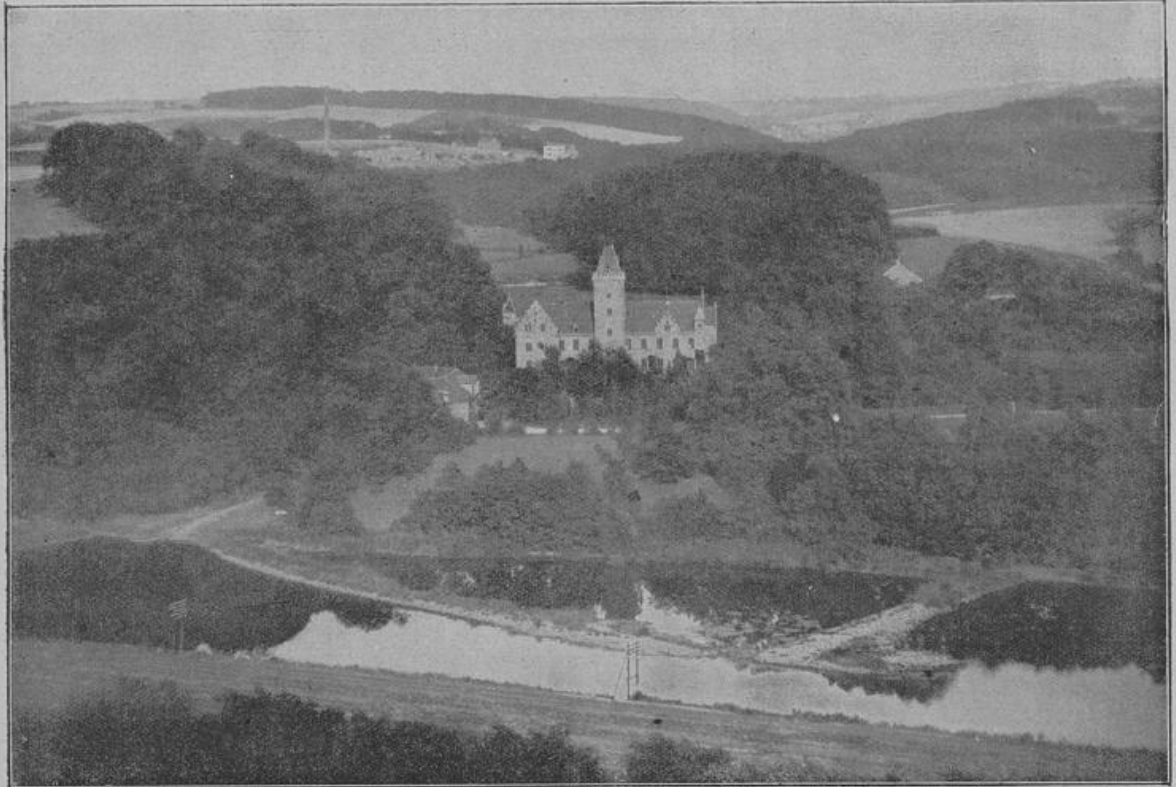
Mit einer schnellen Bewegung ergriff er ihre Hand und hielt sie fest. Die rasche Art ihres Handelns, allen Denkens und Tuns kennend, leuchtete ihm auf einmal in blendender Klarheit auf, welches wundervolle Geschenk ihm da gebracht wurde. Malwine, das schöne, herrliche Mädchen, bot sich ihm an — ihm, der jetzt erst, wo er es fast für immer verscherzt hätte, das Glück erkannte, das ihm da in den Schooß fiel.

„Herrn Paul nehme ich nicht!“ rief sie noch hervor und fügte hinzu: „eher gehe ich ganz weit, weit fort, für immer fort!“ Trotzig

bein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen und das meinige mit. Es durchschauert mich förmlich wie einen vom Tode Erretteten, nie will ich es dir vergessen, daß nur dein gerader, mutiger Sinn, dein schnelles Erfassen des rechten Augenblickes mir das höchste, reichste Glück zu eigen gemacht hat.“

Und Malwine lauschte beseligt der Sprache einer von ihrem Traumwandeln zu märchenschönem Tage erwachten Leidenschaft, die ein kleines Wort, eine Frage nur, aufgeweckt hatte. Wie ein Wunder erschien ihr die Veränderung des stillen, stets im abgemessenen und vorgeschriebenen Gleise wandelnden Mannes. Wie ein Aufsch war es über ihn gekommen. Mit leuchtenden Augen und jubelndem Herzen gingen sie nun zusammen hinauf zur Mutter.

Die große Freude übte den wunderbarsten Einfluß aus auf das Befinden der geliebten Kranken. Der Tod, dessen Fittich diese schon leise gestreift hatte, er hatte einstweilen seine Macht verloren in diesem Hause, in dem höchstes Glück und kränliches Entzücken seinen Einzug



Haus Oefle bei Kettwig a. d. Ruhr.

Phot. Peter Kölgen.

Klangen ihre Worte, aber sie berauschten den sonst so stillen, gelassenen Mann, wandelten ihn gänzlich um. Welch ein Tor war er doch alle die Jahre hindurch gewesen. Einem wesenlosen Schemen, seiner gestorbenen Liebe glaubte er die Treue halten zu müssen und ging blind und taub an diesem holdseligen, blühenden Leben vorüber. Er zog sie mit sanfter Hand immer näher zu sich heran. Er sah die schimmernden Braunaugen, die weiße Stirn mit der blonden Flechtenkrone darüber, den leuchtenden Purpurmund, und stammelte verwirrt und beglückt: „Malwine, süßes, einziges Mädchen, bist du mir gut? Auch ich fühle es, ich liebe dich, habe dich schon lange geliebt, lange, lange, ich wußte es nur selbst nicht!“

Ihre Lippen fanden sich zu einem langen, innigen Kuß, der alles aussprach, was noch darnach drängte, gesagt zu werden. . . . „O, wie danke ich dir, du Tapfere, Kluge, Gute, daß du den Mut hattest,

* Nebenart im Bergischen (ist das nichts für dich? Sind dir diese Schuhe nicht maß?).

gehalten hatten. Frau Dalberg genas wieder völlig und erfreute sich noch manches Jahr an dem schönen Erblühen eines neuen Lebens in ihrem alten Hause, an dem friedvollen, innigen Glücke ihres Ältesten.

Paul nahm es nicht allzuschwer, daß ihm das Glück, das er schon fast am Gipfel gefaßt zu haben glaubte, wieder entschwand. Er lebte seine Tage dahin, immer mehr in stumpfe Apathie versinkend.

Doch wenn Karl sein anmutiges, blondes Weib so eifrig und umsichtig im Geschäft, in Haus und Hof hantieren sieht, dann schwellt ein freudiger Stolz seine Brust, daß er eine gefunden hat, die nicht ist, wie die vielen andern, die lieber in den ausgetretenen Gleisen althergebrachten Sitten und Formen ihr Glück in Scheiter gehen lassen, als daß sie etwas tun, das diesen ungeschriebenen und doch ehernen Gesetzen zuwiderläuft.

Das Haus W. Dalberg Söhne blühte immer mehr empor. Das verhängnisvolle Fragewort ward noch häufig angewandt in Ernst und Scherz von Kind und Kindeskindern bis zum heutigen Tag.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 21.

Düsseldorf, 25. Mai

1912.



Zur Wiederaufnahme der spanischen Operationen im Biffgebiet:

Ein Abgesandter des Chefs der feindlichen Harka in Unterhandlung mit dem Befehlshaber der spanischen Truppen.

Fot. Charles Crampus, Paris.

Meine Schlafzimmer.

Von H. Näbring, Essen.

Endlich war die städtische Wasserleitung fertig. Das große Sammelbassin unserer eignen kleinen Hausleitung war überflüssig geworden und stand zwecklos auf seinem alten Plage in der Speicherede, ein Dorn im Auge von

Mama und Dora, die sonst nie etwas Zweckloses und Ueberflüssiges duldeten.

„Nä, jeds Dingsten kann nützlich und brauchbar gemacht werden. Man muß mán warten, bis sein eigener Kopp wieder intakt is. So indirekt löst sich dat auch nich immer bestimmen.“

Dies war so in etwa die Einleitung, wenn Dora große Gedanken ausbrütete. Außerlich zeigte sich das auch in einer seltsam zusammengeträumten Haltung und jämmerlichem, schmerzumbüßertem Gesichtsausdruck. Mir machte es immer den Eindruck, als ob Dora sich überessen habe und nun gräßliche Leibschmerzen hätte. Mein Papa hatte auch seine helle Freude an ihr und kam oft aus dem Lachen nicht heraus.

Eines Tages trat aber Dora in straffer Haltung bei Mama ein, und ich lauschte neugierig.

„Nä, Frau Landrat, die guten Ideen fallen wie die Sternschnuppen man immer plötzlich vom Himmel. Un wat dat Bassin

is, dat is innen ganz mit blanket Blech auswaddiert. Außen is es dat gute eichene Holz, ganz breite Börde. Den Dedel, alles is ordnungsmäßig verblecht. Da hätten wir die natürlichste, kostlose, vergrößerte Motten- un Mäuseverhütungskiste. Nä, da brin tun wir dat ganze überflüssige Bettenwerd und de Pelzmantels mit de Muffen un Boars, den ganzen felligen Wintertiertram. Un indirekt auch de Uniforms von den gnáden Herrn, weil er die mán 2—3mal in't Jahr beehit. Dann kriegen wir Luft un Platz in de Schränker un können se indirekt wieder auf de Schlafzimmers stellen. Nä! Nä!“

Meine Mutter stimmte Dora begeistert zu und letztere kostete ihren phänomenalen Triumph gründlich aus.

„Dann kriegen unsere junge Härns un un' Fräuleinche Frida de wunderschöne Schränker wieder in ihre Zimmer blässert, dat sieht dann noch feiner aus un is auch kommodiger für sie. Nä!“

„Run gab es einen freudigen Betrieb.“

Das Bassin war unerfättlich, das Schrankzimmer wurde immer kahler; es sah ausgeplündert aus. Es verblieben in dem großen Raume ein heller Kleiderschrank, die Mangel, das Schuhchränken und zwei „Wandrepesodoriums“, wie Dora sich ausdrückte.



August Thyssen,
der bekannte Großindustrielle, feierte am 17. Mai
seinen 70. Geburtstag.



Schloß Landsberg a. d. Ruhr (Gartenseite),
erworben und ausgebaut von dem Großindustriellen August Thyssen, der am 17. Mai seinen 70. Geburtstag feierte.

Phot. Kohle, Essen.

In diesem Augenblicke kam auch mir eine großartige Idee. Das sollte mein Zimmerchen werden. Aber das wollte schlau angefangen sein. Ich barst ohnehin vor Neid, denn die Zimmer meiner drei Geschwister waren unlängst neu zurecht gemacht, und Frida wohnte in solcher rosenlieblichen Pracht, daß ich mir nichts Feenhafteres und Reizenderes denken konnte. Ich aber mußte dagegen den Raum mit der alten Dora teilen.

„Kinder gehören unter Aufsicht,“ erklärte Mama kurz und bündig. „Bist du mit 15 Jahren ernst und brav genug, so bekommst auch du ein eigenes Stübchen.“

Da hätte ich noch zwei Jahre warten können.

Wenn nur die wüste Mangel nicht gewesen wäre. Eines Tages nun wurde die Wäsche gerecht auf dem allmächtigen Speichersische. Ich sah mitten darauf, baumelte mit den Beinen, verknietete meine Köpfe und ließ mir von alten Zeiten erzählen. Während einer Pause hub Minna, das Stubenmädchen, welches der Dora half, an:

„Somen schönen Boden mit Bretter, so weiß wie zum Ableben, hab ich mein Lebenstag bei keine einzige Herrschaft gesehen. Bei Kleebergs, un das sind wirkliche un geheime Mats mit beiderseitige Gelbfäde, drippelte Regen un Schnee man so darin. Ich mußte mich immer stramm an't Wischen halten. Un bei den Bankier, wat noch reichere un feinkleine Leute sein wollen, kaufte aller Ruß so dol drin, dat alles kohle-pech-raben-schwarz war. Un hier kommt kein Stäubken derin un alles is spiegelblank.“

Nun fielen auch bei mir die guten Ideen wie Sternschnuppen vom Himmel. Ganz hinterlistig begann ich:

„Eigentlich — ja — wenn man's so bedenkt — nun müßt Ihr zwei schwere Körbe voll die Treppe herunterschleppen — das ist doch keine Kleinigkeit — und dann so hoch aufheben, daß sie nicht über den Läufer schleifen und den noch kaputt rutschen. Was sollen euch die Arme davon wehe tun, dann wird gemangelt, wieder eingepackt — alles doppelte Arbeit. Wenn nun die Mangel hier direkt beim Tischständer, wo wir doch so einen famosen Speicher haben, wie Minna sagt, wär's nur halbe Arbeit. Das könnt Ihr heute noch ausprobieren. Der Kutischer ist noch auf dem Hofe, der kann helfen. Du brauchst ja nur Mutter zu fragen, die schlägt dir sowieso nie etwas ab.“

Dora war hingerissen.

„N' ja, Minna, dat gibt noch mal ne ordnungsgemäße Hausfrau; N' ja, noch so jung un schon so herausgedoktete, prattische Einfälle. Un so inderelt aus en eignen Kopp, rafeweg herausgeslogen. — N' ja, Kind, un en Herz haste! Denks erst an uns mit de viele Arbeit, von wegen der Bergeringerung un de Verleichterung. En Herz haste, sehr gut, wie en irdischen Engel. Un deinen Kopp is partu ganz intakt.“

Als Dora etwas später den Kaffeetisch deckte, sagte sie zu Mutter, ich hörte es mit halbem Ohre noch:

„N' ja, Frau Landrat, wir haben en Gedanken mit die Mangel.“ Ein Stündchen später wurde die Wäsche schon auf dem Boden gerollt.

Ich aber wartete in Geduld.

In einem herrlichen Frühlingmorgen empfing Vater ein hübsvolles fürstliches Handschreiben und dazu einen hohen Orden. Das war die erste Freude.

Gegen Mittag schickte Mutter's Pflorgetante — sie war als kleines Kind schon Doppelwaise — einen wundervollen Smyrnateppich. Das war die zweite Freude.

Am Nachmittag hatte Frida Gesangstunde. Ihre Stimme war sehr schön, sie lernte mit Eifer und trug uns — wir sind alle große Musikliebhaber — mit viel Geschmad und Charme ein allerliebstes Lied vor. Das entzückte Vater und Mutter so sehr, daß ich diese Stimmung notwendig ausbeuten mußte. Also variierte ich das Lied und jubelte mit meiner frischen, niedlichen Kinderstimme entgegen:

„Mutter, Mutterchen, ach, sei nicht böse, daß ich eine Bitte habe — — — — —“

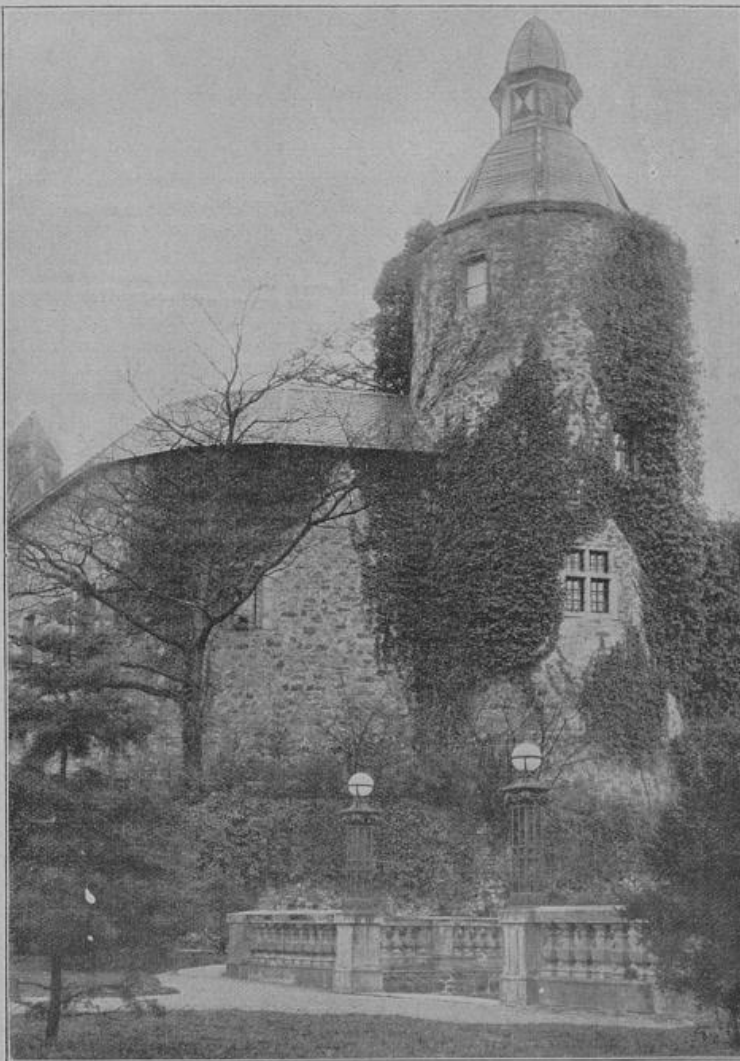
Ich hatte endlich mein Ziel erreicht. Das langersehnte Schrank-

zimmer gehörte mir. Nun galt es noch, Dora zweideutig zu inspirieren.

„N' ja, Frau Landrat, dat eiserne Bettgestell für die Notfälle stellen wir auf. Der Schrank kann inderelt schief in de Ecke, weil dat modern is.“

Mama bekam Geschmad an der Sache.

„Da habe ich den netten, blaugeblünten Kretonn. Davon gibt es Uebergardinen und Behänge um das Bettgestell. Der alte Kindervaschtisch und das Nachttischchen passen prächtig zu dem hellen Kleiderschranke, das Schuhschränken gleichfalls. Da kann jetzt die Wäsche hinein.“



Der Turm des Schlosses Landsberg a. d. Ruhr. Phot. Kohse, Essen.

„Nä, Frau Landrat, un dat Spielgerätk un Bächenwerk postieren un blaffieren wir, son bisken leichär un schick, auf de Wand-reposebörriums, mit-samt dat Puppenjerwi.“

Den Fußboden bedte der überflüssig gewordene Teppich. Die Tapete war noch gut und überdies wunderbar himmelblau. Mein Reich wurde mir überaus lieb und schließ süß und feig in meinem vergißmeinnichtfarbenen Bette, aus

dem ich in den ersten Tagen am liebsten überhaupt nicht aufgestanden wäre. — Mit diesem Einzuge in mein schmachtend blaues Eigentum entwickelte sich bei mir eine ungläubliche heftige Zuneigung für Süßigkeiten. Ich sog oft, eigentlich allzuoft, den herb-süßlichen Duft aller Preiselbeeren, die ehemals in großen Gläsern hier auf den Schränken gestanden hatten, mit Behagen in mich ein. Ich spürte den starken Geschmack auf der Zunge und zerbiss die winzigen Körnchen mit spitzen Zähnen. Diese köstlichen Phantasieschwelgereien forderten von der alten Dora als Gegenwärtsoffer reichliche Schälchen, gefüllt mit diesen delikatsten Beidesfrüchten. Das abgezirkelte blumige Kretonnemuster führte mich die weißen, blaugezierten, dickbauchigen Töpfe vor Augen, drinnen der ostindische Ingwer dem Genuße seiner Kenner entgegenreist. Er kratzte so himmlisch meinen Gaumen und schmeckte stark und beifend. Das Wasser lief mir im Munde zusammen, und diese Gelüste kosteten der ratlosen Dora manches Stückchen der erotischen Wurzel. In meinen Träumen jagten die Vorhangmuster rasend und wild durcheinander, sungen sich, rankten und verflochten sich und hodten zuletzt in kunstvollen Schnörkelen auf Laufende von Kuchentellern, die alle voll köstlicher Sand- und Sahnetorten, Biskuits, Waifers, Petit-fours und ähnlicher Lederbissen standen.



Von der Forderung um die deutsche Fußball-Meisterschaft, Süddeutschland: Westdeutschland am 12. Mai in M. Gladbach. Der Karlsruher Fußballverein gewinnt gegen den Eöner Ballspielklub mit 8:1.

Ich biß hinein und schwelgte in den wonnigsten Genüssen und hatte das Glück, nie satt zu werden, sondern weiter hinterzuschlingen zu können, was in lodender, verführerischer Fülle sich vor mir aufstürmte. — O weh, ihr armen Kafesböfen und Kuchentrommeln an den nüchternen, targaen Tagen nach solchen gierigen Traumereien. Wenn ich meine Aufgaben lernte, fügten sich die Tapetenstreife zu allerlei Delftblindern, wie ich sie täglich in der holländischen Katakomben in der untern Stadt bewunderte. Die Ideenverbindung war da, und ich legte den Rest meines jeweiligen Vermögens gewissenhaft in Schokoladen an.

Eines Tages sogar erinnerte mich die Farbe der Möbel an die glänzenden Honigkuchen, an Printen und Woppen. — Es war toll. Weihnachtsbäume sah ich vor mir; sie dufteten und mit ihnen die feinen Wachslichtchen, und über alle dem stieg der Wohlgeruch der ledern, frischen braunen Kuchen. Ha! Die waren mit Honig zubereitet. Davon stand noch ein halbes Glas voll im Keller. Ehe ich zur Bestimmung gelange, stehe ich schon unten, stecke den Finger in die zähflüssige, goldige Masse, halte ihn hoch, daß die Süßigkeit langsam auf die Zunge gleitet, und schließe behaglich die Augen. Immer wieder lede ich den Zeigefinger sauber ab, immer wieder stecke ich ihn hinein.

Der Topf ist leer und ich muß der Dora meine Schuld bekennen.

Zum Glück für mich bezog, nachdem ich lange genug in himmelblauer Sympathie für Ledereien gelebt hatte, mein jüngerer Bruder die Universität. Ich erblte seine Klausur, und mein erstes Reich wurde Nächstube.

Von der Gebiegenheit des neuen Besitzes ging gleich ein guter Teil auf mich über. Als unabweisbare Hinterlassenschaft des frühern Eigentümers übernahm ich jedoch eine unbegrenzte Hochachtung für Sport jeglicher Gattung, die sich auch in einer, meinem Bruder damals eignen



Die am 12. Mai in M. Gladbach siegreiche Mannschaft des Karlsruher Fußballvereins.

Phot. G. Rosenfranz, Hattingen.

burschilosen Art äußerte. — Zuerst begann ich das Reiten; der Kutscher unterrichtete mich sehr gut. Heute fühlte ich mich als Prinzessin, die in der Residenz spazieren reitet und huldvoll und gemessen mit der Peitsche grüßen muß. Morgen war ich eine Gräfin, der das Roß zur Fuchsjagd gesattelt war. Dazu blies ich grauenvolle Töne auf einem alten Jagdhorn; es blieben aber immer ganz verpöschelte Signale. — Häufiger jedoch war ich Zirkusreiterin. Einmal ritt ich hohe Schule, ein andres Mal eine Kostümquadrille, lieber aber eine ungarische Steppenpost. Dann schnalzte ich mit der Zunge und rief ein anfeuerndes, aufgeregtes „he! he! hopyla!“ Die Gerte sauste durch die Luft. Hoch oben auf dem unruhig gewordenen Pferde stand ich plötzlich, auf einem Beine, wenn es möglich war. Dora kreischte vor Entsetzen am Küchenfenster, der Kutscher schwitzte vor Angst und gelobte sich im füllen, mich nie wieder auf die Gänse klettern zu lassen. Es half ihm nichts; ich schmeichelte, bis er nachgab und seinen Schwur vergaß.

Niemand kam ja auch dahinter, zu welchen tollen, halsbrecherischen Künsten ich mich verließ. Ich hatte vorher das Terrain sondiert und wußte genau, wann ich die Eltern in Sicherheit hatte. Die sahen mich somit stets vorchriftsmäßig zu Pferde sitzen und freuten sich arglos meiner strammen Haltung und Geschicklichkeit.

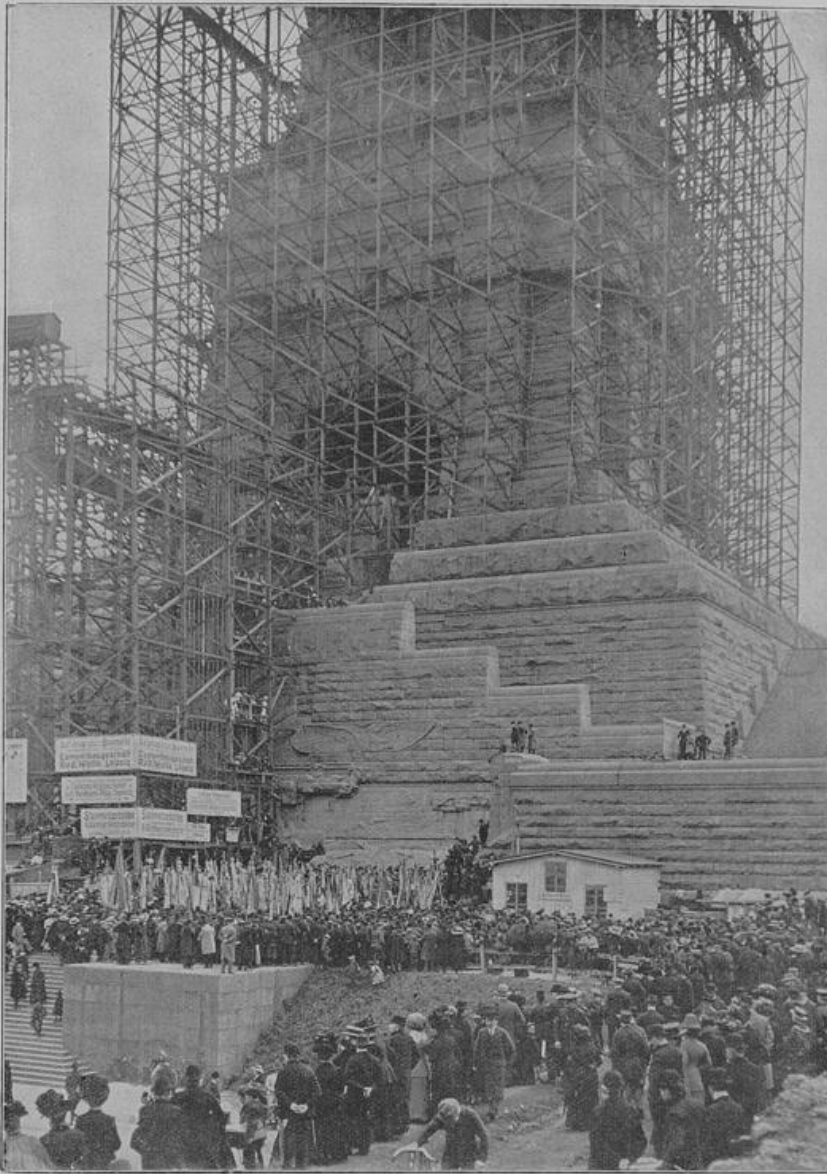
Dann kam das Radfahren dran. Das war meiner Ansicht nach nur Laufjungen Sport. Also kehrte ich zu den Pferden zurück; die waren famos. So lernte ich denn das Rutschieren aus dem ss. Wenn dann und wann das Spiegelbild von dem Gefähr und meiner lähnen kleinen Person in den Schaufensterscheiben vorüberflog, dachte ich von mir selber: „Donnerwetter, forsches, schides Weib!“ Ich turnte, tanzte, spielte Golf und Tennis, Billard, Schach, schwamm,

ruderte, rauchte, Gott weiß, was alles. Zuletzt gründeten wir Freundinnen einen Fechtklub. Unser Speicher war der Kampfbojen. Das notwendige Rüstzeug, Rapier, bunte Bänder und Mützen, stibikten wir von unsern Brüdern. Es war ein haarsträubender Wetrieb, besonders, wenn wir dazu Bier tranken und Kommerslieder sangen. Dora hatte sich längst von mir abgewandt. Mama verzweifelte. — „Ach, Friz, sie ist so bubenhaft ausgelassen, so wild und burschilos!“

„Schabet nichts, Mutter, aber prachtvoll gesund. Man kennt das wässrige, farblose Ding kaum wieder. Masie stekt Gott sei Dank in all unsern Kindern. Ein Ausstoben will jedes haben — das gibt später die ganzen, die kraftvollen Menschen.“

Frída kam aus der Pension zurück, ganz liebreizend, einfach bestridend. Ich aber wurde unzufrieden mit mir. Aber die Hinterlassenschaft des roten Zimmers war nicht leicht abzuschütteln.

Mein ältester Bruder, der als Jurist bei einem großen Finanzunternehmen eingetreten war, kam durch seine Tätigkeit in eine so glänzende Stellung hinein, daß er gleich heiratete und seine Gattin in ein prächtiges Heim führen konnte. So rückte ich denn in den vornehmern Raum des ältern Bruders hinein. Zu den schon erheblich verbesserten und verschönten Ererungenschaftendes Zimmers Nr. 2 kamen jetzt ein Moquette-Ruhebett, Spiegelschrank, Sessel,



Am Völkerschlachtdenkmal in Leipzig

Münch. Press-Bureau.

Am 15. Mai fand die feierliche Einfügung des Schlüsselsteines statt. Das Bild zeigt die Abordnungen der Veteranen-, Studenten- und anderer Vereinigungen am Fuße des Denkmals während der Festrede des Schatzmeisters des Deutschen Patriotenbundes Direktor Dr. Spizner.

Bücherschrank, Schreibtisch, Papierkorb und großer Tisch. Feinster orientalischer Geschmack webte in feinen leuchtenden, bunten, aber in der Gesamtwirkung so matten Farben auf den Perseerteppichen und Polstern. — Ich wurde mal wieder umgekrempt und geläutert. Meine lang und länger werdenden Glieder lernten Ruhe auf der Chaiselongue. Das Laute, Ungeflüme meines Wesens wurde gedämpft. Innerlich und äußerlich paßte ich mich dem Stile meiner

Umgebung an. Stundenlang las ich — zwar plan- und wahllos — Philosophie und Romane durcheinander. — Dora sagte zur Minna:

„N' ja, erst stoppte das Kind in Bier und hast seinen Magen voll Geschmuddels, dann seinen Hals voll Bier und Tabakrauch, um seinen Kopf voll Bücher. — N' ja, n' ja! Wenn dann ihr Herz später mal halb so hungrig ist wie ihr leibliches und geistiges Schwertzeug, dann ist ihr zukünftiger Schatz bald aufgefressen. N' ja, n' ja!“

Einen Papierkorb hatte ich noch nie benutzt. Erst warf ich mal zerknülltes Papier hinein, einzelne Briefluverts und dann zuletzt kleine Begegnungen, auf denen lange, mühsam zusammengesuchte Reihen sich leidlich reimender Worte fanden.

Mit Hilfe dieser Poesieleitern, Verswege und Reimstege, wie ich sie nannte, begann ich düstere, unklare Gedichte, die kaum über die ersten zwölf Zeilen hinaus ihr Grab im besagten Korbe fanden. Zu allem Ueberflus übernahm ich auch hier eine böse Hinterlassenschaft. Es war der Erverbsgeist des ältesten Bruders. Ich versuchte, alles in barer Münze umzusetzen. — Mama bediente sich jetzt beim Lesen eines Kneifers und war totunglücklich, wenn dieser nicht zur Stelle war. Sie hatte zwar drei Exemplare, doch war nie einer zu finden.

„Dora, meinen Kneifer!“

„N' ja!“

Minna suchte, Dora suchte, Papa suchte gar.

„Anna, such' du doch auch und bleib nicht so steif und bequem sitzen!“

„Ach, Mutter, sie suchen doch alle! Was kann ich da tun!“

Große Pause.

„Mütterchen, ich bin immer so arm wie eine Kirchenmaus. Ansichtskarten, Briefmarken, Handschuhe, dies alles kostet eine Unmenge Geld. Gib mir jedesmal einen einzigen Groschen, dann suche ich deinen Kneifer, bis ich ihn gefunden habe!“

„Reinetwegen.“

Von da ab verdiente ich wöchentlich mühelos 50 Pf. Ich legte den Kneifer stets bequem, aber sicher fort. Höher durfte ich nicht gehen,

sonst hätten Mama und Frida Verdacht geschöpft. Papa traute mir längst nicht mehr, und Dora und Minna konnten das Lachen oft nicht verbeißen. — Frida war eine sehr ergiebige Erverbsquelle. Mama hatte dekretiert, Frida habe sich dem Hauswesen zu widmen.

„Dora, ich verlasse mich auf Sie. Meine Töchter sollen in jeder Beziehung gut erzogen sein.“

Mama war streng; Dora noch strenger. Im Keller und in den Zimmern, in der Bügel- und Nähstube, überall wurde Frida recht gut fertig, jedoch in der Küche haperte es bisweilen. Für jede mißratene Speise, die ich bei Tische lobte und mit regem Appetit vertilgte, bekam ich, je nach der Größe der Leistungen, Entschädigung in



Das neue Krankenhaus in Herdingen.

Phot. Rud. Florens.

Höhe von 10 Pfennig bis 2 Mark. Das war viel für unsere damaligen Erverbsverhältnisse, aber in Anbetracht meines oft über alle Gebühr belasteten Magens, der verschiedentlich in der glücklichsten Weise revoltierte, durchaus gerechtfertigt. Ferner war es meiner Schwester fast unmöglich, einem Hasen das Fell über die Ohren zu ziehen, ihn auszuweiden und in Ragout oder Bratenstücke zu zerlegen; dergleichen entsprechende Prozeduren mit Geflügel und Fischen vorzunehmen. Das tabellose und ganz geheime Fertigmachen eines

Hafens kostete 75 Pf., Gans, Fuler, großes Wildgeflügel 50 Pf., Stapaun, Hühner, Hahnen, kleines Wild 30 Pf., Tauben 20 Pf., Kranzsvogel 10 Pf., Töten und Herichten lebender Fische ohne Unterschied 30 Pf., Reinigen und Kochen pro Krebs 10 und Hummer 20 Pf. So füllten eine gute Jagd- und Gesellschaftsaison ganz respektabel meinen kleinen Beutel. — Papa war leidenschaftlich Garten-



Villa Ithaka,

Phot. Münch. Prof. Bureau.

E. v. Widenbruchs Wohnung in Weimar, vermachte die Witwe des Dichters dem Deutschen Schriftstellerverband.

freund. Ich fing Raupen, Maulwürfe, Spargel- und Rosenkäfer, Frösche, Blatt- und Schildläuse, selbst Engerlinge usw. Ich schoß Spatzen und Raben, wozu er die Munition unentgeltlich stellte, steckte Trauben in die Säddchen und dergleichen mehr. Papa zahlte brillant, ohne Feilschen und Anäußern. In Anbetracht, daß diese



Soldatenfrauen der Senegalfühen in Marokko.

Phot. Ch. Crampus, Paris.

Bei der Ankunft der französischen Verstärkungen in Casablanca brachten die Eingeborenenruppen vom Senegal ihrer Gewohnheit gemäß ihre Frauen und Kinder mit, für deren Ernährung sie eine erhebliche Zulage erhalten. Unser Bild zeigt eine Anzahl dieser Frauen kurz nach der Ausschiffung in Casablanca

Quelle nur wenige Monate im Jahre floß, war ich auch gezwungen, mich an gute Preise zu halten.

Sehr viel Glüd hatte ich bei meinen Freundinnen mit dem Photographieren. Durch Engrosbezug hatte ich 8% Nutzen, für den Verschleiß rechnete ich 2%, für meine Arbeit 3%; da waren die Bilder noch erstaunlich billig für die andern, ich aber hatte wieder eine gute Kupfergrube. Gedichte lieferte ich auch, pro Vierzeiler 20 Pfennig. Aufgesetzte Briefe kosteten pro Linie ½ Pfennig. Ich zeichnete Handarbeiten, malte Kissenplättchen, brannte, schnitzte, strickte, nähte, stopfte, alles nach fester Tage. Drei Wochen vor Weihnachten nahm ich aber erhöhte Preise, denn dann war ich häufig sehr angestrengt tätig. — Mittlerweile verlobten sich zwei Freundinnen von Frida, deren die Garde-Dame fehlte. Ich bewarb mich mit

List und Kunst bei den Bräuten um die Stellung dieser harmlosen Begleitungsgesener. Bedingung aller Beteiligten war ehrenwörtliche Discretion. Sie verschwiegen, daß ich pro Stunde, je nach dem Wetter und Amüsement, das für mich abfiel, 30—50 Pfennig verdiente. Ich dagegen ging, wo es tunlich und schädlich war, vor dem Brautpaare, hörte auf kein Gespräch, kam auf Pfiff retour und verheimlichte, was ich trotz solcher Vorichtsmaßregeln eventuell doch noch sah und hörte. Alle meine Geschenke, wie zu Weihnachten, Geburts- und Namensfesten, ließ ich mir in klingender Münze auszahlen. Es wurde nach und nach in bezug auf meine Person ständiger Familienbrauch. Fragte man nach der Ursache, so erklärte ich, mein sehulichster Wunsch sei, den Meerbusen von Biscaya zu bereisen und Dorfu weiter zu entbeden und das koste ein Heidengeld. Alle die großen und kleinen



Die Spreewälderinnen.

Phot. Gebr. Haedel, Berlin.

Mit drallen Armen, roten Wangen,
Die Augen scheu, erwartungsvoll,
So kommen sie zur Stadt gegangen,
Die ihnen Arbeit geben soll.

Dort tun zur festgesetzten Stunde
Sie täglich ihre simple Pflicht,
Und dankbar hängt mit offenem Munde
An ihnen mancher kleine Wicht,

Sie glänzen nicht durch große Taten,
Die Welt ernähren ist ihr Los.
Kein Rätsel geben sie zu raten
Und nur im Stillen sind sie groß . . .

— 119.

Summen trug ich zur Sparkasse — mündelsicher — 4%. Meine Gelbgier wurde fast sprichwörtlich.

Da verlobte sich Frida. Das ganze Haus wimmelte verschiedentlich von den neuen Verwandten, und wenn dann mein drittes Reich anderweitig vergeben wurde, selbstverständlich gegen eine von Mama zu zahlende hohe Gebühr, so schlief ich bei der Schwester. In diesem rosenrofigen Paradiese zogen weichere, sentimentlere Gefühle in mein Zahlenherz. So fiel mir denn, trotz des seltenen Aufenthaltes, eine neue, verhängnisvolle Erbschaft aus Fridas Sonnenstube zu. Ich bekam Stimmungen, Ahnungen, sogar Weilschmerz. Gerade wollte ich in tiefunglücklicher Liebe zu einem angefahrnen, schon dünnhaarigen Familienonkel entbrennen, schwenkte jedoch im letzten Augenblicke ab, gerührt und halberobert durch die Oden und Fensterpromenaden eines Oberprimaners; da kam ich in ein Pensionat, zwar nur für den Winter.

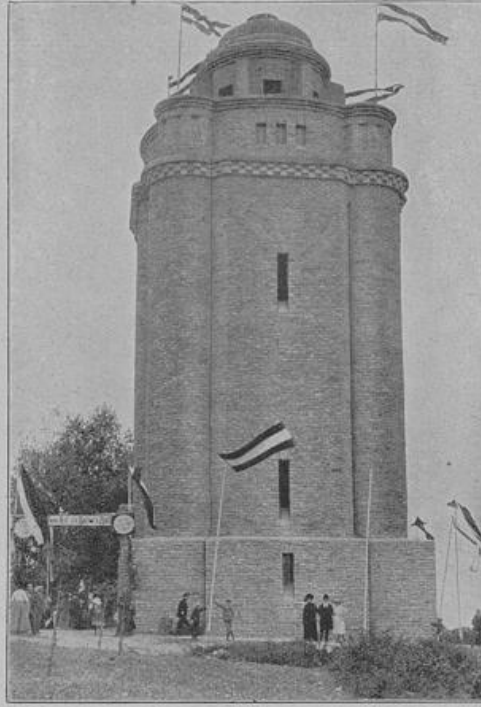
Zu Fridas Hochzeit kam ich heim. Die Festtage verbrauchten.

„Nun, Anna, darfst du dir ein beliebiges Zimmer aussuchen und ganz nach deinem Geschmack einrichten.“

Ich wählte das Schlafzimmer mit dem großen Erker, wo der Kamin in Gold und Elfenbein und die elektrische Krone venetianisch war. Die schweren Mahagonimöbel mit den matten Bronze Griffen kamen hinein. Schön war es, mein viertes Reich, ruhig und doch voll Leben, ernst und doch heiter, vornehm und doch einfach. Alle waren überrascht und ich sehr stolz. — Karl, unser Pflegebruder, der, solange seine Tätigkeit bei der hiesigen Regierung dauerte, wieder wie als Kind bei uns wohnte, der zog allein die Nase hoch und sagte zu Dora:

„Geh, Mädchen, das ist verflücht zielbewußt frauenrechtlerisch.“

„N' jä! Et is indirekt Fräulein



Die am 12. Mai eingeweihte rheinhesische Bismarck-Säule auf dem Waldeck bei Oberingelheim am Rhein.

Phot. W. Zehner, Frankfurt a. Main.



Zum Zwischenfall im preussischen Abgeordnetenhause am 9. Mai.

Von links nach rechts: Die sozialdemokratischen Abgeordneten Hoffmann, Hirsch, Vorchardt (X auf Anordnung des Präsidenten durch Polizei aus dem Sitzungssaal entfernt), die Gattin Vorchardts; hinter Vorchardt Dr. Frank, Reichstagsabgeordneter für Mannheim-Weinheim. Aufnahme unmittelbar nach der betreffenden Sitzung.

Berliner Illustrationsgesellschaft.

Annas viertes Schlafkabinett. Sie mußte man immer rumziehen. Hoffentlich hat sie nu Ruhe!“

„Die soll sie aber nicht haben, die graue Seele — — —“

„Nein,“ wehrte ich, „alle Farben, alle Fassons, alle Zusammenstellungen habe ich durch. — Ich danke, hier bin ich, hier bleibe ich!“

Da flüsternte der freche Mensch unserm guten Hausgeiste ins Ohr:

„Sie soll aber noch ein andres Schlafzimmer haben: Weißt du, ein zweibettiges.“

Und er tanzte ausgelassen und übermütig mit der ängstlichen Dora herum, daß sie laut aufschrie und Mama sich unten nach dem Lärm erkundigte.

Ich hatte aber Karls ungehörige Redensart verstanden. Heiraten — Gott bewahre mich! — Ich bin eine moderne Frau! —

Allerdings, ich glaube, am selbstständigsten ist man als Hausfrau. Man regiert ein kleines Reich, leitet die Dienstboten, sorgt für den Gatten, ist überhaupt die treibende Kraft, die alle die großen und kleinen Mäder in Bewegung setzt. — Jedenfalls lernte ich zielbewußt den Haushalt, stand zielbewußt meinen Posten in Gesellschaft und liebte — eines Tages — vielleicht auch zielbewußt, den ernstern, oft

so übermütig frohen und dankbaren Duzbruder. Die Pläne für mein fünftes Reich machen wir zu zweien. Italiensches Nußbaum soll hinein und tobaltblaues Goldporzellan. — Und wenn unser treues Mädchen uns dann in irgendeiner Kreisstadt besucht, sich über meine Hausfrauwürde bis zur Sprachlosigkeit wundert, geht ihr sicher der Mund wieder auf, wenn sie mein fünftes Schlafgemach sieht, und totficher sagt sie:

„N' jä, Fräulein Anna, wollte sagen, gnäden Frau, dat is indirekt das Schönste von allen.“

Und Karl und ich freuen uns des Lebens, der Liebe und der Zukunft. — — —

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 22.

Düsseldorf, 1. Juni

1912.



Zum Thronwechsel in Dänemark.

Der Hochchor des Domes zu Roskilde mit den Sarkophagen der Könige Friedrich IV. und Christian V. und ihrer Gemahlinnen. Die alte Königs- und Bischofsstadt Roskilde liegt etwa 30 km westlich von Kopenhagen; sie birgt in ihrem um 1200 erbauten Dom ein herrliches Mausoleum größten Stils; 33 Könige und Königinnen und über 50 Prinzen und Prinzessinnen fanden hier ihre letzte Ruhestätte.

Und als der Tag der Pfingsten erfüllet war ..

Von Annh von Panhuyß.

(Nachdruck verboten.)

Srau Sonne lachte. Hell, klar und leuchtend. Es war ja Pfingsten heute, Grund genug für Frau Sonne, fröhlich zu sein. Sie warf ihre Glitzerstrahlen wie ein Reg von goldenen Fäden auch über das Dorf Klein-Zelten und schaute mit ihren weißen blendenden Augen in die Häuschen, deren rote Ziegeldächer sich malerisch um den Gasthof gruppierten, der mit seinen großen, massiven Wirtschaftsgebäuden auf einer kleinen Anhöhe inmitten des Dertleins gleichsam wie ein Herrscherthron lag.

Und in all den Häuschen sah Frau Sonne fröhliche Menschenkinder, die sich von Herzen über den wunderschönen Pfingstsonntag freuten. Der herrliche Tag stimmte alle vergnügt, klein und groß, Frau Sonne konnte mit ihrem Werk zufrieden sein. — Dennoch, ihr Antlitz verfinsterte sich einen Augenblick, sie hatte etwas erblickt, was ihr gar nicht gefiel, aber auch ganz und gar nicht.

In dem alten Herrenhaus, in dem schon seit zweihundert Jahren die Zeltens residierten — o, Frau Sonne kannte sie alle, schon von Hans Jochim, dem Begründer des Geschlechtes, an — war etwas nicht in Ordnung. — Da lag in dem eichengetäfelten hohen Zimmer, wo die alten Ahnenbilder hingen, der junge Gutsherr Hektor von Zelten, und seine Züge trugen einen düstern Ausdruck. Seine Augen starrten auf ein großes Bild, das letzte in der Reihe.

Es zeigte eine schlanke Gestalt in schlichtem weißen Kleid. Das feine, schmale Gesicht mit dem blauschwarzen Haar und den dunkeln Augen trug südländischen Typus. — Sie war eine Spanierin gewesen, die letzte der Frauen von Klein-Zelten, und die zarte Treidhausblume des Südens kränkelte, seit sie durch ihre Ehe hierher verpflanzt wurde in das rauhere nördliche Klima. In einer Februarnacht, als der Schneesturm um das alte Herrenhaus wehte, schloß Frau Maria die Lider mit den schweren Wimpern zum ewigen Schlaf, nachdem sie noch mit einem letzten Lächeln ihr Kind liebte.

Die Mutterfreude war für sie zu schwer gewesen.

Nun ruhte sie schon seit Wochen brunten in der Dorfkapelle, wo sie alle schlafen, die Zeltens. Die Junker mit den Hünengestalten und dem treuherzigen biedern Wesen und die blonden braven Frauen, die einst auf Erden ihre Eheliebsten waren.

Ja, schon drei Monate sind ins Land gezogen, seit Maria starb, und noch immer gibt sich der Gutsherr seinem Schmerz hin, wie

am ersten Tag. Um die Verwaltung seines Gutes kümmert er sich gar nicht. Das überläßt er seinem erprobten Inspektor, doch tagelang sitzt er vor dem Bild der toten Gattin und sehnt sich nach der süßen zarten Schönheit, die nur für allzu kurze Zeit bei ihm haft gehalten. Das Kind aber, das ihm sein Weib hinterließ, will er nicht sehen. Der Gedanke, daß Maria vielleicht noch lebte, wenn das Kind nicht wäre, läßt ihm keine Ruhe. Er haßt es geradezu, und alle

Versuche der Wirtschaftlerin und der Kinderfrau, sein Herz dem kleinen Wesen geneigt zu machen, scheitern. — Draußen läuten die Pfingstglocken, und unendliches Weh erfüllt die Brust des einsamen Mannes. „Vor einem Jahr war unser Hochzeitstag,“ murmelt er vor sich hin, und seine Zähne pressen sich tief in die Unterlippe, während ein fast irrer Blick zu dem Bild der jungen Frau empor-

schweift, das mit großen nachtschwarzen Augen den Gatten leise zu grüßen scheint. — Und die Stunden fliegen hin, Hektor von Zelten merkt es nicht, so weit ist er mit seinen Gedanken in der Vergangenheit, er überläßt sich ganz seinen Träumen, aus denen ihn selbst ein lautes Pochen an der Tür nicht zu erwecken vermag. Auch ein zweites Pochen überhört er. — Erst als sich die runde Figur der alten Wirtschaftlerin, die schon im Dienste seiner Eltern stand, dicht vor ihm aufpflanzt, schreckt er empor, und unwirsch kommt es von seinen Lippen:

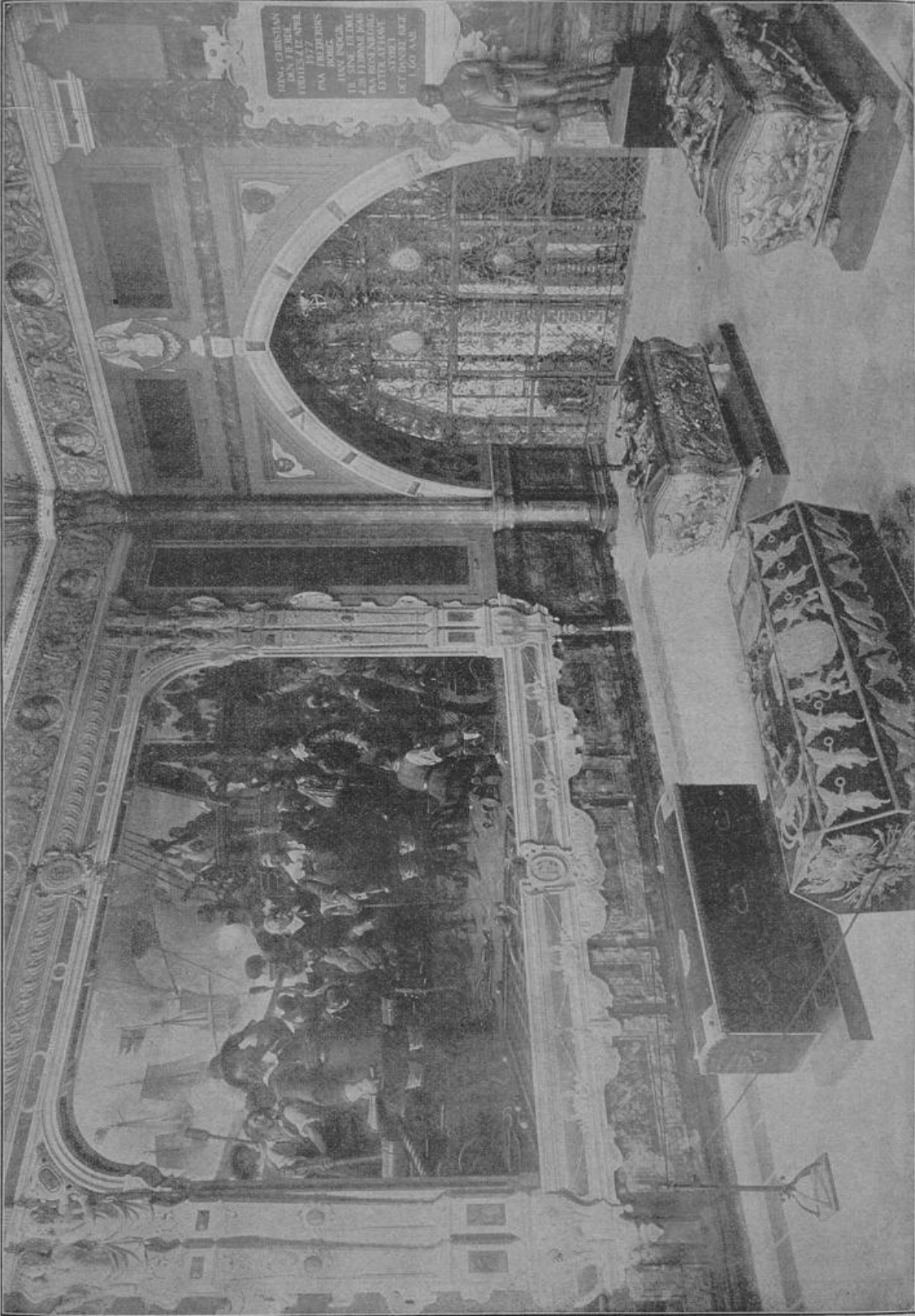
„Was wollen Sie, Frau Matter, weshalb stören Sie mich trotz meines Verbotes?“ — „Der Herr Pfarrer möchte den Herrn Baron dringend sprechen, er ist eben aus der Kirche gekommen. Der Gottesdienst ist schon zu Ende. Ich war auch dort.“ Das letzte klingt bald wie eine Anklage. Und so muß es Hektor von Zelten wohl auch auffallen, denn beinahe schroff gibt er zurück: „Mir steht der Sinn wahrhaftig nicht danach, in die Kirche zu gehen. Dem Herrn Pfarrer sagen Sie, bitte, ich könnte jetzt mit niemand sprechen.“ Er wendet sein Gesicht, als sei für ihn die Sache abgetan.

Doch die resolute Frau Matter muß darüber anderer Ansicht sein, denn ihr Ton hat eine ziemlich energische Färbung, als sie erwidert: „Ich kann den Herrn Pfarrer nicht mehr abweisen, da ich das bereits viermal getan habe. Außerdem ist die Angelegenheit, in der unser Herr Pfarrer sich herbemühte, wirklich sehr wichtig.“

„Wichtig!“ wiederholt er. „Was ist überhaupt wichtig? Sagen Sie dem Herrn Pfarrer, ich würde ihn nächstens aufsuchen.“



Das neue dänische Herrscherpaar: König Christian X. und Königin Alexandrine, geborene Herzogin zu Mecklenburg, ältere Schwester der deutschen Kronprinzessin Cecilie. Phot. Underwood & Underwood.



KING CHRISTIAN
 DEN FIFTE
 HODS ALE ADEL
 PAA HEDERENS
 BORG.
 HANS BODER
 TE SIND AF DAL
 KUN ROSENLOVE
 UETELAFVET
 STREK
 BEIDANDELIGE
 166 ANE

Die Kapelle „Christian IV.“ im Dom zu Roskilde auf der dänischen Insel Seeland.

„Auch das habe ich schon viermal bestellt. Es geht also wirklich nicht, Herr Baron. Sie müssen heute den Herrn Pfarrer empfangen.“

„Ich muß? Wenn ich Ihnen doch sage, daß ich jetzt dazu außerstande bin.“ Heftig stößt es der Baron hervor, doch die Frau läßt sich auch dadurch nicht abschrecken. Langsam und hart kommt es von ihren Lippen:

„Schämen Sie sich, Herr Baron,“ und als er eine Bewegung macht, die ihr Schweigen gebietet, sagt sie zum zweiten Male: „Ja, schämen Sie sich. Ich kenne Sie von dem Augenblick an, da Sie auf die Welt kamen, oft genug habe ich dem Schulknaben und später dem etwas allzu flotten Leutnant beigegeben, wenn es galt, irgend etwas bei den Eltern durchzubrüden. Ich habe Ihre schöne junge Frau gekannt und herzlich liebgewonnen, wie sie auch jederzeit nett und freundlich zu mir war und sich oft Rat bei der alten Mütter holte. Ich habe sie aufrichtig beweint und bin gewiß die Letzte, die Ihnen einen Vorwurf daraus machen würde, daß Sie Frau Maria nicht vergessen können. Aber Sie dürfen sich auch nicht ganz Ihrem Schmerz hingeben. Sie müssen sich aufpassen und daran denken, daß Ihnen die Tote ein heiliges, teures Vermächtnis hinterließ —“

„Schweigen Sie, ich will nichts hören!“

„Ich mag nicht länger schweigen, ich muß es Ihnen endlich einmal sagen, wie unverantwortlich Sie an dem Kinde handeln.“

O, wenn Frau Maria herabsehen kann, dann wird sie Ihnen bitter zürnen, daß ihr Kind, ihr liebes kleines Jungchen, auf das sie sich so sehr gefreut, noch immer nicht die heilige Taufe empfangen konnte, weil“ —

„Wacht doch, was ihr wollt,“ unterbricht er die Sprechende, seine Stimme zittert vor Erregung.

„Das geht nicht so, Herr Baron. Sie müssen darüber mit dem Herrn Pfarrer sprechen. Und wenn die Taufe auch noch so still und einfach abgehalten werden soll, so gehört es sich doch vor allem, daß Sie als Vater der Feier beizwohnen.“

„Ich kann das Kind nicht sehen, ich kann einfach nicht! Quälen Sie mich doch nicht, Frau Mütter.“



Das am 19. Mai abends 8 Uhr vom Wirbelsturm abgerissene Bahndach aus dem Bahnhof Duisburg-Hochfeld Süd. Phot. p. m. Müller.

„Sie müssen, Herr Baron.“

Scharf und gespannt lugt in diesem Augenblick Frau Sonne durch die Scheiben und wirft ihre Strahlen voll auf das Bild der schönen Toten, so daß das schwermütige liebreizende Antlitz wie in einem Glanz der Verklärung steht.

Die Alte weist zu dem Silbe empor: „Nochmals bitte ich Sie, Herr Baron, empfangen Sie den Herrn Pfarrer, vergessen Sie nicht, wie fromm und gläubig Frau Maria war. Bedenken Sie, wenn das Kind plötzlich sterben müßte, ungetauft sterben müßte —“

Frau Mütter sieht, wie der Baron zusammensackt, und deutet es auf ihre Art und spricht weiter:

„Wissen Sie, welchen Text unser Pfarrer seiner heutigen Predigt zugrunde gelegt hat? Das zweite Kapitel der Apostelgeschichte, das da beginnt: „Und als der Tag der Pfingsten erfüllt war, waren sie alle einmütig beieinander.“

Und dann zitiert die bibelfeste alte Frau mit eindringlicher Stimme den achtunddreißigsten und neununddreißigsten Vers des Kapitels: „Petrus sprach zu ihnen: Tut Buße, und lasse sich ein jeglicher taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünden, so werdet

Ihr empfangen die Gaben des Heiligen Geistes. — Denn euer und eurer Kinder ist diese Verheißung, und aller, die ferne sind, welche Gott, unser Herr, herzurufen wird.“

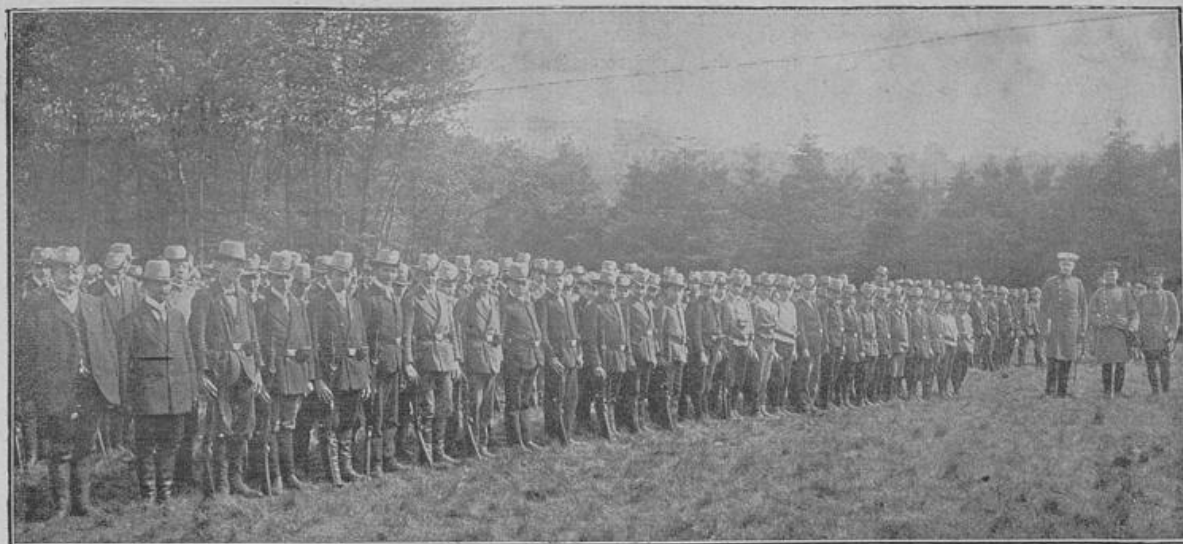
Stumm lauscht der Baron den Worten der Alten. Als sie geendet, ist's plötzlich, als gleite auch über seine verdüsterten Züge ein heller, lichter Sonnenstrahl, und leise sagt er: „Ich danke Ihnen, Sie Gute, Treue, und nun, ehe ich mit dem Pfarrer spreche, möchte ich mein Kind sehen.“

Eilfertig verschwindet die Alte, als fürchte sie, den Baron könne sein Entschluß gereuen.

Wenige Augenblicke später erscheint sie



Aus dem Festzug des Hoher Gesellenvereins anläßlich seines 50jährigen Bestehens. Bohm, Goch. An dem Festzuge beteiligten sich 17 Wagen der verschiedenen Handwerke. Unser Bild zeigt die Gartenlaube der Bauhandwerker.



Ein Bataillon des bergischen Regiments freiwilliger Jäger.

Phot. Wipperflißing, Elberfeld.

schon wieder auf der Schwelle, ein niedliches, rosiges Menschenkindlein im Arm tragend, das sie nun Vektor von Zelten entgegenhält.

Scheu ruhen die Blicke des Mannes auf dem kleinen Köpfchen, um das sich dunkle Locken krausen, und seine Lippen beben, denn die schwarzen Kinderaugen wandeln sich ihm in die Augen seines toten Weibes. Eine heiße Härlichkeit quillt in dem Mann auf, und ein weiches Lächeln zieht über sein ernstes Gesicht, als er jetzt das Kind behutsam in seine Arme nimmt und vor, das Bild der Toten hintretend, flüstert: „Maria, vergib mir, in unserm Kinde will ich dich lieben, in unserm Kinde sollst du mir weiterleben.“

Sacht übergibt er dann das kleine Spitzenbündel wieder der Obhut der alten Getreuen, und in seinem tiefen Organ schwingt ein leiser Unterton von Glück mit, als er sagt: „Und nun, liebe Frau Mutter, lasse ich den Herrn Pfarrer bitten.“

* * *

Frau Sonne lacht, lacht, lacht, sie ist zufrieden. Ihre Glutaugen strahlen, strahlen fröhlicher als zuvor. Strahlen fast wie damals vor zweitausend Jahren, da sich das Wunder des Heiligen Geistes kundtat, damals: als der Tag der Pfingsten erfüllt war.



Gruppe bei den Maifestspielen in Düsseldorf-Oberkassel.

Künstler „Elite“, Düsseldorf.

Erinnerungen aus den Flegeljahren.

Humoresken von Franz Fuchs, Düsseldorf.

Der Kanarienvogel.

Das Alter, in welchem die Tertia besucht wird, ist eine sonderbare Zeit im Leben des Pennälers; die Begriffe für gut und böse scheinen um diese Periode bei den meisten verwirrt zu sein, anders ist der Gang zu all den unnützen Streichen kaum zu erklären.

Wir waren die größten Klügel, die ihm je vorgekommen, sagte unser Ordinarius, und ähnliche Äußerungen wußten die Tertianer des Königlichen, mit denen wir Realschüler gute Beziehungen hatten, zu berichten. Weit entfernt davon, darüber gekniet zu sein, wirkte eine solche Bemerkung wie eine Auszeichnung auf uns, wir hatten gar nicht das Bestreben, uns zu bessern.

Da schlechter Umgang gute Sitten verdirbt, waren wir so ziemlich alle keine Tugendbolde, und leider dachten wir über viele Sachen nicht so, wie wir hätten denken sollen.

Zwei Freunde vom Königlichen, Fritz und Max, waren mir längst von meinen Eltern als „schlechter Umgang“ verboten, und umgekehrt sollte ich meinerseits auf diese unschuldigen Gemüter nicht verderblich wirken. Sah man es doch durchaus nicht gern, wenn ich meine Freunde

abholte, zumal ich oft schon kam, bevor die Schulaufgaben erledigt waren. Desto treuer hingen wir natürlich aneinander, denn verbotene Früchte sind ja bekanntlich doppelt süß.

Der Vater von Freund Fritz war Postdirektor und hatte im Post-

amt seine Dienstwohnung. In einer Ecke des dortigen großen Hofraumes waren stets alte Postwagen aufgestellt, die der Verbesserung bedurften. Diese Wagen benutzten wir hin und wieder heimlich als Rauchkabinette, und schon längst war es unser brennender Wunsch, darin einmal ein Fäßchen Bier zu trinken und einen kleinen Kommerz zu veranstalten.

An einem schönen Sommertage, während der Reisezeit, als Friedrichs Eltern nebst der von ihm wenig geschätzten Tante Camilla, dem Hausfaktotum, an der See weilten, wollten wir diese lang gehegte Idee verwirklichen, wo zu uns nur das Geld

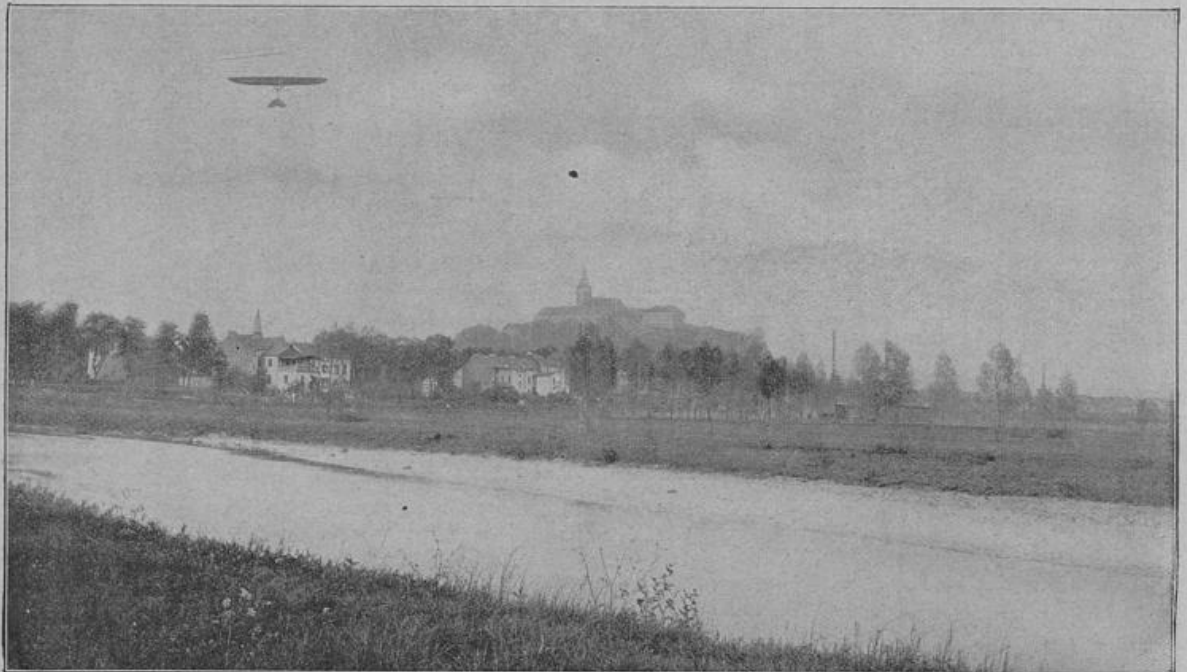
R. Wilmsmeyer

vom Düsseldorfer Turnverein von 1847 beauftragt als alleiniger Vertreter Düsseldorfs und Westdeutschlands an dem am 5. Mai in Magdeburg vom Sportklub „Marathon 06“ veranstalteten „Nationalen Armeegepäckmarsch“ über 55 Kilometer, der unter Teilnahme von 150 Wettkämpfern, aktivem Militär und Sportleuten, vor sich ging, und errang bei better Konkurrenz den 1. Preis und damit den vom Prinzen Eitel Friedrich gestifteten Ehrenwanderpreis in 3 St. 55 Min. Die militärische Ausrüstung betrug annähernd 40 Pfund. Am 12. Mai sah ihn der vom „Dresdener Fußball-Club 1893“ veranstaltete „Internationale Armeegepäckmarsch“ über 50 Kilometer“ in Dresden unter seinen 55 Teilnehmern; hier hatten



sich die besten deutschen Gepäckmarschgeher, so E. Rath und Worthy-Berlin, Mänzel-Dresden und Wehhaarber-Chem, eingefunden. Trotz dieser ungewöhnlich harten Befehung und der die Leistungen erschwerenden warmen Witterung siegte Wilmsmeyer mit einem Vortsprung von 8 Minuten vor Mänzel-Dresden. Seine Verfassung war am Schlusse des Marsches eine so vorzügliche, daß ihm außer dem mit dem 1. Sieg errungenen Ehrenwanderpreis des Geh. Kommerzienrats K. Ringner-Dresden hierfür noch ein Verfassung- und für die besten Füße ein Fußpreis zuerkannt wurde. Er benötigte für die Strecke bei dem erhöhten Gewicht des Armeegepäcks von zirka 50 Pfund 3 Stunden 50 Minuten 5 Sekunden und vollbrachte damit eine der hervorragendsten sportlichen Leistungen.

fehlte. Wir zogen durch die Stadt und sammelten hin und her. Pumpyversuche bei Verwandten waren erfolglos, nur bei einem Onkel von Max hatten wir Aussicht, wenigstens eine Mark zu verdienen. Der Onkel wollte sich nämlich einen guten Kanarienvogel anschaffen und war bereit,



Bruno Berntgen über Siegburg, aufgestiegen vom Flugplatz Bonn-Hangelar.

Phot. H. Groß, Bonn.

Mag eine Mark zu schenken, falls er ihm einen schönen, fleißigen Vogel besorge. Als wir nun auf unsern Streifereien durch die Stadt, um ein derartiges Tier aufzutreiben, durch das Schaufenster einer zoologischen Handlung blickten, sagte Fritz: „Seht mal, das Weibchen da für fünfzig Pfennig gleicht ganz dem Vogel von Tante Camilla zu Hause!“ War die Bemerkung harmlos gemeint, ich weiß es heute noch nicht recht. Kurz und gut, wir sahen uns verständnisvoll an und hatten alle die gleiche Idee. Der Vogel von Tante Camilla wurde für acht Mark dem Onkel verkauft, das Weibchen für fünfzig Pfennig erstanden und in Tante Camillas Bauer gesteckt.

Die Sache ging soweit gut. Bei der Rückkehr wunderte Tante Camilla sich nur, daß der Vogel nicht mehr so zahm als früher war, doch die wochenlange Trennung erklärte dieses, und der fehlende Gesang wurde auf die eingetretene Mauser zurückgeführt.

Ostern blieben wir hoffnungsvollen Früchte alle drei sitzen. Unser Kleeblatt wurde zerrissen, da unser Freund Fritz zur „Presse“ nach M. . . kam, um dort das Veräumdete mit Nachdruck einzuholen. Wir hörten lange nichts von ihm, bis ich eines Tags eine Karte folgenden lateinischen Inhalts bekam:

„Die Kanariengeschichte ist raus, das Vieh hat ein Ei gelegt.“



Von den Damen-Sackkämpfen beim Anturnen der Allgemeinen Turnerschaft Charlottenburg: Särdenweilkaufl.
Intern. Ill.-Verlag.

Das Beutelmeißeneßt.

Dr Müller war ein pflichtgetreuer Pädagoge von großer Herzengüte, noch heute grüße ich ihn ehrerbietig und auf alle Fälle respektvoller als zu der Zeit, da ich noch sein Schüler war und mir das Verständnis für seine Güte vollständig abging. Wir hatten Geographie und Naturkunde von ihm, und besonders letztere war seine liebste Stunde. Dr Müller war ein großer Naturfreund, und da ich, wenigstens was Zoologie anbetraf, ein aufmerksamer Schüler war, so hatte ich bei ihm, wie man zu sagen pflegt, einen Stein im Brett. — Mein Nachbar auf der Schulbank und ich gerieten eines Tages in Ringkampf, kurz vor Eintritt Dr Müllers in die Klasse; als er dies nun sah, mußte er uns „betäubten Herzens“, wie er sagte, ins Klassenbuch mit einem



Vom Wettbewerb des Göfner Reit- und Fahrvereins am 15. Mai: Damensperde-Qualitätsprüfung (Frl. v. Baum).
Phot. Josk, Köln-Sülz.

Tabel einschreiben. Dies bedeutete für uns am nächsten Samstagnachmittag Nachhaken, denn auf unsrer Schule war es Sitte, daß der Schüler, der zwei Tabel in einer Woche erhalten, Samstags in Arrest spazieren mußte. Während mein Mitschüler sich den ersten Tabel in der Mathematikstunde geholt, hatte ich denselben meinen mangelhaft studierten Vokabeln im französischen Unterricht zu verdanken.

Wir hatten Naturgeschichte, und Dr. Müller hielt uns einen Vortrag über die verschiedenen Weisenarten. „Leider sind einige Arten, zum Beispiel die Bartmeise und die so interessante Beutelmeise, in Deutschland sehr selten geworden und fast ganz verschwunden. Die Beutelmeise ist ein Vogel, der sein Nest nach Art der afrikanischen Webervögel baut, mit Einschlußröhre, kurz und gut ein vollendetes Kunstwerk. Ich war, wie gesagt, im Naturgeschichtsunterricht ein aufmerksamer Zuhörer, aber in dieser Stunde gab ich weniger acht und sann mehr darüber nach, vom Arrest freizukommen, denn für Samstagnachmittag hatte ich mit meinen Freunden einen Ausflug geplant. Aber wie sollte ich freikommen? Als Dr. Müller nun das Beutelmeisenest mit dem Nest des Webervogels verglich, fiel mir ein, daß mein Nachbar, der ebenfalls zu Arrest verdonnerte, auf seiner Bude eine Karitätenammlung hatte, worunter sich unter andern ein altes Webervogelnest befand. Da ging mir plötzlich ein Licht auf, und ich sah Rettung winken, Rettung für uns beide.

Nachdem ich meinen Kumpan durch einen freundschaftlichen Fußtritt und Augenzwinkern vorbereitet hatte, hob ich den Finger und meldete mich zu Wort.

„Herr Doktor, im Düsselthal sind ein paar große Teiche, und im Schilf hängt solch ein Nest, das wird wohl ein Beutelmeisenest sein“ — „hier, Meier, kennst es auch, sollen wir es nicht für die nächste Stunde holen?“ Meier bestätigte durch eifriges Kopfnicken, daß er das Nest ebenfalls kannte. „Ja,“ meinte Dr. Müller, „das wäre sehr interessant, und jetzt im Herbst ist das Nest leer, die Vögel benutzen dasselbe Nest im nächsten Jahr doch nicht wieder, so geschähe ja kein Frevel, wenn man es für das naturwissenschaftliche Kabinett holte. Ich wäre euch dankbar, wenn ihr uns das Nest verschafftet.“

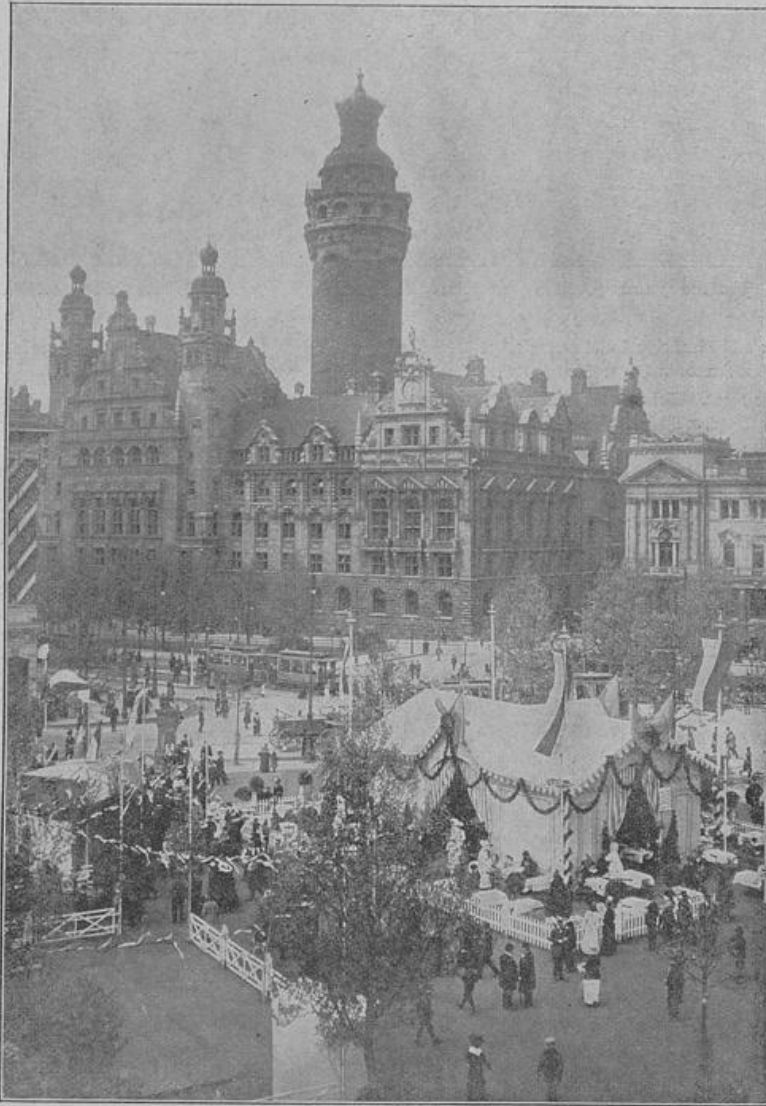
„Ja, Herr Doktor, mit meinen Sonntagskleidern dürfte ich wohl nicht durchs Schilf waten, und am Samstag“ — hier senkte ich heuchlerisch bescheiden den Kopf — „haben Meier und ich durch Ihren Tabel Arrest.“

„Hm,“ meinte Dr. Müller, dessen weiches Herz an der Begeisterung für das interessante Nest einen Bundesgenossen fand, „hm, wenn ihr das Nest holen wollt und mir versprecht, in Zukunft keine Ringkämpfe mehr in der Klasse aufzuführen, dann will ich euch für diesmal euren Tabel streichen.“

Der Samstagausflug war wunderschön, wir hatten Zigaretten

geraucht, und unsre Feldflaschen enthielten offiziell kalten Kaffee, derselbe muß wohl sehr stark gewesen sein, da einer meiner Freunde am Abendsektant wurde.

Dienstag hatten wir wieder Naturgeschichtsstunde, und das ominöse Nest, von dem wir leider den Staub nicht ganz hatten entfernen können, lag, von einigen Schilfstengeln durchbohrt, auf dem Katheder. Dr. Müller betrachtete das Nest eingehend, aber statt irgendeines Dankeswortes flogen gar seltsame Blide zu uns herüber, die mir gar nicht gefallen wollten. „Habt ihr das Nest gemeinschaftlich geholt?“ fragte er. „Jawohl,“ tönte es zweistimmig prompt zurück. „So, Meier, stelle dich mal draussen vor die Tür.“ — Ich weiß nicht, was toll es bedeuten, dachte ich, aber ich sollte nicht lange in Ungewißheit bleiben. „Zeichne du mal,“ sagte freundlich Dr. Müller, „den Situationsplan des Teiches auf die Tafel.“ Ich ahnte nichts Gutes und wurde blaß. „Nun, wird es bald?“ — Ich nahm die Kreide und zeichnete den Teich. „Wo war nun ungefähr die Stelle, wo das Nest



Der Königsplatz in Leipzig mit dem neuen Rathaus am Margaretenfest vom 18. Mai.
München. Presse-Bureau.

hing?“ „Hier,“ bemerkte ich zitternd. „So, hm, jetzt löse den Meier mal draussen ab. Meier kam und mußte ebenfalls die Stelle zeigen, wo wir das Nest gefunden. Weiter entfernt wie seine Fundstelle von der meinen lag, ließ sich kein Ort ausdenken.

Am folgenden Samstag war uns Zeit gegeben, in mehrstündigem Arrest über unsre Sünde nachzudenken, und den Sonntag mußte ich dazu benutzen, hundertmal zu schreiben: „Man soll seinen Lehrer nicht betrügen“, während Meier hundertmal schrieb: „Weisenester bestehen nicht aus Kokosfasern.“

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 25.

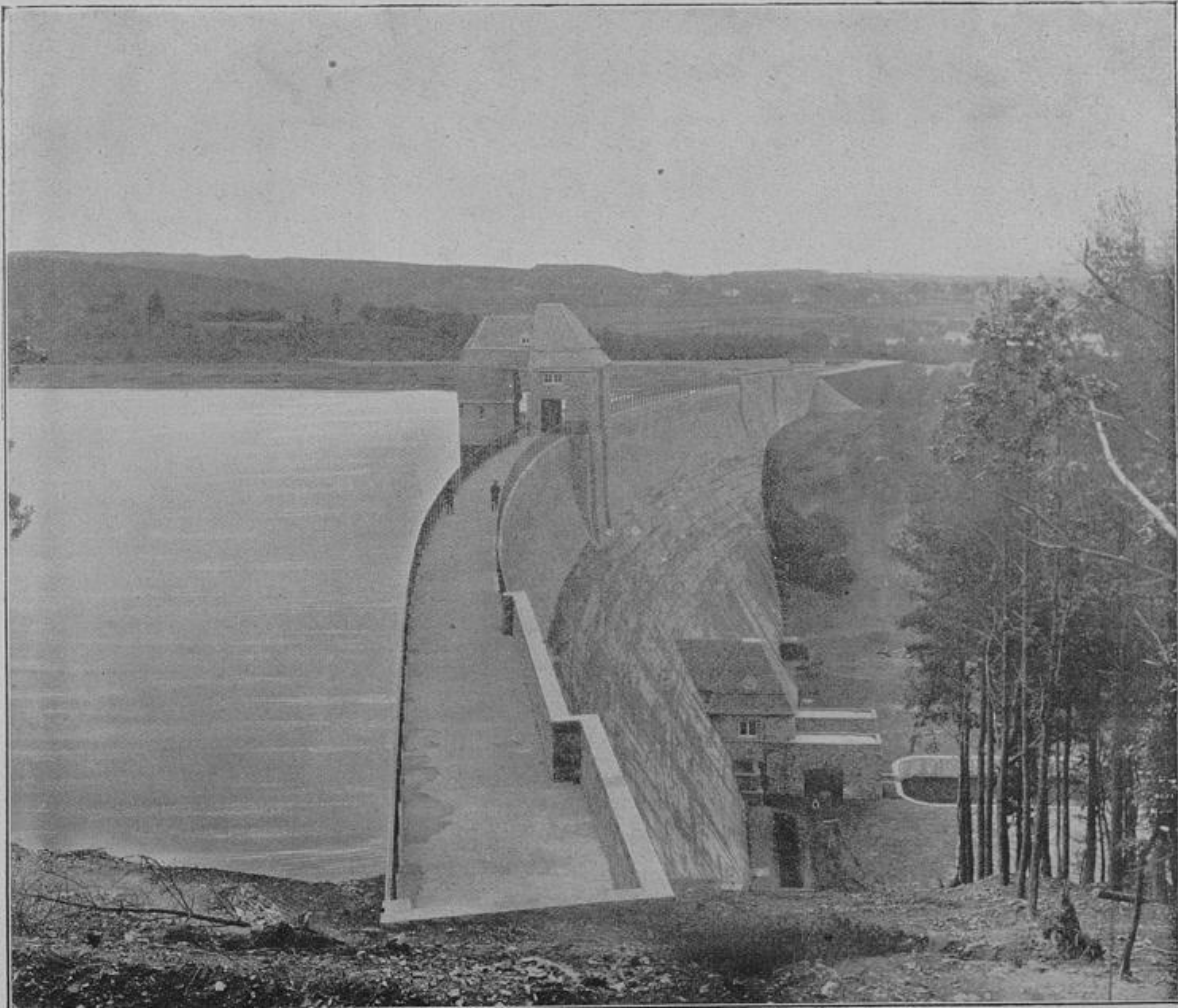
Düsseldorf, 8. Juni

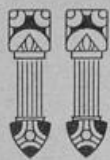
1912.

Zur Eröffnung der Dreilägerbachtalsperre am 18. Juni.

Die Dreilägerbachtalsperre, welche am 18. Juni dieses Jahres eröffnet werden soll, liegt in der Eifel bei dem Orte Roetgen (Regierungsbezirk Trier, Kreis Montjoie). Der Inhalt ihres Staubeckens beträgt 4,5 Millionen Kubikmeter Wasser; die Sperrmauer ist 41 Meter hoch bei einer Dicke von 25 Metern an der Sohle.

Emil Kaffer, Düren.





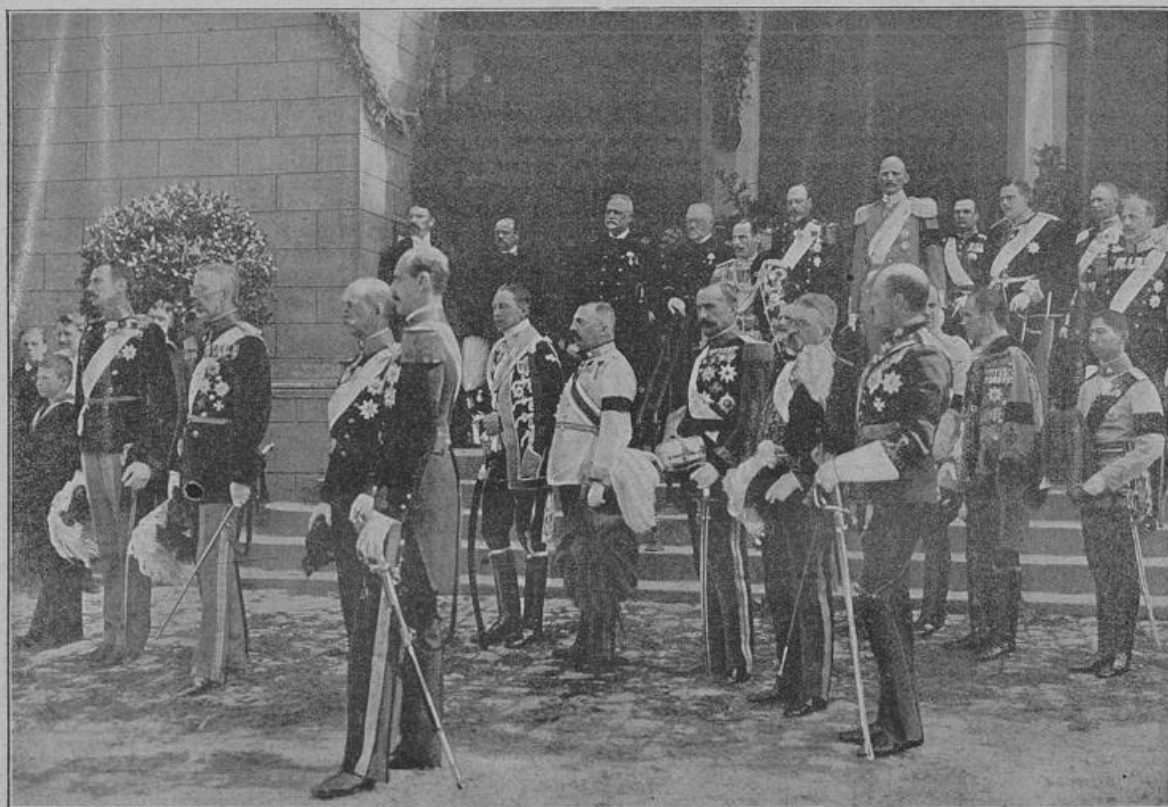
Wem nie durch Liebe Leid geschah...

Erzählung von Horst Wobemer.



Kurt Blutwih stand auf der Freitreppe. Mit gefurchter Stirn blickte er über den Wirtschaftshof. Kein Mensch war zu sehen. Alles war draußen beim Kartoffelbuddeln. Wider Erwarten früh hatte ein scharfer Frost eingesezt. Goldbunzig ging drüben über dem Kiefernwald die Sonne auf. Windstill war's. In leichtem Wiegen taumelten die weissen Blätter von den Linden, die vor dem langgestreckten alten Herrenhause standen, zur Erde. Reif lag auf den Dächern. Ohne Hut und Mantel, die Hände in den Hosentaschen, groß und schlank, stand

eingefunden hatte, weil er, mit Rücksicht auf ihren Zustand, nachgegeben. Dann aber hatte er die Zügel angezogen, einer durfte nur Herr im Hause sein — der Mann! Da hatte der Kriegszustand überhaupt nicht mehr aufgehört. . . . Zwei Jahre später stellte sich der heisse, ersehnte Junge ein. Ein paar Monate war Frieden gewesen, dann aber ging's doppelt hart auf hart. Selbst um die geringfügigsten Dinge. Und zum Popanz ließ er sich nicht degradieren — Gott bewahre! Nun hatte sie ihre Drohungen wahr gemacht! „Ich gehe. So laß ich mir die Hände nicht binden! An dem Leben geh' ich zugrunde. Und



Zur Beisehung König Friedrich VIII. von Dänemark.

Maistr. Photo-Verlag, Berlin.

Nicht weniger als vier Könige gaben dem Verstorbenen das letzte Geleit. Von links: Die Könige Christian von Dänemark mit Kronprinz Friedrich, Gustav von Schweden, Georg von Griechenland und Haakon von Norwegen. In der zweiten Reihe: Der deutsche Kronprinz, Erzherzog Peter Ferdinand von Osterreich, Prinz Artur von Connaught, Herzog von Genoa. Dahinter der Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha und der Prinz von Siam.

Kurt Blutwih da, die Lippen fest zusammengeprezt. Ab und zu zuckten die Schnurbartenden, die Nasenflügel.

Er hatte es nicht mit ansehen können, wie seine Frau von den Kindern Abschied nahm. Aber er gab weder den Jungen noch das Mädel heraus. . . . Sie verließ ihn ja, da mochte sie auch der schuldige Teil werden. . . . Und sie hatten sich doch so lieb gehabt. Gehabt! Und hingen auch heute noch fester aneinander, als sie sich eingesehen wollten! . . . Sie hatten eben beide harte Köpfe. Eigentlich war ihm das schon vor der Heirat klar geworden. Aber da hofft man auf den Ausgleich. . . . Anfangs war's ja auch gegangen, bis sich das Mädel

wenn du mir keines der Kinder lassen willst, so muß ich sehen, wie ich das extrage. Eher wohl noch als ein Leben mit dir! . . . Gestern waren schon Kisten und Koffer abgegangen. . . .

Hufe klapperten auf dem Stallpflaster. Der alte Johann führte die beiden Trakehner Kappen, die ihm sein Schwiegervater bei der Geburt des Jungen geschenkt, aus dem Stall. Feurige Tiere! . . . Damals hatten sie alle auf dauerhaften Frieden gehofft. . . . Er sah nach der Uhr. Wie schnell die Minuten verstrichen. . . .

Johann fuhr vor, salutierte mit der Peitsche, sah seinen Herrn mit einem langen Blicke an, drehte die Nase wieder nach

den Pferdeköpfen, starr wie ein Stock saß er auf seinem Bod. Die brave alte Seele, zu der er immer als Junge geflüchtet war, wenn er ein böses Gewissen gehabt hatte. . . Das ging heute nicht mehr. Langsam drehte sich Kurt Blutwitz um und ging ins Haus — nach dem Schlafzimmer der Kinder.

„Erika, es wird Zeit!“

Sie hob den Kopf, sah ihn an mit großen, tränenleeren Augen. Den Hut auf dem Kopfe, mit hochgeschlagenem Schleier in einem

kostbaren Pelze stand sie am Bett des Jungen, der immer noch schlief, während das Mädel auf ihren Knien im Nachthemdchen herumtanzte: „Adieu, Mama, komm' bald wieder, adieu Mama!“ Das klang so lustig und tat so weh.

Mutterlippen zitterten, es zitterte die Stimme.

„Ich warte nur, bis der Junge aufwacht!“

Da preßte Kurt Blutwitz die Lippen wieder fest aufeinander. Der Junge, der ihm so ähnlich sah, von dem kam sie nicht los.



Ein Eifel-Bauwerk.

Die feierliche Einweihung des Um- und Erweiterungsbauwerks des ehemaligen Benediktinerklosters zu Prüm in der Eifel findet im Juli statt, womit eines der bemerkenswertesten Bauwerke der Eifel seiner Vollendung entgegengeht.

Verl. Kunst-Gesellschaft.

daß es ein Abschied für immer war. Sie hatte es angedeutet und gebeten, ihr „die Reise“ nicht noch schwerer zu machen.

Noch ein Händedruck.

„Leb' wohl, Erika!“

„Leb' wohl, Kurt!“

Da fuhr die Mutter seiner Kinder zum Hofstor hinaus! . . .

In seinem Schreibtisch saß Kurt Blutwitz, den Kopf in die Hände gestützt. So ein Schritt tat doch furchtbar weh! Trotz des ständigen

„So weide ihn doch,“ kam's ihm rauh aus der Kehle.

Sie schüttelte den Kopf. „Er würde weinen!“

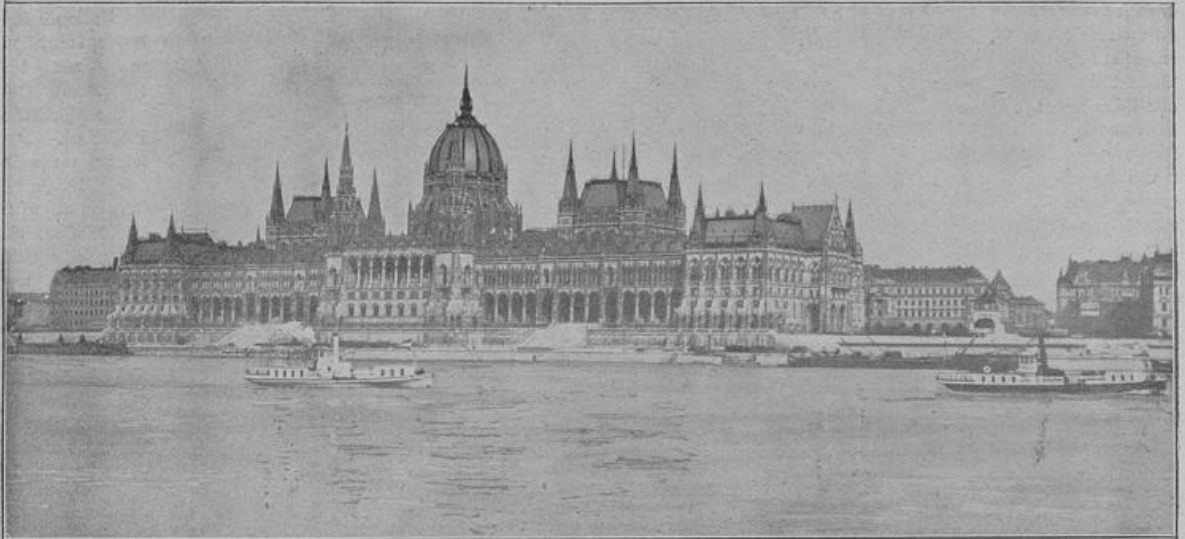
Tief beugte sie sich schnell über den Knaben, ihr Mann sollte nicht sehen, wie unsagbar schwer ihr der Abschied wurde. Einen Fuß brühte sie auf die Stirn des Kleinen, riß das Mädchen noch einmal an sich, dann ging sie rasch durch die Zimmer, trat hinaus auf die Freitreppe. Ihr Mann folgte ihr. Kein Diensthote war zu sehen. Die ahnten, und



Vom 88. Niederrheinischen Musikfest zu Aachen an den Pfingsttagen:

Karl Jäger, Aachen.

Umgeben von Damen und Herren des Chores Kammerfänger Felix Senius aus Berlin und Kammerfängerin Anna Kaempfert aus Frankfurt a. M.



In den Budapester Sturmtagen: Das Parlamentsgebäude, vor dem das Gemetzel am 23. Mai stattfand. Karl Seebald, Wien.

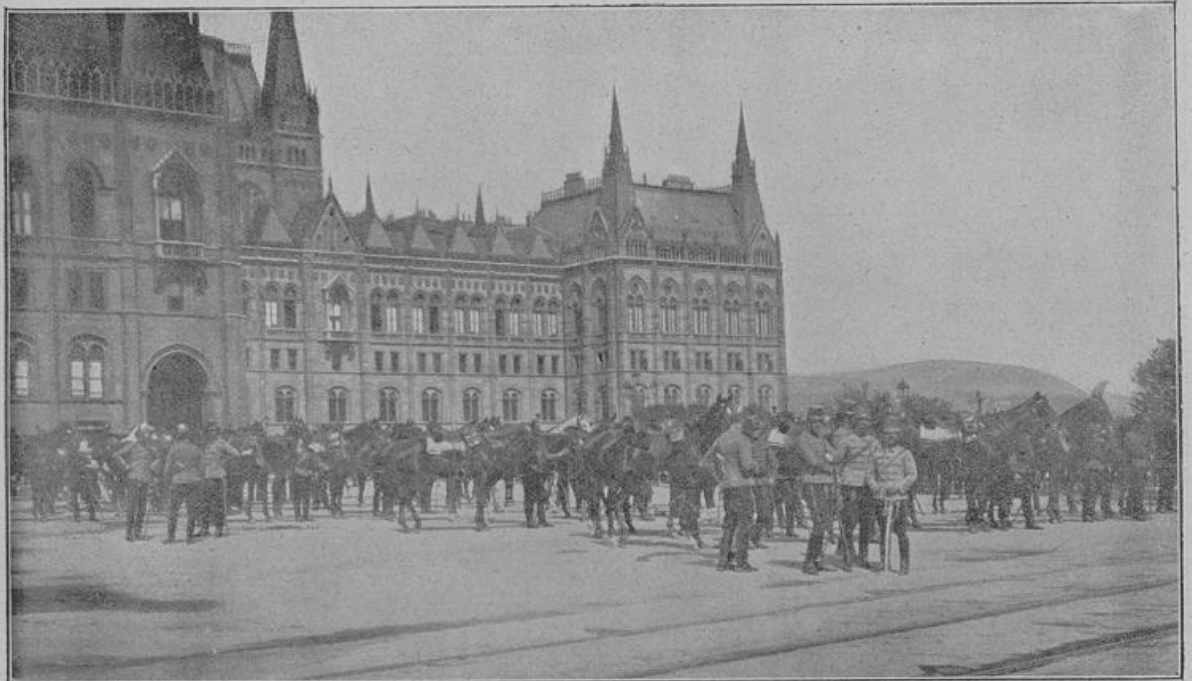
An diesem Tage kam es bei einer Massendemonstration für das allgemeine Wahlrecht, verbunden mit einem Generalausstand der Arbeiterschaft, zu blutigen Zusammenstößen vor dem Parlamentsgebäude. Die Menge schleuderte gegen die Polizei und das Militär, welches den Platz besetzt hielt, Steine und schoss aus Revolvern, worauf das Militär Salven auf die Menge abgab. Die Straßenbahnen wurden angezündet, die elektrischen Drähte zerrissen, Fenster eingeschlagen und viel verwüstet. Nach amtlichen Berichten erfolgten an beiden Sturmtagen 193 schwere Verletzungen, davon 55 lebensgefährliche. Getötet wurden acht Personen, verhaftet 769. Beteiligt waren 2000 Polizisten, 12000 Soldaten und etwa 500 Gendarmen.

Kampfes, der die Nerven zermürbt hatte. Trotzdem man sich gegenseitig hundertmal vorgehalten: Trennung ist das Beste, wir passen nun einmal nicht zusammen! — und das gerade in größter Seelenruhe. Wie Del auf die Wogen hatte das immer gewirkt. Und nun? . . .

Kurt Blutwitz erhob sich, ging durch die Zimmer. Hier fehlte eine Kleinigkeit und da. Dinge, die seiner Frau gehörten, meistens Nichtigkeiten. Was die doch ausmachten! So kalt und tot kamen ihm die Räume vor. Hier blieb er stehen — da. . . Ach was, den Kopf war f er in den Nacken. So, es war zu Ende, wie sie sich auseinander-

setzen wollten, hatten sie besprochen. Erika hielt ihr Wort. Den harten Kampf um die Kinder hatte er gewonnen. Der war erbittert gewesen und hatte ein halbes Jahr getobt. . . . Böswillige Verlassung, ein langwieriger Prozeß — nun, das ließ sich nicht ändern. . . .

Erika Blutwitz hatte den dichten Schleier herabgezogen, nun kamen doch endlich wieder die Tränen. . . . Wenn Kurt ihr in den letzten Wochen auch nur bloß den kleinen Finger hingehalten — aber nein. Aus Kleinigkeiten hatten sich immer wieder die schärfsten Gegensätze



In den Sturmtagen in Budapest am 23. und 24. Mai: Perillenes Militär hält den Platz vor dem Parlament besetzt.

entwickelt! . . . Gott ja, ganz schuldblos war sie auch nicht, aber schließlich findet man bei gutem Willen einen Ausgleich. Mochte der Himmel wissen, warum der nie zustande gekommen war. Nie! . . . Daß sie hatte nachgeben müssen bezüglich der Kinder, das schmerzte! Furchtbar! Nun, es war jetzt geschehen — und wenn sie erst geschieden war, ein Unrecht behielt sie doch, von Zeit zu Zeit die Kinder auf Wochen bei sich zu haben. Die Kinder! Sie wurden größer, lernten verstehen, ergriffen Partei! Tausendmal hatte sie sich das gesagt, und dennoch — dennoch! Kurt ging in dieser Ehe zugrunde, und sie erst recht! Also durchgefochten und auf die Zukunft vertraut, die Zeit mildert, schafft Ausgleich. . . . Da fuhr sie auf, wie bummelig fuhr der Kutscher.

„Johann, wir verpassen den Zug!“

Der zog ruhig seine Uhr. „Noch zwanzig Minuten! In zehn

sind wir da, gnädige Frau, und die „Thea“ ist heute früh beschlagen worden, sie lahmt dann leicht!“

Matt ließ sie sich in die Polster zurücksinken. Es war schon besser, sie kamen erst im letzten Augenblicke auf dem Bahnhofe an. Gepäck war nicht aufzugeben und womöglich traf sie mit jemand aus der

Nachbarschaft zusammen. Auf Johann war ja Verlaß!

Durch einen im Herbstschmuck prangenden Buchenwald ging die Fahrt, ihres Mannes kostbares Besitztum, der wuchs und reichte sich breiter — für ihre Kinder.

Pfiff da nicht eine Lokomotive? . . .

Schärfer trabten die Rappen.

„Johann, war das nicht der Zug?“

Der sagte nichts, nur weiter ließ er die Tiere ausgreifen. . . .

Der Wald war zu Ende, da drüben stand das kleine rote Ziegelgebäude, die Bahnstation. Hinter ihr der Zug. Wieder ein Pfiff, langsam setzte sich die Wagenschlinge in Bewegung.

„Johann!“

Es war ein Aufschrei, den verstand der alte Mann. Also das war gelungen, nun weiter keine Worte — Laten! . . . Er wendete, heimwärts



Arabischer Vorposten an der Libyschen Wüste.

Intern. Anst. Co. Berlin-Steiglitz.



Damaskus: Blick über das durch eine gewaltige Feuersbrunst zerstörte Stadtviertel,

in dem über 250 Geschäftshäuser dem Feuer zum Opfer fielen. Die Aufnahme wurde uns von der dortigen Filiale der Deutschen Palästina-Bank zur Verfügung gestellt.

trabten die Kap-
pen, als säße
ihnen der Teufel
im Genick.

Da war sie
schon auf den
Beinen, rüttelte
den Kutscher an
den Armen.

„Halt! Wenn
Sie nach Hause
fahren, spring ich
aus dem Wagen!“

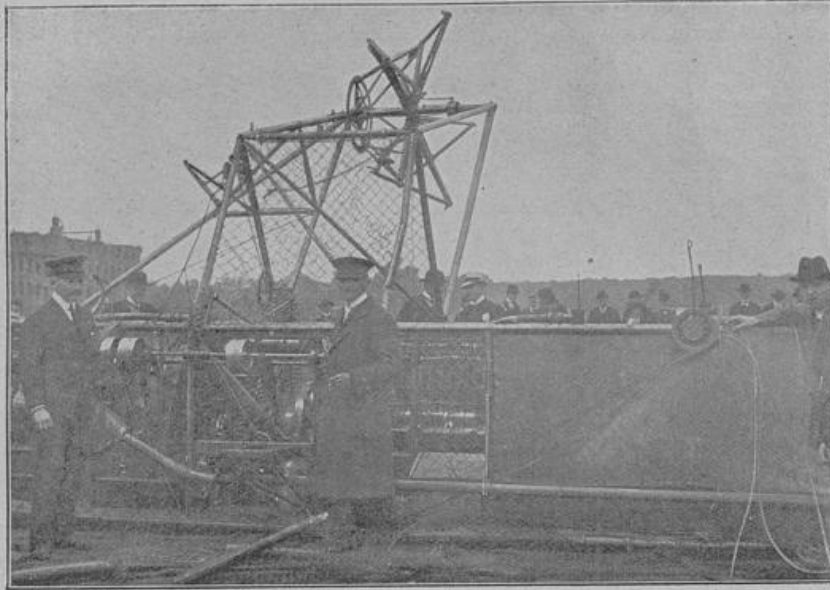
Los brüllte er:
„Besser das
Genick gebrochen,
als Mann und
Kinder verlassen.
Ich steh' vierzig
Jahre in Diensten
und weiß, was
Treue ist! Immer
ist sie mir auch
nicht leicht ge-
fallen!“

Da sank sie
zurück.

„Was Treue
ist,“ tonlos kamen
ihr die Worte
von den bleichen

Lippen, dann aber biß sie die Zähne zusammen. Also noch einmal
Abschied genommen, auch das mußte zu überstehen sein. Und zum
Eisuh-zuge sollte sie ihr Mann selbst fahren. Nur in Ruhe diese
Trennung — und festgeblieben.

Das Fräulein hatte Kurt Blothwig die Kinder gebracht; sie hatte
verweinte Augen. Auch ihm war's fürchterlich zumute. Lieber hätte
er seine Frau da oben in der Erbgruft gewünscht. Haß und Liebe sind nun
einmal Stiefgeschwister. Den Jungen nahm er auf den Schoß, das
Mädel spielte zu seinen Füßen mit dem Dadel, der, sonst so bissig,



Die Zerstörung des Parseval VI.

München. Pers-Bureau.

Das Parseval-Kuftschiff, das am 25. Mai von Bitterfeld nach Leipzig gefahren war, wurde kurze Zeit nach der
Landung durch heftigen Wind fast völlig vernichtet. Der Wind riß das Fahrzeug wie einen Spielball hin und her und
preßte die Gondel mit solcher Gewalt zu Boden, daß sie zerstört wurde, die Hülle konnte durch schnelles Abmontieren
gerettet werden. Unser Bild zeigt die Ueberbleibsel von Gondel und Motor sowie den Führer des Kuftschiffes.

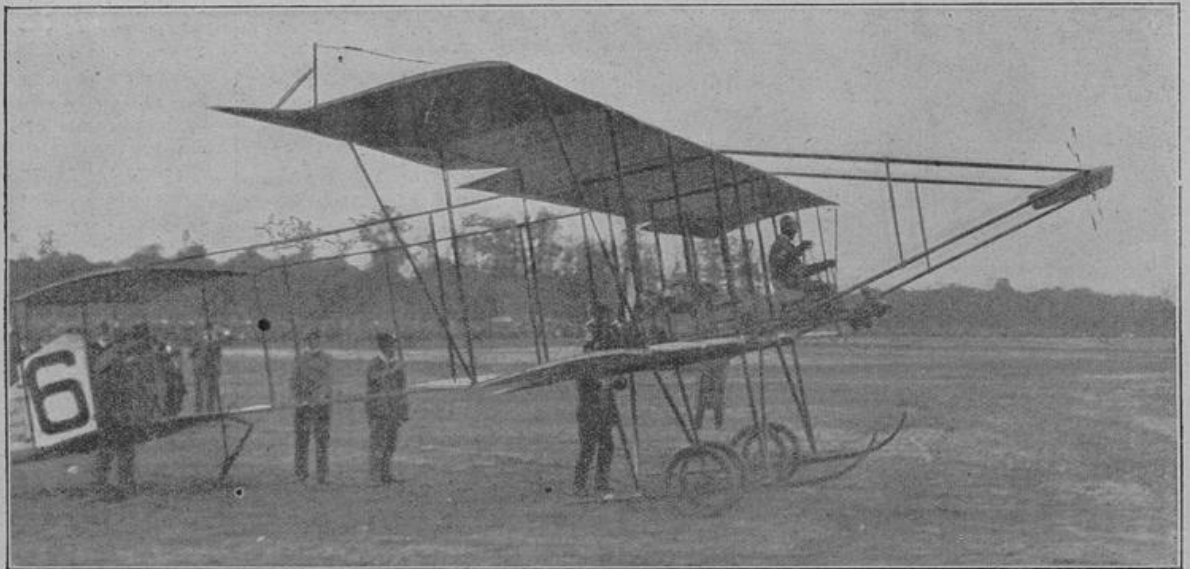
Den Jungen setzte er auf den Teppich, eilte hinaus auf die Frei-
treppe. Mit scharfer Parade hielt das Gespann.

„Zug verpaßt,“ sagte seine Frau tonlos.

Er blickte nach Johann. Der aber saß auf seinem Bock und starrte
geradeaus.

Die Freitreppe ging er hinunter, reichte Grifa die Hand.

„So komm!“ Mit gesenktem Kopf ging sie neben ihm, Schritt
fuhr Johann nach dem Stall. Gott, das war eine Freude! Das
Mädel tanzte um die Mutter herum, und der Junge quiekte dazu und
zog sich an ihrem Pelz auf die Beine.

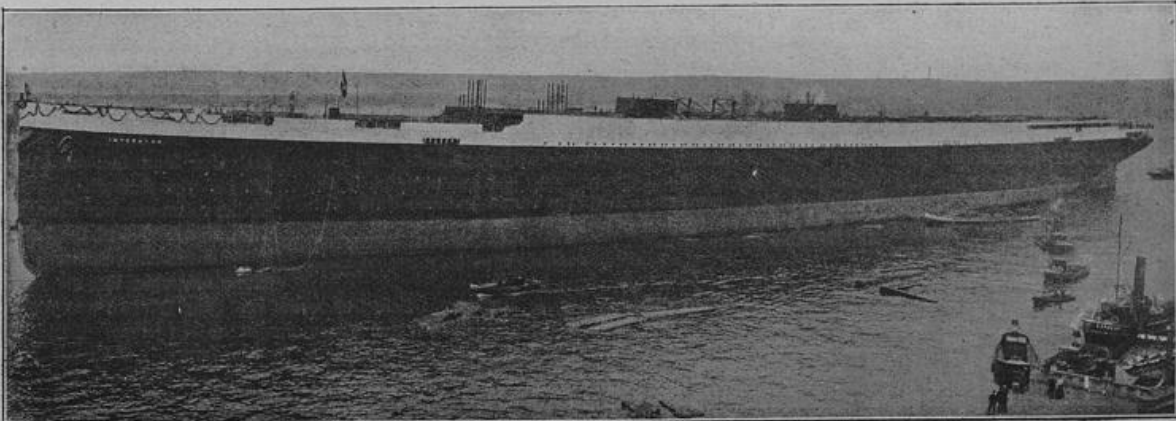
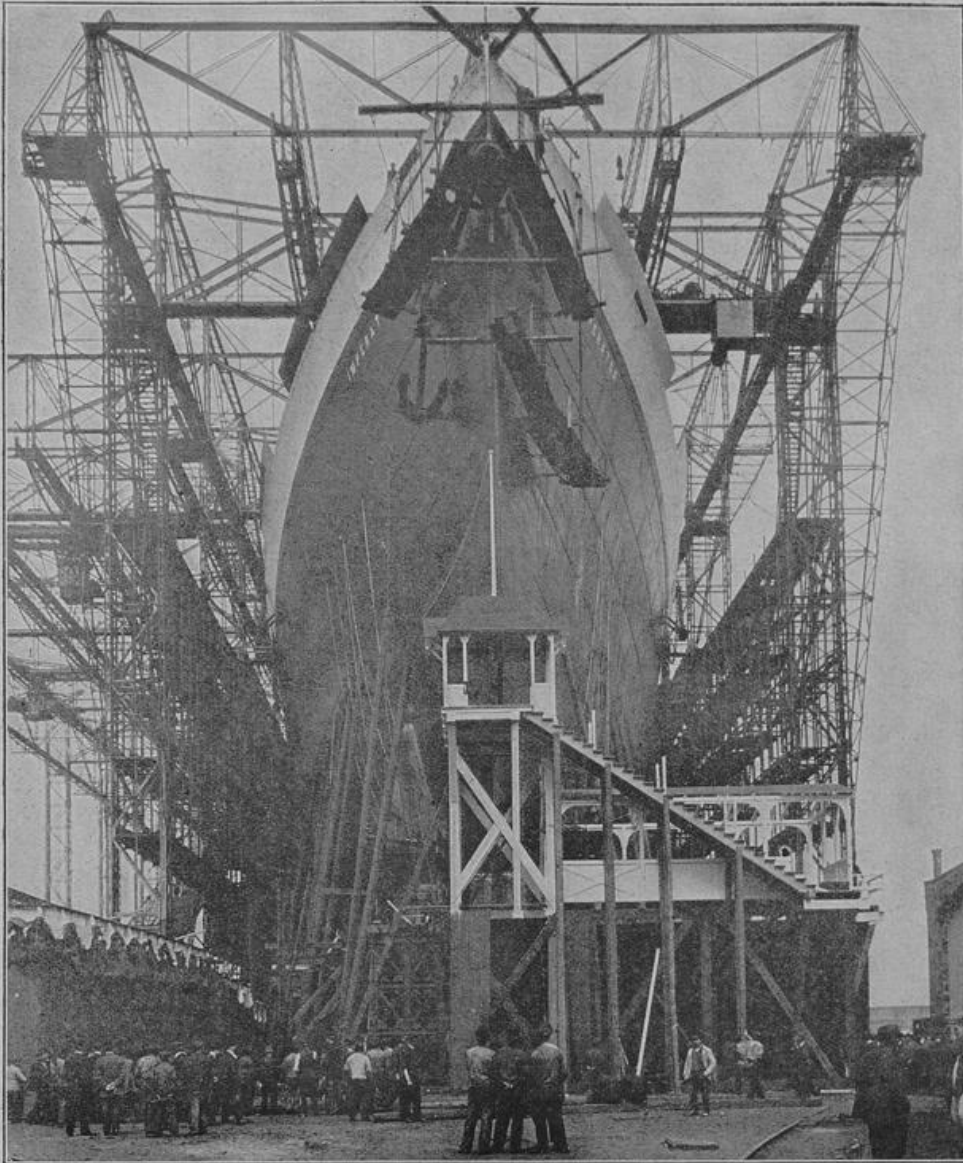


Von der Eröffnung des Flugplatzes in Wanne Pfingsten 1912: Der Flieger Hauptmann Jukes, der am zweiten Flugtag einen
Weinbruch erlitt.

Otto Kuniert, Wanne.

Stapellauf des Schnelldampfers *Imperator* am 23. Mai.

Der *Imperator* ist das größte Schiff der ganzen Welt und zugleich der erste Dierschrauben-Turbinendampfer der deutschen Handelsflotte: 50 000 Bruttoregister-Tons Rauminhalt, 276 Meter Länge, 30 Meter Breite, über 19 Meter Tiefe. Das Bootsdeck erhebt sich 30,5 Meter über dem Kiel und die Spitze der Kademaften 75 Mtr. Die Schornsteine sind 21 Mtr. lang bei 5,5 Mtr. Durchmesser. Beim Ablauf wog das Schiff 540 000 Zentner und beim weiteren Ausbau wird das Gewicht ohne Kessel, Maschinen und Ladung auf 675 000 Zentner steigen. Der *Imperator* wird neben einer Besatzung von 1200 Mann 4000 Passagiere aufnehmen können. Neu ist die Einrichtung eines Schwimmbades von 20 Meter Länge, 12,5 Meter Breite und 2 1/2 Meter Tiefe. Besonders hervorzuheben ist, daß der *Imperator* als erstes Schiff der Handelsflotte einen sogenannten Kreiselkompaß erhält, d. h. also einen Kompaß, der nicht nach den Gesetzen des Magnetismus, sondern nach denen der Trägheit und der Erdrotation funktioniert und der infolgedessen von den mannigfachen Störungen, denen magnetische Kompaße auf eisernen Schiffen ausgesetzt sind, unabhängig ist. Die Funkentelegraphie wird von drei Telegraphisten versehen werden, die einen ununterbrochenen Dienst gewährleisten. Außer den Rettungsbooten wird für jeden Passagier eine Kortweste an Bord vorhanden sein. Rettungsbojen, die sich bei Nacht selbsttätig im Wasser erleuchten, werden über Bord Gefallenen helfen, sich über Wasser zu halten, bis man ihnen vom Schiff aus zu Hilfe kommt.



Kurt Blochwitz lehnte am Schreibtisch mit verschränkten Armen und sagte kein Wort.

Sie nied seinen Blick, zog die Hutnadeln aus dem vollen, blonden Haar und öffnete den Fels. Da sprang er zu und half ihr... kaum hatte sie die Hände frei, riß sie den Jungen hoch. Der hielt ihr gleich die gespitzten Lippen hin... Auch ihr Töchterchen wollte einen Kuß haben, es bekam ihn... Dann zuckten die Nerven auf der weißen Stirn.

„Meine Schuld war's nicht! Johann...“ Müde hob er die Hand, unterbrach sie. „Davon bin ich überzeugt!... Im übrigen ist mir's lieb, daß ich dich noch einmal sprechen kann, ich hab' noch etwas vergessen!... Nein, das stimmt nicht, schreiben wollt' ich dir's, aber 's ist wohl besser wir erlebigen das mündlich... Laß mich für zehn Minuten die Kinder hinauscheiden!“ — Sie nickte nur. Er nahm das Mädel bei der Hand, den Jungen auf den Arm — und als er wiederkam, saß sie am prasselnden Ofen, auf einem Stuhle, tiefe Falten auf der Stirn.

Ruhig setzte er sich an seinen Schreibtisch, griff zum Brieföffner, spielte mit ihm, während er sprach.

„Ich wollte dich noch um eines bitten! Zieh' die Scheidung nicht unnötig in die Länge! Du bist alt genug, um allein zu wissen, was du zu tun hast, laß dich also von deinen Eltern nicht beeinflussen! Denn endlich muß — so oder so — die Qual ein Ende nehmen... Schon der Kinder wegen!“

„Der Kinder?“ — Er nickte. So hatte es immer angefangen. An ein Wort hatte sie sich verbissen und dann war der Spektakel losgegangen. Ihr unbändiges Temperament wogte hoch und er blieb ruhig und setzte ihr die eiserne Stirn entgegen. Und zuletzt warf doch er die eine Tür zu und sie die andere. — „Ja! Der Kinder wegen!... Das Gesetz gibt dir das Recht, sie von Zeit zu Zeit zu sehen, bitte, mache keinen Gebrauch davon!“ — Erika Blochwitz' Hände umkrampften die Stuhllehne, ihre Augen sprühten. „Bist du von Sinnen?“ zischte sie heraus. — Er zuckte die Achseln. „Ich hab' dich doch nicht gehen heißen!“

„Und bist doch froh...“

„Nein! Traurig! Aber wie die Dinge liegen, ist's wohl eine Notwendigkeit!... Um der Kinder willen müssen wir die Folgen tragen. Heute sind sie noch klein. Sie werden eine andere Mutter nehmen, allein komme ich nicht durch in dem großen Hause. Fängt erst die Dummerei hier drinnen an, geht sie bald los in Hof und Feld!“

Da sprang sie auf. Schön war das sehnige, blonde Weib in seinem Zorn. „Also du weißt schon eine — andere?“ — „Nein, Erika! Aber ich werde eine finden. Eine, der ich ehrlich sagen darf: die ich über alles liebte, ist gegangen. Hier steht einer mit gutem Willen, der's danken wird, wenn die Kinder und ihr Erbe in guten Frauenhänden liegen.

Solche Ehen laufen oft besser aus als die im Ueberdriehang geschlossenen — weil man sich nicht zu großen Illusionen hingibt. Nach den Stürmen sehnt man sich nach der Stille!“

Der Schmerz hatte durch seine Stimme gezittert. Unschlüssig stand sie da, ihre Hände öffneten sich und krampften sich zusammen — immer wieder. War das der letzte Trumpf, den er ausspielte? ... Langsam hob sie den Kopf, weit öffneten sich ihre Augen, sie sah, was sie bisher nicht gesehen. Durch das sonnenverbrannte Gesicht ihres Mannes schimmerte die Blässe, ein bitterer Zug lag um den Mund, ein grauer Schein lag an den Schläfen. Wurde ihm die Trennung so schwer? ... Er sah sie nicht an, sah da mit gefenktem Blick, immer noch den Brieföffner in der Hand. ... Da wachte die Vergangenheit auf. Bild reiste sich an Bild — blickartig schnell. Auf ihren Stuhl sank Erika Blochwitz nieder mit fest zusammengekniffenen Lippen. Die Uhr hörte man ticken, von fern den Jungen weinen. Beide fühlten, aufs nächste Wort kam es an, und keiner wollte es sprechen. In beider Brust stieg die Erregung. Wer's fand, das Wort, der gab das Heft aus den Händen. ... Minuten verstrichen, die Gedanken arbeiteten. Eine andere hier? Die Kinder? ...



Momentaufnahme von Ernst Bohm in Goch.



Prähistorischer Hund in Aachen.

Bei den Ausschachtungsarbeiten für eine Fabrik fand man in Aachen in einer Tiefe von 4 Meter einen riesigen Tier Schädel mit 50 Zentimeter breiter Stirn und je 85 Zentimeter langen, leicht gebogenen Hörnern. Der Schädel, der von einem Auerochse oder Wisent stammen dürfte, wurde dem Saermundt-Museum in Aachen überwiesen. M. Dankler, Kohlscheid b. Aachen.

Oft war die Seligkeit doch recht groß gewesen — trotz allem! Und kam's zum Frieden, mußte er von Dauer sein. Einer mußte sich beugen! ... Die andere? Welche Frau und Mutter ertrug das ... Er war der Stärkere, denn ihm stand das Gesetz zur Seite ... Wenn eine Bräute geschlagen werden konnte ... Da sah sie ihn wieder an. Gelitten hatte er jammerbar. Viel mehr wie sie! Er aber würde den Ausgleich finden — an der Seite einer anderen, sie nicht! ... Und die Kinder wurden größer, fragten ... die Hände rang sie, seucht wurden ihre Augen. Da hob er den Kopf, stand auf. — und weiter keinen Schritt, das war die Grenze! — Ein Schluchzen schüttelte durch den Raum. Kurt Blochwitz blieb stumm. ... Noch ein Böger, dann schraubte auch sie sich hoch von ihrem Stuhle. — Beide standen, fünf Schritte voneinander, keiner setzte den Fuß vor. Ihr pfliff der Atem aus der Kehle. Sie fühlte, wer Sieger ward in dem stillen Ringen. Da tat sie einen Schritt, er rührte sich noch immer nicht. ... Noch einen zweiten! Er redte nur die Brust heraus, sie sah's durch die von Tränen verschleierte Augen.

„Kurt!“ Die Lippen öffnete er, aber kein Wort kam aus seinem Munde. Ihre Knie zitterten. Sie riß sich zusammen, nur Kraft jetzt. Also noch einen Schritt. Da breitete er die Arme aus. Stumm! Die Sinne vergingen ihr, als sie an seiner Brust lag. Sein Kuß weckte sie. Ihre Hände krampften sich in seine Schultern, ihre Augen hingen an den seinen. So leise er sprach, ihr dröhnten seine Worte in den Ohren: „Wem nie durch Liebe Leid geschah ...!“ Da suchte sie seine Lippen. ...

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 24.

Düsseldorf, 15. Juni

1912.



Rückkehr des Kaisers von der Frühjahrsparade am 1. Juni.

Der Kaiser hielt am Samstag, dem 1. Juni, auf dem Tempelhofer Feld Parade über die Truppen der Garnison Berlin und der Nachbarorte ab. Um 9 Uhr war die Truppenaufstellung beendet. Die Fahnen waren von einer Kompagnie des 2. Garde-Regiments 3. F., die Standarten von einer Schwadron der Garde-Müraffiere vom Schlosse mit klingendem Spiel abgeholt worden. Die Kaiserin wohnte der Parade nicht bei. Der Kaiser traf gegen 9 Uhr mit Automobil vom Neuen Palais aus ein. Dem Kaiser, der Generalfeldmarschallsuniform trug, folgten zu Pferde die in Berlin und Potsdam

anwesenden Prinzen, Prinzessin Sittel Friedrich, Prinzessin Viktoria Luise und der junge Erbgroßherzog von Oldenburg, ferner in einem Vierspanner die Prinzessinnen Friedrich Leopold und Viktoria Margarete. Eine glänzende Suite schloß sich an. Es folgte ein zweimaliger Vorbeimarsch der Truppen. Der Kaiser führte beide Male das 2. Garde-Regiment zu Fuß. Zu Beginn der Parade kreiste eine Flugmaschine über dem Felde. Unser Bild zeigt den Kaiser (X) an der Spitze der Fahnenkompagnie bei der Rückkehr auf dem Belle-Alliance-Platz.

(Internationaler Illustrations-Verlag.)



Der Knopf am Paletot.

Eine Tragödie in fünf Akten von Eugen Ibsen.



Ich ging mit meiner Frau spazieren. Es war ein lachender Frühlingstag, der alle heiter stimmte. Das sprossende Grün an den Bäumen der Vorgärten schien zu lächeln, die marmelnden Kinder jauchzten vor Freude, die Menschen, die uns begegneten, schienen alle glücklich zu sein, und auch auf dem Gesicht meiner Frau lagerte sonniger Frühlingschein, als ob ihre Gedanken eben eine herrliche Frühlingstollette komponierten, und ich selbst war auch in jubelnder Stimmung.

Plötzlich aber — die Blicke meiner Frau hatten mich eben gestreift — rief sie einen halbunterdrückten Schmerzensschrei aus.

Entsetzt fuhr ich auf: „Aber, was ist dir denn?“

„Wie du wieder aussehst!“ sagte sie mit vorwurfsvollem Gesicht und höhnen dem Ausdruck.

ich übrigens, daß er vielleicht noch ein paar Jahre so hätte hängen können.)

Wir gingen weiter; aber mit dem lachenden Frühlingstag hatte es plötzlich ein Ende. Wenn uns ein Mensch begegnete, achtete ich nicht mehr darauf, ob er glücklich schien, sondern meine Blicke suchten zu erspähen, ob er das Fehlen des Knopfes an meinem Paletot entdeckte, und dann flogen sie schnell zu meiner Frau und bemerkten, wie auch ihre Blicke die gleiche Richtung genommen hatten. Und wenn einer, der uns entgegenkam, mich aufmerksam ansah, so griff ich unwillkürlich an die Stelle, wo eben noch mein Knopf gesessen hatte, und sah auf meine Frau, die finster und vorwurfsvoll dreinblickte.

Ich brauche hier nicht ausführlich zu schildern, daß es bei solchen sprechenden Blicken nicht blieb, daß wir bald den Heimweg antraten



Momentbild von der Frühjahrsparade auf dem Tempelhofer Feld bei Berlin am 1. Juni. Illust. Photo-Verlag.

Von links nach rechts: Prinz Eitel Friedrich, Prinzessin Eitel Friedrich, Prinz August Wilhelm, Prinzessin Viktoria Luise in Uniform der schwarzen Husaren, Prinz Oskar, Prinz Joachim und der junge Erbprinz von Oldenburg.

Ich blickte an mir herab; ich sah nichts. Kein Fleckchen von Zigarettenasche, alles war sauber — —

„Der Knopf am Paletot!“ rief meine Frau.

Ja, jetzt sah ich's auch; ein Knopf hing lose an einem Faden. Ich hatte den Frühjahrspaletot zum ersten Male wieder angezogen. Aber ich hätte schwören können, daß der Knopf zu Hause noch ganz ordentlich festgesessen hätte. Aber ich tat's nicht; nicht etwa, weil ich fürchtete, einen Mein- oder Falschheid zu schwören, sondern weil mir mein Schwören doch nichts genutzt hätte. Meine Frau hätte mir doch nicht geglaubt. Sie ist nun einmal der festen Ueberzeugung, daß ich niemals dergleichen sehe, „wenn ich auch zum Skandal herumgehe!“

Ich versuchte den Faden des Knopfes etwas anzuziehen; da erklärte mir meine in derlei Dingen sehr weitblickende Gattin, ich würde noch den Knopf verlieren, dann sei das sehr schlimm, denn einen zu den andern Knöpfen passenden finde man vielleicht in ganz Berlin nicht; der ganze Paletot sei dann unbrauchbar.

Dem zu entgegen, riß ich einfach den Knopf ab und steckte ihn in die Tasche. (Weim Abreißen, das mir viele Mühe machte, merkte

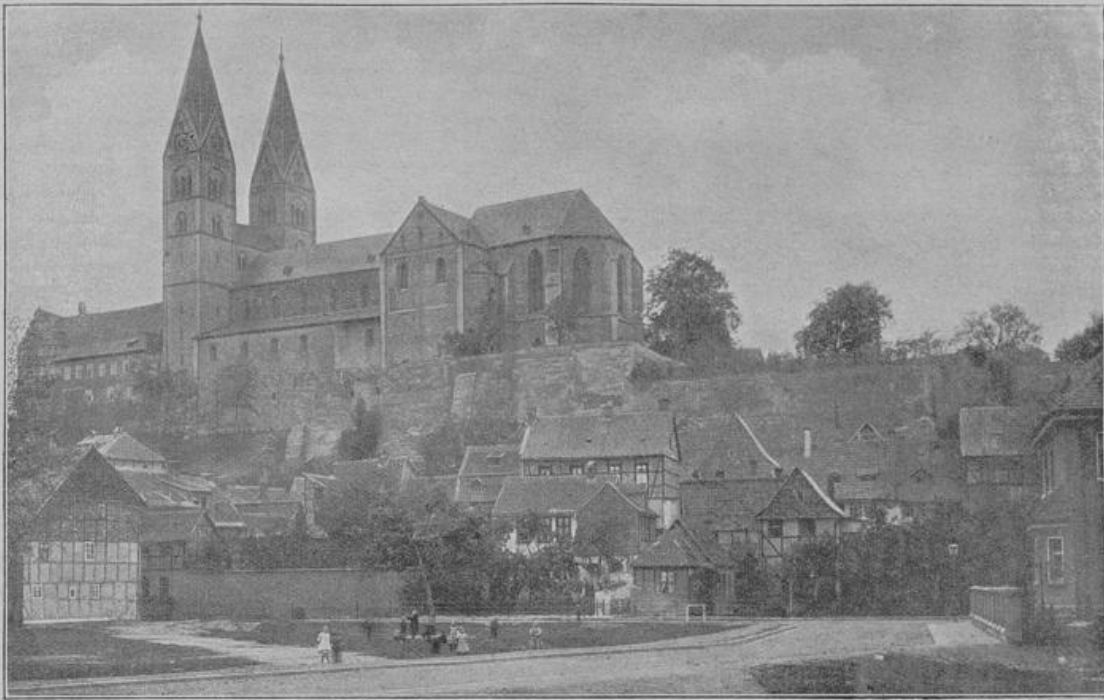
und meine Frau mir auf diesem sehr bereidete Vorwürfe machte, ich hätte ihr den ganzen herrlichen Spaziergang und die prächtige Stimmung verdorben — von der Komposition der herrlichen Toilette sagte sie nichts —, und daß ich ihr Gegenvorwürfe machte, da es, wie ich es aussprach, Sache der Gattin sei, darauf zu achten, daß die Garderobe des Mannes sich in Ordnung befinde.

Wir hatten noch nicht ganz die Frauenfrage gelöst, als wir zu Hause waren und meine Frau dem Dienstmädchen zurief: „Anna, nähren Sie an Herrn's Paletot den Knopf an; er liegt in der Tasche!“

Das war der erste Akt der Tragödie vom Knopf am Paletot.

Der zweite Akt und die Fortsetzung unsrer Debatte über die Frauenfrage, die moderne Frau, Gattenrechte und -pflichten und einige ähnliche Themata erfolgte, als ich am andern Tage mit meiner Frau eine Besorgung machte und meine Frau, nachdem wir etwa eine halbe Stunde unterwegs waren, die Entdeckung machte, daß der Knopf wieder an einem Faden hing.

Ich riß ihn wieder ab; diesmal ging es sehr leicht. Es war sogar die höchste Zeit gewesen, daß ich ihn abriß, denn wenige Minuten



Das tausendjährige Schloß in Quedlinburg

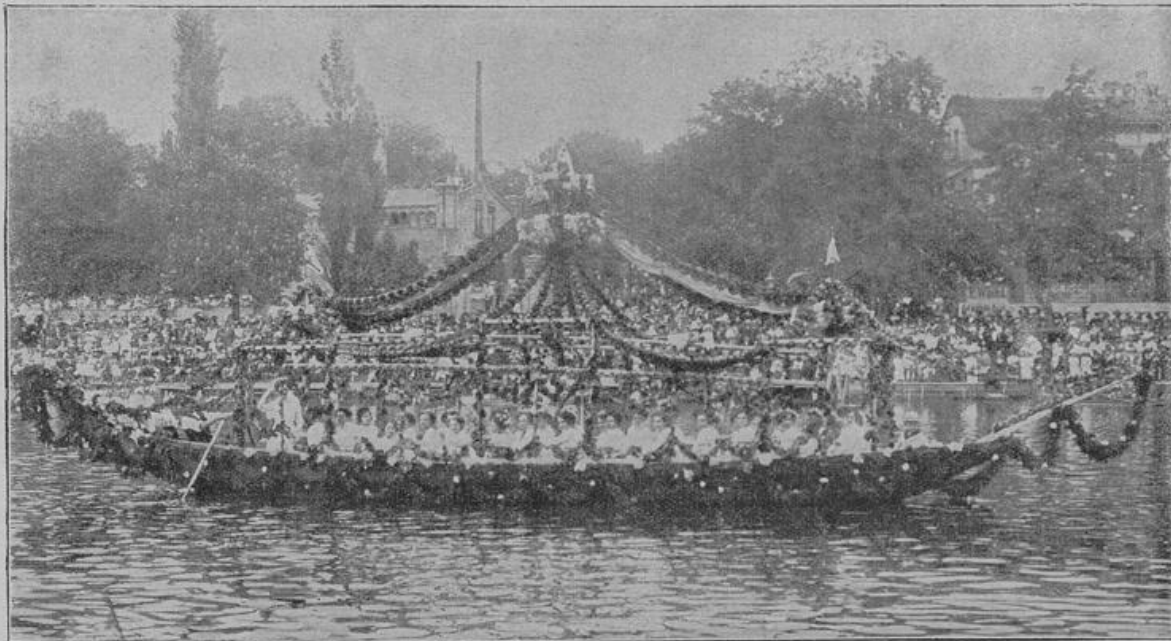
München, Prof. Bureau.

wird jetzt in ein Museum für Heimatkunde umgewandelt. Auf der Terrasse vor der Schloßkirche soll ein Denkmal für den Begründer Quedlinburgs, König Heinrich I., errichtet werden.

später hätte er verloren sein können und alle die schrecklichen Folgen, die mir meine weitblickende Gattin am Tage zuvor ausgemalt, wären dann eingetreten.

Als meine Frau dann ihre Räsommements über die Unbrauchbarkeit der heutigen Diensthoten und insbesondere unsrer Anna begann,

die nicht einmal zum Annähen eines Knopfes zu gebrauchen wäre und nichts, aber auch nichts ordentlich mache — meine Frau schaltete hierbei ein, daß sie vor einer Woche im Salon eine Nadel in einer Ecke gefunden, die sie dort einen Tag zuvor liegen gelassen habe —, ließ ich es nicht an Vorwürfen fehlen, daß sie, meine Frau, etwas so



Der erste Blumenkors auf der Saale bei Halle

Int. Ill.-Verlag.

sand am 2. Juni statt. 87 Boote überboten sich gegenseitig an kostbarem Blumenschmuck. Die Ufer waren von einer vieltausendköpfigen Menge umfüllt. Unser Bild zeigt das Boot mit den Ehrenjungfrauen.

Wichtiges, wie das Annähen eines unersehbaren Knopfes an den Paletot einem Dienstmädchen überlasse und, wenn sie dies schon tue, solche wichtige Arbeit nicht einmal überwache. Der Schluß des zweiten Aktes der Tragödie bestand dann in Klagen meiner Frau über das Sklaventum der Ehe, Entwürfen über die Erziehung und Zukunft unserer Tochter und — nach unsrer Heimkehr — im eiligen Annähen des Knopfes an meinen Paletot durch meine Gattin selbst.

Der dritte Akt der Tragödie des Knopfes am Paletot spielte sich zwei Tage später ab und hatte einen kurzen Dialog, aber eine sehr lange Handlung.

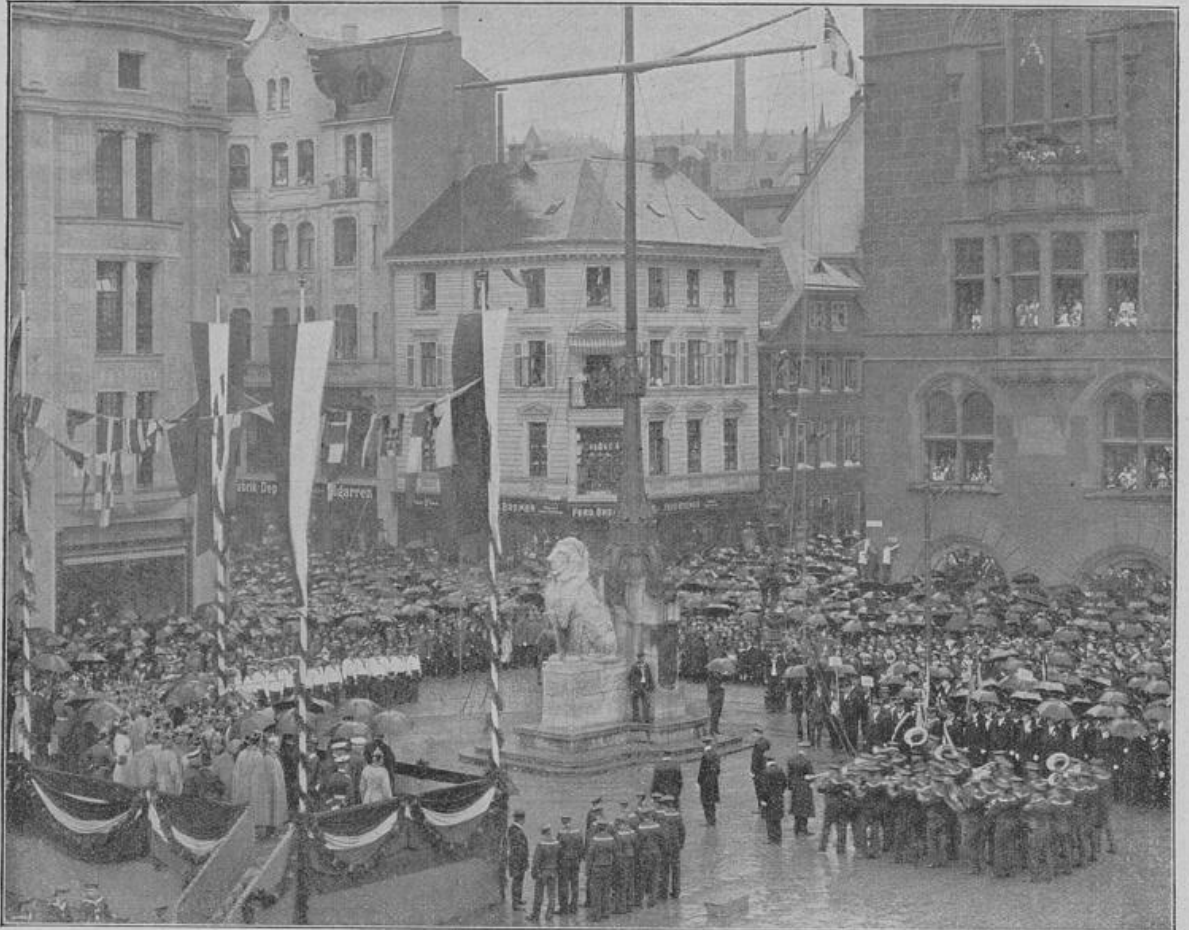
Der Dialog fand wieder zwischen meiner Frau und mir statt, und zwar, als wiederum der Knopf an einem Faden hing. Diesmal

vornherein. Zum Festlichen hatte ich den Knopf trotz der verschiedenartigen Versuche nicht bringen können.

Ich war übrigens überzeugt, daß der Knopf nichts taue; meine Frau aber, der ich meine Arbeitsleistung zeigte, meinte, daß der Knopf sehr gut sei, daß aber zu jeder Arbeit der rechte Mensch sein müsse. Das sei vermutlich in diesem tragischen Falle nur ein Schneider. Sie riet mir, ich solle den Paletot anziehen, zum ersten besten Schneider gehen und mir den Knopf dort gleich annähen lassen.

Dieses Unnehmen bildet den Inhalt des vierten Aktes der Tragödie vom Knopf am Paletot.

Ich ging zum ersten besten Schneider. Als ich den Laden betrat, merkte ich im Nu, daß ich, wenn auch wohl nicht beim ersten und beim



Vom Elberfelder Marinefest am 2. Juni: Marineübungen auf dem Neumarkt. Hofphot. W. Richter, Elberfeld.

hatte er etwas länger gehalten als im zweiten Akt. Meine Frau bewies mir nun, daß das Annähen eines Knopfes an einen Herrenpaletot überhaupt nicht Frauenarbeit sei. Das könne nur richtig eine Männerhand machen. Sie entzog sich dann sehr schnell der Debatte über die Frauenfrage, als ich vom Knopf am Paletot Deduktionen auf andre Dinge ableiten wollte, die meines Erachtens nicht minder schwierig seien.

Dann begann die lange Handlung dieses dritten Aktes; ich will sie kurz beschreiben.

Ich versuchte selbst den Knopf anzunähen, zerbrach drei Nähnadeln, stach mich einigemal in den Zeigefinger und den Daumen der rechten Hand, einmal in den Daumen der linken Hand und brachte es schließlich, nachdem ich etwa zwei Stunden kostbare Arbeitszeit geopfert hatte, dahin, daß der Knopf am Paletot hing, nicht ganz so lose als in den vorigen Akten der Tragödie, dafür aber auch von

besten Schneider Berlins, aber doch bei einem war, der das Recht in Anspruch nimmt, sich Tailleur nennen zu dürfen. Zwei mit der größten Sorgfalt gekleidete Herren sprangen mir dienstbereit entgegen, beäugten mich aufmerksam von oben bis unten und fragten, womit sie mir dienen könnten. Ich fühlte, wie ich in meines Nichts durchbohrendem Gefühle erblaßte. Ich war verlegen und brachte kein Wort über die Lippen; diesen eleganten Herren zu sagen, daß sie mir mit dem Annähen eines Knopfes dienen könnten, das war eine Aufgabe, der ich nicht gewachsen schien.

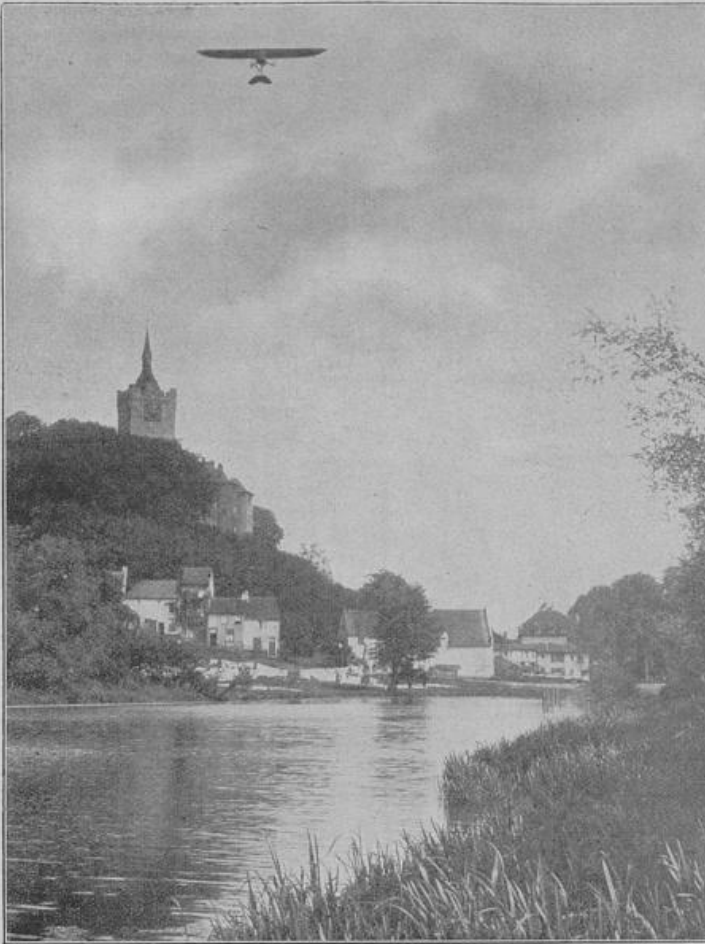
Einer der eleganten Herren kam meiner Verlegenheit zu Hilfe. Er zeigte mir die eben eingegangenen Neuheiten, er erklärte sich bereit, mir ein paar neue Anzüge, einen wunderschönen Paletot, herrliche Westen anfertigen zu lassen. Ich stammelte etwas vor mich hin, was soviel heißen konnte wie: „Ich werde mit meiner Frau wiederkommen!“

Aber ehe ich das Geschäft zu verlassen mich kräftig genug fühlte, hatte ich doch schon eine Weste bestellt, deren Stoff der elegante Herr für das Entzückendste erklärte, was es gäbe, und vor allem meiner eigenartigen Individualität ganz angemessen.

Ich suchte dann weiter nach einem Schneider. Diesmal war ich vorsichtig; ich ging nicht in den ersten besten Laden, sondern traf nach vielem Suchen ein kleines Geschäftsklokal, an dem stand, daß auch Fiklarbeit übernommen würde.

Mein Instinkt sagte mir sofort, das sei der rechte Mann. Und ich hatte mich nicht getäuscht. Es war diesmal ein wirklicher Schneider, der mir entgegentrat, und ich fühlte nicht die geringste Verlegenheit, dem freundlichen Mann mein Begehren zu offenbaren.

Er war auch schnell bereit, mir den Knopf am Paletot festzunähen. Er bot mir, nachdem ich mich des Paletots entledigt, einen Stuhl an, von dem aus ich sein Tun genau beobachten konnte. Das tat ich auch,



Der Flieger Berrnigen über der Schwanenburg zu Cleve.

Phot. H. Groß, Bonn.

denn ich dachte mir, daß das Annähen eines Knopfes an den Paletot doch keine so schwierige Sache sein könne, daß ich nicht vielleicht vermöchte, dies auch noch zu erlernen.

Aber ich hatte mich doch offenbar getäuscht. Der Schneider suchte erst eine Weile nach einem Faden und dann eine noch größere Spanne Zeit nach einer Nadel. Offenbar brauchte er einen ganz besondern Faden und eine ganz eigenartige Nadel für diesen Zweck. Er entzündete ein Streichholz und brannte die Spitze des Fadens ab. Dann schlug er in ganz eigenartiger Weise — ich glaube es bedarf, um das machen zu können, jahrelanger Übung — den Faden um die Hand. Und das ging so flink, daß ich das im Fluge durch einfache Beobachtung nicht ablauschen konnte. Dann sädelte er mit dem Faden die Nadel ein. Hierauf nahm er etwas, das ich für ein Stück Seife hielt — es war wohl auch Seife —, und zog den Faden an diesem Etwas, was wohl Seife war,

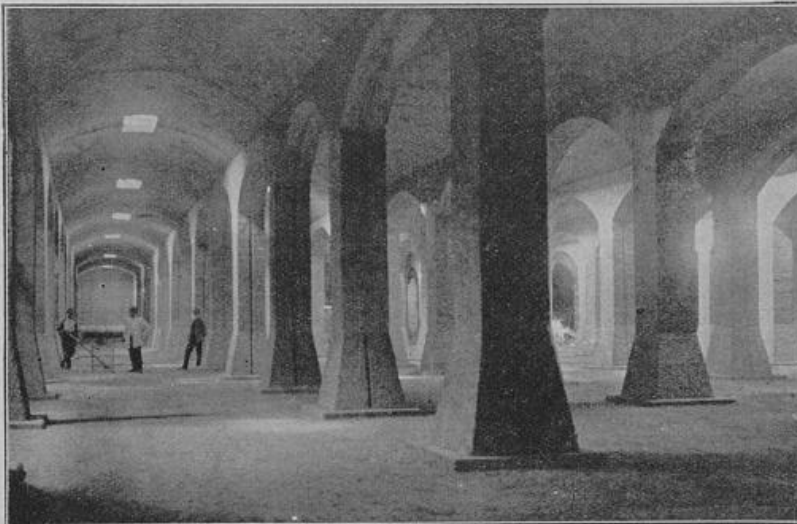
Das Innere des neuen Hochbehälters auf der Hardt.

Der neue Hochbehälter der städtischen Düsseldorf Wasserleitung ist jetzt im Rohbau vollendet. Er bedeckt eine Grundfläche von 77 Meter Länge und 76 Meter Breite im Lichten. Bei einer Wasserhöhe von 4,70 Meter faßt er daher rund 27 000 Kubikmeter, so daß nach seiner Fertigstellung der Gesamteinhalt der drei Hochbehälter auf der Hardt 25 000 und 7200, gleich 32 200 Kubikmeter betragen wird. Der im Rohbau fertige Behälter besteht aus zwei Kammern von gleicher Größe und ist derart konstruiert, daß jede Kammer für sich gefüllt werden kann und es daher möglich sein wird, zum Zwecke der Reinigung eine Kammer zu entleeren und die andere im Betrieb zu lassen. Die Fertigstellung des Behälters bedingt noch den Einbau einer beträchtlichen Anzahl von Entlüftungsvorrichtungen und den auf allen Wänden und dem Fußboden anzutragenden wasserdichten Spiegelputz. Nach Fertigstellung des letzteren

wird dann der Behälter durch Leute in eigens zu diesem Zwecke angeschafften reinen Kleidern und Gummischuhen sorgfältig ausgepfligt und gewaschen mittels Wasser, das dem Delphinpumpenwerk entnommen wird. Der ganze

Behälter ist in Stampfbeton ausgeführt und mit Bogenlappen überwölbt, die zwischen Gurten gespannt sind; letztere werden von 14 Reihen Stützen zu je 14 Stück getragen.

Zur Bedienung der Schieber und Ventile ist dem Behälter eine besondere Kammer vorgebaut, die über Terrain durch ein Bedienungshaus überdeckt wird, das nach Fertigstellung des Behälters dessen einzig sichtbaren Teil bildet. Von der Schieberkammer sind beide Behälterkammern durch je eine Treppe zugänglich gemacht. Um einen Begriff von der Arbeit zu geben, sei erwähnt, daß an Bodenhöhe allein 26 000 Kubikmeter zu bewältigen waren. Der Hochbehälter wird der zweitgrößte Deutschlands werden.





Ein Denkmal für König Friedrich Wilhelm I. in Neukölln.

Am 1. Juni fand auf dem Platz an der Kirchgasse in Neukölln (früher Niddorf) die Enthüllung des Denkmals für König Friedrich Wilhelm I. statt. In Vertretung des Kaisers war Prinz Eitel Friedrich erschienen, der einen Kranz am Denkmal niederlegte. Internat. Ill.-Verlag, Berlin.

hin und her und her und hin. Hierauf kletterte er auf ein großes Podium, setzte sich auf ein ganz niedriges Kissen, indem er die Beine unter sich zusammenschlug, breitete malerisch meinen Paletot über seine Anie aus, steckte einen Fingerhut auf den Finger und begann zu nähen.

Donnerwetter, dachte ich bei mir, das ist doch keine leichte Sache, und überlegte, was das wohl kosten würde. Gewiß, die ganze Prozedur mit dem Annähen dauerte keine Viertelstunde. Aber mir kam eine Geschichte des seligen Menzel in den Sinn. Zu dieser kleinen Erzählung kam einmal ein Amerikaner, der ein Bild von Menzel kaufen wollte. Menzel hatte nichts fertig, aber er erklärte sich bereit, schnell eine Handzeichnung auszuführen. Die war in wenigen Minuten fertig. Und als der Amerikaner fragte, was er schuldig sei, sagte Menzel: „Tausend Mark!“ — „Was,“ rief der Amerikaner erstaunt, „für die Arbeit weniger Minuten tausend Mark!“ — „Rein,“ sagte Menzel, „nicht für diese wenigen Minuten, sondern für die vielen Jahre, die ich dazu brauchte, um es so weit zu bringen, das in wenigen Minuten schaffen zu können!“ Mit diesen Worten zerriß er die Zeichnung, und der Amerikaner ging.

Kun war ja freilich der Schneider kein Menzel, und ich durfte wohl auch sicher sein, daß er nicht tausend Mark verlangen würde. Aber ich überlegte mir, daß, wenn er auch von mir die lange Lehrzeit bezahlt zu haben wünschte, in der er einen Knopf so nach allen Regeln der Schneiderkunst anzunähen gelernt hatte, ich doch vielleicht zehn Mark bezahlen müßte.

Das schien mir entschieden sehr viel. Und doch, wenn ich wiederum bedachte, was mich bereits der Knopf gekostet hatte — den lachenden Frühlingstag, Aerger, Erregung, kostbare Arbeitszeit, vielleicht gar ein paar Tage Arbeitsunfähigkeit, die teure Weste usw. usw. —, dann traute mir vor dem Gedanken, der Schneider könnte vielleicht meine

Menzel-Geschichte auch schon einmal gelesen haben und dann den Knopf schnell wieder abschneiden, wenn ich ihm nicht sofort die zehn Mark bezahlte, die er verlangen würde. Da war er schon fertig. Er reichte mir den Paletot und zerrte vor meinen Augen am Knopf, den er festgenäht hatte. Er rüdtte und rührte sich nicht. Dann half er mir höflich in den Paletot hinein, und ich fragte, was ich schuldig sei.

„Ach, dafür kann ich nichts rechnen!“ antwortete er bescheiden.

Ich war in tödlichster Verlegenheit; ich konnte doch nicht von dem mir völlig fremden Mann ein solches Geschenk annehmen. Die Menzel-Geschichte, zehn Mark, seine langjährige Lehrzeit, die Seife — alles das ging mir im Fluge im Kopf herum.

„Rein, nein,“ sagte ich, „das nehme ich nicht an.“ Dann griff ich in die Tasche, holte drei Mark heraus und steckte sie ihm in die Hand.

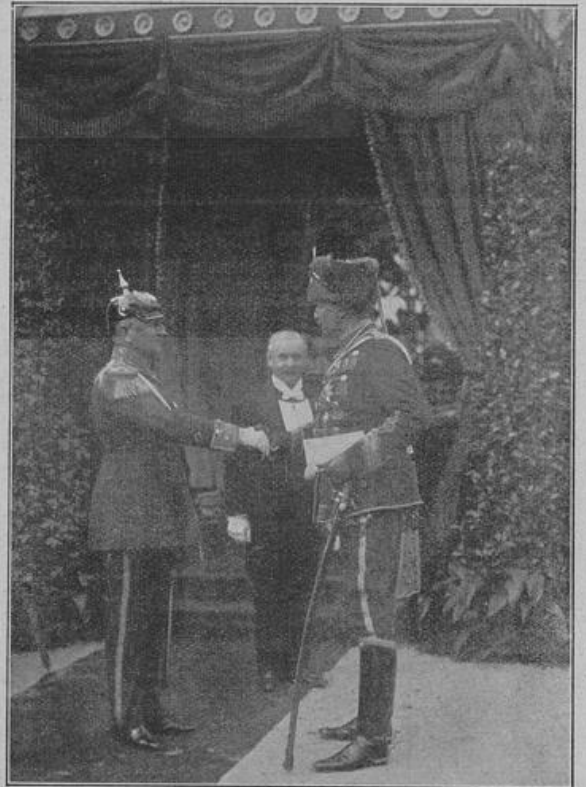
Der Schneider stolperte springend an die Tür, um sie mir mit tiefer Verbeugung zu öffnen, und ich glaube er machte noch einmal, als er schon die Glastür hinter mir geschlossen hatte, eine Verbeugung.

Im fünften Akt der Tragödie erzählte ich, heimgelehrt, meiner Frau meine Erlebnisse. Sie war über die Bestellung der Weste und meine Entschädigung der Arbeit des Schneiders so sprachlos, daß sie keine Einwürfe hervorbrachte. Erst am Nachmittag fand sie die Sprache wieder, um mich zu einem Spaziergang mit ihr aufzufordern.

Die Sonne lachte wieder herrlich ins Zimmer, ich willigte also gern ein, zog mir schnell den Paletot an und dachte dabei, daß heute die Freubigkeit des Frühlingstages nicht gestört werden würde durch den Knopf am Paletot. Ich rüttelte daran, er saß bombenfest.

Da kam meine Frau.

„Ich gehe per Taille!“ rief sie mir entgegen. „Ich glaube nicht, daß du es bei der Wärme mit dem Paletot wirst aushalten können. Den kannst du wohl überhaupt kaum mehr tragen. Ich habe ihn mir heute angesehen, er sieht nicht mehr sehr gut aus. Der war das Knopfannähen auch nicht mehr wert!“ — — —



Zur Denkmalsenthüllung in Neukölln: Prinz Eitel Friedrich im Gespräch mit dem Polizeipräsidenten Jagow.

Internat. Ill.-Comp., Berlin-Steglitz.

Der mißlungene Löwenkampf.

Von Franz Fuchs, Düsseldorf.

Wenn ich heute als Familienvater den zoologischen Garten besuche, so treffe ich dort noch einen alten Bekannten, der mich an ferne Jugendtage erinnert; es ist der freundliche, weißbärtige Wärter des Raubtierhauses. Wenn wir uns unterhalten, meint er lächelnd, mein kleiner Junge würde wohl hoffentlich nicht solch ein Stropp werden, wie ich es gewesen, denn ich trüge doch die Schuld, daß er einst auf ein Paar Löwen als Frühstück gebient hätte.

Die Zeit der großen Ferien bedeutet nicht nur für die Eltern, sondern auch für viele andre Leute eine schlimme Zeit. Die Gärtner, welche Obstplantagen zu schützen haben, die Feldhüter, die Bauern und viele andre haben große Mühe, achtzugeben auf die mutwilligen Banden, welche, aller Fesseln frei und nur auf Unfug bedacht, Wald und Feld unsicher machen.

Die Wärter des Zoologischen waren und sind auch noch heute von der Ferienzeit nicht besonders erbaut; speziell die Abonnenten söhne sind ihnen um diese Zeit direkt ein Greuel, denn dieselben machen sich ganz besonders unnützlich. Sie glauben vielleicht, weil der Vater durch Abonnement den Garten unterstützt, müßten sie sich unbedingt hervortun.

Die Affen werden geneckt, die Ponys durch Imitieren der Pferdebremse wild gemacht und den Papageien unparlamentarische Ausdrücke beigebracht und dergleichen mehr.

Mein Freund Max und ich waren jeinerzeit auch solche Abonnentensöhne, die es unbedingt für ihre Pflicht hielten, Mensch und Tier zu ärgern. Weil wir die Wärter einmal mit Feuerwerkszigarren angeführt und auch sonst allerlei Unfug verübt hatten, hätten dieselben uns gern bei Gelegenheit in flagranti ertappt, um uns unsere Eintrittskarten beschlagnahmen zu können.



Die Vindkefuss in Duisburg-Anhört.

Die von der Bürgerschaft der ehemaligen Stadt Anhört an der Mündung des alten Hafens im Jahre 1845 zum Andenken an den im Jahre 1844 gestorbenen Oberpräsidenten Ludwig von Vinde errichtet worden war, ist dieser Tage abgetragen worden. Das aus Granit hergestellte Denkmal, ein Wahrzeichen Alt-Anhorts, mußte der Umgestaltung der Hafenanlagen weichen und wird demnächst einen andern Platz erhalten.

Phot. Gebr. Krauff, Duisburg.



König Ferdinand und Staatssekretär v. Alderlen-Wachter.

Das bulgarische Königspaar trat am 7. Juni auf der Station Wildpark ein. Zur Begrüßung waren erschienen: Der Kaiser in der Uniform des ersten Garderegiments zu Fuß, die Kronprinzessin in Vertretung der Kaiserin, die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, Prinz Georg von Griechenland, der Erbprinz von Hohenzollern, ferner der Reichskanzler, Staatssekretär v. Alderlen-Wachter, der bulgarische Gesandte Geshow, der Gesandte v. Below-Saleske, der Gesandte v. Romberg, die Herren des Hauptquartiers und die Generalität von Potsdam sowie Polizeipräsident v. Staud.

(Internationaler Illustrations-Verlag.)

Eines Tages, bei Regenwetter, flegelten wir uns im Raubtierhause umher, die Tiere moßten sich auch, und der Löwe sah ganz besonders griesgrämig in die Welt. „Ob der sich mit dem Tiger vertragen würde,“ meinte Max. „Ja, das wäre doch noch sehr die Frage,“ erwiderte ich. Wir stritten hin und her und kamen zu dem Beschluß, da probieren über studieren geht, die netten Käfigen einmal zusammen zu lassen. Die Käfige waren im Innenraum nur durch eine Falltür voneinander getrennt, die durch ein Kontergewicht, eine schwere Eisenkugel, gehalten war. Die Kette, an der die Eisenkugel befestigt war, ging durch einen Ring, welcher auch die Ketten der vordern Falltüren hielt, oberhalb der Käfige. „Wenn wir nun die Verbindungstür zwischen Löwen- und Tigerkäfig aufzögen, so hätten wir ein herrliches Schauspiel.“

Das Haus war menschenleer, der Wärter frühstückte gerade mit seinem Kollegen im Affenhaus.

Gesagt, getan, die große Stange mit dem Haken wurde aus der Ecke geholt, — ein Rud — es ging nicht, noch ein kräftigerer Rud, und — unsere Haare sträubten sich, der Haken hatte die falsche Kugel gepackt, wir standen vor dem offenen Löwenkäfig.

Nichts wie raus! Draußen schlugen wir die Tür zu und holten tief Atem. Berettet! „Was nun?“ — „Nach Hause,“ sagte Max, „nichts wie nach Hause!“ — „Ja, müssen wir die Sache nicht melden?“ — „Was? Melben! Weißt du, was das für Keile seht?“ — „Ja, aber wenn der Wärter ins Haus kommt, der wird gefressen!“

„Du Hammel,“ sagte Max in aller Seelenruhe mit dem Egoismus der Jugend, „immerhin besser, als wenn wir Keile kriegen,“ und wir

gingen. In der nächsten Nacht schlief ich nicht, schon den Briefträger, der die Abendpost brachte, hielt ich für einen Polizisten, der mich holen sollte. Am andern Morgen suchte ich ängstlich unter „Lokales“ in der Zeitung, aber ich fand nichts. Als Max mich besuchte, sah er auch ziemlich blaß aus.

„Du,“ sagte er, „der Wärter hat eine Frau und drei Kinder, ich sah ihn früher einmal damit zusammen. Ob die wohl Pension kriegen?“ — „Ich weiß nicht, vielleicht ist er nicht tot und nur ein Krüppel, dann könnte er ja noch leichte Arbeit verrichten.“

Auch an den folgenden Tagen erfuhren wir nichts. Den zoologischen Garten mieden wir dann vierzehn Tage, und die Gewissensbisse wurden immer schlimmer. An einem schönen Sonntagmorgen bekam

mögen, doch es war alles das gewohnte Bild: Die Tiere am Gitter warteten auf Futter, die Pelikane schwammen auf den Teichen und der Pfau schlug sein Rad, daß wir deutlich die Rinde im Schwanz sehen konnten. Die fehlenden Federn dekorierten Maxens Zimmer. Da — war es ein Geist — wir hatten gerade Hamlet gelesen — bringt er Himmelsluft oder Dampf der Hölle — er war es wirklich selbst.

Waren wir vorher die verkörperte Angst, so wuchs uns jetzt der Mut. Nachdem Max für seine Sonntagsgroschen sechs Zigarren gekauft, welche er für den Daniel in der Löwengrube bestimmt hatte, wagten wir es, den Totgeglaubten anzusprechen. Als der Mann uns freundlich grüßte, sah ich, wie Max die Zigarren auf vier reduzierte und dieselben dem Wärter überreichte. Der gute Mann nahm die



Zum Transportarbeiterstreik in London.

Underwood & Underwood, London.

Ein Transport von 40 Wagen Fleisch, der auf dem Wege von den Docks bis Smithfield Market von 400 Polizisten bewacht wird.

ich von meinem Vater den Bescheid, daß ich nachmittags mit zum zoologischen Garten ins Konzert gehen müßte. Da war guter Rat teuer, und ich lief zu Max, er war stets ruhiger als ich und verlor selten sein seelisches Gleichgewicht. „Weißt du, es ist am besten, man tut, als ob man nichts wüßte, sonst macht man sich verdächtig, ich komme mit.“

Schweren Herzens wurde der „Gang zum Eisenhammer“ angetreten. Mit Herzklopfen passierten wir die Kasse. Die sonntägliche Fahne am Eingang flatterte im Winde wie gewöhnlich.

„Es geht gut, nicht einmal Halbmaß geflaggt,“ meinte Max. Ich fand die Sache auch sehr beruhigend, doch als wir den roten Bau des Raubtierhauses durch die Büsche schimmern sahen, drückten wir uns die Hände, wie weiland die Schillschen Offiziere getan haben

Gabe dankend entgegen und sah uns fragend an. — „Sie sind der netteste Wärter hier, und da wollten mein Freund und ich —“ — „Na,“ unterbrach der Wärter Maxens Erguß, uns scharf mustern: „Ihr seid doch besser als die Burschen, die vor zwei Wochen den Löwen rauslassen wollten. Ich kam ins Raubtierhaus und fand den Käfig offen, es war noch ein Glück, daß der Löwe keinen Gebrauch davon machte.“ — Der Löwe war wahrscheinlich ein alter Marokkaner, welcher sich für die „offene Tür“ nicht interessierte. „Oh,“ meinte der frohe Max, „das ist wohl durch Versehen gekommen, oder die Tiere haben selbst...“ „die Stange aus der Ede geholt,“ sagte der Wärter. „Nein, Lausbuben sind es gewesen, richtige Flegel,“ dabei sah er uns wieder so eigen an, „aber nichts für ungut, meine jungen Herren, dürfte ich um ein Bündholz bitten.“

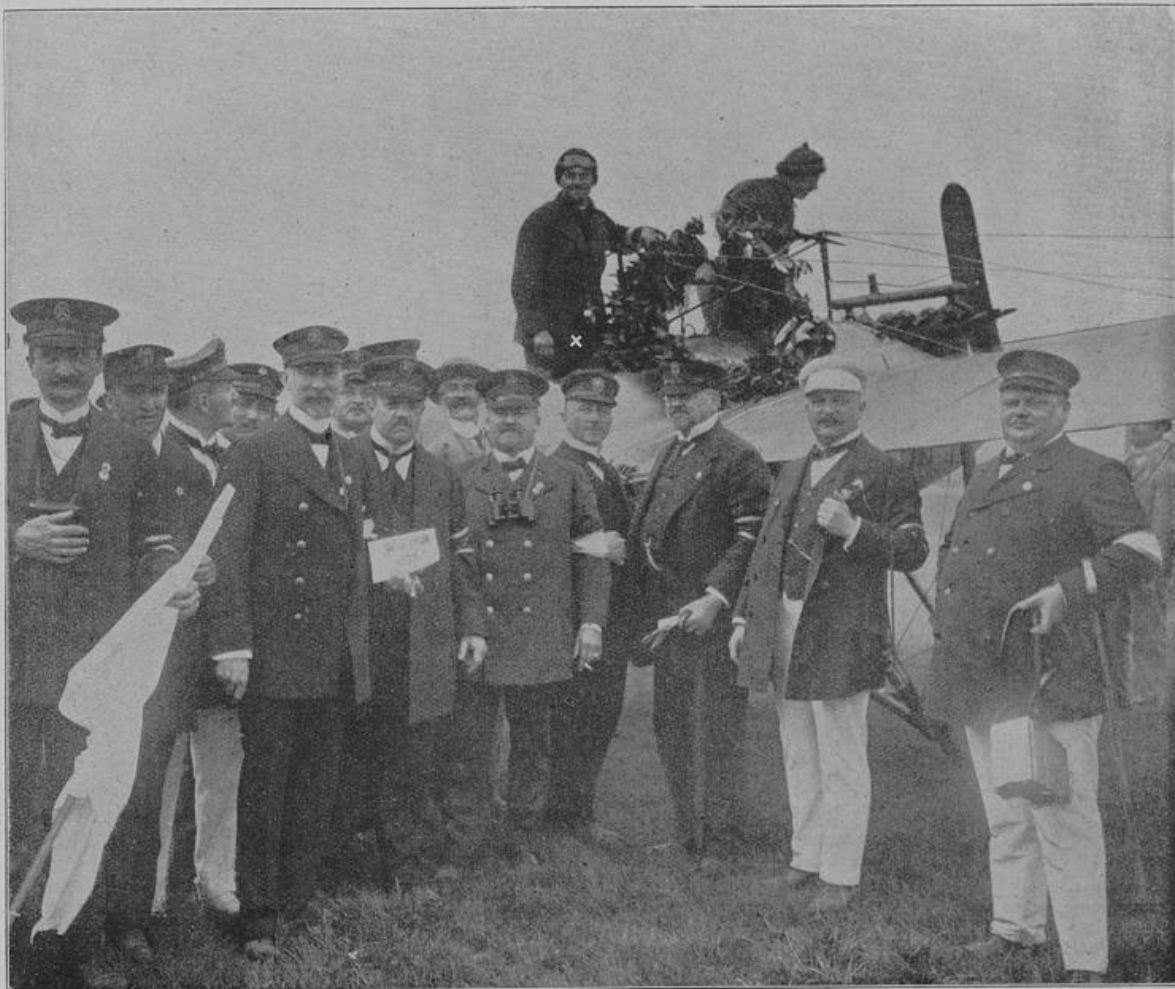
Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 25.

Düsseldorf, 22. Juni

1912.



Vom Fernflug Berlin—Wien: Der Sieger Helmut Girth. (X)

A. Jaensch, Breslau.

Der Fernflug Berlin-Wien ist am 11. Juni, 9 Uhr abends, zum Abschluss gelangt. Von den 19 gemeldeten Fliegern ist der Deutsche Helmut Girth der einzige, der vor der offiziellen Beendigung des Wettbewerbs das Zielband überflogen hat. Er legte den fast 600 Kilometer langen Luftweg in 7 Stunden 20 Minuten zurück. Er wird auch einen außergewöhnlich guten pekuniären Erfolg bei dem Wettflug haben. Da er Herrenflieger ist und auf seinem eignen Apparat fliegt, so sind die Geldpreise, die er ge-

winnt, sein Eigentum. Nach einer Zusammenstellung entfallen auf sein Konto: 1. der größte Teil der von Oesterreich aufgebrauchten Geldpreise in Höhe von 47 100 Kronen, 2. der größte Teil der von den deutschen Städten Berlin und Breslau gestifteten Preise von zusammen 20 000 Mark, 3. 6000 Mark vom Preis des preussischen Kriegsministeriums, 4. 5000 Mark für den ersten Anflömmling, 5. 5000 Mark für die größte Kilometerzahl, 6. 5000 Mark für die beste Gesamtleistung, 7. der größte Teil der Ehrenpreise.



Schach — auf Leben und Tod.

Türkische Skizze von Marie Walter.

(Nachdruck verboten)



Während einer Badekur in Kissingen lernte ich einen Russen kennen, der trotz seiner sechzig Jahre noch den Eindruck eines hünenhaften Meden machte. Er hatte ein bewegtes Leben hinter sich, und da wir viel zusammen verkehrten, so erzählte er mir manchmal die seltsamen, oft recht gefährlichen Abenteuer, die er in seiner Jugend bestanden hatte.

Eines Tages trafen wir uns in einem Café, wo zwei Herren Schach spielten. Dieser Anblick übte eine sonderbare Wirkung auf meinen russischen Freund aus, denn er starrte unverwandt, mit sicht-

Er zündete sich eine frische Zigarette an, ließ sich eine Tasse starken Kaffee bringen und begann:

„Während des Russisch-Türkischen Krieges — im Jahre 1877 — wurde ich in geheimer Mission als Stundschafter nach Stambul geschickt. Da ich mich dort mehrere Tage aufhalten mußte, so gab ich mich der Sicherheit halber für einen syrischen Dervisch aus.

Eines Nachmittags — die Sonne sandte glühende Strahlen herab — suchte ich mir an der Solimannmoschee ein schattiges Plätzchen zum Ausruhen. In nächster Nähe der Moschee befanden sich mehrere Opiumhöhlen. Als ich an ihnen vorbeiging, stolperte aus einer derselben



Die Wurmlinger Kapelle im Neckartal bei Rottenburg.

Die durch Uhlands Gedicht „Droben steht die Kapelle“ allbekannt gewordene Kapelle, die von dem Erdbeben im vorigen November hart mitgenommen war, wurde am 4. Juni vom Blitz getroffen, der einen Seitenaltar und das Dach stark beschädigte. Die Wiederherstellung ist durch Sammlungen gesichert.

licher Erregung auf das Schachbrett, und ich sah deutlich, wie sich seine Hände krampfhaft ballten.

„Spielen Sie Schach?“ fragte ich, mich im stillen über sein Benehmen wundernd.

Er nickte stumm, schloß sekundenlang die Augen und sagte dann in gedämpftem Ton: „Dieses Spiel erinnert mich immer an eins meiner schrecklichsten Erlebnisse, an das ich bis heute nur mit Schaudern zu denken vermag.“ „Wollen Sie es mir nicht erzählen?“ bat ich.

„Es ist eine gruselige Geschichte,“ entgegnete er, „wenn Sie's aber hören mögen, will ich's Ihnen erzählen.“

ein europäisch gekleideter Mann heraus. Er kollidierte dabei so heftig mit einem albanesischen Soldaten, daß letzterer ziemlich unfaßt zu Boden fiel. Einen wilden Fluch ausstoßend, raffte sich der Gestürzte auf, schwang seinen Säbel und drang gegen den Fremden vor, der sicher der blinden Wut des Soldaten zum Opfer gefallen wäre, hätte ich denselben nicht mit einem kräftigen Faustschlag niedergestreckt. „Das war gut gezielt!“ rief der Fremde, augenscheinlich erstaunt über den schlagfertigen Dervisch. Ohne ihm zu antworten, zog ich ihn hastig mit mir fort, durch einige Seitengassen zum Stadttor hinaus. Unter der Einwirkung des Opiumrausches, der ihn umnebelte, folgte

er mir willenlos. Erst als wir den Vorort Cygub erreicht hatten, blieb er stehen.

„Warum führen Sie mich hierher?“ fragte er in ernüchtertem Ton. „Um der uns drohenden Gefahr zu entrinnen,“ gab ich kurz zurück.

Der Fremde lachte sorglos auf. „Nah, vor einem lumpigen Paschibozoul braucht man doch nicht davonzulaufen! Sie sind zu ängstlich. Aber — Sie haben mir das Leben gerettet, und dafür danke ich Ihnen. Mein Name ist Jean Beaulieu. Ich bin Reporter eines Pariser Blattes und wollte die türkischen Opiumhöhlen aus eigener Anschauung kennen lernen. Und Sie, mein Herr? Wer sind Sie? Jedenfalls weder Türke noch Derwisch.“

Ich zögerte mit der Antwort. Sein offenes, ehrliches Gesicht veranlaßte mich jedoch, ihn rüchhaltlos über meinen derzeitigen Beruf aufzuklären.

Er pfiff leise vor sich hin. „Hui! Eine kitzlige Mission!“ äußerte er. „Wissen Sie, was es für Sie bedeutet, wenn Sie entbott werden?“

Ich nickte. „Ja, das weiß ich, und eben deshalb möchte ich Ihnen raten, sich nicht in meiner Gesellschaft zu zeigen. Es könnte Sie in schlimme Ungelegenheiten bringen. Wir wollen uns lieber hier trennen.“

Doch davon wollte er nichts hören, und da wir uns jetzt verhältnismäßig sicher fühlten, so setzten wir unsern Weg gemeinsam fort. Nach einigen Minuten gelangten wir an ein ausgedehntes Grundstück, auf dem sich ein weitläufiger Palast erhob.

Neugierig legte sich mein Gefährte über die eisenbewachte Mauer. „Welch ein herrlicher Garten!“ rief er mir zu. „Wie angenehm kühl muß es da sein! Ah, und am Springbrunnen steht eine reizende Türkinn ohne Schleier. Die will ich photographieren — habe eine Kamera bei mir.“

„Lassen Sie das!“ warnte ich ihn. „Ich habe gehört, daß hier der Pascha Ahmed Hıjaz wohnt, der wegen seiner Grau-

samkeit berüchtigt ist. Machen Sie also keine Torheit!“ — „Erst muß ich sein hübsches Weibchen photographieren,“ beharrte der Franzose lachend. „Es ist zwar, als wenn ein Schulknahe Kessel stiehlt, aber das reizt mich gerade. Helfen Sie mir mal dabei!“

Ich ließ mich wirklich überreden. Mit großer Gewandtheit schwang er sich auf meine Schultern und stand eben im Begriff, die Kamera zu richten, als wir Schritte hinter uns vernahmen und gleich darauf den albanesischen Soldaten mit einigen Palastwächtern gewahrten. Der rachsüchtige Paschibozoul war uns heimlich gefolgt, hatte Beaulieu auf der Mauer gesehen und ihn eiligst angezeigt.

Wir wurden verhaftet und durchsucht, und da man bei mir Papiere fand, die mich verrieten, so mußten wir uns auf das Schlimmste gefaßt machen.

Bis zum Abend hielt man uns in einem engen Raum gefangen, dann kam ein nubischer Diener, der die seltsame Frage an uns richtete, ob wir Schach zu spielen verständen. Wir bejahten beide, und so führte er uns in das Gemach des Paschas, der auf einem niedern Divan saß. Vor ihm stand ein Tischchen mit einem Schachbrett, auf dem die Figuren, aus weissem und schwarzem Elfenbein geschnitten, aufgestellt waren.

„Ihr spielt Schach?“ wandte sich der Türke an Beaulieu.

„Ja,“ erwiderte dieser mit fester Stimme. Er schien all seine Leichtfertigkeit verloren zu haben, denn sein Gesicht war blaß und tiefernst. — „Gut,“ sagte Hıjaz, „Ihr werdet jetzt um Euer Leben spielen. Und nachher auch Euer Freund. Wenn Ihr mich schlägt — was Euch aber nicht leicht gelingen dürfte —, so verspreche ich Euch die Freiheit. In andern Falle droht Euch sofortiger Tod. Laßt uns beginnen!“

Stillschweigend nahm Beaulieu ihm gegenüber Platz, und auf einen Wink seines Gebieters stellte sich ein riesenhafter Nubier mit gezähntem Schwert neben ihn. Mich überließ es eiskalt, als ich die



Übungen der Düsseldorf-Firewehr. Jean Eger, Düsseldorf.



Das neue Schwarzwaldhaus im Neandertal. C. Gornik, Düsseldorf-Oberkassel.

haarscharf geschliffene Klinge im Licht der Lampen blinken sah. Das Spiel begann.

Ahmed Hjaz, der ein leidenschaftlicher Schachspieler war, besaß eine so große Fertigkeit in diesem Spiel, daß er nur selten einen ebenbürtigen Gegner fand. Trotzdem hegte ich wenig Besorgnis für meinen Gefährten, der mir erzählt hatte, daß er wiederholt bei Schachturnieren als Sieger hervorgegangen war. Ich besaß keine besondere Übung; mein Leben erschien mir daher bedrohlicher als das meines Leidensgenossen.

Hjaz wurde bald verdrießlich, denn Beaulieu setzte ihm scharf zu und trieb ihn immer mehr in die Enge. Plötzlich drückte der Türke auf eine silberne Klingel. Augenblicklich erschien eine hübschöne Griechin, die uns in goldenen Tassen Mokka servierte. Dann begann das Spiel von neuem.

Der Pascha war im Nachteil. Er beugte sich tief über das Schachbrett, nur mühsam seine Wut verbergend, indes Beaulieu eine zuversichtliche Miene zur Schau trug. Der Sieg schien ihm ja gewiß. Plötzlich rief der Pascha: „Schach!“

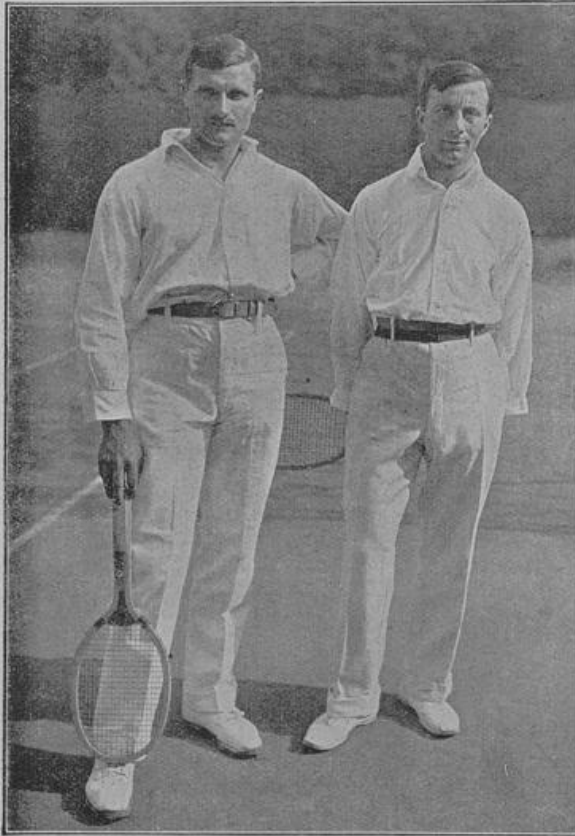
Die Augen des Rubiers funkelten erwartungsvoll, und fester umklammerte seine schwarze Faust den blinkenden Katagan.

Mit Schlag das Herz zum Berspringen. Hastig überblickte ich das Brett. Ahmed Hjaz schien doch das Spiel zu verlieren — in höchstens vier Zügen mußte Beaulieu ihn besiegt haben.

Plötzlich bemerkte ich, wie der Pascha dem Rubier mit den Augen winkte und eine kaum merkbare Handbewegung machte.



Reiser (Griesenheim), Hauptmanns (Düsseldorf), Bären (Bonn).
Die Vertreter Deutschlands bei den olympischen Spielen in Stockholm 1912
im Schwergewichtsringen.



Froitzheim und Kreuzer.

M. Rol, Paris

Im Kampf um die Weltmeisterschaft im Lawn-Tennis zu Paris besiegten die vier Deutschen Froitzheim, R. Kleinschroth, Rahe und Kreuzer sämtliche englischen, französischen und sonstigen Konkurrenten, darunter Decugis, den Champion von Frankreich, Gobert, den Sieger bei den olympischen Spielen in Stockholm, und den bekannten südafrikanischen Spieler Winslow. Das Weltmeisterschaftsfinale wurde demgemäß unter den vier genannten Deutschen ausgetragen. Zuletzt, am 10. Juni, kämpften nur noch Froitzheim und Kreuzer; ersterer errang die Weltmeisterschaft.

Das beunruhigte mich. Ich hatte wiederholt von dem tückischen, grausamen Charakter des Türken erzählen hören, und so befürchtete ich auch jetzt eine verräterische Tat von seiner Seite.

Schon stand ich im Begriff, meinen Gefährten zu warnen, als Ahmed Hjaz abermals triumphierend ausrief: „Schach!“

Beaulieu schüttelte den Kopf — er war seines Sieges vollkommen sicher —, doch im selben Moment fauste die Klinge des Rubiers durch die Luft. Schauernd schloß ich die Augen. Gerechter Himmel! Es gibt Dinge, die man bis an sein Lebensende nicht vergißt! —

Der Russe machte eine Pause, stärkte sich mit einem Schluck Kaffee und fuhr dann fort:

„Der arme Beaulieu, der auf so schreckliche Weise seinen Tod fand, wurde sicher vermißt und gesucht, allein außer mir hat wohl niemand sein trauriges Schicksal erfahren.“

Für diesen Abend schien der heimtückische Pascha die Lust am Weiterspielen verloren zu haben, denn er befahl, mich in mein Gefängnis zurückzuführen. Noch unter dem Eindruck seiner grausigen Tat stehend, machte ich einen Fluchtversuch, der jedoch mißlang.

Am nächsten Tag nach Sonnenuntergang mußte ich wieder vor dem Tiger in Menschengestalt erscheinen. Alles war wie am vorhergehenden Abend. Die Lampen brannten, der Pascha saß auf dem Diwan, ich ihm gegenüber vor dem Schachbrett und neben mir stand der unheimliche Rubier mit seinem Katagan, an dem noch das Blut meines armen Gefährten klebte.

Das Spiel begann — ein Spiel auf Leben und Tod.

Anfangs hatte ich die größte Mühe, meine Erregung niederzukämpfen, aber nachdem ich einige Vorteile errungen hatte — ich nahm meinem Gegner einen Läufer und mehrere Bauern —, wurde ich ruhiger. Nach einer Weile jedoch verlor ich einen Turm, und nun trieb mich der Pascha Zug um Zug in die Enge. Bald merkte ich, daß er mir im Spiel weit überlegen war und mir anfangs nur nachgegeben hatte, um sich dann desto mehr an meiner Niederlage zu weiden.

Länger und länger zögerte ich, bevor ich meine Figuren schob. Der Pascha ließ mich ruhig gewähren. Mit dem grausamen Behagen einer Katze, die mit der gefangenen Maus spielt, lehnte er sich in die Rückenlehne zurück, gemächlich seine Nargilehnpfeife rauchend. Dann klingelte er wie am Abend zuvor, und wieder erschien die schöne Griechin, aber diesmal bot sie uns Wein an.

Ich trank voll Bier, bedurfte ich doch eines Stärkungsmittels, um die martierende Spannung auszuhalten. Der Kubier, der so unbeweglich mit dem Damolleschwert an meiner Seite stand, machte mich entsetzlich nervös. Es war eine grausame Tortur! Wir spielten weiter.

Wieder und wieder bot mir der Türke Schach, und jedesmal sah ich, wie der Schwarze neben mir seinen Jatagan einige Zoll höher hob. Dide Schweifstropfen traten mir auf die Stirn, meine Hände zitterten, ich war kaum noch Herr meiner Sinne. Das Schicksal des unglücklichen Franzosen stand mir lebendig vor der Seele — zweifellos erwartete mich ein gleiches Geschick. Und dann durchzuckte mich jählings der Gedanke: warum mich willenlos abschachten lassen, ohne wenigstens um mein Leben gekämpft zu haben?

Auf der linken Seite war ein breites Fenster. Es stand offen, aber es befand sich zwanzig Fuß hoch über dem Erdboden. Um es zu erreichen, mußte ich an dem schwarzen Sklaven vorüber. Ihn mit einem Faustschlag niederzustreuen, war unmöglich, weil ich sah, während er stand. Es blieb mir nur das eine Mittel: seine Beine zu umklammern und ihn mit einem heftigen Ruck zu Fall zu bringen. Noch zögerte ich. Der Kerl war ein

Miese von Gestalt — ihn umzuwerfen, erforderte mehr als gewöhnliche Kraft. Aber, nicht eine Minute länger durfte ich warten. Blichschnell wandte ich mich dem Kubier zu, umklammerte

seine nackten Beine, spannte meine ganze Muskelkraft an und riß ihn um. Wie

ein Stück Holz fiel er bröhnend zu Boden. Ich mußte über seinen Körper steigen, um ans Fenster zu gelangen, und damit

verlor ich eine kostbare Sekunde. Der Pascha

war aufgesprungen. Mit lautem Wutgeschrei

stürzte er sich auf mich, doch schon hatte ich

den Jatagan des Kubiers ergriffen und versetzte dem

Türken einen so wuchtigen Hieb über den Kopf, daß er

lautlos nieder sank. — Schon stürzte die

Dienerschaft, durch das dumpfe Aufschlagen des

fallenden Körpers aufgeschreckt, ins Zimmer, doch ich

hatte mich bereits zum Fenster hinausgeschwungen. Nur dem Um-

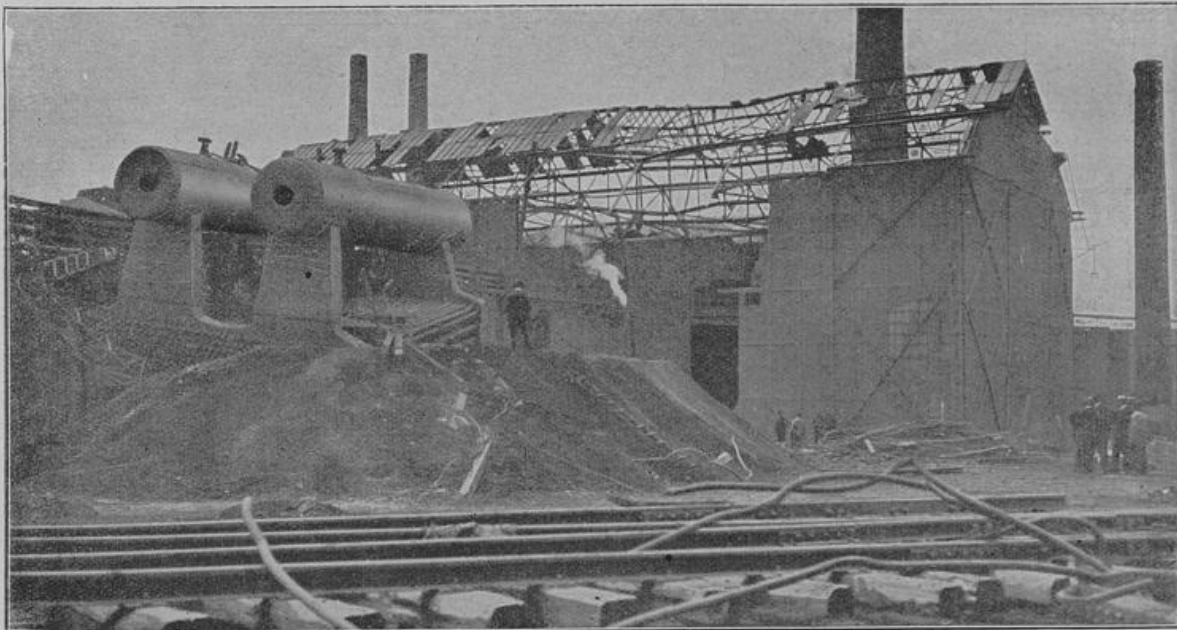
stand, daß ich beim Hinabspringen in einen Kirschbaum fiel, dankte ich mein Leben. Ich glitt zur Erde, eilte durch

den Garten bis zur Mauer, die ich mit Leichtigkeit überkletterte, und lief dann, so rasch ich konnte, der Stadt zu, die ich auch im Schutze der Nacht erreichte.

Ich verwandelte mich nun in einen alten Bettler, und in dieser Verkleidung konnte ich unbehelligt meine Mission zu Ende führen.



Jüdergruppe von der Rheinischen Volkskirmes in Bonn, die vom Bonner Theaterbauverein zugunsten eines neuen Theaterbaues vom 8. bis 10. Juni veranstaltet wurde.



Eine schwere Kesselexplosion

Jak. Peters Nachf., Düsseldorf.

erfolgte am 15. Juni in der Phönix A.-G. für Bergbau- und Hüttenbetrieb, Abteilung Düsseldorfener Röhren- und Eisenwalzwerk. Der Kessel wurde durch eine Seitenwand aus dem Maschinenhause herausgeschleudert und flog etwa fünfzig Meter weit auf einen Kokshaufen.

Mutter.

Novellette von Rudolf Schneider.

Minna Dauter hatte einen Mann und zwölf Kinder. Daß ihre dreizehngeteilte Liebe auf die einzelnen nicht zu reichlich fiel, wird uns nicht wundern. Es wird uns freilich auch nicht wundern, daß die dreizehn von solchem Bruchteil wenig gesättigt waren, um so weniger, als Mutter Minna bei ihrer Verteilung des Mittag- und Abendessens durchaus nicht gerecht war wie die Mathematik. Die Anteile ihres Mannes Gottfried und ihres Lieblingsjungen, des aufgeweckten Wilhelm, waren so verschieden wie ein Sonntags- und ein Montagessen. Und das will viel sagen. Der Sonntag war der einzige Tag, an dem die dreizehn einigermäßen besiebtigt vom Eßtisch aufstanden. Richtig satt essen konnten sie sich nur im Traum. Das dreizehngeteilte Brot war noch viel, viel kleiner als Mutter Minnas dreizehngeteilte Liebe. Man darf indes nicht glauben, daß sie das Brot nur nach dem Maße ihrer Liebe verteilte. Was wäre da aus Vater Fried geworden! Sie maß auch mit dem Verstande. Und ihr Verstand sagte: Gottfried Dauter ist der Ader, auf dem sie ihre Zwölfherde weidet. Wenn der Ader von ihr nichts bekommt, kann auch die Herde von dem Ader nichts bekommen. Da um fütterte sie ihren Fried nach Maßgabe des Bestandes, damit ihn ihre Herde begrasen konnte. Solche Umschweife der Mutterliebe konnten aber die zwölf nicht verstehen. Ihnen leuchtete der Mutter Liebe nur aus dem Stück Brot, das sie gerade verteilte. Darum wunderten sie sich, daß die Mutter den einen Vater so sehr liebte und die vielen Kinder so wenig. Gar manchmal gab es Murren und Aufruhr bei den Hungerigen wie bei der römischen Plebs. Und sie wurden auch beachtet wie diese. Mutter Minna speiste sie mit dem Schwächtriemen, wenn die Brotspeisung nicht zureichte. Alfred, der in der Schule schon Hochdeutsch gelernt hatte, brummte denn etwas wie von „Nabennutter“ unter der Nase. Und der aufgeweckte Wilhelm beidloß: „Ich bin dem Vater viel besser gut als der Mutter.“

Vater Frieds Schwächtriemen war der Tröster und Friedebringer in allen Nöten. Er genoß größere Ehrfurcht als der Vater selbst.

So nährte und regierte Mutter Minna ihren Mann und ihre zwölf Kinder. Und wenn sie wirklich einmal Zeit hatte und ihrem Fried Zeit gönnte, dann begann sie zu klagen, seufzte und jammerte vor ihm, daß sie mindestens elf Kinder zuviel hätten. Fried war von der Göttin der Weisheit nicht gesegnet. Aber in solchen Fällen benahm er sich wie ein Weiser. Er gab der Mutter in allem recht, aber auch nicht zu reichlich, nur soviel, wie sie begehrte. Hätte er gesagt, ja, das Elend sei zu groß, es sei kaum noch auszuhalten, dann wäre sie aufgefahren: Ob denn schon eins verhungert sei, ob sie nicht alle gesund und munter daständen, ob sie, die Mutter, denn nicht noch lebe! Hätte er aber beschwichigt, das sei nicht so schlimm, es sei ja noch immer wie geworden, dann hätte sie geschrien: Ja, ja, er könne das freilich sagen. Er setze sich an die volle Schüssel und frage nicht, wo es her komme. Die paar Dittchen, die er verdiene, reichen kaum für den Todhunger. Fried wußte außerdem, daß nach Verdingung des Seufzens ein Auftrag kam, dann und dann nach Feierabend auszuführen. Nach der Ausdehnung des Jammerns konnte er schon die Ausdehnung der Arbeit bemessen. Und dieser Schatten aus dem Hintergrunde warf über ihn die melancholische Stimmung, die Mutter Minna als Resonanzboden ihrer Gefühle gerade paßte.



Sommerzienrat Dr. med. h. c. Kücken

feierte am 15. Juni sein 25-jähriges Jubiläum als Chef der bekannten Aederei und Bergwerksfirma Math. Stinnes in Mülheim (Ruhr).
Phot. Jul. Bagel, Mülheim.

Es gab gewiß viele im Dorf, die die Dautersche wegen ihrer Härte und Lieblosigkeit schalteten; aber es gab niemand, der sie beneidete. Und Minna Dauter hatte selbst schon hundertmal geschworen, daß auf der ganzen Gotteserde kein Mensch so elend sei, daß er sie beneiden könnte. Aber sie hatte hundertmal falsch geschworen. Es kamen Leute ins Dorf gezogen, die sie tatsächlich beneideten. Emma und Emil Mann waren durchaus nicht die Elendesten auf der ganzen Gotteserde. Sie hatten so viel



Vom Sechsstundenrennen auf der Rollschuhbahn Düsseldorf-Oberkassel.

Von links nach rechts: W. Baronekfi und H. Bodenstass (D. R.-V.) I. Preis, E. Kliffner und H. Schobbenhaus (D. R.-V. Eintracht) II. Preis. Zurückgelegt wurden in den 4 Stunden, auf die die Rennzeit wegen des Regens beschränkt wurde, 77,2 bzw. 75,6 Kilometer.

tausend Taler wie die Dautersche Kinder hatte. Dabei kein einziges Kind, das ihnen den Genuß dieser Taler verkürzte. Und dennoch beneideten sie Mutter Minna. Sie beneideten sie geradezu um ihr Unglück, um ihre Kinder. Frau Klann rechnete mit Minnas Kindern wie ein Armer mit den Millionen seines reichen Nachbarn. Wenn Dauters ihnen ein Kind abgaben, dann merkten sie das nicht einmal. Dann befielten sie immer noch es. Und das wäre doch genug für sie, mehr als genug. Sie, Klanns, wollten ja an einem genug haben.

Es war also nicht ihr Reichtum, was Frau Klann zu Minna Dauter führte. Es war ihre Armut. Aber weil sie mit ihrem Anliegen Dauters Los besserte, so brauchte sie nicht als Bettlerin zu erscheinen, so konnte sie als Helferin auftreten. Und so trat sie denn auch auf. Es müsse jeden Menschen im Dorf erbarmen, wie Frau Dauter sich abquäle. Ihre Kinder essen sie ja auf. Es wäre doch eine Wohltat für sie, wenn ihr jemand ein Kind abnähme. Hm! Sie haben schon immer daran gedacht, sich einmal ein Kind zu nehmen. Warum auch nicht? Sie haben's ja dazu. Und sie seien nun einmal solche Kindermarren. Na, und dann könnte es ja vielleicht auch ebensoviele eins von Frau Dauters Kindern sein. Frau Dauter sei ja eine reinliche Frau. Und sie möchten ihr ja auch gern das Leben erleichtern. Man habe ja doch ein Herz und ein Einsehen. Wenn sie also wolle . . .

Minna Dauter hatte in ihrer dummen Armut denselben Eindruck, wie wenn ein Bräuerweib um einen Pfennig bettelt. Sie hörte das Bräuerherz hinter dem Hochmut pochen. Sie sah seine Leere. Aber sie sah auch die Leere in ihrem Kasten und die Ueberfälle um ihren Esstisch.

Na ja, das könnten sie ja machen, sagte sie. Dann sei ihnen beiden geholfen.

Nun gewiß, erwiderte Frau Klann, es sei ihr ja auch ganz lieb, wenn Frau Dauter ihr

ein Kind abtrete. Sie möchte doch ihre Wohltat nicht ins andre Dorf tragen. — „Wie die bräjen kann!“ dachte Minna Dauter. „Aber sie hat ja auch das Geld dazu.“

Frau Klann fuhr fort: „Da könne sie ihr ja den Unband, den Wilhelm . . .“

„Nein! nein! Den bekommen Sie nicht.“

„Aber warum denn nicht? Sie wollten ihr gerade damit einen Gefallen tun, daß sie ihr diesen Unband abnähmen. Bei ihnen hätte er Platz. Da könnte er lärmern und tollern wie er wollte. Sie hätten das gern, Frau Dauter blühte sie ungläubig an. Ja, ja, das wäre wirklich wahr. Sie sehnten sich gerade nach Kinderlärm. Ihr Mann sagte immer, wenn sie nicht ein Kind zu eigen nähmen, dann würden sie zehn Jahre früher sterben, als Gott bestimmt habe. — „Ob denn auch etwas gegen Gottes Bestimmung geschehen könne?“ fragte Minna Dauter. Das wisse sie ja nicht. Aber jedenfalls lebe man doch gern ein bißchen länger. Na, da könne sie ja ein andres Kind nehmen. Das werde auch schon so viel Lärm machen, wie sie zum Leben brauchen. Ja, wenn sie ihr den Wilhelm denn durchaus nicht geben wollte. — Welches sie nun aber bekommen sollte, fragte sie.

Die Antwort auf diese Frage war eine Wollust für die Dautersche.

Ja, was sie denn wohl denke! Das könne sie allein nicht bestimmen. Da müsse sie warten, bis ihr Mann nach Hause komme. Ihr Mann sei ein Schlimmer. Der mache alles nach seinem Kopfe.

Vater Fried hatte diesmal einen schweren Abend. Die Augen fielen ihm zu vor Müdigkeit, aber er mußte wachbleiben und zuhören, wie Mutter Minna beratenschlugte. Er mußte wachbleiben und ja sagen und wenn es nötig war, auch manchmal nein. Die Mutter redete hin und her und kreuz und quer und so munter, als wenn sie den Tag über geschlafen hätte. Endlich stand Mutter Minna auf, nahm die Lampe und sagte zu Vater



Gute Kameraden.

Aufnahme von Ingenieur Ad. Schneider, Duisburg.



Die neuesten Pariser Moden auf dem Boulognerplatz in Chantilly. Ch. Deltus, Paris.

Links: Das „allernueste“: der oben geschligte Rock. Das übrige Kleid ist aus leichtem weißen Stoff, buntfarbig bestickt; Hut und Rock sind schwarz. In der Mitte: schwarzweißer Seidenmantel über weißem Kleid. Rechts: weißes, dunkelblau gestreiftes und ebenfalls mit Dunkelblau besetztes Kleid. Vorn und hinten eigenartige Klappengarnierung.

Fried: „Komm mit.“ Sie ging mit ihm in die Kammer, wo die Kinder schliefen.

Die Kleinen lagen quer in ihrer Bettstelle, die großen längs, Köpfe und Füße an beiden Enden.

Eine Weile standen sie so und musterten die zwölf Schläfer. Da fiel Mutter Minnas Blick auf Otto.

Das war ein ganz unnützer Junge. Sie mußte sich jeden Tag über ihn ärgern. Prügel half bei dem Strid nicht. Das war ein Unnosel durch und durch.

Wie sie so mit frischem Aerger daran dachte, da entlud sich noch ein Aerger über das erfolglose Hin- und Herdenken und legte sich auf den Rücken.

Ja, den Otto wollte sie Frau Klann geben. Mochte die sehen, was sie aus dem Unnosel erziehen würde. Und Vater Fried war froh und sagte ja.

Otto regte sich im Schlaf und flüsterte hörbar: „Mutter!“ Mutter Minna zuckte zusammen. Es stieg in ihr auf wie eine große Scham.

„Nein, nein!“ schrie sie auf. „Den geb ich auch nicht! Ich gebe gar keins. Das sind meine Kinder. Ich gebe gar keins weg. Laß die Klannsche ihren Geldbeutel hopen, wenn sie ein Kind haben will!“

„Aber Mutter,“ wagte jetzt Vater

Fried, „der Jung' hat's gut bei Klanns. Das sind doch reiche Leute.“

„Was? Was gehen dich meine Kinder an, Fried? Geh schlafen! Morgen früh ist die Nacht zu Ende.“

Na, es sei noch keins bei ihr verhungert und werde auch nicht. Nein, nein, das nicht. Der Hunger sei wie ihr seliger Mann.

Ihr Eiser. Er habe einen großen Mund und eine langsame Hand. Er rumore viel und zwide einen, aber er töte nicht gleich. Na, nun möchte sie aber ihr Kind sehen. Frau Dauter solle es doch nun holen.

Ihr Kind? Sie habe ja kein Kind. Nun, doch das, was sie ihr geben wolle.

Ob Frau Klann denn schon einmal einem tausend Taler geschenkt habe.

Tausend Taler schenken? Das wär so'n Spaß, was? Ach ja, das liebe Geld, das brauche man so nötig.

So! Na, so nötig, wie die Frau Klann ihr Geld, brauche sie, die Dautersche, auch ihre Kinder. Sie ver-schenke auch keins.

Was? Nicht? Aber das sei doch schon so gut wie abgemacht gewesen. Ihr Mann habe gestern schon angefangen, einen kleinen Wagen zum Spielzeug zu machen. Heute sei er in die Stadt gefahren, um ein Schaukel-pferd zu kaufen. Das Kind solle es ja so gut haben bei ihnen, so gut. Der liebe Gott habe Frau Dauter doch soviele Kinder geschenkt. Da solle sie doch nicht so geizig sein . . .

Frau Klann wurde immer kleiner. Sie sank immer mehr zusammen. Sie erhob, desto mehr sank Frau Klann zusammen. Zuletzt stand ein Prachtweib vor der zwölffachen Millionärin Minna Dauter. Und Mutter Minna hielt ihre Taschen



Großgrundbesitzer Geheimrat v. Sanfel,

ein Verwandter der Düsseldorfer Familie gleichen Namens, ist dieser Tage gestorben. Er war Ehrenbürger von Mors und als Besitzer des Schlosses Laudonvillers Gutsnachbar des Kaisers bei Uvville. E. Jacobs, Mech.



Fest am Ufer eines Sees. Wandgemälde für einen Kokos-Saal von Walter Petersen.

Diese Worte flossen Vater Fried ins Gemüt wie Sauer und Süß. Aber die Süße überwog. Er schüttelte den Kopf, gähnte und ging ins Bett. Am andern Tage kam Frau Klann mit ihrer Varn-herzigkeit zur Dautersche. Ach Gott ja, wenn man so dreizehn Mäuler satt zu machen habe, dann sei es doch ein Segen, wenn eins weniger werde. Eins sei ja doch immer eins und mehr als keins.

zu, wie Millionäre zu tun pflegen. Aber ihr Herz sog begierig an den Bettelworten der Armut und füllte sich mit dem Hochmut des Reichtums. Als es voll war, so daß ihr ganzes Gesicht davon widerstrahlte, da schloß die Hoffnungslosigkeit der Bettlerin den Mund.

Frau Klann verließ die Kathe, wie ein Prachtweib den Palast eines Reichens verläßt, der ihr auch nicht ein Pechlicht gegeben.

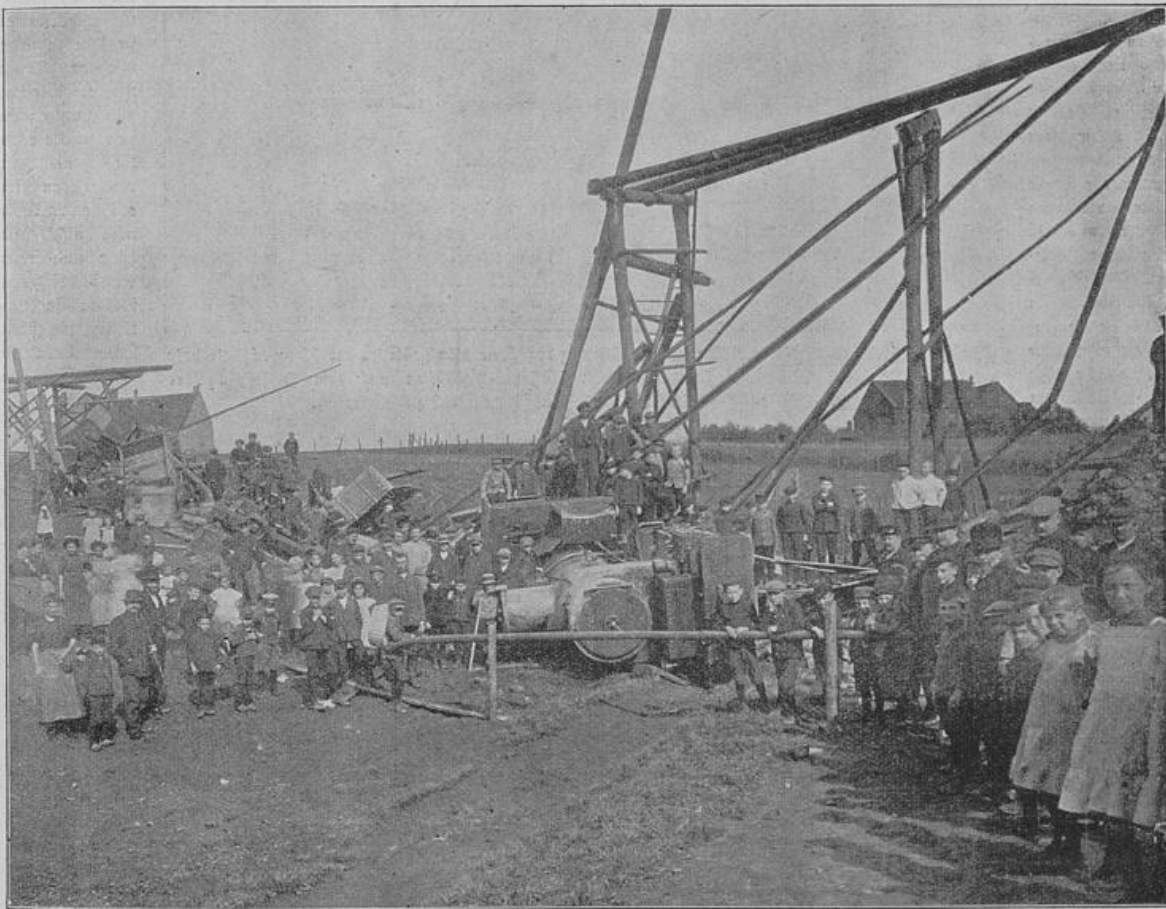
Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 26.

Düsseldorf, 29. Juni

1912.



Absturz eines Bauzuges auf der Kleinbahn Solingen—Kronenberg.

Auf der Baustelle Stöcken der im Bau begriffenen Kleinbahn Solingen—Kronenberg, auf der vor einigen Wochen schon mehrere Wagen der Schmalspurbahn von dem hohen Brückengerüst abstürzten, ist am 17. Juni ein aus Lokomotive und 12 Wagen bestehender Bauzug verunglückt. Auf der abschüssigen Strecke des 20 Meter hoch angeschütteten Bahndammes zwischen Stöcken und Schrödtberg fuhr die Lokomotive mit den beladenen Wagen zu Tal, als plötzlich auf den feuchten Schienen die Bremsen verfaßten, obwohl sie bis zum

Neuesten angezogen waren. Mit rasender Schnelligkeit fuhren die vordersten Wagen — die Maschine bildete den Schluß des Zuges — über das Gleisende hinweg und stürzten von dem die Fortsetzung des Bahndammes bildenden 20 Meter hohen Brückengerüst ins Tal, die übrigen Wagen und die Lokomotive mit sich reisend. Menschen sind nicht verunglückt, da Bremser und Führer rechtzeitig absprangen. Der Materialschaden ist ganz bedeutend; der Verlust der Lokomotive beträgt allein 15000 Mark.

Phot. Max Garze, Solingen.

Im Sumpfe der Großstadt.

Ein Sittenbild von Karl Deiker, Düsseldorf.

Ich führe den verehrten Leser heute in das dunkelste Viertel einer rheinischen Großstadt. Fröhlich, wenn der Morgen dämmert, wenn das Nebelhorn der Fabrik in den jungen Tag hineintutet, wenn der Arbeiter, seinen Henkelmann in der Hand, der Stätte seines Schaffens zustrebt, wenn die einsame Lerche, auf dem Hintergelände der Fabrik jubelnd, einem Aeroplan gleich ihren ersten Ausfliegversuch zu unternehmen sich anschickt, dann, dann — — — ja, was dann? — — —

Ein kleines Gewässer ist es, in dem sich das Fabrikgebäude widerspiegelt, obenauf versuchen ein paar Wasserlinsen ihre verlorrene Existenz aufs neue zu begründen, auf seinem Boden ruhen viele Denkmäler menschlichen Schaffens und irdischer Arbeit, wie zum Beispiel einige im Laufe der Zeit unbrauchbar gewordene Töpfe aller möglichen Genres und ein ehemaliger Stiefel. Friedlich gesellt sich diesen Produkten der Industrie eine Kage zu, welche sich hier im idyllischen Wasser von allem

Erdenleib ausruht. Und inmitten all dieser Herrlichkeit hauste er, der Held unseres Romans, Heribald, der Stichling. — —

Seine Frau hieß Desiree und war mit allen Tugenden, welche ein weibliches Wesen besitzen muß, verschwenderisch ausgestattet. Ihre höchste und schönste Tugend aber war ihre unentwegte Treue zu ihrem Gatten. Man sieht, daß selbst im Sumpfe der Großstadt Frauentreue vorkommen kann — in diesem Falle wurde sie gewedt durch den Umstand, daß Heribald der einzige männliche Stichling in unserm Sumpfe war und sich mithin Desiree keine Gelegenheit bot, eine Untreue zu begehen. Als Aufenthaltsort hatte sich Desiree den

löslichen alten Stiefel auserkoren, und wenn Heribald, ihr Gatte, so recht verliebt in sie war, so zog er seinen Feiertagsrock an, dessen Schönstes die knallrote Weste war, und machte ihr vor dem Stiefel Fensterpromenade.

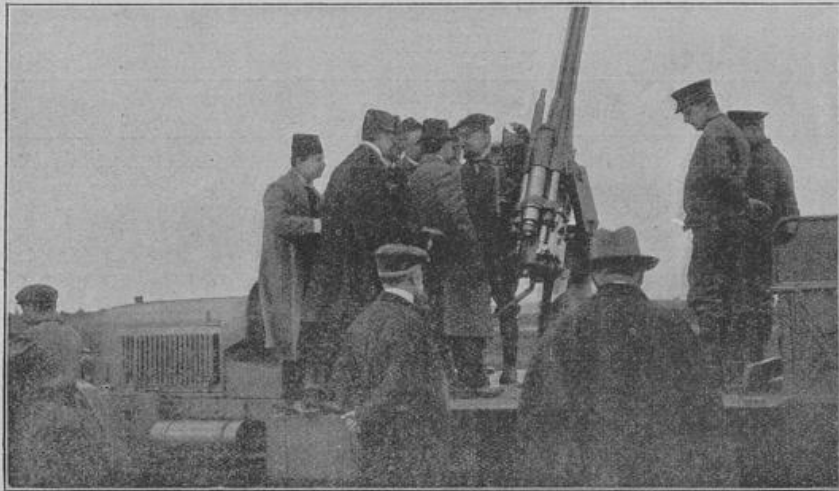
Heribald und Desiree waren dreistachelige Stichlinge; es gibt nämlich auch neunstachelige, aber die sind lange nicht so schön.

Heribald, der Stichling, war ein brillanter Schwimmer vor dem Herrn, Uli, der Frosch, welcher ihn hier und da aufsuchte, wenigstens sagte das, und er blieb bei seiner Behauptung. Auch die großen,

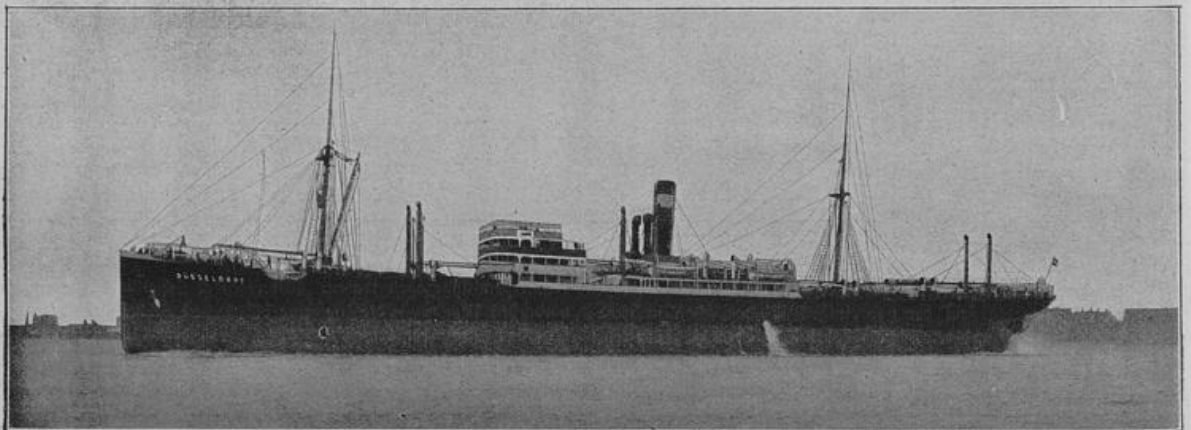
mittlern und ganz kleinen Wasserläufer hatten nebst Wasserwanzen und Wasserfliegen einen Heidenrespekt vor Heribalds Schwimmfähigkeit. Kam sie ihm zu nahe, wie der Teufel war er hinterher, und zum mindesten zwidte er sie tüchtig ins Bein. Aus Leben ging er ihnen vorläufig noch nicht, für seine und seiner Gattin Nahrung sorgten ja vorläufig die sterblichen Ueberreste der Kage, welche für einen Stichlingsgäumen eine

Delikatesse bildeten. Ich kann das nicht beurteilen, denn wenn ich jemals Kagenfleisch aß, so geschah das unbedacht in irgendeinem Hotel, wo sich ein Gase in seiner Abwesenheit durch eine Kage vertreten ließ. Hier kann ich nicht umhin, das Unpflanzungsvermögen der Kagen lobend zu erwähnen, denn sie schmecken genau wie Hasenbraten. —

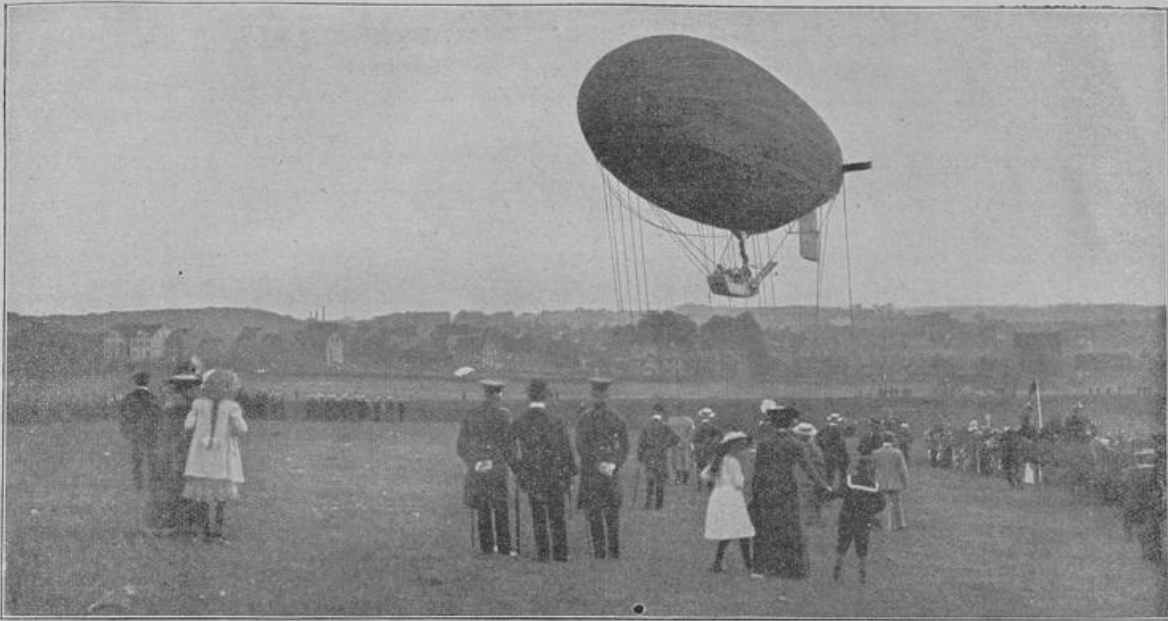
Also, unser Heribald war ein großer Freund von Hasenbraten, und deshalb machte er sich, als ein echter Gourmet, über die Kage her, und Desiree, sein Weib, half ihm, sie sich nach und nach zu Gemüte zu führen. Neben Desiree befanden sich noch fünf weitere weibliche Stichlinge in Heribalds Reich, aber die waren noch lange nicht



Türkische Militärstudienkommission unter Führung des Generalinspektors der schweren Artillerie Erzellenz Ibrahim Pascha zur Erprobung von Ehrhardt-Geschützen auf dem Schießplatz der Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik zu Antersloh.



Der neue Dampfer „Düsseldorf“ der Deutsch-Anstral. Dampfschiffs-Gesellsch. Hamburg, erbaut von J. G. Tecklenborg, A.-G., Geestemünde.



Vom Rennen in Castrop am 12. Juni: Ankunft des Parfeval auf dem Castroper Rennplatz. Phot. E. Müller, Castrop.

ausgewachsen, und Heribald, der Stöckling, kannte die betreffenden Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuches. Eins jedoch paßte ihm keineswegs. Diese jungen Mädchen bekundeten ebenfalls eine große Vorliebe für Hasenbraten, und sowie Heribald den Rücken gekehrt hatte, um Desiree den Hof zu machen, stürzten sie alle fünf über die liebliche Stape her. Und eines Tages — es war an einem Sonntag — kam er hinter die Schliche seiner im Badstischhalter stehenden Gefährtinnen, und schnaubend in edlem Horn stürzte er sich auf die erste beste und riß ihr eine Seitenslosse total aus.

Die Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuches, welche Körperverletzung behandeln, kannte Heribald nicht, er hatte nur die oben erwähnten und die mit ihnen zusammenhängenden studiert. Und dies war Körperverletzung mit tödlichem Ausgang.

Bitte an allen vieren — Pardon, allen Flossen —, legte sich Sieglinde, so hieß die junge Dame, auf die Seite. Heribald machte

sich schleunigst aus dem Staube, verfolgt von den Bervünschungen der andern Fische. Da traf ein eigenartiger Laut sein Ohr. Er vernahm vom Ufer her die Worte: „Du, Pitter, sitz ens, da sind Stachelbüßes drin!“ — Das Verhängnis nahte in Gestalt zweier Jungen, welche, mit leeren Bierflaschen bewaffnet, auf Raub ausgingen. Pitter und Zupp waren ehrsame Bürgersöhne, sie fühlten viel Trieb zur Natur in ihrem Innern und bekundeten ihr Naturinteresse sehr intensiv dadurch, daß sie den Maikäfern die Beine ausrißen und die Frösche mit einem Strohhalm aufbliesen. Auch Uli, Heribalds Freund, hatte daran glauben müssen. Und das war sehr traurig.

Still saß Uli, der Frosch, am Rande des Lämpels und ließ gerade den lieben Gott einen guten Mann sein, als Pitter und Zupp seiner ansichtig wurden. Wie ein paar Indianerhäuptlinge stürzten sie über den armen Uli her, und dann geschah das Schreckliche! — Zupp hatte seine Liebe zur Natur und zu Tieren von seinem Vater geerbt, gleich



Blick auf die Städteausstellung in Düsseldorf.

Hofphot. Joseph Heine, Düsseldorf.

Die Städteausstellung zu Düsseldorf 1912 für Rheinland, Westfalen und benachbarte Gebiete ist in dem durch gewaltige Hallenanbauten vergrößerten städtischen Kunstpalaß in rund 150 Hallen und Räumen untergebracht. Insgesamt ist das Ausstellungsterrain über 50 000 qm groß. Die Eröffnung erfolgt am 29. Juni. Protoktor ist Prinz August Wilhelm von Preußen. Die Ausstellung umfaßt fünf Gruppen: 1. Städtebau, 2. Einrichtungen für die Gesundheit, 3. Einrichtungen für die Krankenpflege, 4. Hochbauten, 5. Industrie; sie ist die bedeutendste ihrer Art.

tiefem wollte er Naturwissenschaften studieren, um wie er Wärter im zoologischen Garten zu werden. Und jetzt liebte er sich. Still blies er unsern Uli auf, indem er ihm einen Strohhalm in den Bauch praktizierte, und wie war seine Freude groß, als er strahlenden Antlitzes das Opfer seiner starken Lungen in das Wasser warf, wo dasselbe hilflos zappelnd umhertrieb. Hier nahm ihn Heribald, der Stacheling, in Empfang. „Ach, sieh mal an, da wären wir ja! n' Tag, Uli!“ Dieser stöhnte. „Hilf mir, lieber, guter Heribald, ich hab' solch gräßliche Leibschmerzen!“ — „Aha,“ meinte der Stacheling, „wohl gerade so wie damals, als du meinen armen Bruder verschluckt hast? Jetzt hast du deine Strafe!“ — „Das tat ich ja nur aus Versehen, ich glaubte, es sei ein Bitterling. Ich werde doch keinen Stacheling verschlucken!“ Dies letztere leuchtete Herrn Heribald gar wohl ein. Er dachte an

seine Stacheln, welche ihn vor dem Geschick eines Bitterlings bewahrten, gleichzeitig stieg in ihm ein gewisses Gefühl des Dankes auf, denn seitdem Uli seinen Bruder verdaut hatte, war er, Heribald, der Stacheling, Herr seines Gebietes. Freundlich schwamm er auf den armen Uli zu und pflückte ihn tüchtig mit einer seiner Stacheln in den Bauch. Pfiff, pffff —

pffff —, Zupps tiefstes Innere, was all er den guten Uli eingeblasen, ging nun flöten. Erleichtert tauchte Uli zunächst unter, welche Prozedur ihm bislang wegen seines mit Luft gefüllten Bauches nicht gelingen wollte. Stöhnend hielt er die rechte Hand auf die Wunde gepreßt, welche ihm Heribalds Freundschaft beigebracht, und wehmütig sah er eine vorüberschwimmende Ribellenlarve und verzehrte sie auf Heribalds Wohl und zur eignen Stärkung. — Zupp und Pitter dagegen standen am Ufer und fertigten neue Entwürfe zu neuen Heldentaten aus. Ihr Schuldkonto war für den heutigen Tag eigentlich schon überbelastet, aber da hier kein Dazwischenkommen fördernder Kräfte, wie zum Beispiel Polizisten usw., zu befürchten war, so beschloßen die beiden, neue Schanddaten den alten hinzuzufügen. Pitter war der älteste. Er entstammte einer alten, weitverzweigten niederrheinischen Adelsfamilie und nannte sich

Schmitz. Er war sehr stolz auf diesen Namen, und dazu hatte er alle Ursache. Und sein Bestreben war auch, immer dem alten Namen seiner Väter Ehre zu machen. Und das hatte er heute den ganzen Tag getan. Aber wenn ihn bei der Bestrebung, seinem Namen Ehre zu machen, einmal versehentlich die Polizei beim Widel kriegte, so hatte er auch alle Ursache, seinen Namen zu verwünschen, denn niemand glaubte ihm, daß er Schmitz heiße, obwohl doch dieser Name ziemlich verbreitet ist. Zi, das war sonderbar. —

Sein Partner Zupp hatte einen weit selteneren Namen, jedoch an Alter und Klang ebenso feudal wie derjenige Pitters. Er hieß nämlich Müller. Seine Freunde nannten ihn „Müllers Zupp“, während Pitter nur der „Schmitzepitter“ genannt wurde. Beide waren mühsam bekannt als tüchtige Kämpen, und wehe den andern

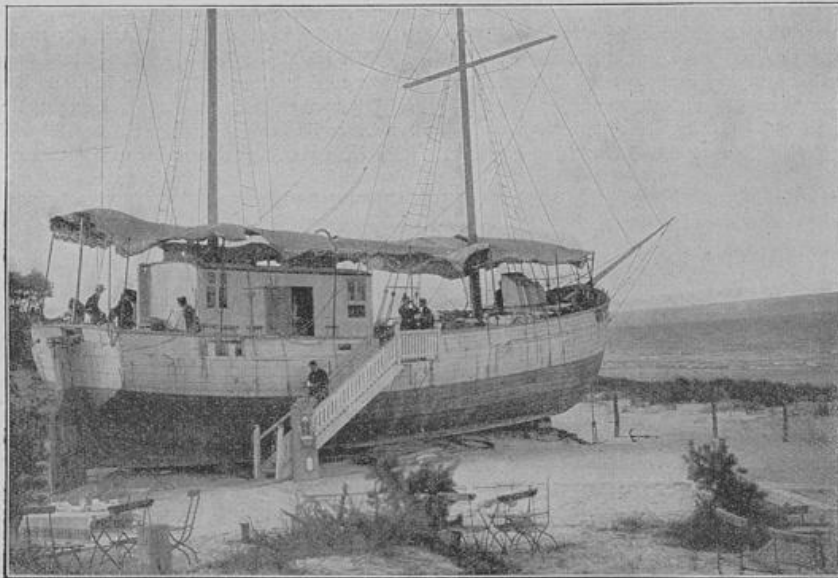
Jungen, welche ihre Wege kreuzten und vielleicht zufällig gleiche oder ähnliche Interessen verfolgten. Zupps Vater war von Beruf Hundsfänger, also auch er beschäftigte sich mit Zoologie, und von ihm hatte der Sohn den reichen Vorrat seiner kynologischen Kenntnisse. Er konnte alle Hunde voneinander unterscheiden, die Dogge vom Tiedel und den Boxer vom russischen Windhund. Auch jetzt zeigte sich Müllers Zupp wieder als erstklassiger Kynologe. Stolz deutete er auf den Boden des Gewässers und sprach zu Pitter die inhaltschweren Worte: „Kid ens, dat da is Iene Sont, dat is en Raß!“ — Tief gerührt ob dieses Weisheitsergusses, griff der Schmitzepitter einen Stein und warf denselben in die Fluten. Wenn man einen Stein ins Wasser wirft, gibt es lauter Krangel. Hier auch. Voll Interesse bemerkte

Pitter das, und mit einiger Freude ließ er dem einen Stein viele andere folgen, durch welche Handlungsweise sich die um Sieglindens Leiche gefohnten Stachelinge veranlaßt fühlten, sich schleunigst in Deckung zu bringen. Und das sollte ihr Verhängnis sein. Zwar wehrte sich Desfree gegen die Eindringlinge, aber das half nichts, in hastiger Flucht stutzten alle in den schönen alten Stiefel. „Zupp,“ sagte der Schmitzepitter, „Zupp, kid ens, die Stachelidiges sitze all in der



Ein feuchtschröhlisches Steldichein.

Phot. Gebr. Haedel, Berlin.



Ein gestrandetes Schiff als Restaurant in Wijn auf Blügen. Gebr. Haedel, Berlin.

Stiefel." Heribald, der Stichling, hatte gerade noch Zeit, sich so schnell wie möglich aus dem Staube zu machen, denn schon ließ Pitter seinen Worten die Tat folgen. Es war eine schnelle Tat. Majestätisch stieg er nieder in die dunkle Flut, stieß den Kagenleichen zur Seite und hob mit einem energischen Ruck den Stiefel empor. Heribald, der Stichling, heulte auf. „Desiree, meine Desiree!“ — — — Zu spät, seine Desiree war zum Teufel. — — — Und mit ihr die armen, unmündigen jungen Mädchen. Heribald sah noch, wie Jupp und Pitter den Stiefel umkehrten, bemerkte dann, wie seine Desiree nebst Gefolge in eine inzwischen mit Wasser gefüllte Bierflasche spazierte, — dann ward es schwarz vor seinen Augen. — — —

Triumphierend wandelten Jupp und Pitter ihren Penaten zu, die Flasche mit dem kostbaren Inhalt hielt Pitter in der Rechten. Er schlenkerte sie hin und her, und der kostbare Inhalt begann allmählich seetrank zu werden. Da zuckte es wie ein Blitz durch Jupps Gehirn und er ersuchte seinen Freund, ihm die Fische auszuliefern.

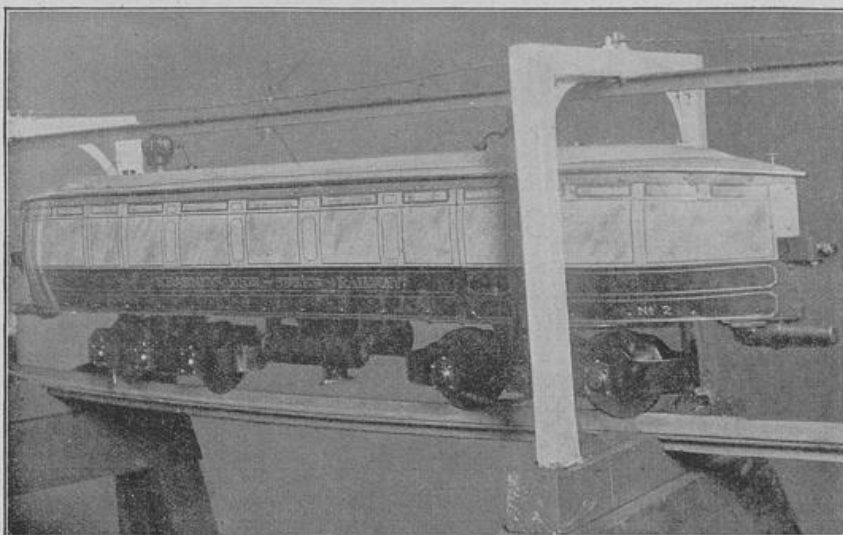
„Du bist wohl toll?“ Das war alles, was Pitter als Antwort auf solch niedriges Ansuchen hatte.

„Aber die Fläch gehört mich doch,“ meinte Jupp. — Schwapp, hatte ihm sein Freund eine runtergehauen. Die Ohrfeige reflektierte sofort auf den gütigen Spender und schon war der Zweikampf im Gange. Zunächst wurde das Korpusdelikti, die kostbare Flasche, hingestellt, von wegen der Bewegungsfreiheit, und dann hagelte es Hiebe, untermischt mit Ehrentiteln, die in keinem Lexikon verzeichnet stehen. Heiß war der Kampf, aber die Ehre des Sieges groß — so groß, daß sie keiner dem andern gönnte. Und mit dieser Ehre des Sieges war ja auch der Besitz der Flasche nebst Inhalt

verbunden. Endlich, endlich Sieg. Pitter lag am Boden, Jupp als Triumphator obendrauf — — — daneben lag die Flasche, deren Inhalt ausgelassen war. Desiree tanzte ihren Totentanz, ihre kleinen Kolleginnen hatten denselben größtenteils schon beendet. Holbeins Totentanz, Methels Totentanz geben nicht annähernd das wieder, was sich hier abspielte. Es war furchtbar. — — —

Einsam hockte Uli am Leiche. Mit seinem Freunde Heribald war nichts mehr anzufangen. Eine tiefe Melancholie hatte diesen ergriffen. Traurig umschwamm er die tote Kage, und der Gasenbraten wollte ihm nicht mehr munden. Er magerte sichtlich ab, und nachts im Traume hörte man ihn oft sonderbare Reden führen, vor allem war es das Wort „Desiree“, welches er sprach. Ulis Wunde

war geheilt, Heribalds, des Stichlings, Wunde aber war unheilbar. Im grauen Böhmerkleid durchstreifte er alle Töpfe und sonstigen Gegenstände, „Desiree“, rief er, „Desiree!“ Doch vergeblich. Uli wurde die Sache sehr langweilig und er hupfte von dannen. Nun war Heribald ganz allein. Denn mit all den Rücken schwimmern, Libellenlarven und den Wasserläusern konnte er sich nicht unterhalten, erstens verstand er ihre



Einschienigenbahn für Monte Carlo.

Intern. Ill.-Verlag.

Das neueste System für eine einschienige Bahn wurde für die Strecke Nizza—Monte Carlo angenommen; sie soll 1913 fertiggestellt sein. Die Wagen laufen zwischen zwei Schienen, die gleichzeitig den elektrischen Strom leiten.

Sprache nicht und dann erlaubte ihm ja auch sein Stand nicht einen solchen Verkehr.

Der Sommer kam. Heiß brannte die Sonne auf unsere rheinische Großstadt, auf die Fabrik und den Tümpel. Das Nebelhorn tutete immer noch, und die Arbeiter gingen noch immer alltäglich mit ihrem Henkelmann an Heribalds Reich vorüber. Aber je mehr die Sonne brannte, um so kleiner wurde dies Reich, und da kam plötzlich der Tag, da Heribald, der Stichling, auf dem Trocknen saß. Und das war zuviel für ihn — — da ist er gestorben. Schade! —

Der Wahn.

Novelle von H. Spont.

Sie erreichten den Gipfel der Felswand, und mit einem Male lag der Gletscher vor ihnen — gigantisch, leichenfahl, von Rissen durchzogen. Johannes blieb stehen, und mit dem Finger auf die Klippen deutend, die das Schneefeld beherrschten, sagte er warnend:

„Lassen Sie uns um Gottes willen nicht weiter vordringen, gnädiges Fräulein. Glauben Sie mir nur, es war schon unrecht von mir, wenn ich gestern Ihrer Laune nachgab und einwilligte, Sie zu begleiten. Schon seit Tagesgrauen marschieren wir, und es dauert noch zwei volle Stunden, bevor wir am Fuße des Crabioules anlangen, wo höchstwahrscheinlich Glatteis herrscht. Der Crabioules ist böse, recht böse, besonders gegen Ende des Sommers. Lassen Sie uns nach Espingo zurückkehren. Wir zünden ein kräftiges Feuer an, machen uns eine gute Suppe, und ich bringe Sie gesund wieder zurück.“

Doch sie heftete ihren scharfen Blick auf ihn und sagte mit bebender Stimme: „Ich habe keine Furcht. Der Crabioules gefällt mir. Ich will hinaufsteigen, und ich werde auch hinaufsteigen!“

Der Mann wandte die Augen ab. Ganz bestimmt, diese junge Dame beherrschte ihn. Ein erstklassiger Führer der Pyrenäen, fühlte der dreißigjährige Bergbewohner sich entwaffnet vor diesem Kinde, das er fürchtete. „Nun, dann um so schlimmer!“ erklärte er. „Sie wollen es nicht anders. Ich bitte Sie also nur, mir zu gehorchen.“

Und gewandt rollte er das Seil auf, knotete es um die zarten Hüften und schlang es sich um den eignen Körper.

„Wir werden am die Klippen herumgehen, indem wir den Schnee ausnutzen und die Eisfelder vermeiden. Treten Sie genau in meine Fußstapfen, stützen Sie sich auf den Stock, und wenn Sie ausgleiten, so klammern Sie sich fest — ich bin dann immer noch da!“

Jawohl, er war da, der brave Johannes Garrigou, und während dieses zweifelhafte stummen Ringens vergaß er keinen Augenblick die kostbare Würde, deren Dasein von seiner geringsten Bewegung abhing. Nie war seine Aufgabe ihm schöner und edler erschienen, und nie hatte er so ihre Größe gefühlt. (Fortf. auf S. 207.)

Bilder aus Neuseeland.

Die Maoris (Eingeborene) Neuseelands, welche vor etwa 400 Jahren aus Samoa einwanderten, sind von hellbrauner Farbe und gedrungener, kräftiger Gestalt; im Vergleich zum Europäer mit längeren Vorderarmen und kürzeren Hinterbeinen ausgestattet. Die früher allgemein übliche Tätowierung wird jetzt auf die Rippen und das Kinn der Frauen, und zwar erst bei der Verheiratung, beschränkt. Die hauptsächlichste Kleidung besteht aus zwei Phormium (Glachs)-Matten, von denen die kürzere durch einen Gürtel um den Leib festgehalten wird, und die andere, oft mit Hundefellen gefütterte und auf der Außenseite mit Federn geschmückte Matte um die Schulter gehängt wird. Oft trägt man in dessen die Maoris in abgelegter europäischer Kleidung, in der sie einen schlechten Eindruck machen. Die gewöhnlichen Häuser bestehen aus Baumstämmen und geflochtenem Rohr; das Innere ist bis auf einige Kästen für fische und Schmuckstücke ohne Möbel. Bei den Häusern der Vornehmen sind alle Balken und Pfosten mit kunstvollen Schnitzereien bedeckt, oft mit Muscheln ausgelegt und rotbraun und schwarz bemalt. Diese Schnitzereien wurden früher bei dem Mangel an Messern höchst mühsam mit Muscheln, Glaslava

und Glaschalen hergestellt; jetzt ist diese Technik nahezu ausgestorben. Den poetischen Sinn der Maoris beweisen ihre Kriegs- und Liebeslieder sowie die zahlreichen, auf die Erklärung der merkwürdigen Naturerscheinungen der Nordinsel gerichteten Mythen; unter den Eingeborenen finden sich überhaupt vorzügliche Redner und Geschichtenerzähler, denen man mit großer Ausdauer lauscht. Ihre Gesamtzahl beträgt kaum 50 000 gegen etwa eine Million Kolonisten auf Neuseeland.

Der Kanarische Meer verdankt ebenso wie die andern romanischen Seen der Südpazifik seine Existenz den Gletschern der 300 Kilometer langen Alpenkette. Ihre Abflüsse bilden außer diesen herrlichen Seen eine große Anzahl tief eingeschnittener prächtiger Fjorde. Die Gletscher reichen auf der Ostseite der Südpazifik bis zu 835 Meter, auf der Westseite sogar bis zu 212 Meter Höhe über dem Meere hinab, erreichen aber ihre frühesten Straßen, die Fjorde, nicht mehr. Spuren vulkanischer Tätigkeit sind nur noch in einigen heißen Quellen zu finden. Die Vegetation, die mit der Pflanzenwelt Australiens wenig gemein hat, ist eine reiche, vielfach sehr üppige, und zwar besteht sie aus einer reißvollen Mischung tropisch-indischer und antarktisch-heimischer Arten



Eingeborene von Neuseeland.



Der Gletscher des 3768 m hohen Aorangi oder Mount Cook auf Neuseeland.

Auch nicht die leiseste Unruhe beherrschte ihn mehr. Von seinem geschickten Arm gehandhabt, ließ der blanke Stahlpicel weiße Eissplitter umhersiegen, die im Sonnenlicht glitzerten und funkelten...

Ohne ein Wort zu sprechen, hatte er endlich das Werk vollbracht.

„Sie sind ein guter Führer,“ sagte sie schlicht. „Man behauptet, in den Pyrenäen gäbe es keine guten. Ich aber kenne jetzt einen...“

Er ließ sie neben sich Platz nehmen, legte einen Schal um ihre feuchten Schultern und packte das Tourenrucksäck aus, zu dem er einen Schluck spanischen Wein mitgebracht. Dann stand er auf.

„Warten Sie einen Augenblick. Ich werde unsre Spitze aus der Nähe untersuchen. Aber rühren Sie sich ja nicht!“

Doch kaum hatte er sich entfernt, als er auch schon einen jähen, herzerreißenden Schrei vernahm... das Echo wiederholte ihn zehnfach. Und als er sich entsetzt umwendete, gewahrte er die junge

„Trinken Sie, trinken Sie! Und sorgen Sie, daß Sie nicht steif werden. Sie müssen gehen, damit das Blut wieder in Bewegung kommt. Anfangs sind Sie vielleicht ein wenig steif, aber Sie werden schon wieder warm werden. Uebrigens brauchen Sie nichts zu befürchten. Ich bin da und werde Sie tragen, wenn es sein muß.“

Gehorsam stand sie auf und suchte einen Halt für die bebenden Beine — von dem heftigen Aufsprall war ihr noch immer der Kopf benommen. Sie nahm den Arm des Mannes, und langsam begannen beide den Abstieg... wie zwei alte Leute, die den Weg suchen.

Wie lange dauerte dieser Abstieg zwischen Felsen, Steintrümmern und über Schneefelder? Johannes wußte es nicht mehr. Er hatte sie gerettet, er brachte sie zurück — das war alles. Der Instinkt des Bergbewohners ermöglichte es ihm, bei Hindernissen ihre Schritte zu leiten. Er dachte an nichts andres mehr. Wie im Traum schritt er dahin —



Bilder aus Neuseeland:

Der Kaniersee im Nordosten des Mount Cook.

Dame, die mit gekreuzten Armen auf dem Rücken den Gletscher hinabjaufte... mit unheimlicher, schwindeleerregender Schnelligkeit. Es dauerte kaum einige Sekunden, und der kleine schwarze Punkt hielt an in einem Schneebett... gerade vor einem tiefen Spalt. Sie blieb eine ganze Weile regungslos, wie tot.

Aber schon war er ihr nachgeeilt und hob sie eiligst auf. „O, es tut mir weh, es tut mir weh!“ Und mit seinen großen Händen betastete er ihre zarten Beine, den schlanken Rücken, die Hände...

„Nichts gebrochen, Gott sei Dank! Du lieber Himmel, was habe ich für Angst ausgestanden! Aber warum gehorchen Sie mir auch nicht! Einen Schritt weiter, und der Tod wäre Ihnen sicher gewesen.“

Die Schmerzen hatten den selbstbewußten Zug auf ihrem Antlitz gemilbert, und Tränen rollten ihr über die Wangen. Sie lächelte...

Johannes aber griff nach der Rumflasche.

unsagbar selig bewegt bei der Berührung dieses jungen Körpers, der sich seiner Kraft anvertraute. Eine Kindesseele wohnte in diesem rauhen Menschen. Er wußte in diesem Augenblick nur eins: er war hier... er hielt diese kleine Hand... er führte dieses schwache Wesen.

Zwischen erreichten sie die ersten Tannen. Ach, schon war alles zu Ende! Er mähigte die Schritte und schlug ihr vor, unter den Bäumen haltzumachen. Doch sie lehnte ab. Der Abend senkte sich herab, und die Frische der Nacht stieg aus den blauen Tälern auf... schon zündeten die Hirten an den Bergen ihre Feuer an. Man hörte die Glöckchen der Herden läuten. Dieser schöne Abend neigte sich wie der schöne Traum, allein der Traum würde nie wiederkehren...

Bei dem See von Espingo fanden sie den Pfad wieder. Als sie Aftan erreichten, war es völlig Nacht. Die Laternen des Wagens glänzten, und ungeduldig schüttelten die Pferde ihre Schellen,

Ein heißer Wunsch, sie noch einmal zu berühren, kam über Johannes — er ergriff das junge Mädchen und legte die leichte Bürde auf die Kissen nieder. Und gar zu gern hätte er ihr die Hand küssen mögen, wie es die Herren aus der Stadt getan....

Doch sie öffnete ihre Börse — eine goldgestickte Börse mit Goldstücken — und sagte mit schwacher Stimme:

„Nehmen Sie dies zum Andenken an mich. Ich danke Ihnen herzlich.... Leben Sie wohl!“ — Der Wagen rollte davon.

Das Abenteuer erregte Aufsehen in der Gegend. Einen Monat später erhielt Johannes die Medaille des französischen Alpenklubs. Allein trotz dieser Ehre blieb er traurig. Nichts vermochte in seinem Herzen die Erinnerung auszulöschen an die schmerzlichen und doch reizvollen Stunden. Mit der alten besorgten Mutter saß er oft schweigend an dem Kamin, in dem das Feuer prasselte. „Dieses

„Nun, was warten Sie noch?“ fragte sie.

Er zögerte, sein gebräuntes Gesicht zu zeigen — in der Hoffnung, die Fremde würde ihren einstigen Führer von selbst begrüßen. Und er hob sie in den Sattel, ohne ein Wort zu sprechen, ergriff die Zügel und schlug den schmalen Weg ein. Er fühlte sich von Mattigkeit und Trauer bedrückt, und es schien ihm, als verflüge sein ganzer Traum wie Staub.... wie der Staub, den die Hufe der Pferde aufwirbelten.

„Was sagen Sie zu den Pyrenäen?“ fragte sie ihren Begleiter. „Welch ein ideales Land für eine Hochzeitsreise!“

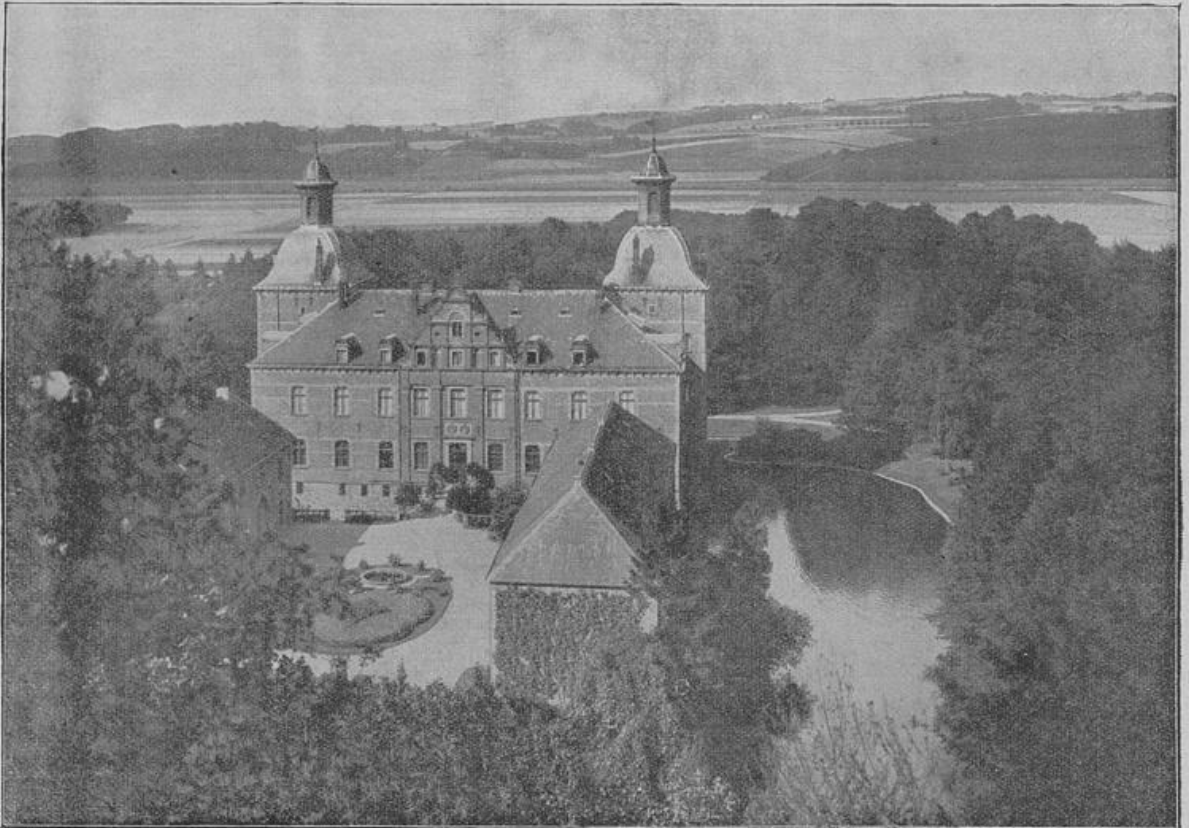
„Ideal in der Tat!“

„Und dann auch knüpfen sich für mich Erinnerungen an diese Gegend — hier hätte ich beinahe mein Leben lassen müssen.“

„Wirklich....?“

„Ja. Es war beim Abstieg eines Felsens. Man nennt ihn den...“

„Crabioules, gnädige Frau,“ murmelte Johannes.



Blick auf Schloss Jugenpoet bei Kettwig a. d. Ruhr.

Phot. Peter Edigen.

Fräuleinchen hat dir den Kopf ganz verdreht!“ wiederholte sie öfter. Er wagte nicht nein zu sagen, denn es war ja wahr. Und er war viel zu verständlich, als daß er hätte glauben können, er, der einfache Bauer vermöchte der schönen Unbekannten ein andres Gefühl einzulöschen als vorübergehende Dankbarkeit. Er war zugegen gewesen und hatte seine Pflicht getan, und dafür hatte sie ihn reichlich entschädigt. Er klagte nicht. Im übrigen kam er seinem Handwerk nach.

So vergingen fünf Jahre in ruhiger Erwartung. Sie hatte versprochen, wiederzukommen. Ja gewiß, sie würde wiederkommen. Und sobald der Sommer begann, harrte er ihrer auf dem Dorfplatz.

Als er nun eines Tages wieder auf Kundschaft wartete, stieg eine junge Dame aus dem Wagen. Ein großer Schleier bedeckte ihr Antlitz. Doch an ihrem Gang erkannte er sie sofort. Ein junger Mann begleitete sie. Sie verlangte zwei Pferde, um zu dem Dosee aufzusteigen. Unbeweglich betrachtete Johannes sie, und ihre Blicke kreuzten sich.

„Crabioules, ja, ganz recht. Denken Sie nur, ich glitt einen Gletscher hinab — es war ein schrecklicher Sturz. Doch ich hatte einen Führer, einen ausgezeichneten Führer. Er hieß....“

„Garrigou, gnädige Frau,“ murmelte Johannes abermals.

„Wirklich ein braver Mensch. Kennen Sie ihn vielleicht?“

„Ja wohl, gnädige Frau.“

„Nun, dann grüßen Sie ihn von mir.“

„Sehr wohl, gnädige Frau.“

Hier folgte ein tiefes Schweigen. Man vernahm nur das Brausen des Gießbades. Mit gesenktem Kopf schritt Johannes dahin. Ein Schluchzen erschütterte seine Schultern. Bei jedem Schritt stieß er an einen Stein. Da plötzlich aber schrie hinter ihm eine entrüstete Stimme:

„Sehen Sie sich doch vor! Sie werfen mich ja noch in den Abgrund! Ja wahrhaftig, ich glaube gar, der Mann ist betrunken!“ —

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 27.

Düsseldorf, 6. Juli

1912.

Die Pantgrafen in Hann. Münden.

Als Schauplatz für ihr diesjähriges Fest hatten sich die Pantgrafen vom Berliner Wedding die Stadt Münden ausersehen. Das kam so: Die Pantgrafen, d. h. die Grafen, die einst an der Berliner Panke saßen und seit 1381 als tüchtige Krieger galten, leisteten unter Führung ihres Feldhauptmanns Poppo von Henneberg den Mündenern gegen die Kaiserlichen durchgreifende Hilfe, wofür die Stadt 600 Golddukatien versprochen haben soll. Diese Schuld war bis jetzt nicht bezahlt worden. Deshalb übernahmen die Pantgrafen mit 17 Fähnlein, Reitern, Fußvolk und schweren Geschützen einen Zug nach Münden. (Es war fogar ein Extrazug.) Energisch forderten die Grafen von der Panke

die Pinke, und säumten, als sie diese nicht erhielten, das obere Tor. Ihrem heißen Durst nach Rache (und andern Getränken) leistete die Stadt keinen Widerstand. Es kam ein Freundschaftsbündnis zustande, und unser Bild zeigt, wie der Bürgermeister Weisker die Urkunde dem versammelten Volke auf offenem Markte vorliest. Danach wurde dem Hochmeister der Pantgrafen aus einem turmhohen Pokal der Ehrentrunk kredenzt, der in der Kehle des trinkfesten Becken auf Nimmerwiedersehen verschwand. Unter allgemeiner Verbrüderung bezog man die Quartiere, um am Abend im Rathaus die gewaltige Schlacht mit flüssigen Waffen fortzusetzen. Den Ausgang zu melden war niemand imstande.



Phot. Eberh. Cassel.

Kleine Weltgeschichte.

Von Eugen Kalkschmidt.

(Nachdr. verb.)

Zahlreiche Unglücksfälle der letzten Zeit hatten äußerst wichtige Personen des kleinen Dorfes hart mitgenommen. Auch die Burg war schon seit längerer Zeit in Verfall geraten. Die Zugbrücke samt dem Tor lag zertrümmert da, ein Ueberschreiten des Burggrabens ließ sich nur an trocknen Tagen bewerkstelligen. Die zweite Torfahrt schien wie durch einen Orkan weggefegt, die Brustwehr auf der Felsen-

„Sie mögen sich die Köpfe spalten,“ zitierte der Vater, kam zu sich, setzte den Jungen mit einem Schwung ritlings aufs Knie und fragte aufgeräumt: „Also was gibt's?“

„Ach, du hörst immer gar nicht, wenn ich was sage,“ und er machte ein bitterböses Gesicht.

Ein großes Mitleid mit dem kleinen Wittsteller beischlich das



Die Ausstellungsgebäude der Städteausstellung in Düsseldorf 1913, aufgenommen aus dem Parseval-Luftschiff „Charlotte“ von Gasphotograph Jul. Sohn.

seite war umgestürzt, und ein fester Eckturm lag sogar gebrochen im Schloßhofe.

Kein Wunder also, daß der Bub zuzeiten traurig und ungehalten zum Vater kam und um Unterstützung bat.

„Sieh mal, Vati, der Väder hat doch den Kopf verloren.“ Und er drehte den hölzernen Leichnam bekümmert zwischen den beiden Pfoten hin und her und versuchte den abgebrochenen Vaderschädel wieder an Ort und Stelle zu bringen. Aber es ging nicht.

„Vati, guäd her!“ bat er ungeduldig.

Der Vater las den Reichstagsbericht und machte mechanisch: „Gm.“

„Vati, Vati, hör doch!“ rief der Bub und machte Anstalten zur Besteigung der väterlichen Knie. „Der Väder hat keinen Kopf.“

väterliche Gemüt. Er hatte ja recht. Da saß man, vertiefte sich in die Begebenheiten der großen Welt und ließ den Anwalt der kleinen Leute sich müde betteln.

„Na, mein Junge, sei nur wieder fidel. Ich hab' dich schon gehört. Der Väder hat Kopfweh oder was?“

„Nein, du sollst ihn wieder lebendig machen.“

„Weiter nichts? Ja, warum hast du ihn denn so schrecklich zugerichtet?“

„Das hat doch die Muschi getan, die ist immer so ungezogen.“

„Sieh mal an. Wenn der Väder wieder lebendig ist, will ich ihn doch auch fragen, wer's gewesen ist. Vielleicht weiß er noch Genaueres davon.“

„Ach nein, der ist ganz dumm, der weiß nichts.“

Pause. Jeder denkt sich sein Teil.

Dann sagt der Vater: „Aber wie soll ich's nur machen. Ich bin doch nicht der liebe Gott.“

„Doch, du kannst schon.“

„Wer sagt das?“

„Die Mutti hat's gesagt.“ Triumphierend schaut der Bub dem Vater ins Gesicht.

„Ja, wenn die es gesagt hat. ... Aber wegen so einem lumpigen Bäckergefellens fang ich das Lebendigmachen nicht erst an. Hast du nicht noch ein paar Tote oder Kranke?“

„Ja freilich. Der Jäger ist auch kaputt.“

„Woher denn?“

„Weißt, der ist nämlich auf der Burg gewesen, und da ist das Schwein weggelaufen, und da ist er hingefallen, und da hat er sich die Füße kaputt gemacht. Jetzt fällt er immer um.“

„Freilich. Die Muschi war der Wind, und das hat so gefaust. So, Vati.“ Und der Bub pufet und faucht wie ein Blasebalg und tritt dabei von einem Bein aufs andre.

„Also wieder die Muschi,“ meint der Vater nachdenklich. „Was die auch alles kann. Köpfe abreißen und Bäume umblasen wie nichts. Und was kannst denn du?“

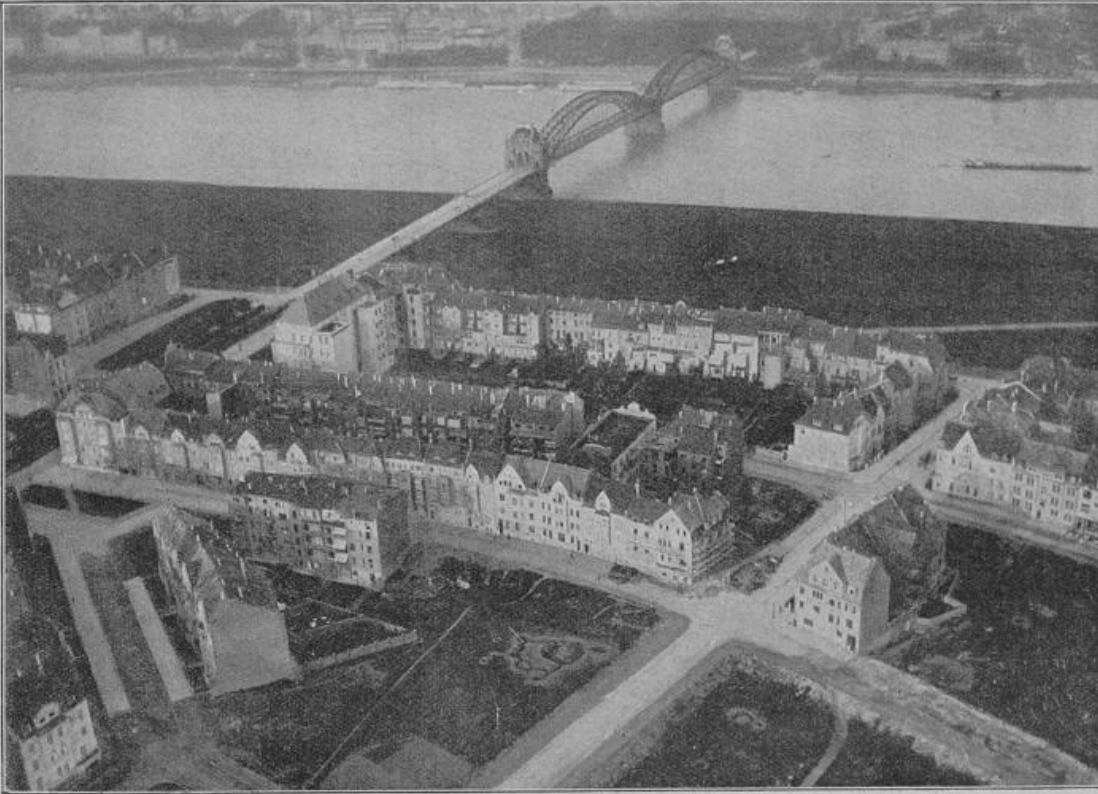
„Ich bin doch der Hufmeister,“ jagt der Bub ganz stolz und strahlt.

„Ganz richtig. Der für die wilden Ochsen oder für die Bäume?“

„Aber, Vati!“ Er zwinkert schlau.

„Oder der für den Wind? Oder für das weggelaufene Wildschwein? Du mußt dich halt für etwas entscheiden, Herr Geheimer Oberhufmeister.“

„Nein, nein, Vati!“ schreit er und will sich toskachen über den dummen großen Vater. „Du, Mutti, ist der Vati aber dumm. Er hat



Die Städteausstellung in Düsseldorf: Oberkassel, jenseits der Rheinbrücke links die Ausstellung.
Aufgenommen aus dem Parfival-Luftschiff „Charlotte“ von Hofphotograph Jul. Sohn.

„Das kann vorkommen. Das tun auch die großen Leute, wenn sie nicht mehr aufrecht stehen können —“

„Du, Vati, und der Ochsenwagen auch. Der eine Ochse ist abgerissen, weil er so wild war.“

„Aber Ochsen sind doch gar nicht wild. Die gehen ganz langsam und dann stehen sie still.“

„Nein, weiß, aber meine Ochsen sind doch wild. Und dann laufen sie ganz, ganz fix.“

„Na, wie denn?“

„Wart, ich zeig dir's.“ Im Nu ist er herunter und rast im Galopp um den großen Tisch herum. „Weißt es jetzt?“ schnauzt er.

„Gut, ich glaub' schon.“

„Aber die Bäume, die macht auch wieder ganz, gelt?“

„Ja' sind denn die auch so wild?“

„Nein' die nicht. Da war doch der Wind.“ — „Der Wind?“

gefragt, ob ich der Hufmeister bin vom Wind und vom Schwein. So dumm ist er!“

„Das darfst du nicht sagen,“ erklärt sie ihm ernsthaft. „Das gehört sich nicht.“

„Aber wenn er's doch ist?“

„Er tut nur so.“ — „Gelt,“ fällt der Bub wieder ein, und seine Augen leuchten — „gelt, Vati, du bist gecheit und machst alles wieder heil?“

„Ja!“ nickte der Vater.

„Aber die Burg auch?“

„Heute abend,“ sagt er.

„Du bist lieb,“ spricht der Bub.

„Na also,“ jagt er und streicht ihm die Locken aus dem heißen Gesicht. „Und nun gute Nacht.“

In seinem weißen Gitterbettchen träumte der Hofmeister, wie er auf seinem feurigen Klappen als kühner Ritter über die Zugbrücke sprengte, daß es schallte. Am großen Familientisch saß der Vater, einen Topf wohlriechenden Tischlerleims vor sich, und musterte kritisch den Trümmerhaufen.

Was so eine kleine Umsturzpartei doch alles anrichten konnte. Eine Burg, massiv und fest in sich gegründet, hatte sich drein ergeben müssen, geschleift zu werden, als Thronfessel zu dienen bei festlichen Anlässen, als Klausladen am Alltag, wobei dann das hohle Fundament des fürchtlichen Feudalismus in umgekehrter Grundstellung die zweckmäßigsten Regale abgab für Kartoffeln, Erbsen, Sicherheitsnadeln, Glasperlen und andre schätzbare Landesprodukte.

Indessen diese profanen Nebengedanken mußten ausgeschaltet werden. Es galt die Wiederherstellung eines Baudenkmals getreu im alten Stile. Die Trümmer mußten genau untersucht, die kleinsten Splitter auf ihre uralte Funktion hin geprüft, Erfassteile mußten beschafft werden. Ein ansehnliches Stück Fichtenholz nebst einem Schneidmesser wurde zu Hilfe gezogen, und siehe da — binnen kurzem stand die Zwingsburg in altem Trutz edig und wehrhaft unter der elektrischen Lampe.

Der Baumeister, nicht wenig stolz auf seine Leistung, zündete sich eine neue Pfeife an und setzte wohlgenut seinen Leimtopf einen Schritt weiter.

Ein Häuflein grüner Bäume lag aufgeschichtet, denen ein fester Standpunkt wiedergegeben werden sollte.

Das war nicht so leicht. Ein fester Standpunkt wird zwar von der weisen Mutter Natur allen ihren wurzelhaften Wesen ohne weiteres zuteil. Aber diese Bäume hier waren eben durch die Kultur zum Umherwandern bestimmt und hatten nun sogar die bescheidene Fähigkeit verloren, das einfachste Gleichgewicht innezuhalten, bei vollkommener Windstille.

Jeder von ihnen wünschte individuell behandelt und gut gestellt zu werden. Wer kann sich rühmen, die innerste Seele eines solchen prächtig grünen Bäumchens zu kennen? Er trete vor! Die ein wenig bereiften schlanken Pappeln waren noch am leichtesten zu befriedigen. Aber die runden



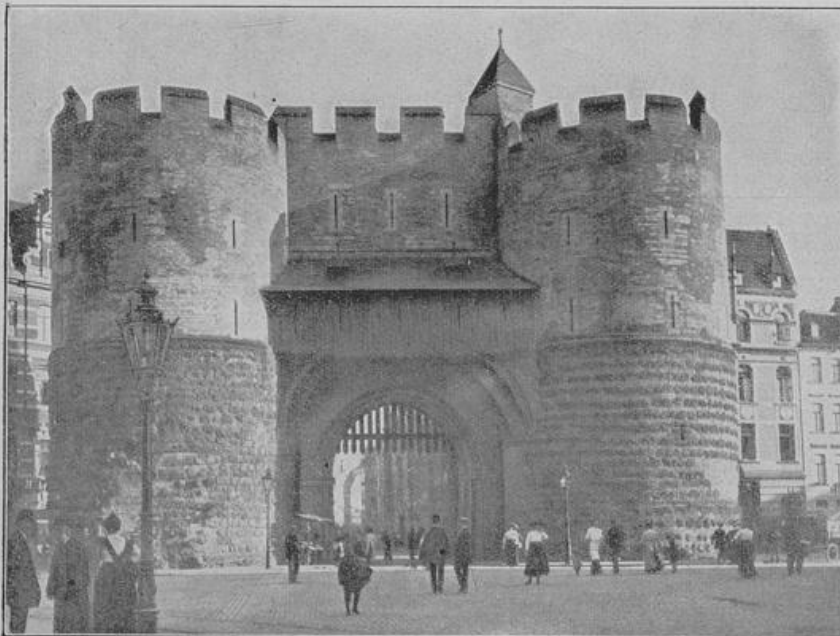
Die Eigelstein-Torburg in Köln. (Innenseite.) Wd. Monhof, Köln-E.

Das Eigelstein-Tor, die nördliche Torburg der ehemaligen Kölner Stadtbefestigung, wurde 1891 restauriert und dann als historisches Museum eingerichtet, aus dem in der Nacht zum 21. Juni die Kaiserfette des Kölner Männergesang-Vereins geraubt wurde.

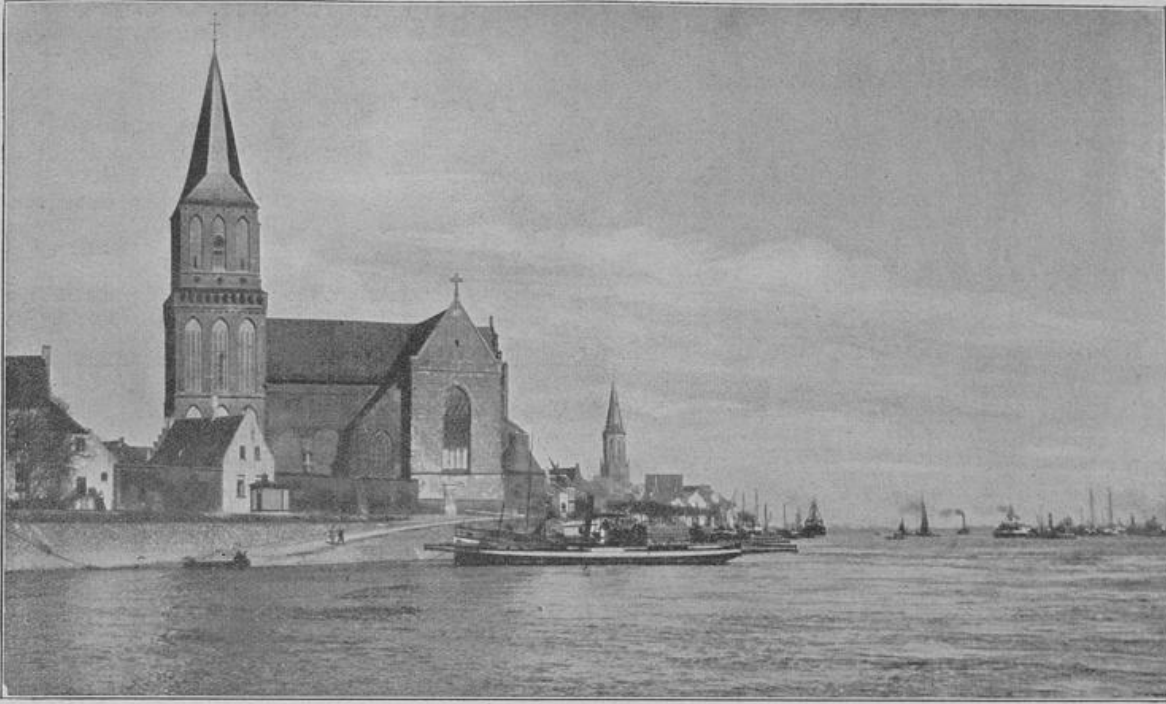
Laubbäume mit den gefährlich schlanken Stämmen gingen nur äußerst widerwillig auf die geduldigsten Verjuche ein, ihnen eine neue Grundlage zu schaffen. Sie erklärten: Es geht uns auch so

ganz gut. Wir wollen unsre Ruhe haben. Der unerbittliche Leimtopf aber erreichte einen nach dem andern und so mußten sie sich fügen. Das Leben ist eben hart. Und abermals ging der Generalarzt dieser schadhafsten Welt einen Schritt weiter. Da kam er zu den Menschen und Tieren. Das entlaufene Decklein hatte drei Beine gebrochen, der springende rote Hirsch hatte keine Vorderläufe mehr. Da mochte ihm wohl das Springen vergehen. Er wurde mit Aufopferung seines Geweihs zum Hasen umgeschaffen; dazu reichten die Beine gerade noch aus. Der Loh wurde seinem Kameraden so brüderlich eng verbunden, daß sie nun ihren Karren zur Not noch eine Weile weiter schleppen konnten. Die Wildsau erhielt ein Stelzbein und schien recht zufrieden.

Aber die Menschen — das war doch das allerschwerste. Erstens waren sie zweibeinig und derart stets ungeschicklich, auf welches Bein sie sich stützen sollten. Sie mußten gleichsam veranfert werden in den



Die Eigelstein-Torburg in Köln. (Außenseite.) Wd. Monhof, Köln-Ehrenfeld



Die Münsterkirche in Emmerich.

Dr. Erwin Quadenfeldt, Düsseldorf.

kleinen Postamenten, auf die sie Anspruch erhoben. Und dann die verschiedenen abgebrochenen Arme, Köpfe, Gewehre, Säbel, Tragkörbe!

Die Eigentumsrechte waren furchtbar verwickelt.

So zum Beispiel hatte das Milchmädchen irtümlich anstatt ihres Topfes den Kopf des Vaders in die Hände bekommen. Die Sache wurde um so tragischer, als dieser Kopf plötzlich auf den Einfall kam, dem erschrocken hübschen Kinde die feurigsten Liebeserklärungen abzugeben.

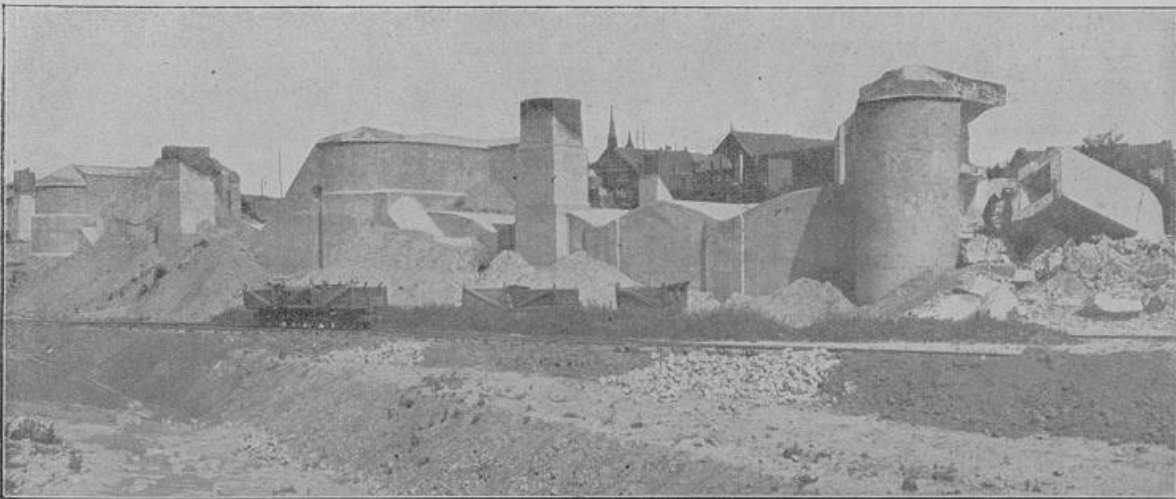
Mit Mühe nur konnte der Schöpfer dieses Versehens das ungleiche Paar trennen. Und während er noch damit beschäftigt war, den Väter wieder zu einem ganzen Menschen zu machen und auch

gewissenhaft für eine weiße Schürze Sorge trug, ertönte aus einer andern Ecke plötzlich ein ganz entsetzliches Trompetenbläsen. Was war geschehen?

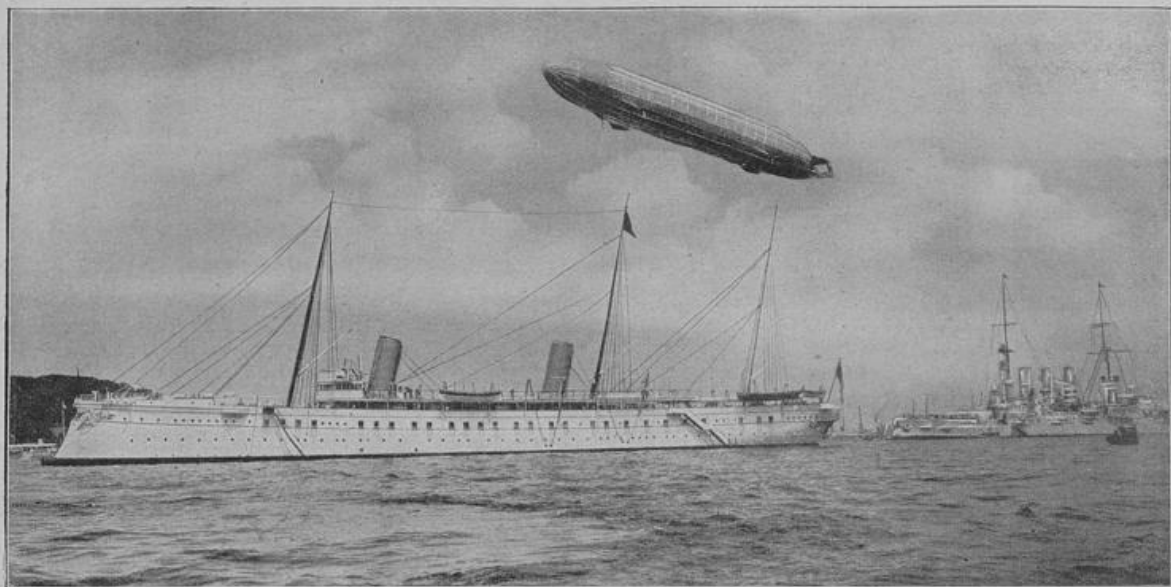
Der Briefträger, ein hübscher junger Mann in militärischer Haltung, hatte das Instrument eines verunglückten Dorfmusikanten an den Mund gedrückt bekommen. Wohl ober läbel mußte er nun blasen, hatte aber keine Ahnung davon. Ueberdies war er total unmusikalisch.

Man kann sich denken, was dabei herauskam!

Von dem Lärm waren zwei städtisch gekleidete Damen erwacht und sofort mit heftigen Worten und noch heftigern Gebärden aufeinander losgefahren.



Von den Festungswerken von Köln: Gegenwärtiger Stand der Abbruchsarbeiten in der Innwallung. Ad. Manhof, Köln-E.



Kieler Woche 1912: Das Zeppelinluftschiff „Victoria Luise“ über der Kaiserjacht „Sachsenkron“ im Kieler Hafen. Ch. Jürgensen, Kiel.

Wie? Gebildete Städterinnen?

Doch! Es war nicht zu leugnen. Jetzt fuhren sie sich in die stolzen Turbanfrisuren, und jetzt prügelten sie sich.

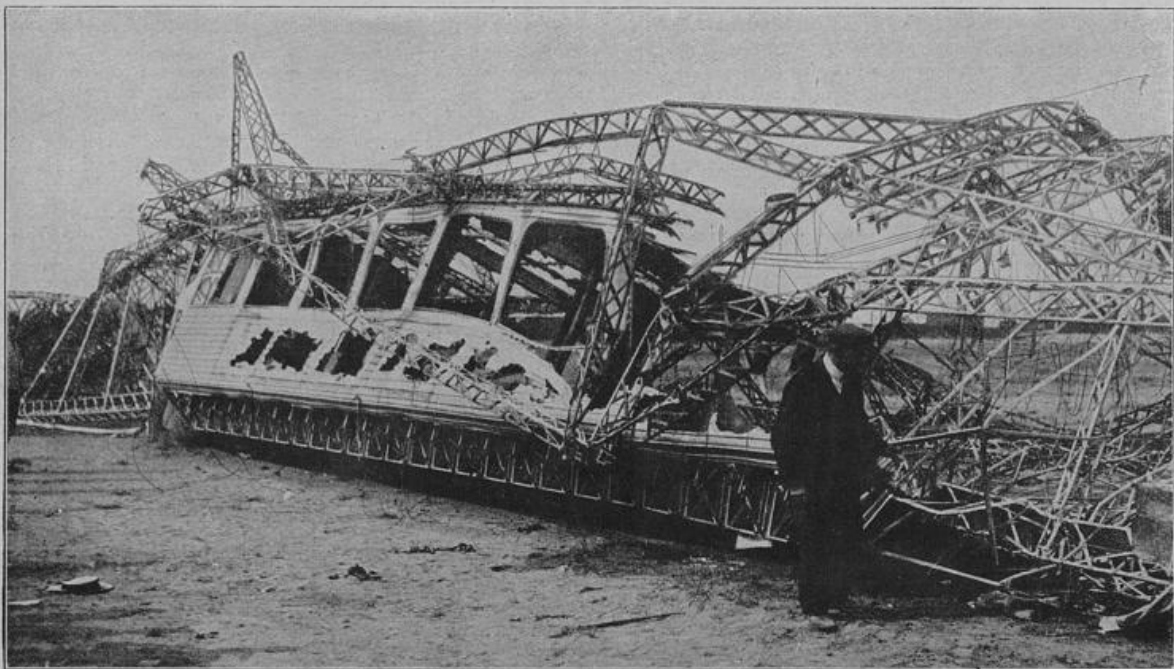
Pfui! Pfui!

Ja, mein Gott. Wenn die höchsten Güter bedroht sind, so tritt die Natur in ihr Recht, das Menschenherz, auch das weibliche, flammt auf und schlägt zu. Ich wollte sagen: es drängt zur rächenden Tat.

Und eigentlich muß ich bekennen: Gott sei Dank, daß es so ist, daß auch die sprichwörtliche Langmut des Weibes ihre Schranken hat.

In diesem unseligen Streitfalle hatten beide Damen gleichmäßig das beste Recht zur Empörung: ihre neuen Hüte waren vertauscht. Und jede hatte die andre im Verdacht eines überaus häßlichen Diebstahls.

Die höhere Macht beeilte sich, tiefbeschämt einzugreifen. Die Hüte wurden, obwohl etwas zerzaust, den rechten Eigentümerinnen stillschweigend zurückgegeben, der Lärm tat seine unverbrüchliche Schuldigkeit. Als der Landgendarm eilig herangestolpert kam — er hinkte, denn er hatte nur noch einen Fuß —, fand er nichts mehr zu



Die Reste des Passagier-Luftschiffes „Schwaben“

Jos. Henne, Düsseldorf.

der Frankfurter Luftschiffahrts-Aktiengesellschaft nach dem Brande am 28. Juni vor der Düsseldorfer Halle. Die „Schwaben“ war das neunte Fahrzeug, das die Zeppelin-Werft in Manzell-Friedrichshafen verlassen hat. Sie wurde für die Delag als Ersatz für die „Deutschland“ (L. Z. 8) erbaut, die durch einen ähnlichen Unfall am 16. Mai 1911 beim Herausbringen aus der Halle in Düsseldorf zerstört wurde. Auch deren Vorgängerin gleichen Namens (L. Z. 7), das erste Passagier-Luftschiff der Delag, war am 28. Juni 1910 bei einer Pressefahrt im Teutoburger Wald gescheitert.

tun; aus reiner Gewohnheit und löblichem Diensteifer griff er dennoch nach dem Meldebuch und schrieb sich wenigstens die Vornamen der Ruheförerinnen auf: Cäcilie und Minna.

Zu eingehendern Recherchen war ein Gendarm mit nur einem Fuß schlechterdings nicht verpflichtet.

Vorabhin Fräulein Cäcilie Kranzbichler pikiert bemerkte:

„Wo haben Sie übrigens Ihren Säbel, Herr Wachtmeister?“

Gschwindt griff der Brabe nach seiner Waffe. Gleichzeitig aber ergriff ihn auch die Kiefensaust des Schicksals und rettete ihn gnädig aus einer Situation, die für einen königlichen Beamten unter allen Umständen peinlich sein mußte.

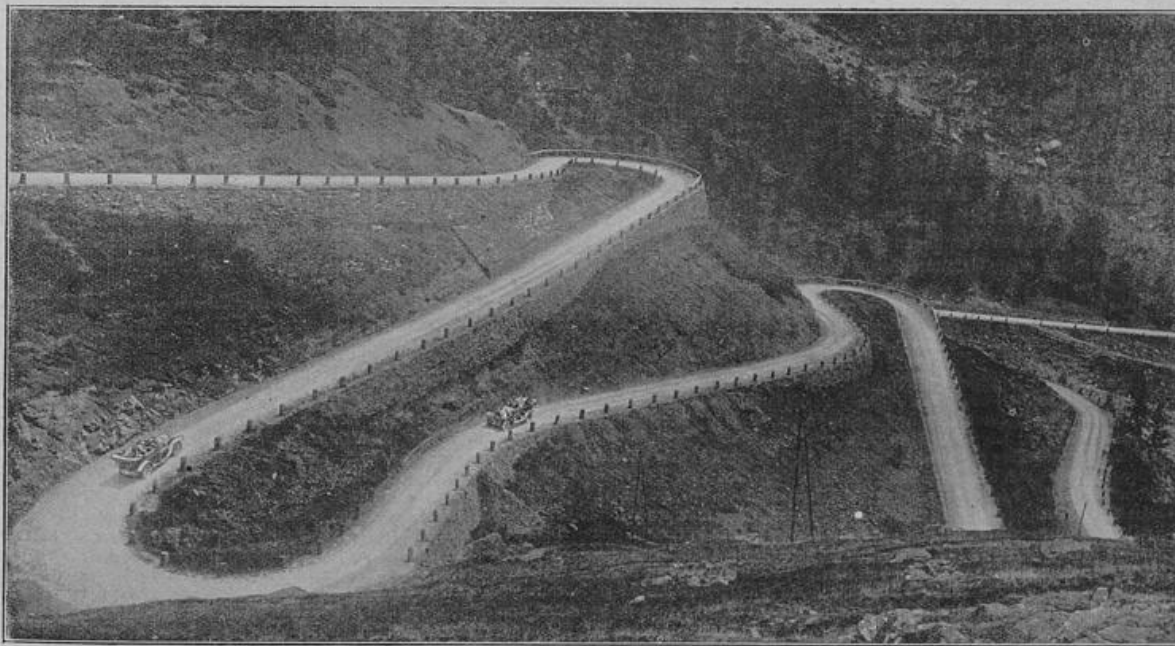
Gleich darauf fühlte er sich wie neugeboren und mit seinem Carras gewissermaßen verwachsen.

Er sah sich unternehmend im Kreise um. Aber Cäcilie und Minna waren längst in Begleitung des galanten Försters in den Garten zum „Goldenen Lamm“ eingetreten, um etwas Unterhaltung zu haben. Das konnte der Gendarm zwar nicht wissen. Aber ärgerlich war er doch. Er drückte die gewölbte Holzruhr heraus und die Knie dermaßen stramm durch, daß sie knackten. Wehe, (Fortsetzung auf Seite 216.)



Großadmiral v. Koester,
der Protoktor des Marine-Kongresses
Düsseldorf 1912.

Dem Kongreß der ehemaligen Marineangehörigen Deutschlands, der in Düsseldorf in den Tagen vom 5. bis 8. Juli stattfand, wohnte auch sein Protoktor Großadmiral von Koester bei. Hans von Koester, geboren am 29. April 1814 zu Schwerin, besuchte das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in Berlin, trat 1839 als Kadettaspirant in die preussische Marine, wurde bis zu seiner Beförderung zum Korvettenkapitän 1875 zumeist im praktischen Vordienst und namentlich im Erziehungsweesen verwendet. 1878—80 war er erster Offizier auf dem Schiff Prinz Adalbert, auf dem Prinz Heinrich seine erste Weltreise machte, kam nach der Rückkehr in den Admiralstab und wurde erster Adjutant bei der Marinestation der Ostsee. Dann kommandierte er mehrere Panzerschiffe und war 1889—92 Chef des Stabes der Admiralität und vertrat als solcher die Vorlagen über Dampfersubventionen und den Nordostseekanal im Reichstag. Seit 1890 Konteradmiral, war er bis Ende 1895 Direktor des Marine-Departements im Reichsmarineamt, bis 1896 Chef des ersten Geschwaders, dann Chef der Marinestation der Ostsee und wurde im April 1899 gleichzeitig Generalinspekteur der Marine. Am 1. Januar 1900 wurde er geadelt und übernahm 1903 den Oberbefehl über die aktive Schlachtflotte sowie bis 1904 die Leitung des ersten Geschwaders. Im Juni 1905 wurde er zum Großadmiral ernannt. 1908 trat er als Präsident an die Spitze des Deutschen Flotten-Vereins und übernahm auch bald darauf das Präsidium des Auslandsverbandes deutscher Flottenvereine. Aus Anlaß seines 50jährigen Dienstjubiläums erhielt er die Brillanten zum Schwarzen Adlerorden.



Von der Oesterreichischen Alpenfahrt 1912.

H. Mengendorff, Berlin i. V.

Bei der vom A. I. Oesterreichischen Automobil-Klub veranstalteten Internationalen Auto-Alpenfahrt starteten 85 Teilnehmer. Die etwa 2200 Kilometer lange Strecke führte von Wien über Leoben, die Radhatter Cauern, Spittal, Toblach, Sterzing, Trient, über den Predil nach Triest, Kalbach, Graz und über den Semmering nach Wien zurück. Unser Bild zeigt zwei MG-Wagen, die auf der dritten Tagesstrecke über die gefährlichen Schlangewege des Broccopasses zwischen Borgo und Siera di Primiero fahren.

wenn ihm jetzt eine übertretene Ordnung zu Gesicht kam! Da gab es keine Gnade.

Doch wie sehr er auch der Pflichten seines Amtes eingedenk war, es war alles in musterhafter Ordnung.

Der Haufe von abgebrochenen Stiebmaßen und sonstigen Trümmern bot keinerlei Anlaß zu obrigkeitlichen Maßnahmen mehr; er hatte bis auf ein paar harmlose Splitter die zweckdienlichste Verwendung gefunden.

Da erfahnten die polizeilich angestregten Augen jählings den Leimtopf, der wie ein Niesengasometer inmitten der restaurierten Landschaft in den Himmel aufstigte.

„Was ist das für ein Neubau!“ schrie der Gendarm.

Niemand antwortete.

„Kreuzhimmelddonnerwetter! Ich frage, was das ...“

Knips! machte es da und war auf einmal dunkel.

Das Dorf, die Burg, der Neubau — alles verfunken in stodunkle Nacht. Dem armen Landgendarm blieb das Wort im Halse stecken.

Eine Stimme von oben aber sprach freundlich:

„Schlafen Sie wohl, Herr Wachtmeister. Morgen ist auch noch ein Tag.“

Das mußte der liebe Gott gewesen sein, dachte der Wachtmeister. Und da er gewohnt war, höhern Weisungen zu folgen, schloß er ungesäumt im Stehen ein.

* * *

Die goldene Morgen Sonne fiel breit durchs Fenster. War das ein Leben heute auf der Burg. Ein Heutwagen pollerte den Berg hinauf, und zuoberst hatte er noch einen Blütenbaum geladen; der sollte im Burggarten eingepflanzt werden. Im Hofe exerzierten die Soldaten. Der Türmer schaute ins Land hinaus und schrie vor Vergnügen über die vielen alten Bekannten,

die im Dorfe unten an ihr Tagewerk gingen. Aber keiner beachtete ihn. Sie hatten alle schrecklich viel zu tun.

Die Tür tat sich auf und der Bub stürzte herein. Mit einem Satz war er auf seinem Stuhl. Und nun juchzte er und zappelte, daß der Türmer kopfsüber in den Schloßgraben fiel, die Kirche insanken geriet und mehrere Bäume stürzten.

Aber das schabete nichts. „Sieh mal, Mutti, sieh doch! Sie sind alle wieder gesund geworden. Alle die Menschen! Und die Bäume auch! So viele, viele Bäume hab' ich jetzt! Aber der Hirsch ist ja ganz klein! Wächst der wieder?“

„Wenn du schon brav bist, vielleicht!“ meinte die Mutter und lacht und freut sich.

Der Vater tritt leise herein und schaut zu. Der Bub ist schon mitten im Spiel. Der Bauer mit dem Mistwagen muß zurückfahren und kriegt ein schönes Fräulein als Passagier. Die Musikanten müssen vor dem Wirtshaus spielen, damit sie Kaffee kriegen. Der Gendarm und der Wäcker begegnen sich. Der Jäger kommt mit dem Hund und sagt: „Guten Tag. Dabei verliert der Gendarm seine stramme Haltung und fällt um.“

„Hö!“ sagt der Bub und stellt ihn auf. Aber der Gendarm will nicht.

„Laß ihn, wenn er nicht will,“ sagt der Vater. „Er hat noch nicht ausgeschlafen.“

„Ach, Vati, guter Vati! Du hast alles wieder lebendig gemacht!“ Der Vater schmunzelt.

Und schon sieht der Bub wieder am Tisch und lenkt die Welt, macht das Wetter, ordnet die Schicksale, ermahnt, belohnt und bestraft.

Die Morgen Sonne lagert breit in der Stube und segnet friedlich den Weltenlenker und seine bunte Welt.



Der Oberbürgermeister-Marx-Pokal für den Fußballsport.

Der Deutsche Fußballbund hat der Pflege der Länderwettkämpfe von jeher besondere Sorgfalt angedeihen lassen, und alljährlich finden bedeutsame Sportspiele zwischen Deutschland und vielen andern Ländern Europas statt. Westdeutschland hat sich seit vorigem Jahre auf diesem Gebiete durch die alljährlich zweimal drüben und hier stattfindenden Kämpfe gegen das benachbarte Ostdeutschland eine gewisse Sonderstellung erworben. Für das erste Spiel der beiden Länderteile, das im vergangenen Jahre in Holland ausgetragen wurde, hatte die holländische Zeitschrift „Nieuw der Sporten“ einen kostbaren Silberpokal als Wanderpreis gestiftet, der jedoch nur bei den Spielen in Holland zum Austrag kommt. Durch die hochherzige und im Interesse eines gesunden Volkssports bedeutsame Stiftung des Oberbürgermeisters Wilhelm Marx in Düsseldorf ist nunmehr für die Spiele in Deutschland ein würdiges Gegenstück geschaffen in dem kostbaren Marx-Pokal. Diese Schenkung bedeutet für den vollständigsten Sport der Gegenwart eine wertvolle Förderung und eine um so höhere Anerkennung, als der Stifter im öffentlichen Leben eine bedeutungsvolle Stelle einnimmt und als häufiger Besucher von Wettspielen ein guter Kenner und warmherziger Freund des Fußballsports ist. Bis jetzt fanden sich die beiden Länderteile viermal gegenüber; im ersten Kampf des Vorjahres siegte

Ostdeutschland (mit 1:0 Toren) und im zweiten Westdeutschland (mit 3:1), während in diesem Jahre beide Spiele (mit 0:0 und 1:1) unentschieden endigten. Aus den verschiedensten Gegenden beider Länderteile werden die besten Spieler zu je einer Mannschaft vereinigt, und der Ort der Veranstaltung wechselt. Das vorjährige und diesjährige Spiel auf deutschem Boden fand in Düsseldorf statt, und die westdeutsche Mannschaft bestand aus Spielern von Essen, Duisburg-Ruhrort, Düsseldorf, München-Gladbach, Köln und Bonn. Welches hohe Interesse diesen Länderwettkampf hier im Westen begleitet, konnte man wieder bei der Düsseldorfer Veranstaltung im Mai sehen, wo eine Zuschauermenge von 5000 Köpfen — die Höchstziffer für Westdeutschland — voller Begeisterung dem Spiel beiwohnte. — Der Marx-Pokal ist aus massivem Silber geschaffen und von einer Figur gekrönt, die nach dem Entwurf des Professors Claus Meyer-Düsseldorf künstlerisch ausgeführt ist und einen wohlgebauten Spieler in haltender Stellung mit einem Fußball darstellt. Im Gegensatz zur üblichen Form der vorhergehenden „Kunst- und Luxusgegenstände“ sowie der „Kunstpreise“ der Vereine ist dieser Kelch von geschmackvoller, zweckmäßiger und moderner Gestalt, seine Ausstattung ist von vornehmer und gediegener Einfachheit; es ist ein überaus schönes Erzeugnis des Düsseldorfer Kunstgewerbes.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 28.

Düsseldorf, 15. Juli

1912.



Prinz Heinrich von Preußen bei der Kieler Woche.

Gehr. Haedel.

Prinz Heinrich mit seinen Sportsfreunden Krogmann und Helling an Bord seines Bootes „Tilly XV.“ Bei den Wettfahrten der internationalen Sonderklasse (17 Boote von Herrenseglern) errang „Tilly XV.“ am 20. Juni den zweiten, am 21. Juni den ersten Preis.



Silberhochzeit.

Novellette von W. Bah r.



Das Hochzeitsfest war vorüber.

Wenn man berechtigt ist, den Glanz einer Festlichkeit nach ihrer Dauer zu bemessen, dann mußte man die Hochzeit im Hause Marhenke als großartig gelungen bezeichnen. Selbst die Brauteltern, Prof. Ewald Marhenke und seine Frau Olga geb. von Haisenbach, lehrten

erst heim, als sich der Himmel im Osten rötete und die Capella ihren Glanz verlor. Man sah schon Milchfuhrwerke, Bäderjungen und Kolonnen von Straßenegern.

Der Milchwagen rasselte über das Straßenpflaster der Großstadt und hielt vor dem herrschaftlichen Hause, in dem Marhenkens wohnten. Eusemihl sprang vom Bod und öffnete den Schlag. Seine Beine waren sehr unsicher, sein Grad zeigte einen

mächtigen Fettsled, und auf dem Vordem befand sich eine Straße von vorbeigegebenem Rotwein. Hinten, wo sein Grad in die Schöße überging, war ein abenteuerlicher Bausch, der allerlei schmackhafte Dinge bergen mochte. Na, bei einer Hochzeit nimmt man es

nicht so genau. Eusemihl hatte sechs lebendige Kinder und dementsprechend große Fracktaschen.

Ehepaar Marhenke begab sich nach oben und drehte das elektrische Licht an, wo es nötig war.

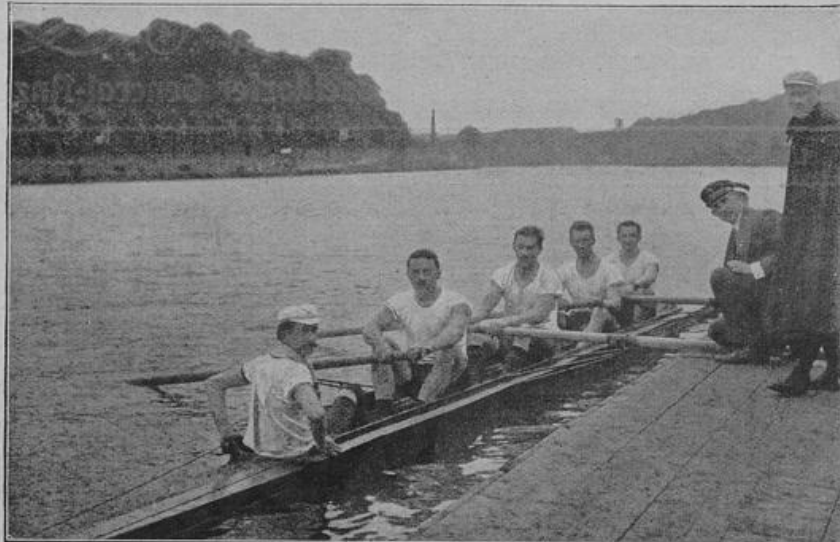
„Gott sei Dank!“ sagte der Professor, schälte sich aus seinem

Ueberzieher, warf den Grad über eine Stuhllehne und trock in die Hausspanntoffeln. Man sah ihm an, wie abgesspannt er war.

Die Frau Professor trat vor den großen Wandspiegel, der ihr trotz ihrer dreißig Jahre das Bild einer noch immer hübschen, prachtvoll konservierten Frau zurückwarf, und septe sich, die Seidenrobe zusammenraffend, befriedigt in ihres Mannes Arbeitsjessel. Sie sah so frisch aus, als

ob der große Tag erst beginnen sollte, der nun tatsächlich zu Ende war.

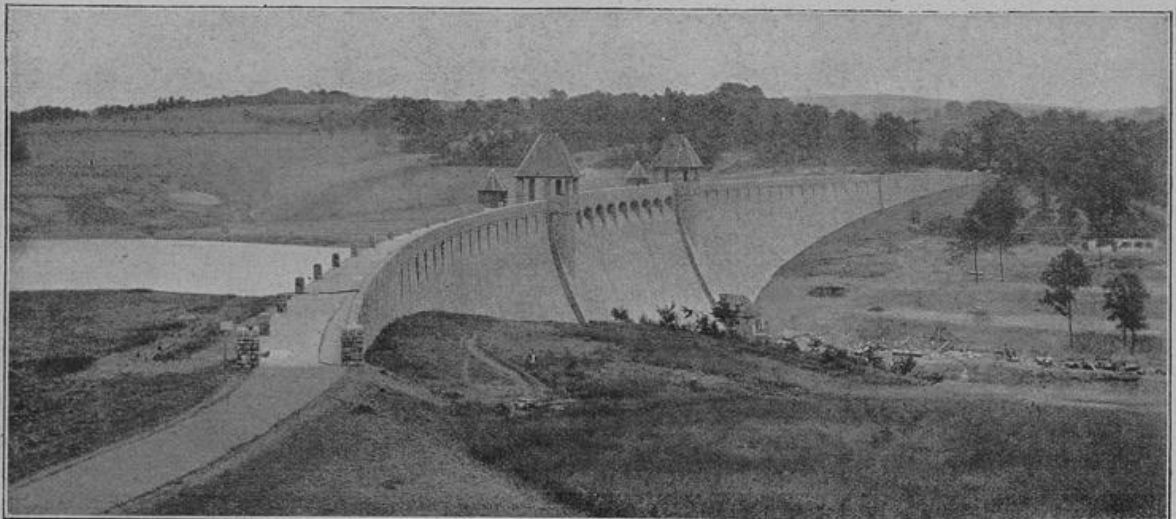
„Es ist nur eine Stimme, lieber Ewald,“ sagte sie mit glänzenden Augen. „Konjul Steenbach war bezaubert, und das will etwas sagen. Erzellenz Hadfeld erging sich in Hyperbeln, und du weißt doch, was



Hunderregatta auf der Ruhr bei Hängel.

G. Rosenkranz, Hatingen-N.

Der Wassersport-Verein Düsseldorf N.-G. v. 1893 E. V., Düsseldorf, blieb Sieger im „Vierer“ um den Ehrenpreis der Frau F. A. Krupp.



Die Kerspe-Talsperre bei Ost-Bönnsahl.

Karl Kremer, Elberfeld.

Die Mauer der von der Stadt Barmen erbauten Kerspe-Talsperre hat eine Länge von 360 Meter, der Stauhinhalt beträgt 16 Millionen Kubikmeter; die Baukosten betragen 8 500 000 Mark.

er gesehen hat in der Welt nach Osten und Westen. Wir können uns gratulieren, Ewald. Man wird von Elmas Hochzeit reden, auch in den Zeitungen."

Der Gelehrte gab einen Ton von sich, zu dessen Deutung mindestens ein Sanstriforscher gehörte. Aber die Gattin achtete kaum darauf.

"Ich muß sagen," fuhr sie fort, "daß ich persönlich das Fest auch sehr genossen habe. Nirgends ein Mißton. Nur daß Elma fort ist — ich werde mich sehr daran gewöhnen müssen. Sie brachte so viel Leben ins Haus. Es wird sehr stille bei uns werden, Ewald."

Er lachte gezwungen. "Wenn es doch einmal ganz stille würde bei uns, Olga!"

"Ich weiß, du bist kein Gesellschaftsmensch, deine schrecklichen Kerbtiere und Rollstühle — doch lassen wir das. Wir werden jetzt nur unsern notwendigsten Verpflichtungen leben, Ewald."

Wieder lachte er sonderbar gedrückt und nicht recht fröhlich.



Der Oberbürgermeister von Barmen Georg Voigt wurde zum Oberbürgermeister von Frankfurt a. M. gewählt.
E. Siming & Sohn, Barmen.

"Wir sind jetzt bald fünfundsiebenzig Jahre verheiratet, Olga!"

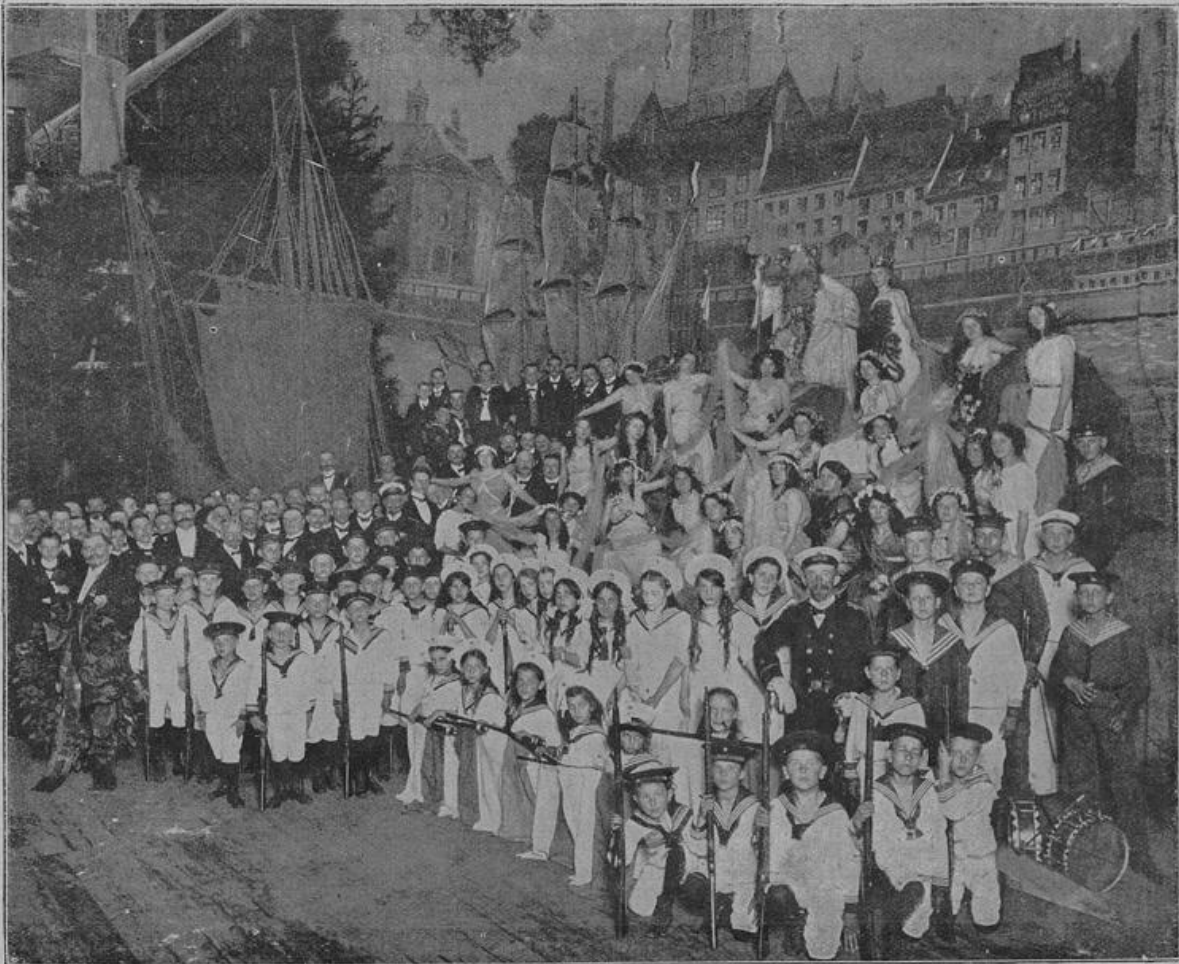
"Ganz richtig. Am vierten nächsten Monats ist unsre silberne Hochzeit. Exzellenz meinte — wenn wir auch alle konventionelle Schmeichelei abrechnen, Ewald, im großen und ganzen hat er doch recht — wir feiern ein fabelhaft junges Silberpaar."

Er fuhr auf.

"Das hast du auch schon ausgesaunt, Olga? Und ich hatte die leise Hoffnung!"

"Nein, Ewald, was du denkst, das geht nicht. Wir haben ein zu offenes Haus. Man lebt in der großen Welt, und die nimmt Notiz von allem, was bei uns vorgeht. Um eine offizielle Feier kommen wir nicht herum."

"Sag's mir gerade heraus, daß sie dein Wunsch ist, Olga. Ich hatte sie mir freilich anders geträumt. Wir beide zusammen — ganz allein. Jemandem, da man uns nicht kennt. Wie auf der Hochzeitsreise vor fünfundsiebenzig Jahren, liebe Olga. Du



Festausführung anlässlich des Marine-Kongresses Düsseldorf 1912 am 7. Juli in der Städtischen Tonhalle. Das von P. Schweikert verfasste Festspiel „Willkommen am Rhein!“ zeigte im Hintergrund Alt-Düsseldorf. Hofphot. J. Henne, Düsseldorf.

und ich — ein Paar, das nichts andres braucht als sich selbst.“ Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn. In sein härtiges Gesicht, das auch noch frei war von Altersspuren, kam ein veronnener Ausdrud. „Wie einst im Mai,“ entschlüpfte es ihm wie ein Hauch.

Sie stand auf und trat zu ihm.

„Mein guter Alter, du bleibst stetig derselbe Träumer und Phantast. Wir werden doch Zeit genug finden, zu zweien zu sein und der alten Zeiten zu gedenken. Du bist eine öffentliche Persönlichkeit, und ich kann meine große Verwandtschaft nicht vor den Kopf stoßen. Sie rüsten sich.“

„Sie rüsten?“ Ihm blieb das Wort im Munde heden.

„Ja. Wir haben ausgemacht, daß unsere Silberhochzeit auch im Hotel Bristol gefeiert werden soll. Man war begeistert für die Idee —“

Professor Marhenke stand auf, einen Zug allergrößten Mißbehagens im Gesicht.

„Oiga! Ich sagte vorhin, wir sind nun bald fünfundsanzig

Jahre verheiratet. Wir sind von Fest zu Fest geslattert und von Vergnügen zu Vergnügen. Ich habe gebremst, soviel ich konnte, aber die Bremse verlagte. Hast du denn noch nicht genug? Ist denn das Leben nur lebenswert, wenn es aus lauter geräuschvollen Festen besteht? Wahrhaftig, ich habe es mir anders gedacht, und meine Wissenschaft ist zu kurz gekommen.“

Sie lachte so silbernen und froh wie ein junges Mädchen.

„Alter Vär!“ sagte sie scheinbar mitleidig. „Sei froh, daß ich das nötige Gegengewicht geschaffen habe gegen deine Wissenschaft. Sie hat ihr Recht bekommen — denn du bist ein berühmter und gefeierter Mann. Aber ich habe dich nicht geheiratet, um Mollusen zu studieren und die Arten der Seekrebse kennen zu lernen. Ich wollte

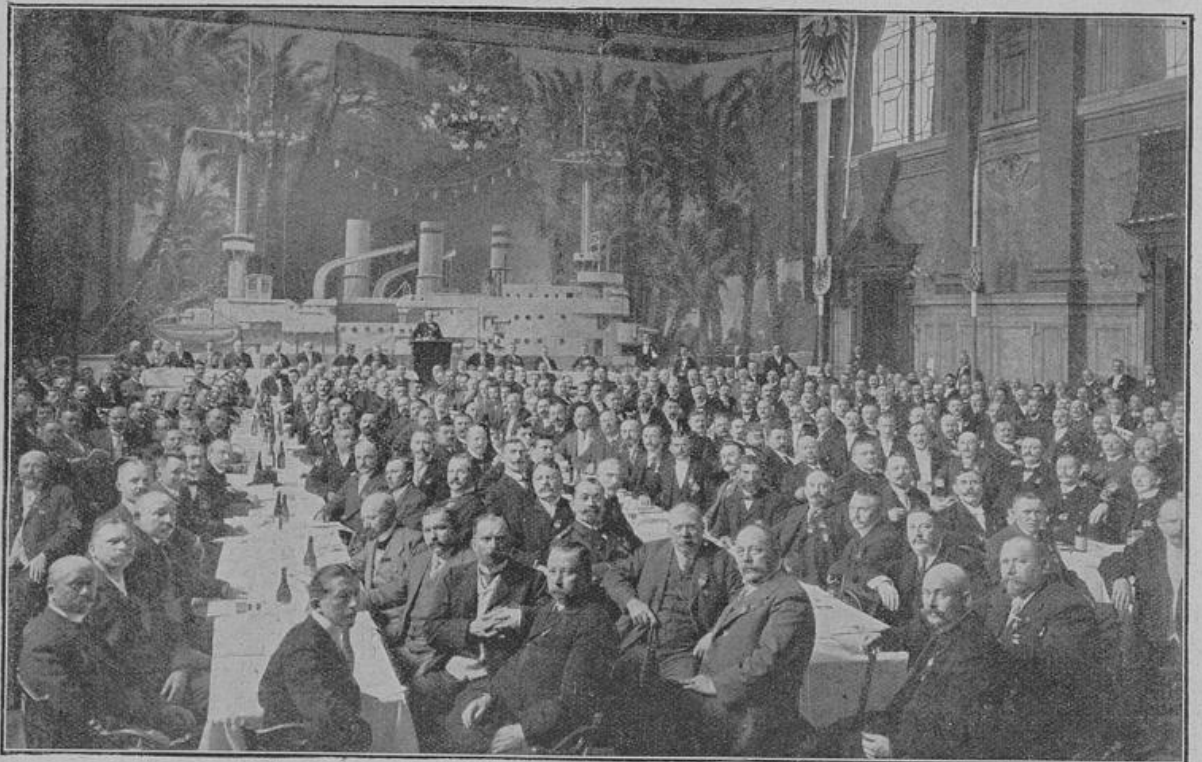
mich nicht mit dir in deine Bücher vergraben —“

„Wie kann davon die Rede sein?“ erwiderte er. „Sieh her!“ Er nahm einen Kalender vom Schreibtisch. „Auf Wochen hinaus ist jeder Tag wieder besetzt — ich habe mir



Zum Marine-Kongress in Düsseldorf: Weigeordneter Knopp begrüßt die Offiziere der Torpedoboote namens der Stadt Düsseldorf.

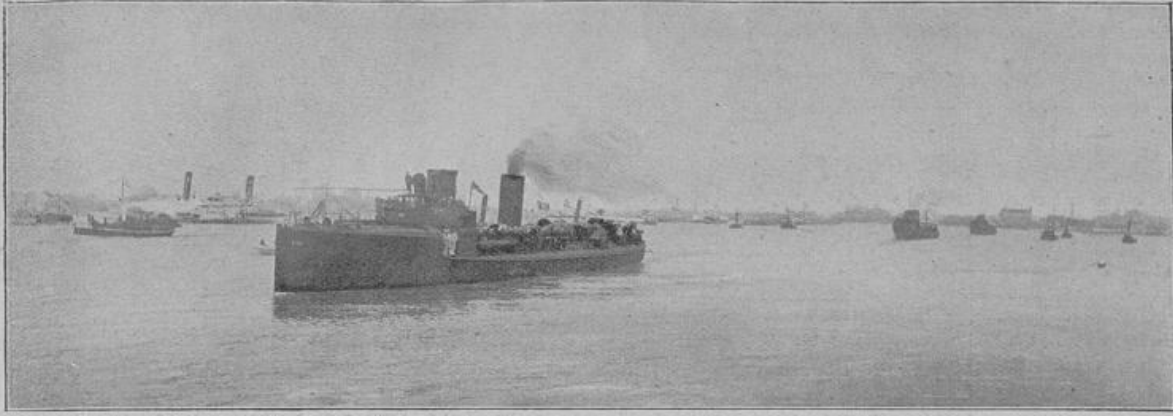
Verl. Jll.-Gef.



Zum ersten deutschen Marine-Kongress in Düsseldorf 1912:

Joß. Henne, Düsseldorf.

Der 22. Abgeordnetentag der Vereinigung deutscher Marinevereine, auf dem 115 Vereine durch 247 Abgeordnete mit 342 Stimmen vertreten waren, fand am 6. Juli in dem originell geschmückten Rittersaale der Städtischen Conhalle statt. Das Bild zeigt die Eröffnung des Abgeordnetentages durch eine Begrüßungsansprache des Vorsitzenden der Vereinigung Konter-Admiral z. D. Thiele.



Die Torpedoboote S 177, S 178 und S 179 in Duisburg-Ruhrort auf der Fahrt nach Düsseldorf zum Marinekongress.

alles notiert. Olga — jetzt wenigstens, da wir eine verheiratete Tochter haben und alt werden, jetzt nur laß uns für uns leben. Tu mir's zuliebe; laß die schreckliche Jagd nach der Geselligkeit."

Sie hatte nur ein Wort aufgesaßt.

„Alt?“ schmolte sie. „Ewald, du nennst mich alt?“

„Nun ja, du bist eine junge Frau. Man sieht dir nicht an, wie alt du in Wirklichkeit bist. Gott behüte, daß ich meine Frau anders haben wollte! Aber ich möchte dich einmal ganz für mich haben, nur für mich lebend, nur mit mir genießend — Olga, laß uns wenigstens unsere silberne Hochzeit, die wir beide noch ohne Silberhaare und ohne Altersgedanken feiern dürfen, allein feiern — ohne Erzellenzen und Salonhelden, die dir Schmeicheleien sagen — ohne festlichen Füllsanz und gesellschaftlichen Rahmen — wir beiden — dem

Geräusch entflohen — allein irgendwo — da, wo die Natur am prächtigsten ist —“

Er legte den Arm um sie. Schmeichelnd senkten seine Augen sich in die ihrigen.

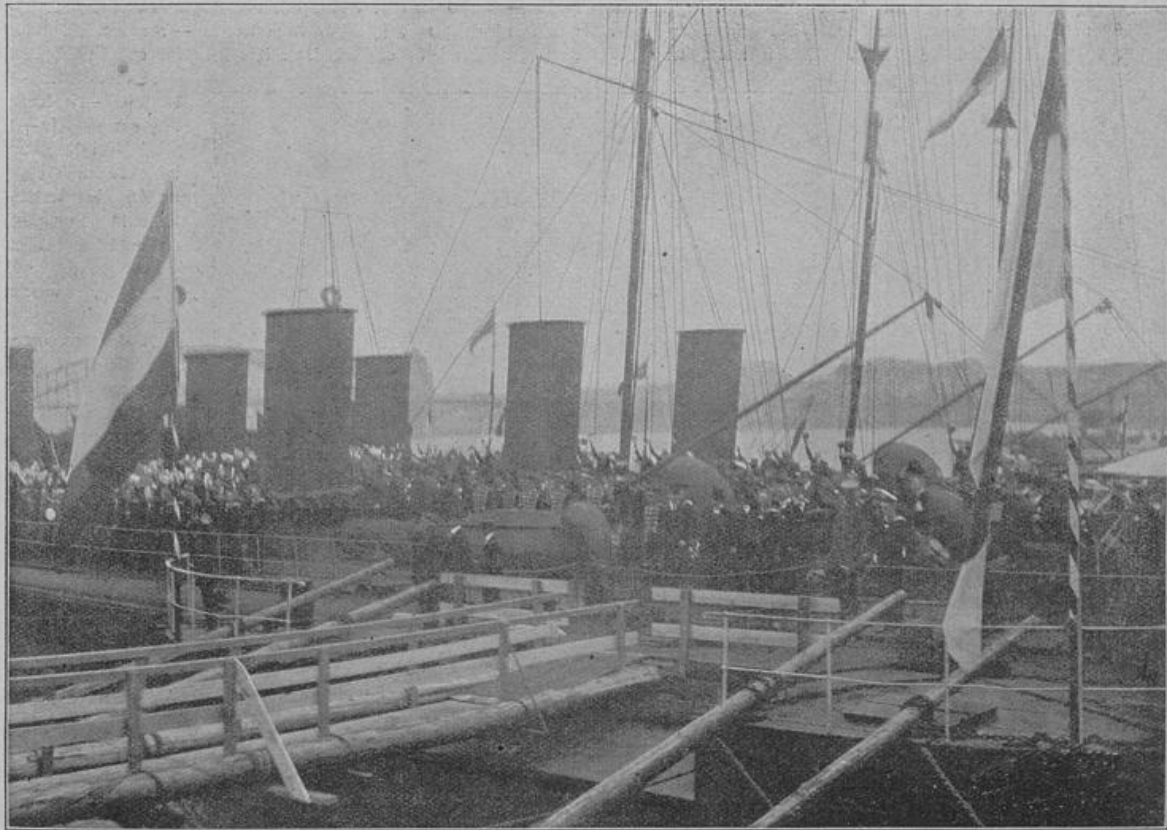
Aber sie wehrte leicht ab.

„Du weißt, ich täte das sehr gern, aber wie gesagt, es geht nicht an. Vielleicht später, lieber Ewald, wenn die Feier vorüber ist — wir könnten dann ja eine kleine Reise zu zweien machen —“

„Es wird doch nichts d'raus, Olga, ich kenne das. Tausend andre Verpflichtungen gehen dann wieder vor.“

„Nun, dann schieben wir's aufs nächste Jahr.“

Er schüttelte heftig den Kopf. Seine ganze Natur rebellierte gegen das Uebermaß von Geselligkeit. Er bäumte sich auf.



Die Torpedoboote S 177, S 178 und S 179 nach ihrer Landung in Düsseldorf.

Hofphot. J. Sohn, Düsseldorf.

„Gut! Ich sehe, du mußt auch diesmal deinen Willen haben. Aber du mußt allein feiern mit deinen Freunden und Bekannten. Ich mache nicht mit.“

Bornrot war er im Gesicht.

„Allein?“ Sie machte ein sehr erstauntes Gesicht, dann brach sie in ein helles Lachen aus. „Wie kann man nur solch dummes Zeug reden, wenn man ein so gelehrter Professor ist! Ein halbes Silberpaar—“

„Ja, und die andre silberne Hälfte geht auf Reisen oder bekommt im letzten Augenblick einen Fieberanfall und sagt ab. Ich glaube, das Fieber ist bei mir jetzt schon im Anzug.“

„Mach dich doch nicht lächerlich, Ewald.“

„Lächerlich ist hier nichts. Ich rede in ungeheurem Ernst. Bis zum Explodieren bin ich vollgeladen mit Mergel und Verdruß über unser verpöschtes Familienleben. Keine Gemütlichkeit mehr, kein Bes-



Zum Ankauf eines dänischen Motorschiffes in Deutschland: Der Speisesaal der „Fionia“, eines Schweferschiffes des ersten in den überseeischen Verkehre getretenen Motorschiffes „Selandia“. Dieses neue, in Kopenhagen erbaute Motorschiff erwarb die Hamburg-Amerika-Linie nach einer Probefahrt bei Kiel. Voedeker, Berlin.

hagen — nichts als fade Geselligkeit und Repräsentation! Ein vernünftiger Mensch muß ja davon krank werden — oder verrückt.“ Die Frau Professor stand auf und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Lieber Alter — du fahst — ich kenne dich gar nicht so —“
 „Schweig! Dann wirst du mich eben endlich so kennen lernen!“ Nun wich sie doch bestürzt einen Schritt zurück.

„Ewald, welche Szene!“

„Das ist mir einerlei. Die Dual muß mir einmal herunter vom Herzen!“

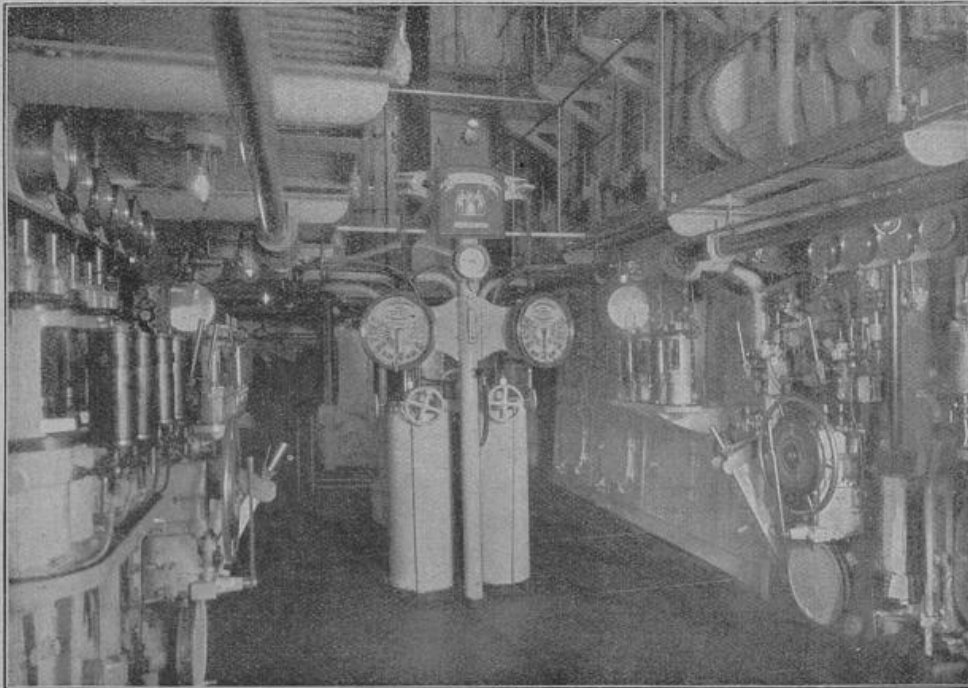
Heberlaut schrie er es ihr ins Gesicht.

Sie griff zum Taschentuch. „Nach der wundervollen Hochzeit dieser schrecklichen Schluß!“ schluchzte sie. „Soll der Tag in Zanf und Streit enden, Ewald?“

„Daran trägt du allein die Schuld.“

„Ich soll schuld sein, wenn du tobst und rasest wie ein Wüterich —“

„Ich begreife nicht,



Der Maschinenraum des Motorschiffes „Fionia“.

Voedeker, Berlin.

Dieses 370 Fuß lange, 55 Fuß breite und 25 Fuß tiefe Motorschiff hat keine Schornsteine und wird durch einen großen und zwei kleine Dieselmotoren in Betrieb gesetzt, die zusammen 5000 Pferdekraft entwickeln und dem Schiff eine Geschwindigkeit von 12 Knoten geben.

wie ich die Last solange trug. Geduldig bin ich hinter dir hergetrippelt zu deinen Festen, wie der Esel hinterm Treiber, aber jetzt reiß ich mich los vom Strick. Zum Teufel mit allen Gesellschaften und Hochzeiten!"

Sie nahm das Taschentuch von den Augen und sah ihn groß und hart an.

War das ihr gefügiger, sanfter Ehemann, der selten auch nur die leisesten Einwendungen gemacht hatte gegen ihre Anordnungen?

„Laß uns zu Bette gehen, Erwald," jagte sie monoton. „Morgen besprechen wir die Angelegenheit in Ruhe und Klarheit."

„Mir recht. Aber meinen Willen kennst du jetzt. Die Gesellschaftsflaverei hat für mich ein Ende."

Ohne ein Wort der Erwiderung auf diesen letzten Trumpf des plötzlich wild Gewordenen rauschte die Frau Professor hinaus.

Gräu war der Himmel am andern Morgen, und grau, grämlich und kurz der Verkehr zwischen den beiden Ehegatten. Der idyllische Friede des Professorenheims war dahin. Die schöne abgeklärte Stimmung, die klassische Harmonie, der Goethe'sche Geist, der im deutschen Gelehrtenhaus typisch ist, waren verflogen; Eris regierte, die stets Gefallen daran hat, den Kampfeisen zwischen frohgemeinte Menschen zu werfen.

Dem Professor war die Störung des häuslichen und ehelichen Gleichgewichts äußerst fatal. Streit und Zank waren ihm unheimlich, und er hätte auch jetzt gewiß um des lieben Friedens willen gern wieder eingelenkt und nachgegeben und das unbequeme Gesellschaftsjoch wieder auf sich genommen. Er machte sich Vorwürfe, zu heftig und aufbrausend geworden zu sein.

Schon war er auf dem Wege nach Frau Olga's Zimmer, um die Verhandlungen einzuleiten, die freilich mit einer vollständigen Kapitulation für ihn endigen mußten — da kam Susemihl dazwischen.

Susemihl war immer sehr pünktlich, wenn es galt, seinen Lohn einzuziehen. Man darf ihm das nicht verdenken, denn er hat sechs lebendige Kinder. Der alte Lohndiener hatte wahrscheinlich noch etwas nachgefiebert, denn seine Nase sah aus als sei sie geschminkt, und sein Wesen war trotz seiner dürftigen Verhältnisse recht heiter und vergnügt.

„Das war 'n scheenes Fest, Herr Professor. In der ganzen Stadt reden sie beinah nicht andres. Und nobel, sag ik. Wat die Bäder's Frau is, die am Markt wohnt, und die naderlich zur Trauung in der Kirche gewesen is — die Frauenmischer können det ja nich lassen von weien die Tojeletten — na, die sagt es auch, und —"

„Was bekommen Sie, Susemihl?"

„Fünfehn Mark, Herr Professor, alles in allen — wenn Se et jerade haben — nee, warten Se mal, ik hab da noch so 'ne kleine Rechnung —", er krabbelte mit den Fingern in der Westentasche — „wenn Se et erloben, präsentier ik die gleich mit."

„Vierunddreißig Mark?" Professor Marheute runzelte die Stirn.

„Et stimmt jenau, Herr Professor. Alles uffgeschrieben bei Heller und Pfennig — bei so 'ne frohartige Hochzeit spielen die kleinen Unkosten keine Rolle —"

Marheute legte das Geld auf den Tisch.

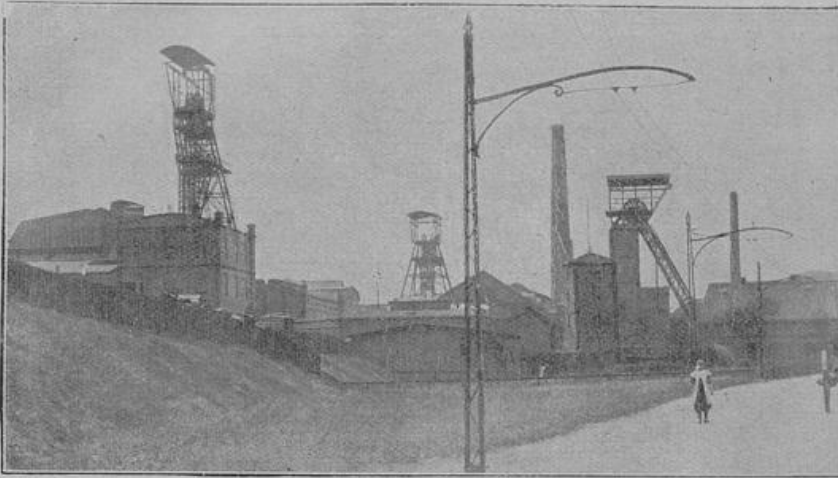
„Danke scheen. Allens wat recht ist, Herr Professor, bei mir wer'n Se ehrlich und jut bedient."

Fragen Se meine Frau, Herr Professor; die is Ihnen sehr genau darin — ei weiß —"

„Sie waren aber zum Schluss recht unsicher auf den Beinen,

alter Freund. Hat Ihnen Ihre Frau da keine Standrede gehalten?"

„Wissen Se, Herr Professor, das jehört zuweilen sozusagen mit zus Jeshäfte. Und meine Frau — Olga heest se, jrade wie die Frau Professor — ne, die hat nicht zu vermelden. Frierher — da hat se mal ne große Schnauze jehabt — aber det is lange her. Det habe ik ihr anjetrieben." — „Wie haben Sie denn das gemacht, Susemihl?"



Beche Osterfeld der Gule-Jasannungshütte, wo am 3. Juli daz eine Explosion schlagender Wetter 16 Bergleute getödet und 6 schwer verkehrt wurden. Verl. Ill.-Gef.



Zur Explosion schlagender Wetter auf Beche Osterfeld: Andrang vor dem Speisesaal der Beche Osterfeld, wo die 16 Leichen aufgedahrt wurden. Verl. Ill.-Gef.

„Verhauen hab' id ihr, und det feste. Und es hat jut jeholfen. Einer muß Herr im Haus sein, Olga, sag' id zu ihr, und det bin id. Nu mußt se schon lange nich mehr und is ne jute Frau jeworden.“

„Om,“ machte der Professor nachbrüchlich.

„Da is mein Freund Fritz Mielle, den Se nadierlich nich kennen werden, Herr Professor. Der hat nen Drachen jeherlat't, wobraus man leicht zwoe machen könnte, und jeder wär' eenzeln noch 'n reputierliches Stüde. Nimm se bu se dir se nich, hab' id zu Fritz Mielle jefagt, als er nach ihr angelte. Und nachher, als er sie hatte, hab id ihm den juten Rat jeeben, ihr bezeiten die Fliegel zu beschneiden. Aber er is en Schmachtlappen, und nu hat se richtig die Hosen an.“

„Ja, ja, es ist nicht gut, wenn die Frau immer ihren Willen durchsetzt.“

„Vor zwoe oder dree Tage, als id bei Fritz Mielle ankloppe, um ihn zu 'n kleinen Stal abzuholen, seh id da mit meine eigenen Dogen en Bild, daß id denke, mir lauft der Affe. Sibt da mein juter Fritz mit seine jüngsten Zwillinge uff'n Schoß und präpelt ihnen die Milch 'rin. Die jnädige Frau aber steht dabei und macht sich fein, denn sie wollte in Jeseellschaft. Id frag' Sie man bloß, Herr Professor, was hat die immer in Jeseellschaften zu loosen?“

„Om, hm,“ machte der Professor noch stärker.

„Fritze, mir fraut vor dir,“ hab id jefagt un bin weiterjehangen, denn die Jnädige fing schon an, mit Ausbrüden nach mir zu werfen. Sehn Se, so is es, Herr Professor. Aber nißst für unjut, daß id mir so lange uffjehalten habe — Sie haben vielleicht noch was zu tun. Empfehl' mich für's nächste Mal, Herr Professor.“

Marhenke sah ihm nachdenklich nach, dann begann er mit großen Schritten sein Zimmer zu durchmessen.

Susemihls Kraftausdrücke dröhnten ihm in den Ohren.

„Ich darf nicht nachgeben! Es handelt sich um meine Autorität!“ sagte er laut vor sich hin.

Wieder ein Zimmerspaziergang von beinahe einer Minute.

Nein, ein Drache war seine liebe Olga nicht — keine Spur. Sie lenkte ihn an einem feinen, zarten Fädchen, das er nicht zu zerreißen sich getraute. War er da auch ein Schmachtlappen, wie Fritz Mielle?

Er exerzierte jetzt beinahe wie ein Soldat im Zimmer umher, nur mit dem Unterschied, daß er dabei tauchte.

„Ich muß meine Autorität diesmal durchsehen! Und wenn die Eintracht dadurch vorläufig einen bedentlichen Riß erhalten sollte!“

Es ist nicht nötig, zu bemerken, daß Susemihls probatesstes Bändigungs mittel — das „Verhauen“ — für den Austrag der Kraftprobe zwischen dem Herrn und der Frau Professor Marhenke nicht in Betracht kam. Alle Klassiker mußten ja trauern die Häupter verhüllen.

Die Frau Professor sah an ihrem Arbeitsstischchen und schrieb. „Du wünschst, lieber Ewald?“ sagte sie freundlich-kühl.

„Ich möchte wegen unsrer gestrigen Meinungsverschiedenheit mit dir sprechen, liebe Olga,“ wiederholte er und nahm Platz.

„Bitte.“

„Du wirft es dir ja unterdessen auch überlegt haben.“

„Gewiß.“

„Unser Geselligkeit ist zu groß. Wir werden — hm — in Zukunft nicht so viel mehr mitmachen —“

„Wie du wünschst, Ewald.“

Das klang sehr sanft, aber doch recht kalt, geschäftsmäßig. Sie sah ihn gar nicht dabei an.

„Sieh mal, liebe Olga —“

„Ich glaube, eine fernere Erörterung über diesen Punkt ist unnötig, lieber Ewald. Du bist ja der Herr im Hause und hast zu bestimmen.“

Aha! Der Professor erinnerte sich nicht, diese Aeußerung schon aus dem Munde seiner Frau vernommen zu haben. Aber das ging ja wunderbar schön glatt. Susemihl hatte mehr Anstrengungen machen müssen, sein Uebergewicht geltend zu machen.

„Schön, daß du das einsehst, liebe Olga. Wir wären also einig —“

„Einig? Ich wüßte nicht, Ewald. Du hast nur einfach durch deinen brutalen Ausfall gestern deinem Willen Geltung verschafft. Ich bin kaum um meine Meinung gefragt worden. Ich habe mich gefügt, und nun bist du ja wohl zufrieden.“

So apathisch und monoton kam es heraus wie eine Litanei.

„Aber Olga! Nicht ein einziges Mal stritten wir uns ernstlich in den fünf- undzwanzig Jahren, und nun, da die silberne Hochzeit vor der Tür ist —“

„Bitte, erinnere mich nicht daran. Da wir doch keine Feste mehr feiern, brauchen wir hiervon auch kein Aufhebens zu machen. Ein Tag ist ja wie der andre, und alles übrige ist ja nur Einbildung.“

Er fuhr sich durch die Haare. Ihre natürliche oder gut gespielte Gleichgültigkeit machte ihn nervös.

„Natürlich feiern wir — zu zweien, wie ich vorschlug, liebes Kind. Wir machen eine Hochzeitsreise —“

„Wie du wünschst, lieber Ewald.“

„Hergott! —“

„Wie meinst du? Wünschst du noch etwas?“

„Das ist Obstruktion! Das ist passiver Widerstand! Da möchte man ja aus der Haut fahren!“

Olga Marhenke geb. v. Heisenbach erhob sich indigniert.

„Eine zweite Szene ersparen wir uns wohl. Bitte, ich möchte allein sein. Ich habe Migräne.“

Im nächsten Augenblick klappte die Tür hinter ihr zu.

Der Sieger im Chestreit stand da und machte nicht das geistreichste Gesicht. Hatte er nun die Schlacht gewonnen? Susemihls Sieg war gewiß glänzender gewesen. Aber der hatte ja auch eine andre Methode. (Schluß folgt.)



Entthüllung des Denkmals Zar Alexanders III. in Moskau.

Charles Trampus.

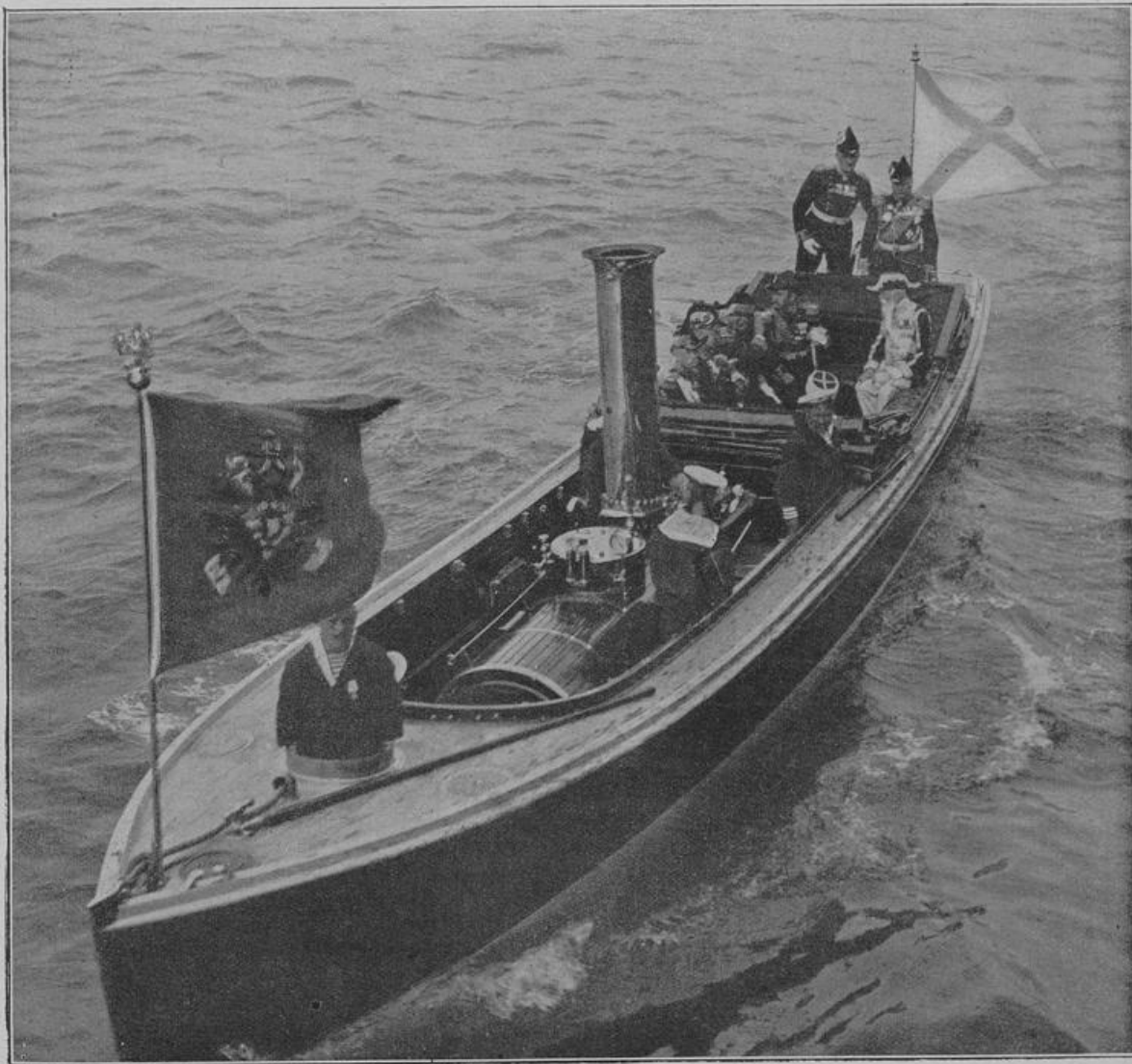
Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 29.

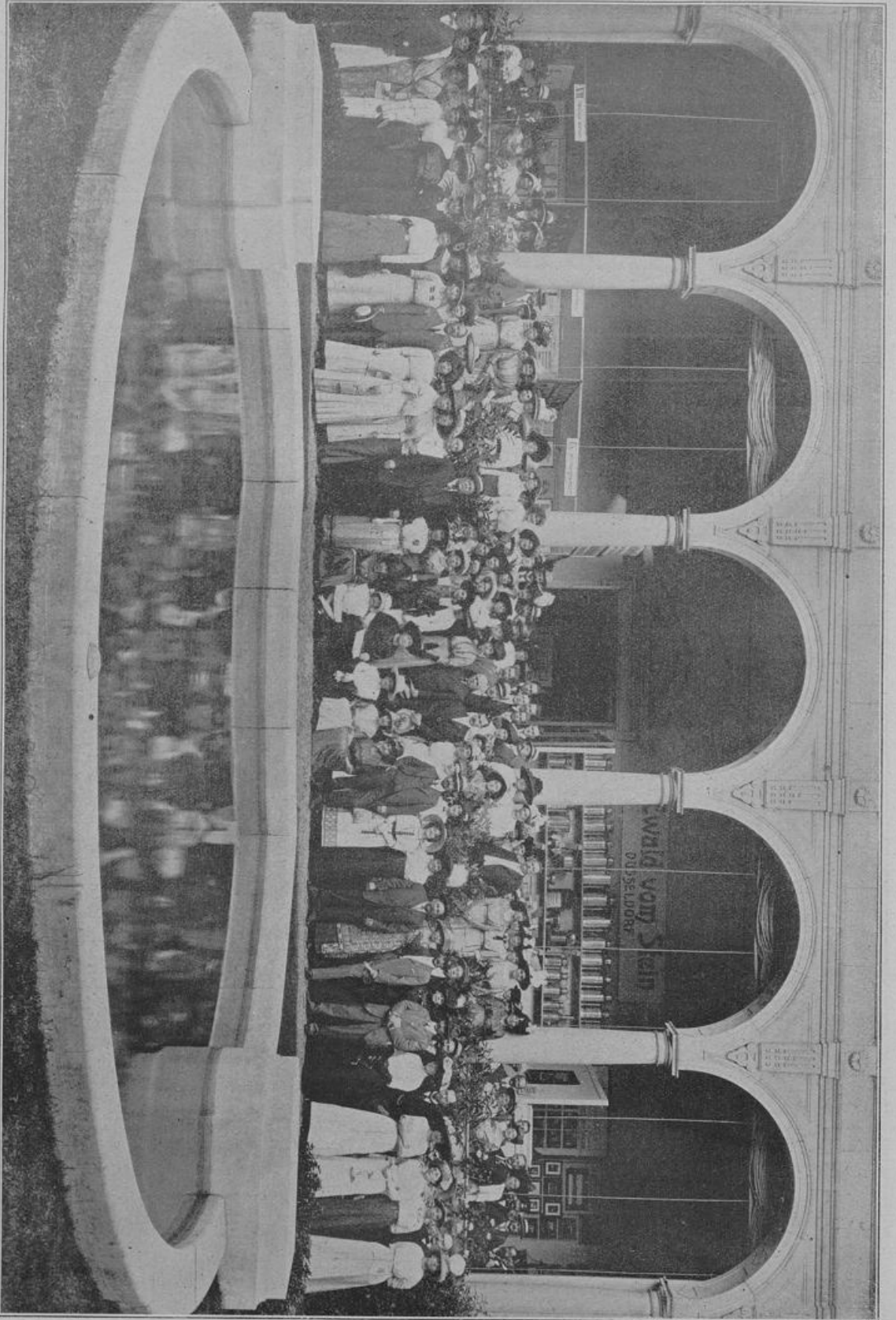
Düsseldorf, 20. Juli

1912.



Zur Begegnung in Baltischport: Der Bar mit Gefolge fährt zur „Sohenzollern“.

Chaussee-
Platz.



Der National-Deutsch-Amerikanische Lehrerbund in der Städte-Ausstellung in Düsseldorf am 15. Juni 1912 (Ehrenhof des Säulpalastes).

Th. Paul Vogt, Vertreter der Firma Holzschager & Henning, Düsseldorf.



Silberhochzeit.

Novellette von W. Vahr.

(Schluß.)



Schäft ärgerlich über den mißlungenen Versuch, die Einigkeit wieder herzustellen, begab er sich an die Arbeit. Seekrebse und Mollusken und andre Wesen, die sich den Meeresgrund zur Heimstätte erkoren haben, sind gewiß sehr interessante Tiere, besonders für den Zoologen. Allein Professor Ewald Marhenke arbeitete zum erstenmal im Leben ohne Genuß auf dem ureigensten Gebiet.

Auf diese Reise mit seiner Frau hatte er sich gespißt und gefreut. Mit dem Weibchen allein im rollenden Zug, allen Festlichkeiten glücklich entronnen, jung im Herzen wie vor fünf- und zwanzig Jahren, das mußte ein köstlich Ding sein. Aber was wurde das für eine Hochzeitsfahrt, wenn Olga mit feinerer Miene in die Landschaft schaute oder ergeben wie ein Opferlamm, das zur Schlachtbank soll, am Hotelstisch saß? Br!

Unfähig zur Arbeit begab sich Marhenke in die gemeinsamen Wohnräume.

„Die gnädige Frau ist ausgegangen,“ sagte Luise, die Köchin. Sie hatte einen roten Kopf und verweinte Augen.

„Was hat Luise denn? Ist sie krank?“ fragte der Professor Minna, den zweiten Hausgeist, der auf den Knien lag und die Treppe schenerte.

Minna kicherte.

„Mit ihrem Schatz hat sie was gehabt, Herr Professor, mit dem Sergeanten. Die beiden haben sich gezaunt, und nun geht er mit 'ner andern. Aber das is man bloß, damit sie klein beißigt. Wenn sie ihm 'en gutes Wort gibt, kommt er wieder.“

Der Professor stieg über die nassen Stufen wieder nach oben. Der Herr Sergeant hatte also wieder eine andre Methode, die vielleicht ebenso stark wirkte wie Sufemiths Mittel. Aber auch diese konnte er nicht gebrauchen.

Tag und Abend verliefen höchst unerquicklich. Die gnädige Frau war dauernd unsichtbar und ging früh zu Bett. Die Gesellschaft, zu der man die Einladung schon angenommen, war abgesagt worden.

Auch am andern Morgen war die Atmosphäre im Professorenhaufe eifrig. Nach einem wiederum völlig fehlgeschlagenen Versuch, das eheliche Thermometer zum Steigen zu bringen, war der Professor ratlos und vollgeladen mit Aerger ins Kolleg gegangen und nicht anders gestimmt daraus zurückgekehrt. Ein Brief Elmas lag auf seinem Schreibtisch, der erste, den sie von ihrer Hochzeitsreise schrieb. Marhenke las



Eisenbahn-Erholungsheim Niederdollendorf a. Rhein.

Das Gebäude diente vordem als Kinderhort und wurde zu einem modernen Heim umgebaut. Von der Dachterrasse aus blickt man weit ins Rheintal und Siebengebirge. van Sturvoenberg, Königswinter.



Teilnehmer an der Einweihungsfeier des Eisenbahn-Erholungsheims in Niederdollendorf vom Ministerialdirektor bis zum Hottenarbeiter. Vordere Reihe von links nach rechts: Reg.-Rat Prins-Elberfeld, Geheimer Reg.-Rat Michels-Essen, Geheimer Reg.-Rat Wache-Elberfeld, Eisenbahndirektions-Präsident Hoest-Elberfeld, Ministerialdirektor Hoff-Berlin, Eisenbahndirektions-Präsident Lehmann-Essen, Reg.-Rat Seydel vom Eisenbahn-Ministerium Berlin, Baurat Cuny-Elberfeld, Rechnungsrat Graef-Elberfeld. van Sturvoenberg, Königswinter.

ihn durch. Erst kam ein Reisebericht, Schwärmereien über die Schönheit der Gegend, die sie durchfahren hatten, dann folgender Passus:

„Denkt Euch, liebe Eltern, wir haben uns sogar schon einmal gezanft — auf der Hochzeitsreise — Hans und ich. Um eine ganze Kleinigkeit. Jedes von uns wollte seinen Willen durchsetzen, und als ich den meinigen nicht bekam, maulte ich. Abscheulich eigenstinnig war ich und wollte durchaus, daß er um gut Wetter bitten sollte. Aber er kam nicht und tat's nicht. Er ließ mich einfach sitzen — allein. Das war ganz schrecklich, und ich konnte es schließlich nicht mehr aushalten. Da haben wir uns veröhnt — himmlisch war das — und haben uns das Wort gegeben, nie wieder so etwas zu tun. Es ist ja auch so einerlei, wer recht hat, nicht wahr? Wenn man sich nur lieb hat und vergeben kann! Ach, liebe Eltern, wie muß das schön sein, wenn man durch jahrelangen Umgang sich so harmonisch eingelebt hat wie Ihr beiden! Nie wart Ihr uneins und nie sagtet Ihr Euch ein

gewesen und es geblieben. Daran änderte der kurze Honigmond nichts, der den Zwiespalt überbrückte, verwischte, ohne ihn zu beseitigen. Daran änderte auch Olga's schüchternen Anlauf, für die Studien ihres Mannes Geschmack zu gewinnen, nichts, indem sie lachend die Wirbel und Rippen eines vorweltlichen Riesentiers zählte, das die Fierde des Museums bildete. Im Grunde war ihr jedes Getier gräßlich, und die großen Zusammenhänge und Perspektiven des Studiums ihres Mannes ahnte sie nicht. Ihre Sphäre war die leichte, frohe Geselligkeit. Der Professor seinerseits hatte auch den Versuch gemacht, in Olga's Reich heimisch zu werden, aber er war kein Gesellschaftsmensch. So wurde ihre Ehe ein Kompromiß, eine stillschweigende Vereinbarung, bei der nur der Professor zu kurz kam. Aus Gütmütigkeit wurde er der leidende Teil.

Nun ging es nicht mehr weiter.

Zwischen Olga und ihm handelte es sich nicht um den Ausgleich



Walfischschlachten bei Green Harbor auf Spitzbergen.

böses Wort. Eine Musterehe habt Ihr zusammen geführt, und wir wollen uns Mühe geben, Euch darin nachzueifern.

PS. Zur Silberhochzeit sind wir natürlich bei Euch.“

Professor Marhenke besaß in mehreren kunstvoll geschnittenen Schränken eine prachtvolle und kostbare Sammlung des merkwürdigsten Seegetiers, manche hübsch und lustig anzusehen, aber manche auch häßlich wie die Nacht, so daß Minna beim Reinmachen sich davor fürchtete, einige in eingeschrumpftem Zustand als Trockenpräparate, andre nach Minnas Ansicht „eingemacht“, d. h. in Spiritus. Vor diesen Herrlichkeiten stand der Professor, aber ohne wie sonst mit ihnen zu liebängeln.

Einmal Brief gab ihm viel zu denken.

Darin war Richtiges und Falsches. Ja, seine Ehe war harmonisch gewesen, ohne Zanf und böse Worte — bis auf den letzten schlimmen Riß. Aber vorbildlich war sie nicht, eine Musterehe war anders.

Der Schaden seiner Ehe war ihm nun mit einem Male ganz klar. Olga und er lebten nicht miteinander und ineinander, sondern nebeneinander. Ihre Interessen waren von Anfang an grundverschieden

dieser einen Verstimmung nach ehelichem Zwist, auch nicht darum, wer recht behält und seinen Willen durchsetzte, sondern um das Ganze, um die Ehe selbst.

Entweder wurden sie sich nun zukünftig noch fremder in ihren Interessen und gingen schließlich jeder den eignen Weg, oder sie fanden sich jetzt und schlossen sich enger aneinander.

Aber würde Olga die dazu erforderliche Einsicht und Willensstärke besitzen? War es überhaupt möglich, daß die Silberhochzeit noch brachte, was die grüne eigentlich hätte bringen sollen? Salon- und Studierstube — gab es da eine Verständigung — eine Gemeinschaft?

Der Herr Professor war ein großer und gewandter Redner. Das spürten seine Zuhörer allmorgendlich im Kolleg. Aber hatten seine Worte auch dieselbe Ueberzeugungs- und Beweiskraft der Frau Professor gegenüber?

In seiner schlichten und klaren Art trug er ihr seine Gedanken vor. Er deckte den klaffenden Riß in ihrer Ehe auf und sprach sich selbst auch nicht frei von Schuld. Vielleicht hatte er zu sehr seiner Wissenschaft gelebt und die Häuslichkeit darüber vernachlässigt.

Sie hörte ihn stumm und ruhig an bis zu Ende.

„Olga, kann es nicht noch anders werden?“ fragte er eindringlich. „Kann unsere Liebe nicht noch einmal jung werden und neues Leben, gemeinsames Glück für uns erblühen?“

Ihre Antwort fiel nicht so aus, wie er gehofft und erwartet hatte.

„Ich sehe nicht ein, was an unserm Leben so verkehrt war. Eine reiche angenehme Geselligkeit ist doch etwas Schönes. Du bist von jeher ein Bücherwurm gewesen, und es macht mir eben keinen Spaß, zu wissen, wie viele Badzähne das Känguruh hat oder wie viele Affenarten es gibt. Ich bin von Jugend auf an heiteren, geselligen Verteilungen gewöhnt —“

Er unterbrach sie unmutig.



Die C. J. Hildebrandschen Schälmühlwerke in Magdeburg-Buckau

nach der Mehlstauberplosion und dem dadurch verursachten Brande vom 10. Juli. Drei Arbeiter wurden sofort getötet, von sechzehn Schwerverletzten starben kurz darauf noch fünf. Leipz. Presse-Bureau.

„Du verstehst mich nicht oder willst mich nicht verstehen, liebe Olga. Ich will dir daher einen Vorschlag machen. Wir müssen Zeit haben, über uns selbst und über unser Verhältnis zueinander nachzudenken. Wir müssen zur Klarheit gelangen, was unser Zusammenleben noch wert ist.“

„Aber Ewald!“
„Wir trennen uns eine Weile — sagen wir auf acht bis zehn Wochen oder auf ein Vierteljahr. Ich mache meine längst geplante Reise ans Mittelmeer, um meinen ozeanischen Tiefseestudien in aller Stille und Ungehörtheit obzuliegen. Du lebst, wie es dir gefällt. Hans und Olma, die ja bald zurück sind, leisten dir Gesellschaft. Das wird heilsam sein für beide Teile. Treffen wir dann wieder zusammen,



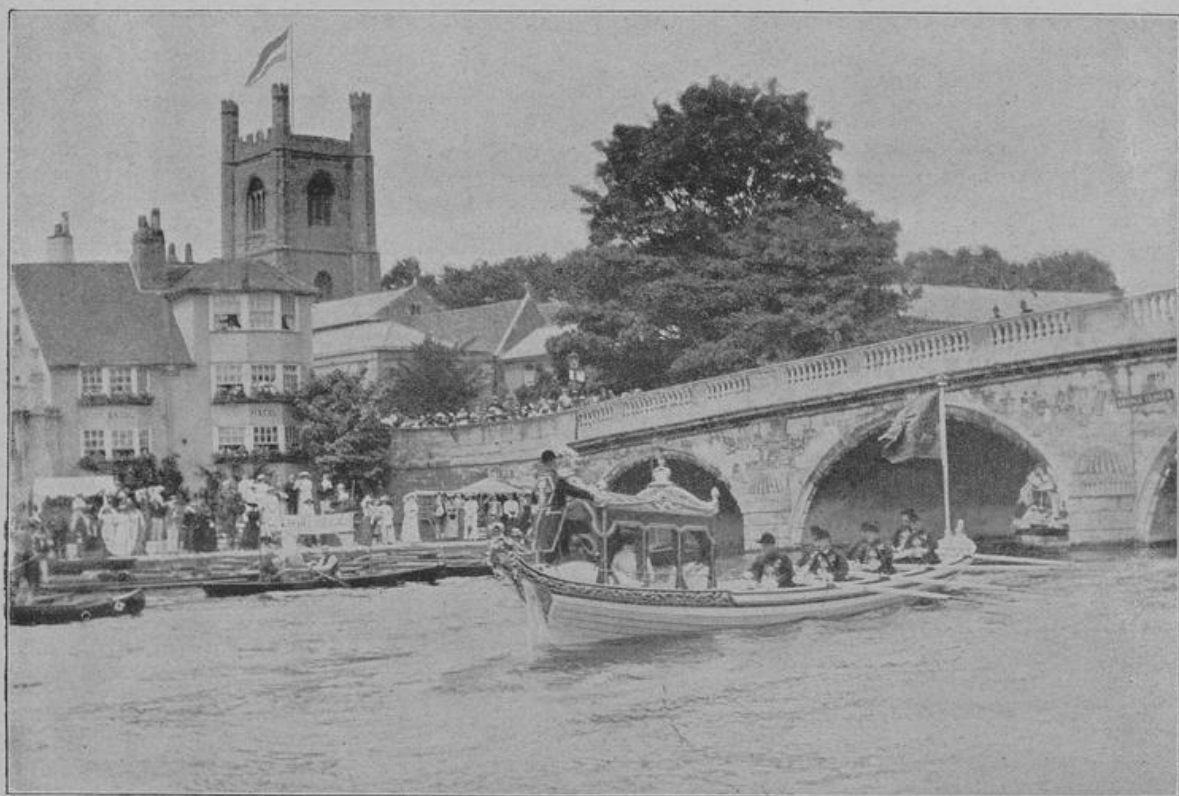
Von den Vaterländischen Festspielen in Düsseldorf am 14. Juli: Freiübungen der Turnerinnen.

J. Esler, Düsseldorf.



Regattabesucher auf der Themse beim Frühstück.

Karl Ulrich & Co.



Die internationale Henly-Auderregatta auf der Themse,

Underwood & Underwood, London.

zu der für die königliche Familie die abgebildete Prachtbarke eigens gebaut wurde. Im Hintergrund Kirche und Brücke von Henly. Den Thames Challenge Cup gewann der Rowing Club de Paris in 7,55 mit einer Länge vor St. Johns College Oxford. Das Achter-Rennen um den Grand Challenge Cup gewann der Sidney Rowing Club gegen Keander Club, während die Diamond Sculls von Powell vom Vikings Club gewonnen wurden.

so wird alles klar zwischen uns sein.“ Sie war bei den ersten Worten seines Vorschlages leicht zusammengezuckt, jetzt, als sie antwortete, klang ihre Stimme gereizt.

„So viel Lieblosigkeit habe ich allerdings nicht erwartet. Schön, trennen wir uns also, so lange du wünschst.“ Sie stand auf.

„Verstehe' mich doch recht, Olga! Die Trennung soll uns ja Segen bringen —“

„Eine eigentümliche Idee, die wohl nur im Hirn eines Professors zustande kommen kann. Wann willst du also fort?“

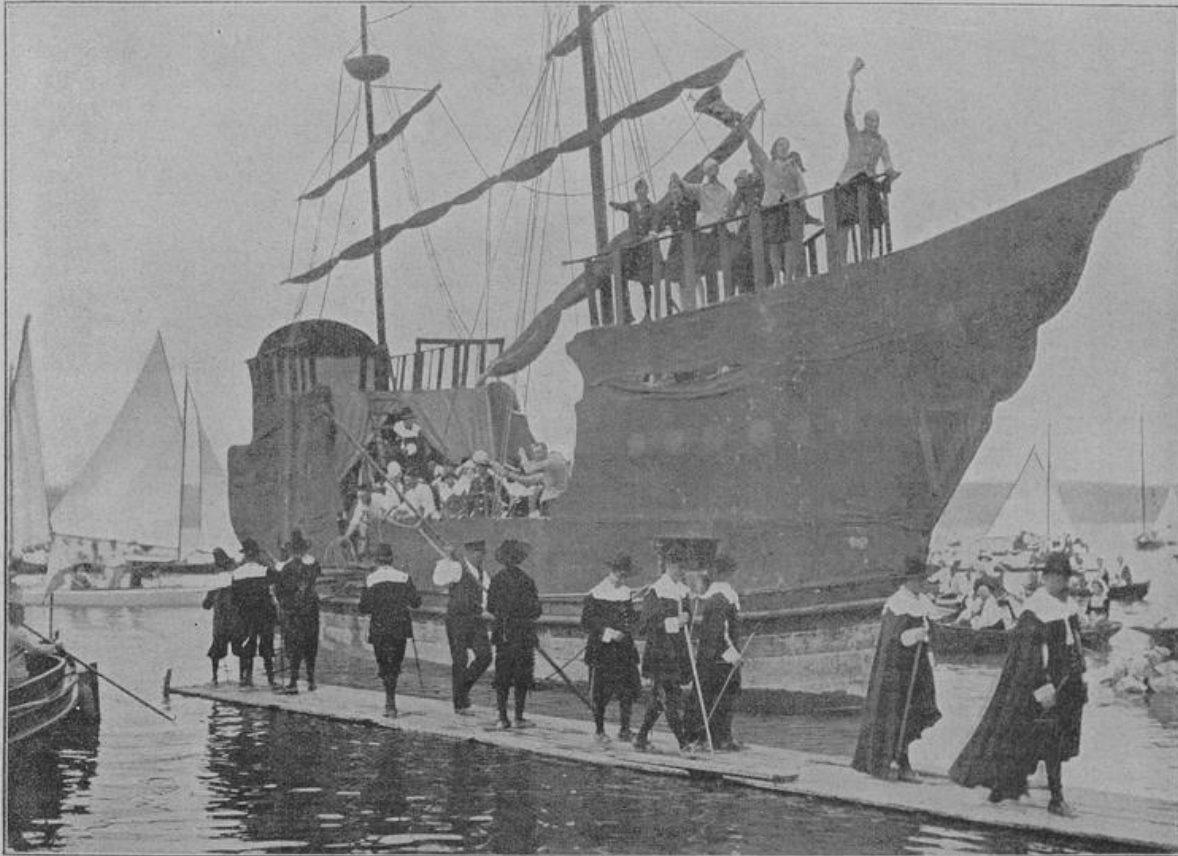
„Gleich nach der Silberhochzeit. Die feiern wir ganz nach deinem Wunsch, meinetwegen in breiter Öffentlichkeit. Ich begreife, daß wir nicht anders können, da du schon Verpflichtungen eingegangen bist.“

Wie sollte das enden? — Zu spät! sagte sich Marhente feutzend. Auch auf die läuternde Kraft zeitweiliger Trennung baute er jetzt nicht mehr.

War es wirklich zu spät?

Besaß die Silberhochzeit nicht die Kraft zu binden und zu verschmelzen, was die grüne zu lose geknüpft hatte?

Man sieht keinem Menschen ins Herz, denn die Menschen lassen sich nicht gern hineinschauen in die geheimsten Falten. Zuweilen bereiten sich darin Umwälzungen vor, von denen man nichts wahrnimmt, bis irgendein äußeres Ereignis den Damm sprengt, dem Selbstliebe und Eigensinn davor haute. Es ist mit dem Menschenherzen wie mit den Pflanzen im Frühjahr. Die ganze Blütenherlichkeit, die hervor-



Ein altholländisches Schiff auf dem Starberger See bei München.

Mal. Muf. München.

„Besuch des Prinzen von Oranien in Starckenberg“, dargestellt von der Münchener Künstlerschaft anlässlich eines Kostümfestes.

Der kälteste Ausdruck lag um ihren Mund.

„Es kann ja so gemacht werden. Du siehst, ich bin gefügig in allem. Eine eigenartige Silberhochzeit, das muß ich sagen. Nun, so viel Verstellungskunst werden wir beide ja wohl haben, daß man uns nicht ansieht, wie die Hochzeiter in Wahrheit denken —“

„Olga! Wie ist es möglich, daß wir uns solche Worte sagen —!“

Er rief es überlaut und trat mit bittender Gebärde auf sie zu. „Daß das! antwortete sie kühl, strich sich mit der Hand über die Stirn und faßte den Türgriff. Ohne sich noch einmal umzuwenden, schritt sie hinaus. —“

Nun klappte der Riß zwischen Salon und Studierstube ärger als je. Der Welt wurde freilich kein Stoff zum Gerede gegeben, denn man hütete den Schein, und Herr und Frau Professor Marhente erledigten sogar gemeinschaftlich gefällige Pflichten. Aber die Herzen schienen sich immer mehr voneinander zu entfernen.

brechen möchte, schlummert in schwellender Knospe. Der Straß der Sonne ruft sie zu Dasein und Leben.

Frau Olga war eine kluge Frau. Nicht wirkungslos waren die verständigen Worte ihres Mannes an ihrem Ohr vorübergegangen. Sie mußte ja fühlen, daß ihrer Ehe etwas fehle. Es mußte ihr doch zu denken geben, daß ihr Mann nicht glücklich war. Ja, war sie's denn selber im tiefsten Grund des Herzens? Empfund sie nicht eine Leere, die ausgefüllt werden mußte, oder gestand sie sich's bloß nicht ein?

Zwei Veranlassungen waren es, die das Eis, das sich um ihr innerstes Fühlen gelegt hatte, zum Schmelzen brachte.

Ihr Mann hatte kürzlich ein gelehrtes Buch herausgegeben, das in der wissenschaftlichen Welt bedeutendes Aufsehen machte.

Nun hörte sie sein Lob, wo immer sie mit Menschen zusammentam. „Großartig — das neueste Werk Ihres Mannes, Frau Professor. Wirklich, Sie können stolz auf ihn sein! Wie sind Sie zu beneiden!“

Und sie sah, wie man ihn im Verkehr und Gesellschaft auszeichnete und bevorzugte. Sie merkte auch, wie bescheiden er abwicherte, wie wohlbedacht und treffend jedes seiner schlichten Worte war. Und sie, seine Frau, hatte so wenig Teil an ihm?

Und dann — es war in einer Gesellschaft, in der sich auch Konsul Steenbach befand, ein Mann, auf dessen Urteil sie so viel gab — da hörte sie aus dem Munde der Erzellenz Hadfeld, einer gesellschaftlichen Autorität ersten Ranges, Worte, die sie nie für möglich gehalten.

Die beiden fühlten sich nämlich unbeachtet und gähnten herzhaft in die vorgehaltenen Hände.

„Noch eine Stunde, lieber Konsul, dann haben wir's wieder überstanden.“

„Diesen Winter sieht man aber auch gar zu tief in der gesellschaftlichen Zwangsjacke.“

„Phrasen und Komplimente, ein wenig Flirt und ein bißchen viel Klatsch — unsere Sitten sehen doch auf einem unglaublich tiefen Niveau. Na, ich habe mich an den Wein gehalten — der ist wirklich famos.“

„Wen hatten Sie denn zur Tischgenossin?“

„Frau Professor Marhenke.“

„So, da brauchten Sie ja selber nicht viel zu reden. Unterhalten kann sie.“

„Großartig. Sie paßt so recht für diese Art Geselligkeit. Ein bißchen leicht und oberflächlich — gerade wie's verlangt wird. Begreife übrigens nicht so ganz — wenn man einen solchen Mann hat.“

„Alle Achtung vor ihm! Habe sein Neuestes freilich nicht gelesen, aber ohne Zweifel — epochenmachend.“

Im ganzen Gesichte rot erglüht, war Olga Marhenke davongelaufen sobald, sie es unbemerkt konnte. So sprach man von ihrem Mann, und so sprach man von — ihr. So hoch tagierte man dessen fleißige Arbeit, und so schätzte man das ein, was ihr Leben bisher ausmachte — die Geselligkeit. Dieser Abend bedeutete die größte Wendung im Leben Olgas. —

Am 4. des folgenden Monats waren die untern Räume des Hotel Bristol für die Silberhochzeit Marhenke reserviert.

Ueber den Verlauf des Festes war wiederum nur eine Stimme. Konsul Steenbach war bezaubert, und das wollte etwas sagen. Erzellenz Hadfeld erging sich in Hyperbeln, und er hatte doch soviel gesehen in der Welt nach Osten und Westen. Die Festgeber konnten sich gratu-

lieren, und die Zeitungen nahmen gewiß Anlaß, über die gelungene Feier zu berichten.

In den Augen des Silberpaars war ein seltsames Leuchten.

„Wie jung sie aussahen!“ war die allgemeine Bewunderung.

„Und wie glücklich! Zwei in Liebe verbundene Menschen auf der Höhe des Lebens! Sie sind zu beneiden.“

„Morgen wollen sie auf ein Vierteljahr zusammen nach Italien!“

Die Hände fest ineinandergesügt, saß Professor Ewald Marhenke mit seiner Gattin am Ehrenplatz des langen Tisches.

„Bist du nun ganz glücklich, Olga?“ fragte er.

„Nein, noch nicht. Das Fest muß erst vorüber sein. Morgen, Lieber — wir zwei allein — das ist das Glück. Was sollen uns die Menschen?“

Er drückte zärtlich wie ein Bräutigam ihre Hand.

Jetzt wußte er, daß er eine Gefährtin hatte, eine verständnisvolle Genossin für sein Streben draußen und sein Familien-glück drinnen.

Eufemühl, der Unentbehrliche, rannte geschäftig hin und her, daß die Fradischöbe flogen. Mit Umsicht und Sachkenntnis waltete er seines Amtes, sorgte aber zugleich gewissenhaft dafür, daß er selber und seine sechsköpfige Familie nicht zu kurz kam. Seine bessere Hälfte war als Hilfskraft engagiert und half beim Anrichten und Aufwaschen.

„En wunderschöneet Fest, Olga,“ sagte er im Vorbeisitzen. „Die großartigen Tojeletten und bet keine Essen.“

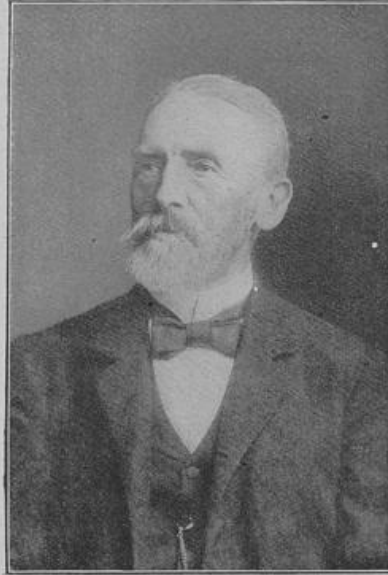
Nach zwei Minuten kam er wieder und balancierte kunstvoll einen Arm voll Porzellangeschirr. — „Alles wat recht is, Olga — det is een glücklich Paar. Als ob

se die friene feierten und nich die silberne. Na ja, wenn eener dat wille Feld hat —“

Im Geiste machte er schon seine „kleine Rechnung“, bei der die Unkosten keine Rolle spielten.

Man ließ das Silberpaar hochleben, und Eufemühl hielt die Gelegenheit für gekommen, auch mit seiner Olga anzustoßen.

„In vier Wochen,“ sagte er vergnügt, „feiern wir beeden olle Frauschimmel nu och det scheene Fest. Wat meinste dazu, Olga, zu 'ner glanzvollen Einladung an Frije Wielle und seiner Inädigen? Wir haben et ja, un nobel soll et werden. Von dem, wat id heute hier verdiene, werden wir alle satt misamt die Jöhren.“



Arthur Sobrecht, Ed. Frankl, Berlin.
der frühere Oberbürgermeister von Berlin und Finanzminister, geboren am 14. August 1824, ist am 7. Juli in Groß-Nichterfelde gestorben.

Abend.

Die silbergrauen Abendstunden drängen
Sich schon hinüber in das Dunkelmeer,
Der Wind kommt von verblästen Wiesen her
Und hat den Gräserdust noch an sich hängen.

Schon will ein Stern sich durch den Dunstflor zwängen.
Noch einer funkelt, mehr und mehr;
Und eine Glocke tönt, und andachtschwer
Lautsch ich den feierlichen Nachtgesängen.

Wie süß mich nun der Ruhebann ummildet!
Ich fühle mich wie neu, wie umgebildet,
Und alles deucht mir fremd und wunderbarlich.

Und unsichtbare Hände führen mich
Durch Säulengänge und geweihte Räume
Zur Heimat meiner goldnen Dichterträume.

Paul Seck.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 50.

Düsseldorf, 27. Juli

1912.

Der Kaiser beim 1. Leibhusaren-Regiment in Danzig.

Auf dem Großen Exerzierplatze zu Langfuhr hatte am 2. Juli das 1. Leibhusaren-Regiment (vollständig Totenkopfhusaren genannt) unter dem Kommando des Kronprinzen Paradeaufstellung genommen. Gegen 8 Uhr traf der Kaiser ein und ritt die Front des Regiments ab, welches darauf den Parademarsch ausführte. Es folgte ein Exerzieren des Regiments mit einer Urtacke gegen einen markierten Feind und ein Feuergefecht, wonach der Kaiser mit dem Kronprinzen

an der Spitze des Regiments nach dem Kasernement zurückritt. An demselben Tage entstand untenstehendes Bild. Es zeigt: 1. den Kaiser, 2. den Kronprinzen als Regimentskommandeur des 1. Leibhusaren-Regiments Nr. 1; 3. Prinzessin Viktoria Luise als Chef des Regiments; 4. die Kronprinzessin in der Uniform der Oelfer Dragoner, deren Chef sie ist; 5. Prinz Waldert in Marineneiform; 6. Erzellenz von Mackensen, General der Kavallerie.



Carlo.

Künstlerhumoreske von John D. Warken.

Carlo war von altadligem Herkommen und legte viel Wert darauf. Trotzdem unterwarf er sich nicht der Familientradition, die ihm die militärische Laufbahn vorschrieb, sondern vertraute sich der hehren Pallas Athene an, um sich die Wege der Kunst führen zu lassen. Er studierte an der Münchener Akademie Malerei.

In seinem Verkehr hielt Carlo sich ganz an jene Kreise, in denen man das Leben zu einem raffinierten Kunstwerk zu gestalten weiß. Jede Berührung mit dem gemeinen Volk vermehrte ihm physischen Schmerz. Er

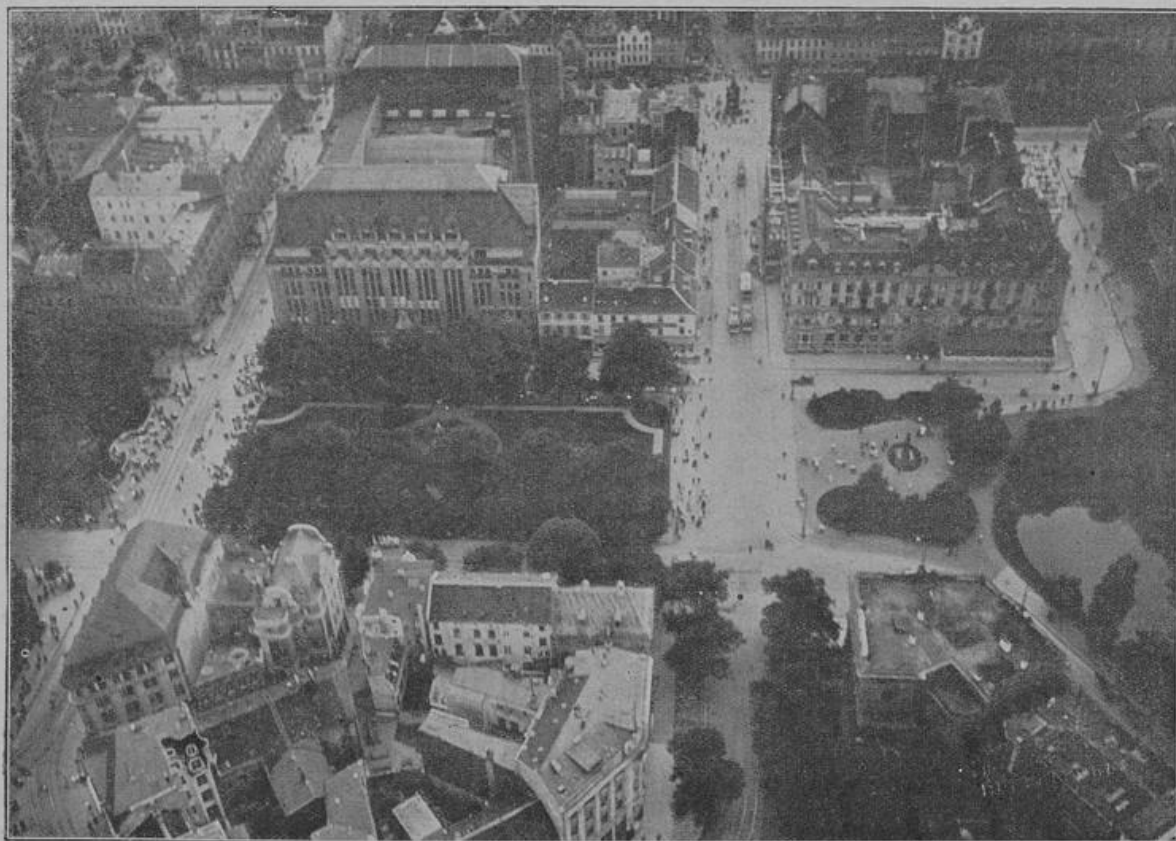
hatte beständig ein trauriges Gesicht mit müden Augen, und wer ihn in Gesellschaft von weitem beobachtete, wußte nie, ob er gerade jemand zu einem Erfolg gratulierte oder aus irgendeinem

Grunde sehr tiefes Leid ausdrückte. Stets sprach er halblaut, und nie ermüdete er, wenn er in folgebessenen oft dreimal dasselbe sagen mußte. Im Gegenteil, erst dann wußte er, daß er den „richtigen“ Ton getroffen hatte.

Ich erwähne das nur, um zu zeigen, daß Carlo sehr „fein“ war, in jeder Beziehung „fein“.



Der Kronprinz, die Kronprinzessin und General v. Mackensen auf der Pöppoter Rennbahn. Berl. Ill.-Zeit.



Der Corneliusplatz in Düsseldorf. Aufnahme aus dem Luftschiff „Charlotte“ vom Hofphotographen Julius Höhn.

Daß ich Carlo kennen lernte, verdanke ich dem Umstande, daß wir das Atelier desselben Professors besuchten. Wir waren da acht hoffnungsvolle Kunstschiffene, und weil mehrere von uns viele von Carlos Ansichten betreffs „Feinheit“ und elegantem Auftreten teilten und uns seine von der modernen Zeit längst überwundenen Vorurteile nicht weiter störten, wurden wir bald Freunde. Bisweilen wurde uns Carlo allerdings doch zu fein. Unbewußt drängte sich uns bei jeder Handlung die Frage

auf: Wie würde Carlo das finden? Und immer fühlten wir seinen kritischen Blick auf uns ruhen, ob auch etwas an unsrer Toilette fehle. Er hofmeisterte beständig. Weil er es jedoch ebenso sehr in unserm wie in seinem Interesse tat, ließen wir es uns gefallen. Oft allerdings grenzte seine Bevormundung an Rücksichtslosigkeit. So machte er einem jungen Schriftsteller, der viel in unsern Kreisen verkehrte, erfolgreich klar, daß es unfein sei, seine literarischen Erzeugnisse unter dem eignen Namen zu veröffentlichen, weil dadurch die Familie bloßgestellt würde und berechtigten Grund habe, sich sittlich zu entrüsten. Und einem Kollegen riet er, seine Bilder vom Starnberger See, die er im Kunstverein ausstellen wollte, nicht mit seinem Namen zu zeichnen, um eine öffentliche Erwähnung des Namens in der stets unfeinen Zeitungs-



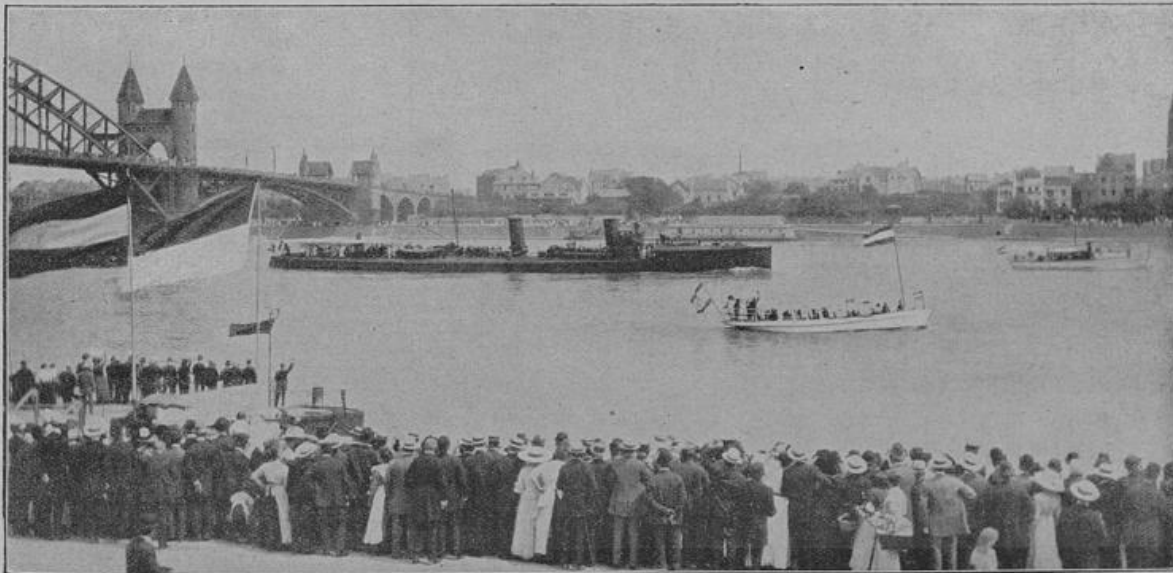
Susaren vom 1. Rheinischen Königs-Susarenregiment König Wilhelm I. Nr. 7, das in Bonn seine Garnison hat, reiten einen steilen Abhang hinab. Theo Schafgans, Bonn.

und Sportsmen trugen. Ein Name, der an den Höfen ebenso oft genannt wurde, wie in Bürgerhäusern der Name Meier oder Müller. Carlo schämte sich für seinen Freund und mußte sich nach diesem peinlichen Vorfall erst langsam wieder an seine Gesellschaft gewöhnen.

Er benutzte auch eine nach seiner Meinung passende Gelegenheit, Felgenhof ins Gedächtnis zurückzurufen, daß er ihn rechtzeitig gewarnt habe. Aber entschieden war der Augenblick doch nicht richtig gewählt, denn der junge Baron wurde grob, was sonst in unserm verfeinerten Kreise nie vorkam.

Carlo mied zwar trotz dieser Enthüllung seines von der feinen Kultur nur überhöhten Urzustandes Felgenhofs Gesellschaft nicht, weil es gegen sein Empfinden ging, jemand zu provozieren. Aber

Kritik zu vermeiden. Diesmal hatte er allerdings keinen Erfolg, wurde aber in seiner Ansicht noch bestärkt, als er in der betreffenden Kritik las: „... dann sind da noch einige belanglose, fast dilettantische Landschaften von einem gewissen Franz von Felgenhof, ein Name, der uns bisher noch nicht begegnet ist.“ — So mußte es ja kommen. Ein „gewisser“ Felgenhof! Ein Name, der in der Gesellschaft bekannt war wie der Name Bülow, und den bedeutende Staatsmänner



Von der Rheinfahrt der Torpedoboote S 177, S 178 und S 179: Die Ankunft in Bonn.

Phot. G. Groß, Bonn.

Felgenhof fühlte doch, daß er in Carlos Augen nicht mehr für „fein“ galt. Und deshalb sann sein beleidigter Stolz auf Rache.

Ahnungslos brachte Carlo diese gefährliche Stimmung vollends zur Explosion. Mit seinem müden Lächeln sagte er eines Tages zu Franz von Felgenhof:

„Mein lieber Felgenhof, gestern fragte mich Gräfin Meta Wedenberg auf ihrem Jour, was Sie eigentlich für ein Herr seien. Ob Sie eventuell in den engen Kreis der Intimen ihres Hauses paßten. Dann möchte ich Sie doch einmal mitbringen. Ich antwortete natürlich, Sie wären ein sehr feiner und durchaus korrekter Herr von tadellosen Prinzipien. Wenn Sie also nächsten Freitag mitkommen wollen...?“

Felgenhof glaubte, Carlos huldvolle Aneide sei jetzt zu Ende, und wollte ihm gerade für seine Liebenswürdigkeit danken, als er folgendermaßen fortzufahren wagte:

„Die gesellschaftlichen Anschauungen, die im Salon der Gräfin herrschen, dürften Ihnen nicht weniger bekannt sein als jedem Herrn aus unsern Kreisen. Ich brauche Ihnen ja nicht erst zu sagen, daß

ich Sie in den feinsten Salon der Residenz führe, was Sie natürlich verpflichtet, manche Privatanschauung aufzugeben. Gräfin Meta ist sehr... na, sagen wir ‚genau‘ in jeder Beziehung. Sie müssen also selbst wissen, lieber Felgenhof.“

Felgenhof hatte dieser Nachsage wahnsinnig gewirmt. Er schlief die ganze Nacht nicht. Ohne Zweifel würde er es aber doch getan haben, hätte er gewußt, daß schon der nächste Tag der Tag der Rache war.

Unsre Studien begannen laut Reglement um 8 Uhr morgens. Aber nur ein junger Raffael aus Köln pflegte schon um diese frühe Stunde den Weg zum Ruhme zu betreten. Als ich mit Carlo um 1/2 10 Uhr ins Atelier kam, sah dieser hoffnungsvolle Sohn der „Stadt, die viele hundert Kapellen und Kirchen hat“, traurig in sich zusammengeknickt in einem alten Lehnstuhl. Das Modell war nicht erschienen, und diesen Umstand sah er als tiefen Schatten auf der leuchtenden Straße zur Unsterblichkeit liegen.

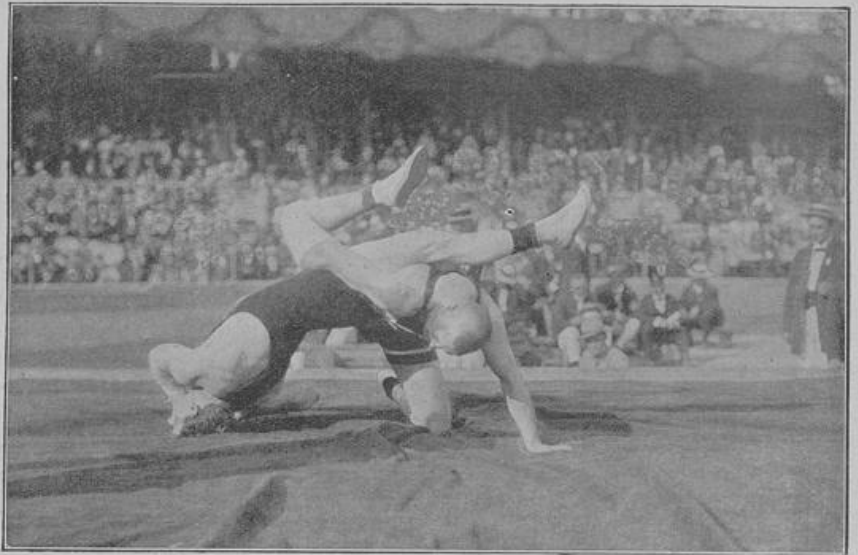
Wir waren längst alle versammelt, als der Erwartete mit bröhnenden Schritten das Atelier betrat. Er war nämlich Athlet und Ringkämpfer und ließ seine muskulösen Körperformen für 70 Pfennig die Stunde von uns geistig und künstlerisch verarbeiten, während er laut Zeitungsannonce jedem 200 Mk. sofort auszahlte, der ihn abends um 10 Uhr im „Kometenbräu“ körperlich zu verarbeiten vermochte.

„Grüß Gott,“ sagte er mit einem breiten, etwas gequälten Grinsen. „Verzeih'n's halt. I konnt net kemma. Und jetzt muß i glei wieder gehn. Mir is sauschlecht. Stehn kann i heut net.“

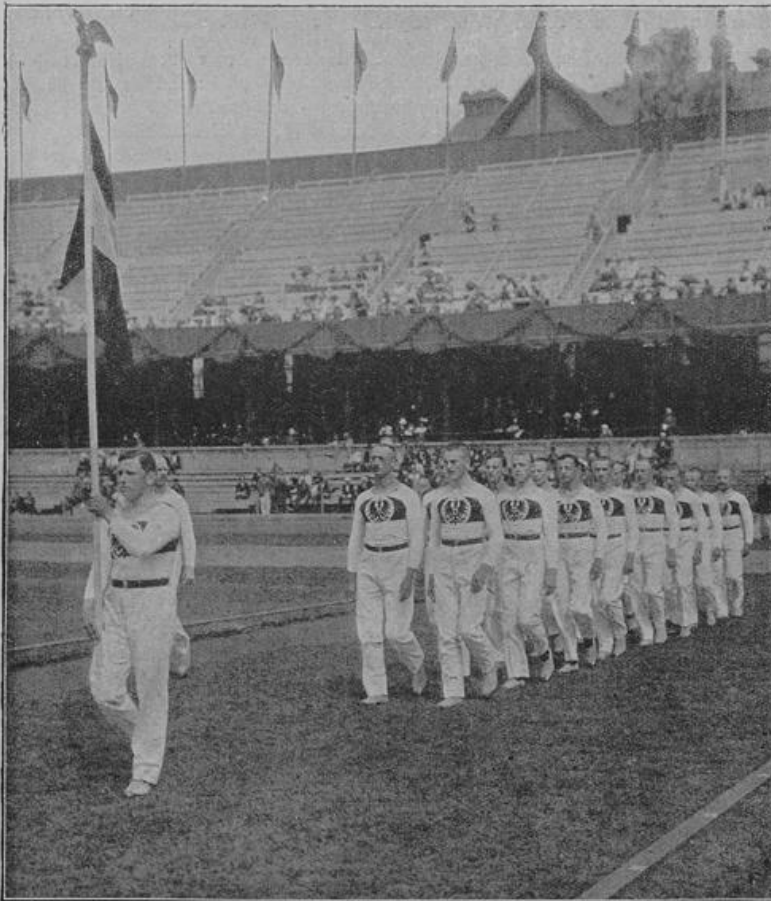
„Aber was habens denn ang'stellt, Huber?“ fragte einer von uns.

„An Bett hab' i halt g'habt. Aber g'wunna hab i. Da seit sie nig!“

Dabei zog er stolz ein Zeitungsblatt aus der Innentasche seiner Lodenjoppe und reichte es Carlo, der ihm am nächsten stand.



Momentbild von den Ringkämpfen bei den Olympischen Spielen in Stockholm.



Aufmarsch der deutschen Turner bei den Olympischen Spielen in Stockholm.

Karl Ulrich & Co., Berlin.

„Hier. Daß S' net glaab'n, i mach' bloß Sprich! Und mein Portrait habens auf der ersten Seit'n.“

Wir bewunderten nun interessiert das wohlgelungene Konterfei des Athleten Alois Huber vom Athletenklub „Wir war's gnuu“, das die Titelseite des „Volksblattes“ schmückte. Dann lenkte der Held des Tages unsre Aufmerksamkeit auf die nächste Seite, wo den flamenden Abonnementkundengetan wurde, daß besagter Alois Huber eine Wette glänzend gewonnen habe, gemäß der er innerhalb zwei Stunden vierzig Regensburger Würste zu verzehren hatte.

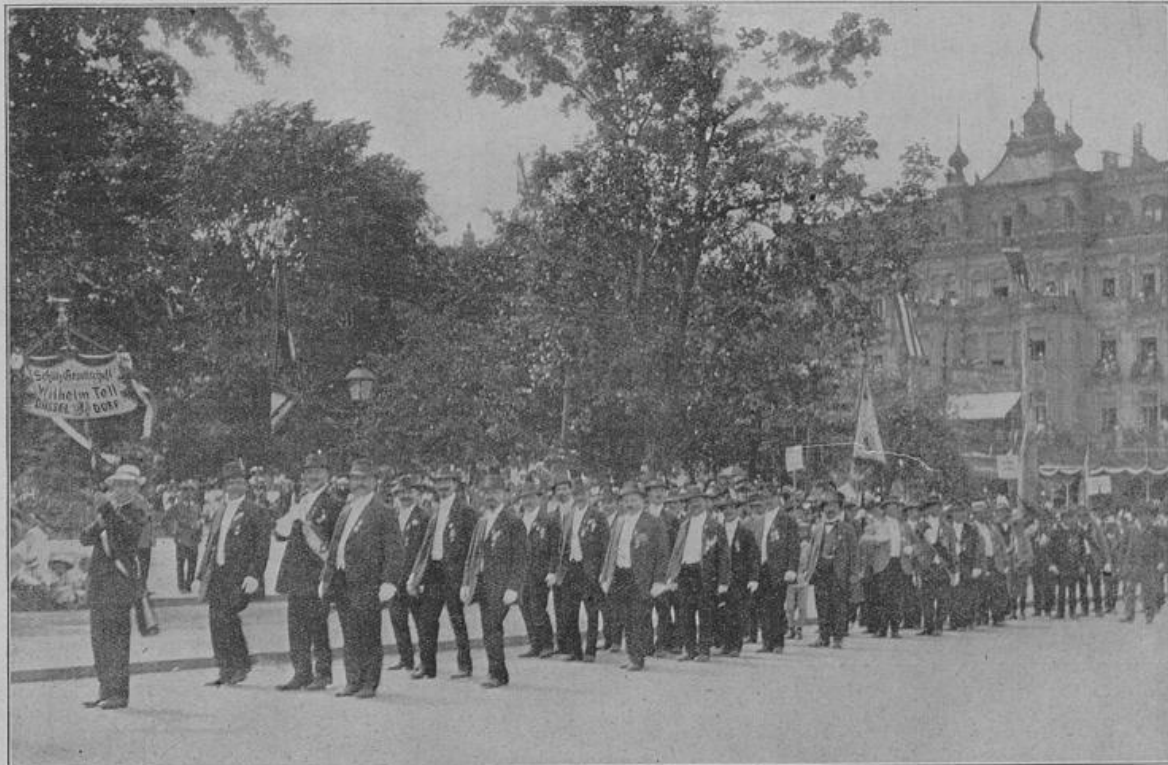
„Da ist es kein Wunder, daß Sie heute Magenschmerzen haben,“ sagte Felgenhof lachend.

„Naa, Herr Baron, da irrens ganz gewaltig. Achtzig Regensburger will i Cahne essen, ohne daß mir's im Magen druckt. Dös berfens mir g'wiß glaab'n. Aber g'lossen ham mir nacher. Achtzehn Moaf hab' i einwendig. Und oan Schädel, oan Schädel, sag' i Cahna.“ Hier wurde Huber in seinem Bericht durch die elementare Gewalt chemischer Vorgänge in seinem Magen unterbrochen. Wenigstens

hatte ihn mit seinem Flügelschlage gestreift. Alles Dämonische und Unheimliche, was in den tiefsten Falten seiner Seele bisher geschlummert hatte, drängte mit aller Gewalt ans Licht. Kaum fähig, sein Zittern zu beherrschen, schleuberte er Carlo geringschäßig die Worte entgegen: „Was, vierzig Regensburger wollen Sie essen? Nicht vier sage ich.“

Er hatte den richtigen Ton getroffen. Carlos Stolz war beleidigt, und es entstand eine erhitzte Auseinandersetzung, die damit endigte, daß Felgenhof und Carlo um einen Korb Sekt wetteten. Carlo sollte vierzig Regensburger Würste in zwei Stunden vertilgen. Er durfte dazu so viel Brot essen, wie er wollte, und sich außerdem seine Arbeit durch jedes beliebige Getränk erleichtern. Auch die Bedingung, die opulente Mahlzeit in irgendeinem obskuren Restaurant in einem äußern Stadtviertel einnehmen zu dürfen, wo jede Ueberraschung durch Mitglieder der guten Gesellschaft ausgeschlossen war, wurde ihm zugestanden. —

Der Abend kam. Wir saßen um Carlo herum, und Carlo aß



Die bekannte Schützengesellschaft „Wilhelm Tell“, Düsseldorf, im Festzug bei dem Deutschen Bundesschießen in Frankfurt a. M. Zwei Mitglieder erhielten im Konkurrenzschießen je einen Ehrenbecher, fünf weitere Mitglieder errangen auf der Festscheibe kunstvolle Ehren- und Geselpreise. Phot. H. Jaeger, Düsseldorf.

glaube ich das aus dem Umfande schließen zu dürfen, daß er, die Hände krampfhaft gegen den Mund gepreßt, unter ganz eigenartigen Tönen hinausstürzte.

Eine halbe Minute lang sprachen wir nicht. Es wirkte erschütternd, einen Kraftmenschen, der siegesicher jedem 200 Mark bietet, der ihn im Ringkampf wirft, vom Alkohol so leicht überwunden zu sehen.

Plötzlich riß uns Carlos müde Stimme aus unserm tiefen Sinnen.

„Vierzig Regensburger in zwei Stunden, das finde ich, offen gestanden, als keine so besondere Leistung für einen kräftigen, gesunden Menschen. Ich glaube, das könnte ich auch,“ sagte er mit wegwerfender Geringschätzung.

Sprachlos starteten wir Carlo an. War es wirklich Carlo, der diese Worte gesprochen hatte? Der seine Carlo, dem eigentlich schlecht werden müßte bei dem bloßen Gedanken an dieses unästhetische Gelage? Während wir andern noch ganz verblüfft waren, geriet Felgenhof allmählich in eine sichtlich wachsende Erregung. Der Gott der Rache

Regensburger. Er aß sie von einem weißgedeckten Tisch, was sonst im „Prinz Eugen“ nicht Sitte ist. Carlos Gesicht war noch müder als sonst, und über uns allen lag tiefer Ernst. Schon von der zehnten Wurst ab wurde der Anblick mit jeder weiteren imposanter. Ab und zu aß Carlo ein kleines Stück Hausbrot zur Unterbrechung. Dann lächelte er uns zu, als ob er uns ermuntern wollte, und Felgenhof traf ein mitleidiger Blick. Als er die neunzehnte Regensburger sehr langsam und ganz vorn im Munde aß und dabei eine gewisse Blässe auf seinem Gesicht bemerkbar wurde, ließ Felgenhof den besten Kognal bringen, und Carlo bediente sich, schnell zwei Glas nacheinander hinunterstürzend. Felgenhof schien erleichtert aufzuatmen, was wir natürlich für elende Verstellung hielten. Sein Blick wanderte beständig von Carlos Teller zu Carlos Mund und von Carlos Mund zu Carlos Teller. Keiner von uns sprach ein Wort, nur ab und zu nickten wir bewundernd einander zu. Am Nebentisch die beiden Lohnkutscher und der Schuster von gegenüber hatten längst ihr

Stafspiel unterbrochen. Wenn der Rest einer Wurst in Carlos Mund verschwunden war und er eine neue in Angriff nahm, ging es jedesmal wie ein Leuchten über Felgenhofs Gesicht. Zwischen der zweihunddreißigsten und dreihunddreißigsten Regensburger stöhnte Carlo zweimal kurz nacheinander sehr tief und äußerte dann leise das Verlangen nach etwas Sauerkraut, das Felgenhof ihm sofort freudig bewilligte und aufgeregt selbst aus der Küche holte, um eine Verzögerung zu verhüten. Von der fünfhunddreißigsten Regensburger ab hielten wir Felgenhofs erleuchtete Freude für eine unübertreffliche schauspielertische Glanzleistung. Jedenfalls weinte seine Seele bereits im verborgenen heiße Tränen über den Verlust des Kobes Sekt. Wir ahnten ja nicht . . .

Und Carlo siegte glänzend. Die letzten fünf Regensburger aß er sichtlich in vollkommener geistiger und körperlicher Frische.

Ein Nücheln des Triumphes legte sich wie ein matter Schleier über seine müden Züge. Er reichte Felgenhof die Hand über den Tisch und sagte, während der Kutsher und der Schuster Bravo riefen und der Wirt für alle einen Kognat spendierte und dabei für ähnliche Fälle sein Votal empfahl: „Ich kondoliere Ihnen, mein lieber Felgenhof. Es konnte ja gar nicht anders kommen. In meiner Familie haben alle einen guten Magen, wenn dieser unästhetische Ausdruck erlaubt ist.“

Felgenhof umarmte den Sieger und entgegnete gerührt: „Verzeihen Sie meinen Zweifel an Ihren Fähigkeiten, lieber Carlo. Sie sehen mich beschämt. Sie sind ein Held und verdienen die Unsterblichkeit.“

Carlo küßte sich vollkommen wohl und schlief in der Nacht den seligen Schlaf des Lorbeerkränzten. — — —



Enver Bey,

Gebr. Haedel, Berlin.

der bekannte türkische Heerführer auf dem Kriegsschauplatz in Tripolis.

Mit einem gleichmütigen „Guten Morgen“ betrat er das Atelier und wollte gerade frische Farben auf seine Palette brühen, als ihm Felgenhof mit tiefer Verbeugung die Morgennummer der Volkszeitung überreichte. Carlo war starr beim Anblick seines vornehmen Porträts mit Zylinder und eleganter Bedingote, das die Titelseite des Blattes an derselben Stelle schmückte, wo in der gestrigen Nummer die muskulösen nackten Körperformen des Athleten Alois Huber die Augen der Abonnenten erfreut hatten.

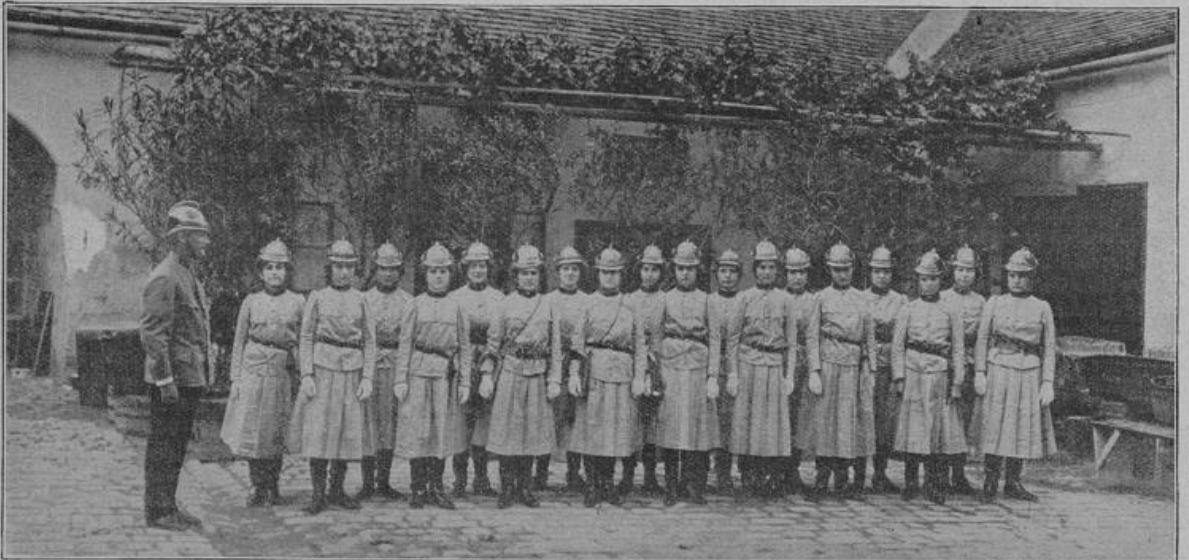
Mechanisch wandte Carlo sofort die Seite um und las unter allmählichem Erblichen:

„Ein vornehmer Wetteesser. Gestern Abend war das Restaurant ‚Prinz Eugen‘ in der Vorstadt Halldhausen der Schauplatz eines imposanten und seltenen Ereignisses. Mehrere Herren der besten Gesellschaft (man sagt sogar, einige Herren vom Hofe wären dabei gewesen) hatten sich zwecks Ausfechtung einer Wette dort zusammen-

gefunden. Herr Carlo von Bergfeld, der hoffnungsvollste Sproß der älteren Linie Bergfeld-Bergfeld, verzehrte in einer Stunde und 58 Minuten vierzig Regensburger Würste, wobei er zur Erleichterung seiner gewaltigen Kraftleistung nur etwas Sauerkraut benötigte. Wir haben die Freude, Herrn von Bergfeld zu seinem glänzenden Siege gratulieren zu können, mit dem er den Athleten Huber, von dem wir gestern berichten konnten, noch um zwei Minuten schlug.“

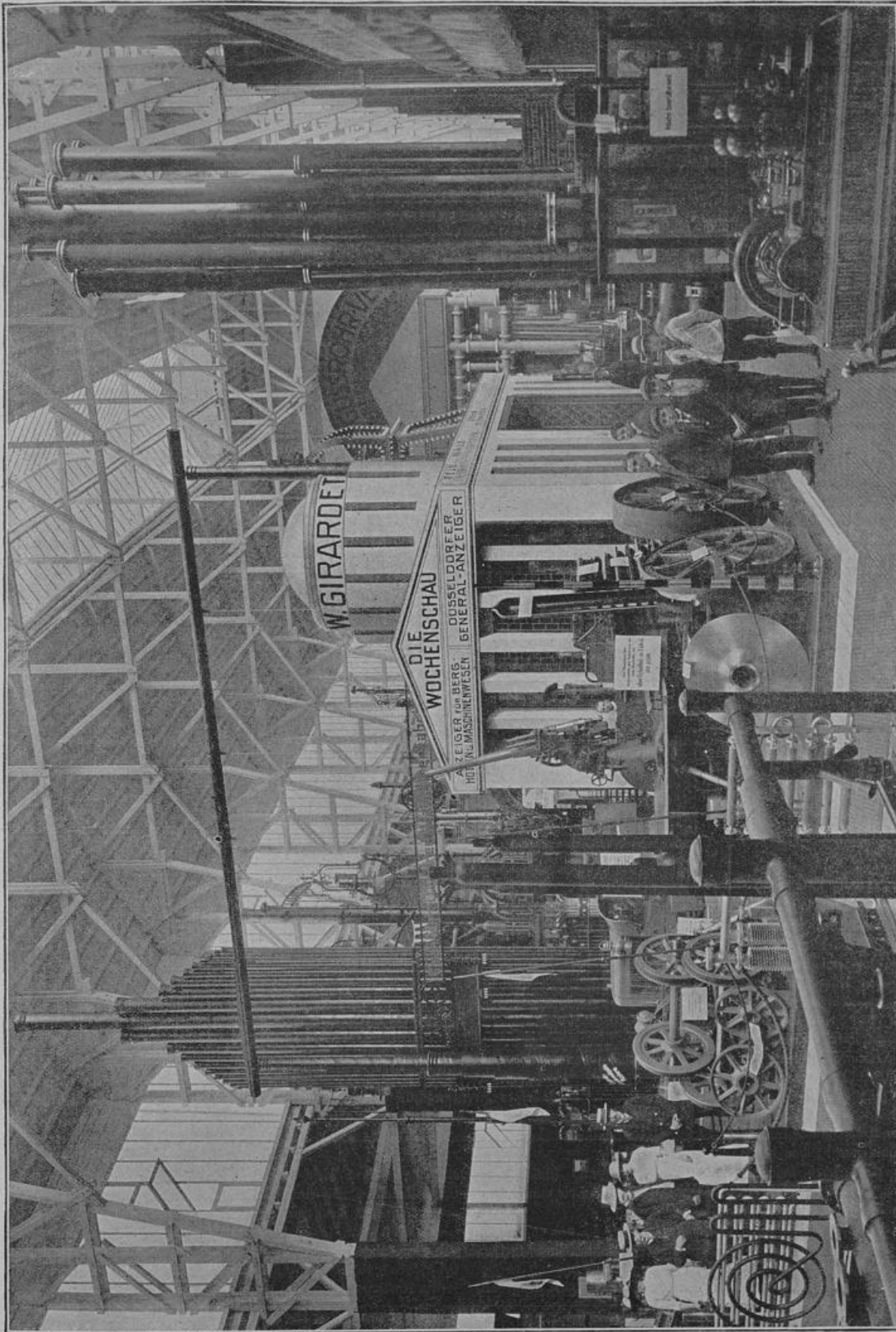
Carlos Gesicht war farblos. Schwantend verließ er das Atelier, fuhr mit Auto zu seiner Wohnung, packte seine Sachen und war nachmittags schon auf der Reise nach Italien.

Doch als er nach einem Jahre nach München zurückkehrte, mußte er die Erfahrung machen, daß der wahre Ruhm unsterblich ist.



Keisliches Feuerwehrcorps in Jorka in Krain.

Int. Ill.-Verlag, Berlin.



Städte-Ausstellung Düsseldorf 1912. Industriehalle: In der Mitte der Pavillon des Verlages W. Girardet, Düsseldorfer General-Anzeiger.

Kreuzungsversuche zwischen indischem Zebu und einheimischem Rind.

Unlänglich eines Besuches, den ich im Herbst 1907 Herrn Karl Hagenbeck, dem bekannten Gründer des Stölinger Tierparks, abstattete, besprach ich mit ihm die Ausführung eines Kreuzungsversuches zwischen indischem Zebu und einer unserer deutschen Viehrasen. Herr Hagenbeck versprach sich viel von einem solchen Versuch in bezug auf Züchtung eines Nutztieres für unsere Kolonien. Es wurde beabsichtigt, durch die Kreuzung ein Rind zu erzeugen, welches von unserm Heimattier eine möglichst hohe Milch- und Mastleistung erreicht, vom Zebu eine große Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten aller Art, vor allem gegen die Tuberkulose, erhält.

Bisher sind sämtliche Versuche, unsere Kolonien durch den Export unsrer Hausrinder mit einem guten Milch- oder Masttiere zu versehen, daran gescheitert, daß die exportierten Tiere den weniger günstigen klimatischen und Fütterungsverhältnissen nicht gewachsen waren und meist nach kurzer Zeit der Tuberkulose erlagen. Das Zebu, welches in Indien als Hausrind verhandelt wird, soll nach vielen bisher angestellten Versuchen immun gegen Tuberkulose sein und weist eine ungeheure Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten auf. Der Nutzwert des Tieres im Vergleich zu den unsrigen ist nicht bedeutend; denn es liefert dem Indier außer Arbeitsleistung auf dem Felde ungefähr 4 bis 6 Liter Milch, die sich jedoch durch einen hohen Fettgehalt von 6 bis 8% auszeichnet. Das Fleisch hat einen eigenartigen strengen Geschmack und ist infolgedessen beim Europäer nicht beliebt.

Um ausführliche Versuche in diesem Sinne anstellen zu können, bezog ich durch Herrn Hagenbeck einen indisches Zebubullen, den ich mit ausgewählter guten ostfriesischer Kühen kreuzte. Seit dem Frühjahr 1909 wurden bis heute vierzig Kreuzungskälber geboren, welche alle einen vollkommen einheitlichen Typ zeigen. Die Tiere zeichnen sich durch hervorragende Beweglichkeit, schnellen Wuchs und überaus feine Haut aus. Schon das leichtere Kennzeichen läßt auf eine hohe Milch- und Mastleistung schließen. Der Buckel des Zebus vererbt sich nur auf die männlichen Nachkommen in ganz geringem Maße.

Diese Bastarde sind unter sich fortpflanzungsfähig, und es wurden auch bereits von den drei ältesten in diesem Frühjahr Kälber geboren. Die Milchergiebigkeit der Muttertiere betrug durchschnittlich 10 bis 15 Liter täglich bei einem Fettgehalt von 4,9%, während der Fettgehalt

gewöhnlicher Kuhmilch sich nur auf 5,0 bis 5,4% im Durchschnitt beläuft. Im übrigen ist die Milch in ihrer Zusammensetzung unserer Kuhmilch vollständig gleich. Um auch über die Mastfähigkeit und den Geschmack des Fleisches ein Urteil bilden zu können, ließ ich ein 2½-jähriges Rind und ein 6 Wochen altes Kalb schlachten und das

Fleisch sowie den Fettansatz einer eingehenden Prüfung unterziehen. Das Schlachtergebnis war ein sehr befriedigendes, da der prozentuelle Gehalt des Schlachtgewichtes zum Lebendgewicht des Tieres ein bedeutend höherer war, als er gewöhnlich vorgefunden wird. Die Kostproben zeigten nicht den geringsten Unterschied zwischen bestem Oxfen- und Kalbfleisch.

Die Versuche über die Widerstandsfähigkeit gegen Tuberkulose sind noch nicht abgeschlossen und bedürfen jahrelanger Kontrolle sowie des Exportes einiger Kreuzungstiere in klimatisch ungünstigere Gegenden. Solche Versuche können leider augenblicklich noch nicht betrieben

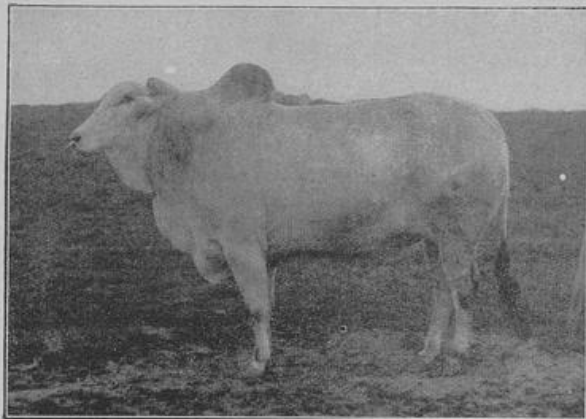
werden, da wegen der im Inland herrschenden Maul- und Klauenseuche, deren Erlöschen vorläufig kaum abzusehen sein dürfte, jeglicher Export nach unsern Kolonien untersagt ist. Nach Aufhebung des Verbotes werden sogleich einige Tiere in die Tropen gesandt, um ihre Weiterentwicklung unter den dortigen minder-

guten Verhältnissen zu beobachten, und dann erst kann diese Frage ihre befriedigende Erledigung finden.

Im Jahre 1910 ließ unser Kaiser auf seinem Gute Kadinen ebenfalls auf Veranlassung des Herrn Hagenbeck ähnliche Kreuzungsversuche beginnen, die im großen und ganzen dasselbe Bild ergaben. Die ältesten Tiere dieser Zucht sind jedoch erst achtzehn Monate alt und geben noch keine Anhaltspunkte über Milchleistung, Mastfähigkeit usw. Falls die Versuchsabläufe weitere günstige Resultate ergeben und vor allem die Widerstandsfähigkeit in den Kolonien bei einer höheren Ausleistung, als die dort vorhandenen Tiere sie aufweisen,

eintritt, ist durch diese Kreuzung ein Zuchtier geschaffen, welches für koloniale Landwirtschaft einen bedeutenden Wert bietet. Gleichzeitig wird das neugezüchtete Tier durch seine Gesundheit und den höheren Fettgehalt seiner Milch für alle diejenigen Milchproduzenten von unschätzbarem Vorteile sein, welche sich, wie ich es in Hans Horst bei Wenrath betriebe, ausschließlich mit der Erzeugung einer einwandfreien Kindermilch befassen.

Paul Klingelhöfer.



Zebu-Zuchtbulle, Nelore-Rasse, 1907 aus Indien eingeführt.



3½-jähriges Kreuzungszuchtrind.

Mutter: ostfriesische Kuh, Vater: der oben abgebildete Zebubulle.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 51.

Düsseldorf, 5. August

1912.

Zu den diesjährigen großen Kaisermanövern.

Die Kaisermanöver werden im September in der Provinz Sachsen stattfinden. Bei Rosbach, wo Friedrich der Große am 5. November 1757 seinen Sieg über die Franzosen erfocht, wird der Kaiser die große Parade abnehmen. Das Hauptquartier wird er im Merseburger Schloß aufschlagen. In der Gegend des Schlachtfeldes von Rosbach ist

man eifrig an der Arbeit: Straßen werden neu instand gesetzt, Häuser frisch gestrichen und das Schlachtdenkmal auf dem Jamsühgel (vergl. nächste Seite) ist mit einem Gerüst zwecks Reinigung umbaut. Zum ersten Male wird in diesem Jahre eine offizielle Zuschauertribüne in der Nähe des Denkmals errichtet werden.



Der Flügel des Merseburger Schlosses, in dem der Kaiser sein Hauptquartier aufschlägt.

Leipz. Presse-Büro.

Stücker Dreizehn.

Von Lina Grebe, Elberfeld.

Sie haben jetzt beide ihre Kinder aus et fröhste: Frau Heinrichs, deren Mann vor halb zehn Jahren auf und davon ging und ihr das Sorgen für die fünf Kinder allein überließ, und Sattlermeister Wilhelm Schmitz, dem seine Frau mußte ihn vor drei Jahren wider eignen Willen verlassen, dem Ruße des düstern, ungeliebten Gefellen Tod folgend. Wie gern wäre Frau Schmitz noch bei ihrem Willam und ihren acht Kindern geblieben! W. Schmitz, Sattler, Polsterer

und Dekorateur, hat sein Geschäft untenein in dem Haus, wo Frau Heinrichs oben auf dem Bönnchen wohnt. Sie kennen sich schon lange Jahre. Dem Vatter Schmitz hat sein ältestes Mädchen seit Mutters Krankheit den Haushalt geführt, aber et Emma will sich nun auch bald heiraten. Schon seit sechs Jahren hat et seine Bekanntschaft, und übere Jahr ist et nun öffentlich damit verlobt mit richtigen Verlobungsanzeigen. Vatter Schmitz sieht ein: Dat muß nu seinen Lauf haben. Da aber die andern Töchter bis herab zum sechzehnjährigen Nemeken auch alle Bekanntschaften haben und über kurz oder lang heiraten wollen, da kommt er zu dem Resultat: Ich selbst brauch nix nötiger als wieder en Frau. Und er weiß auch schon, wer dat sein soll: Frau Heinrichs oben vom Bönnchen. Er mag sie gut leiden, die frische, blonde Frau, die durch alle schweren Schicksale dat Lachen nicht verlernt hat.

„Ja, ja, wat war der Heinrichs doch für'n fieseln Kerl! Wenn ich da noch dran denk, wie die Frau davon erzählten: „Die ersten Jahre in de Ehe,“ sagte sie, „da ging et ja noch; da war auch sein musikalisch Ehenie noch nicht entdeckt; aber dann! Du lieber Gott! Abend for Abend in de Wirtschaften Musik machen und dabei immer trinken — da war bald kein Auskommen mehr mit. Er trank und trank

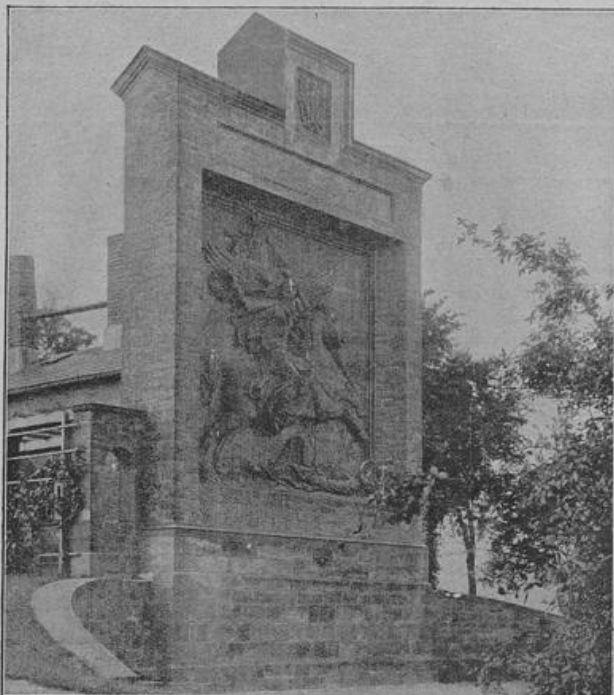
und trank immer mehr, und nachts mußten ich denn mit unferm Fritz gehen und sehen, wo de Papa blieb oder wo er seine Brocken gelassen hatte. Dann fehlten de Gut und dann de Zoppe oder sonst noch wat. Hach! un daß dann immer die amern Leute im Haus nix merkten! Schredlich! so'ne Opfern! Und wat war der Mensch oft voll, und wat wurde er dann grob und haute auf de Kinder los! Die mußst ich immer verstoppen oder nach andre Leute tun. Nee, alles wat wahr is, schön war die Zeit nich. Da war et doch besser, als er ganz auf und davon war, wenn ich auch nicht wußte, wo er war, und ob er nich einmal wiederläme. Aber wir hatten doch wenigstens Frieden im Haus.“

Ja, ja, so hatte die Frau erzählt. Sie is en tüchtige Frau, und wie plagt sie sich for ihre fünf Kinder mit Waschen und Püßen, und wat sehen die immer nett aus, proper und adrett. Dat is die einzige, die in Frage kommt, de Frau Heinrichs, und gleich heut abend, wenn sie vom Waschen kommt, will er sie fragen.

Der Abend ist da und Vatter Schmitz polstert vor lauter Aufregung noch lange nach Feierabend an einem Sessel herum. Endlich kommt Frau Heinrichs, rot und warm vom raschen Gehen und mit frohem Glanz in den Augen, daß des Tages Last hinter ihr liegt. „Frau Heinrichs, kommen Sie doch noch mal auf einen Roman.“

Ganz erstaunt folgt sie ihm ins Zimmer und sitzt nu auf

dem Sofa. Hach! sie sitzt so gern gepolstert; sie selbst hat et auch noch nich zu em Sofa gebracht.“ Vatter Schmitz setzt ihr auseinander: „Sehen Sie, meine Mädchen wollen sich nu eins nach dem andern heiraten, und bei euch geht das gerade so. De Fritz hat schon seinen Umgang, und et Erna is schon so gut wie verlobt, und die andern drei



Das Denkmal auf dem Jannushügel bei Roshach, wo die diesjährigen Kaisermandöver stattfinden werden. Leipz. Presso-Bur.



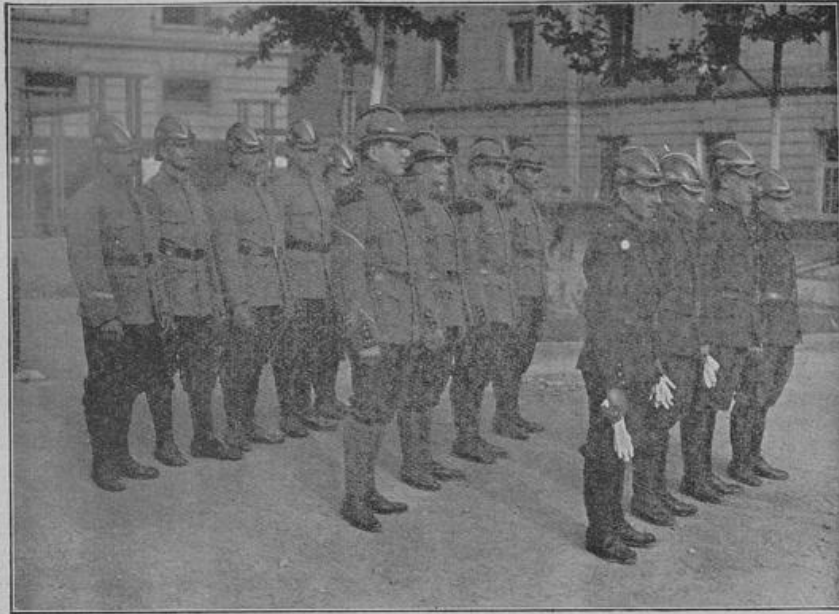
Der französische Präsident Fallières und der Bey von Tunis fahren zur Truppenschau anlässlich des Nationalfestes. Gebr. Hanckel.

Die neuen Uniformen der französischen Infanterie.

Seit dem Südafrikanischen Kriege ist bei allen Mächten eine auf große Entfernungen weniger sichtbare und auch bequemere Uniform für den Kriegsfall ins Auge gefaßt worden, wobei meist als Grundfarbe grau, grau-grün oder wohl auch braun gewählt worden ist. Nur in Frankreich scheint man sich höchst ungern von der blauen Grundfarbe trennen zu wollen, ja sogar die roten Hosen beizubehalten. Ein Teil der französischen Infanterie trug bereits bei dem diesjährigen Nationalfest des 14. Juli die neue Uniform. Unsere Abbildung zeigt die Mannschaften des ersten Gliedes in blauer Kitenwa, roten Hosen, braunen Gamaschen, weißen Handschuhen und Helm von blauem Stahl. Diese Uniform ist vom französischen Schlachtenmaler Detaille entworfen. Das zweite Glied trägt grau-grüne Kitenwa mit Aufentaschen und Epaulettes, rote Hosen, graue Gamaschen und Korkhelm (Typ Scott). Das dritte Glied weist grau-blaue Kitenwa, rote Kniehose, blaue Gamaschen und blauen Stahlhelm auf und ist ebenfalls von Detaille entworfen.

□ □ □

Die neuen Uniformen der französischen Infanterie. Int. Illustr.-Ztg., Berlin.



Und auch nicht mehr so arg davon. Was wollen Sie dann so allein und ich so allein? Kurzum, ich brauch en Frau, und Sie hätt ich gern. Gut solln Sie et haben, für andre Leute braucht Ihr euch nicht mehr zu plagen und hier bei mich auch nicht zuviel. Wir nehmen uns selbst ne Waschfrau. Das Geschäft bringt et daför. Also kurz und gut, wie is et? Wollen wir et zusammen machen?"

Frau Heinrichs sitzt ganz starr und stumm auf dem roten Plüschsofa während der langen Rede vom Schmitz. „Ja, nee, nee, das kommt so auf einmal; aber mein Mann? Was wird denn da? Der is doch noch irgendwo?“ — „Ja, das hab ich mich auch schon überlegt. Da laßt Ihr euch von scheiden, von so'm ... Kerl, der sich bald zehn Jahr nicht mehr um Frau und Kinder gekümmert hat.“



Floßfahrt Münchener Künstler auf der Isar gelegentlich des Kostümfestes „Allhollland“.

W. Nief, München.

Sie reden noch manches hin und her. Frau Heinrichs soll sich die Sache überlegen. Ganz wirr im Kopf kommt sie endlich zu ihren Kindern. „Mutter, wat haste? Wat is los?“ Frau Heinrichs erzählt, und dann wird ein großer Kriegsrat gehalten. Die Kinder machen ihr keine Schwierigkeiten, die freuen sich auf Mutters seine Partie, und der Fritz denkt ganz heimlich auf dem Grunde seiner Seele: Wenn sich de Mutter heiratet — um so eher kann ich mich heiraten und brauch ihr niz von meinem Verdienst abzugeben. — Frau Heinrichs schläft ein mit dem Gedanken an all die schönen Postermöbel und sagt noch halb im Schlaf: „Kinder, morgen hol ich mich's Armenrecht, und dann laß ich mich scheiden.“

Und dat sagt sie auch am andern Morgen dem Vatter Schmitz, ehe sie nach ihrer Putzstelle geht. Frau Heinrichs holt sich dat Armenrecht und hofft nun voller Zuversicht auf baldige Scheidung, und de Willam Schmitz mit ihr. Wochen gehen ins Land, in denen nach dem Musikus Heinrichs gesucht wird. Endlich kommt die Nachricht: der Heinrichs lebt nicht mehr, er ist in Brauweller gestorben. Nun steht von dem niz mehr im Wege. Frau Heinrichs blüht auf bei all den rosiggen Zukunftsaussichten. Mit ihren blonden Haaren und roten Baden und vor lauter Glüd steht sie fast wieder mädchenhaft aus trotz der 42 Jahre.

Zweimal in der Woche geht sie noch nach de Waschhütte und

wäscht dort for ihre Herrschaften. Heute kommt sie später als die andern. Sie hat noch solange Zukunftspläne mit Vatter Schmitz berebet. Gerade sagt Frau Faulenbach — ihre beste Bekannte — zu den andern Frauen: „Wißt Ihr schon dat neueste von der Heinrichs?“ Alle hängen erwartungsvoll an ihren Lippen: „Die is sich an Verleben“ — da kommt Frau Heinrichs zur Türe herein. „Wie, wat! nee, nu kommen Sie doch mal her. Wat is mit Ihnen los?“ Mitten in dem Dunst der Seifenlauge und dem Geplätscher des Wassers steht Frau Heinrichs, um sie herum die Wuppertaler Waschweiber. Und nun geht es los mit Fragen, bis sie der armen Frau alles herausgequetscht haben. Da fängt Frau Schallenberg, eine große,

derbknöchige Person, an zu reden. Sie steht schon lange in Positur dazu, hat die biden Arme auf die breiten Hüften gestemmt, wischt mit der von Seifenlauge nassen Hand noch einmal unter der fetts roten Nase her, holt vorher tief Atem und beginnt: „Heinrichs, ich glöwvet Ihnen! Dat is doch de pure Blödsinnigkeit! Nu habt Ihr de Kinder all aus dem Dreck, die können nu för Ehr arbeiten, un da wollt Ehr euch die ganze Schmitzsche Paletsche aufhalsen? Nee, merci, danke schön! Niz för ungut, aber wenn ich dat hinter mich hätt wie Ehr mit dem ersten Mann — so und so oft aus de Kreute aufjesehen — un all dat Kreuz un all dat Glend! — Dann hätt ich

doch jerab de Nase voll davon. Und nu wollt Ehr wieder riskieren?“

„Et braucht doch nich immer fehlschlagen,“ wirft Frau Heinrichs schüchtern und leinlaut ein. „Fehlschlagen! De Schmitz wird wohl nich anders sein als annere Männer, trinken, faulenzgen un de Saten veruzenieren — dat können se. Meint Ehr, zu mich wären se nich gekommen, sett dat ich Wittfru bin? Mehr als einmal, und da waren auch welche drunter mit Eigentum. All hab ich se fortgeschickt, ich wollt et mit keinem mehr aufnehmen. Un dabei Ehr mit eure schwächige Statur.“ Schlanf und raut steht Frau Heinrichs vor ihr. „Da fielt ens mich an. Nee, nee, wo Ehr et jetzt so jut haben könnt mit eure Kinder, wo die all am verdienen sind,

wat brukt Ehr da noch mit em Mann anzubendelen? Blödsinn!“

„Nu hört ens opp mit dem Gequassel,“ brach Mutter Scherten, eine Siebzigerin, los, und wenn de Aulsch redet, hört immer alles zu. „Makt doch dem armen Wünsch dat Herz nich schwarz; et is ja noch man jung. Un wenn et woahr wär an dem, dann gonkten die all noch dörrch de Möhl (Aktweibermühle) dörrch un sungen dat Fieroden alle anfor (encore) noch ens an.“

Nach diesem weisheitsvollen Ausspruch der Aulsch geht alles wieder an die Waschtröge, und lange Zeit hört man nichts als Klatschen und Plätschern und Rischen und das Klatschen der nassen Wascheküde. Frau Heinrichs reibt und wäscht und seift und reibt und wäscht.



Newyork: Ein Ausbesserer in luftiger Höhe.

E. Lewick, Newyork.

Devell trägt sie ihre Phantasie aus den Dunstwolken der Waschküche in das Dekorationsgeschäft, auf die Polstermöbel mit und ohne Überzug. Sie hat sich ausgerechnet, daß sie alle miteinander gepolstert sitzen können, die Schmitz'schen Kinder und die Heinrich'schen Kinder. Dann fällt ihr ein, daß der Schmitz gesagt hat: „Auguste, Mittwoch kannst du Kaffee trinken gehn nach Aprath oder Bahnerfurt im sonntägigen Kleid und mit em Federhut, und abends hol ich dich ab und Sonntags gehen wir immer zusammen.“ Sie merkt nix mehr von Seifendunst und Wäscherei. Sie träumt einen rosigen Traum, bis Frau Schallenberg neben ihr steht und sie durch einen Klappenstoß in die Wirklichkeit zurücktransportiert. „Sagt mal, Heinrichs, Ihr habt doch Stücker 5?“ (Die Kinder sind gemeint.) Frau Heinrichs nickt. „Und de Schmitz?“ „Der hat er 8.“ „Nu jöw et aber opp! Stücker 5 und Stücker 8 macht tojamen Stücker 13.“ „Dreizehn!“ Frau Schallenberg schreit es in die Waschküche. „Dat is en Unflödszahl, dat jöwt en Unglöd. Da hat mer Schicksaler mei, mei 13, ich sag et, wenn ich da zu erzählen fing! 13, dat but kein jut, so gewiß ich hier vor Ehr stehe.“ Und Frau Schallenberg steht mit beschwörender Gebärde am steinernen Waschtrog, in Dunstwolken gehüllt — das Modell einer Brunnenfigur Wuppertaler Wäschweib, das an walschechter Realistik nichts zu wünschen übrig läßt. Starr vor Schrecken blickt Frau Heinrichs sie an und weiß nichts zu sagen. Schrecklich! So aus allen Himmeln gerissen zu werden. Mutter Scherlen kommt heran. Die blonde, frische Heinrichs hat bei ihr einen Stein im Brett. „Schallenbergische, wenn ed bloß wüßst, wo Ehr all dat dumme Lüg herhabt, wat Ehr van Dag loswerdet? So'n puren Aberglauben! Ob et nu Stücker 12, 13 oder 14 sind, dat soll er wohl esal sein. Dat kommt auf ens herut. Und dann sind ens still, Heinrichs, Ehr sitt noch jung gemacht dasör. Ehr könnt noch eins dabei kriegen, dat wär dat größte Unglöd noch nit, so'n leder klein Dierken.“

Das war nun der zweite Schreckschuß! Noch eins dabei kriegen und wieder anfangen mit Windelwaschen und Kinderbreitochen! — Das paßt nun gar nicht in Frau Heinrichs weichgepolsterte Zukunftsträume. Sie ist froh, wenn es Feierabend ist. Die Waschküche wird so drückend eng und der Waschdunst legt sich ihr beklemmend auf die Brust. Sie macht, daß sie zuerst fortkommt und schlägt schnell einen andern Weg ein als sonst. Stücker 13, Stücker 13, dat jöwt en Unflöd, geht ihr immer durch den Kopf. Wat denn in aller Welt for'n Unflöd, wenn dat doch wenigstens de Schallenbergische dabei gesagt

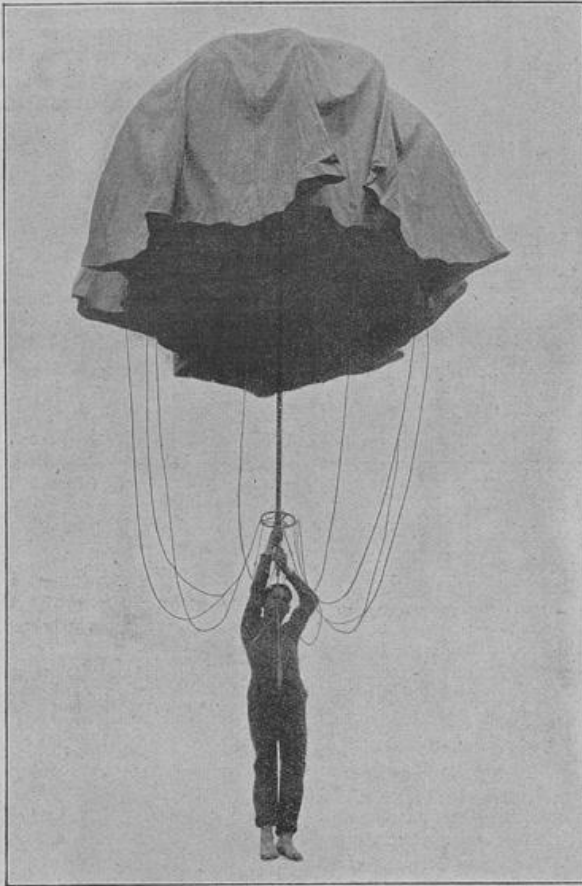
hätte; aber so wat Unbestimmtes is viel schrecklicher. Stücker 13, Stücker 13, das Grabgeläute all ihrer schönen Hoffnungen. Wat könnt denn nur passieren? Sie denkt und denkt und kann sich doch nichts Rechtes ausdenken, nur so etwas Unbestimmtes, Dunkles, Schweres. Wat zu dumm is, is zu dumm. De Heinrichs hat ihr keinen Strich dadurch gemacht, und mit ihren Kindern ist sie d'accord und nu so wat! Bloß weil et 13 sind?

Heut kann sie gar nicht einschlafen. Sie denkt, was ihr, dem Schmitz und den Kindern all für Schrecklichkeiten passieren könnten; im Dunkeln kommen ihr die graufigsten Vorstellungen.

Dahinein hört sie auf einmal Mutter Scherlen tröstend sagen: „Ehr könnt ja noch eins dabei kriegen, dat wär dat größte Unflöd noch nich. Dann hant Ehr Stücker 14.“ Vorläufig ist ihr das noch eine ärgerliche Aussicht; sie wolt nu so gern en bisken Freiheit haben und ihr Leben genießen und Kaffeetrinken gehen nach Aprath oder Bahnerfurt. Sie seufzt und stöhnt, bis der Schlaf sie aus allen unangenehmen und graufigen Vorstellungen fortträgt in das Land der Ruhe und des Friedens. Aber Tage gehen dahin, und der Druck auf dem Gemüt will nicht weichen. Die Schallenbergische in ihrer Bosheit hat ihr da en tüchtigen Floh ins Ohr gesetzt. Vatter Schmitz ist ganz bebrückt, dat seine Auguste nich mehr mit 'sjanze Gesicht strahlt; dat jah so schön aus; aber er kann den Grund nicht herauskriegen, worum sie et arme Dier hat. Er wird immer freundlicher, malt ihre beiderseitige Zukunft in immer rosigeren Farben und verspricht ihr den Himmel auf Erden — nichts verzagt.

Da kommt bei den Nachbarsleuten oben auf dem Bönnischen das zehnte Kind an. Frau Heinrichs, die in Anbetung der baldigen Hochzeit aufgehört hat, bei andern Leuten zu arbeiten, hilft, soviel sie kann, der Frau Strad, der Mutter des Neugeborenen. Eine gute Bekannte kommt zu Frau Strad und sagt nach der ersten Begrüßung: „Nee, wissen Sie, zehn Kinder, dat is doch en bötschen völl. Dat is ja nich zum Aushalten, immer noch eins wieder dabei.“ Frau Strad

liegt aber ganz zufrieden in ihrem Bett und sagt: „Dat schlag ich gar nich mehr an, seitdem daß mein Mann ganz vom Trinken abgekommen ist. Ich hab ja jetzt en guten Mann für mich und en guten Papa für meine Kinder.“ Als das Frau Heinrichs hört, geht sie in sich und schämt sich: dat sagt nu so'ne Frau Strad, die nix auf der Welt hat, als von Morgen bis Abend und de halbe Nacht arbeiten, daß sie oft nich weiß, wo ihr der Kopf steht vor lauter Arbeit. Und sie, de Frau Heinrichs, soll es so gut haben und fürcht sich dabei für



Ein neuer Fallschirm. N. Auf, München.

Die früheren Fallschirme konnten auf geringe Höhen nicht wirken, da sie zu ihrer Entfaltung eine größere Absturzhöhe benötigten. Gerade in dieser Hinsicht stellt ein neuer Fallschirm-Apparat, den der Münchener Schmittner gebaut hat, eine Neuerung dar, die sich während der letzten Tage in praktischen Versuchen bewährt hat. Der neue Fallschirm gleicht in seiner äußeren Gestalt einem gefalteten großen Regenschirm von 3,90 Meter Länge. Die Tuchfläche des Fallschirmes hat aufgespannt einen Durchmesser von 4,80 Meter. Durch die Kraft einer 2,30 Meter langen, aber auf wenige Zentimeter zusammengepreßten Stahlspiralfeder wird durch eine einfache, nie versagende Hebelauslösung die Entfaltung des Schirmes beim Beginn des Absturzes bewirkt. Aus fünf je zwei Zentimeter großen Löchern am obersten Ende des Fallschirmes entströmt die sich im Schirm sammelnde Preßluft. Außerdem kann durch eine Vorrichtung am Stiele des Fallschirmes das Entweichen der Luft reguliert und so das Abfallen des Schirmes beschleunigt oder verlangsamt werden. Das Gewicht des Fallschirmes, das jetzt 26 Pfund beträgt, wird in Zukunft noch bedeutend verringert werden. Das Bild zeigt die Entfaltung des Schirmes beim Abflug.



Leichtathletische Olympia-Kämpfer in Berlin.

Am 21. Juli fand auf dem Sportplatz in der Cicerostraße das internationale Sportfest des Berliner Sport-Klubs statt, welches eine Befegung zeigte, wie sie in Deutschland nie geboten wurde. Das Bild zeigt den Stabhochsprung des Weltrekordmanns Wright. Int. Ill.-Verl., Berlin.

et kleinste Unlöd, dat passieren könnt! Nee, dat gibt et nich. Und wenn sie dat kleine, zappelnde Ding verforgt, dann wachen bei ihr die Muttergeföhle wieder auf, und sie sagt sich: „So'n hilflos klein Würmken, dat is dat größte Unglüd noch nich.“

Der Hochzeitstag kommt heran. Drei Paare auf einmal — dat is ein Aufwaschen — Vatter Schmitz und Frau Heinrichs, et Emma Schmitz mit ihrem Emil und der Frau Heinrichs ihr Fritz mit seinem Lauerken. Et is ne seine Hochzeit — nich wie bei arme Leut: Bier, Leberwurst und Kartoffelsalat — nee, nix da: Braten, Torten, Eis und Wein. Aber der älteste Jung vom Schmitz, der bei den Soldaten is, de konnt nich abkommen. Die neue Mutter Schmitz ist froh: da sind se doch wenigstens nicht alle 13 auf der Hochzeit. Sie hat immer noch Angst vor dem Unglüd, solange wie das 14. noch nicht da ist. Vatter Schmitz sagt nie: „Wir haben jetzt Stüder 13.“ sondern immer: „Mit all die Bräute und Bräutigämmers haben wir bald an die Stüder 20.“ — Nach der Hochzeit wird es leer im Haus, die beiden jungen Paare ziehen ins eigne Heim, und die Eltern Schmitz bleiben mit vier Kindern — zwei mein und zwei dein — allein zurück. Die andern Kindern sind all in Stellung. Frau Schmitz hält ihren Haushalt gut in Ordnung, es blinkt und blüht alles; so gemüßlich is et! Dem Vatter Schmitz guckt die Zufriedenheit aus den Augen, und seine Auguste sieht aus wie lauter Sonnenschein. Sie hat es ja jetzt so gut, zu gut; sie hat bald nich genug um de Ohren.

Da fängt sie an, sich dat 14. Kind herbeizusehnen, das alles Unglüd vom Hause Schmitz abwenden soll. Sie ist glücklich, als sie weiß, daß es dazu kommen, aber als sie es ihrem Willam sagt, fällt der aus den Wolken und ist ganz unglücklich: „Nee, so'n Malhörl! Nu noch mal dat ganze Kindergeböns und -geschrei, wenn mer bald an die 60 ist.“ (Er ist 52.) Nein, wirklich, er ist ganz außer sich. „Nu war et all so schön, wir hatten doch jeder genug an unsere Blagen, nu noch so wat!“

Er geht umher wie einer, dem seine ganze Gerste verpagelt ist und kann gar nicht seine vorige Zufriedenheit wiederkriegen. Die Aussicht auf Familienzunwachs ist ihm mehr als schrecklich. „Ich hätte doch nich gedacht, dat de Mann so pröttelich sein könnte,“ sagt Frau

Schmitz, und sie denkt und hofft: et muß nur erst da sein, dann soll wohl alles gut werden. —

Der jüngste Schmitz, Willi — Kosenamen: Winken — is ein klein, dünn, blaß Kerlchen von zehn Jahren. Ganz verträumt gucken seine braunen Augen ins Leere, er ist mit seinen Gedanken immer woanders, und in seinem kleinen Gehirnstasten siecht es bunt und verworren genug aus. Seine beste Freundin ist et Mimi von nebenan, ein quedsilbern klein Persönchen, der renste Wippelsturz. „Aber wenn sie hinten im Garten — es ist eigentlich nur ein Stück Rasen zum Bleichen — unter dem alten Holunderstrauch sitzen, und der Willi erzählt das Blaue vom Himmel herunter, dann hört der kleine Wippelsturz immer mudsmäuschenstill zu. An einem warmen Juliabend hocken sie dort wieder beffammen, und Willi erzählt die neuesten Schauergeschichten, die ihm dat pudelige Neuden Strunk — ein Enkel von Frau Schallenberg — erzählt hat. Auch et Neuden glaubt mit heiligem Schen an die unglückpendende Zahl 13. „Dat kommt daher, dat dat en Unlödsszahl is, hat de Oma gesagt, weil dat de Gudäs, wenn er sich nich aufhängt hätte, be 13. Gänger gewesen wär. Un immer wo dreizehn Menschen sind, auch wo dreizehn Kenger sind, da nimmt sich dat dreizehnte dat Leben. Da war en altes Schloß in der Oma ihrer Heimat, und da hatten so'n alten Graf dreizehn Söhne, un de jüngste, de dreizehnte, hat seinen eignen Vatter dotgemacht und dann sich selbst. Un da geht er geht in dem alten Schloß als Geist herumspulen, un wer dat sieht, de kriegt en Schlag un is berekt dot. Immer wo dreizehn sind, da passiert en Unlöd, Woch un Dolschlag, hat de Oma gesagt, und bu bist bei euch auch der dreizehnte. Paß ens opp, du.“ —

Zuerst hat Willi dem Neuden ins Gesicht gelacht, aber die grausige Vorstellung, daß er der dreizehnte ist und womöglich mal seinen eignen Papa umbringen könnte und dann sich selbst, will ihn nicht mehr loslassen. Wippelsturz sieht auch ganz blaß vor Schred bei diesen Erzählungen. „Frag do och mal dienen Pappa, ob dat wahr is.“ „Nee, nur nich, der braucht da nix von zu wissen.“ Dann frag doch mal euren Lehrer.“ „Nee, den erst recht nicht, dat is son Aufgekklärten, der glaubt überhaupt an nix mehr was, der lacht mich nur aus.“ —

Sie sinnen, beratschlagen und schweigen zusammen. Schließlich sagt Willi: „Ich müßt ganz weit weggehen, so dat sie gar nich



Vom Preisreiterfest österreichischer Kavallerie-Kadetten.

Sprung über Hindernisse mit einem in einem Köffel lose ruhenden Ei, das nicht zur Erde fallen darf. Welt-Press-Photo-Komp.

mehr wüßten, daß ich überhaupt noch da wär. Dann hätten sie eben fogut nur noch zwölf Kinder als wenn ich dot wäre."

"Nee, Willi, dat tußt aber nich," schreit Wippelsturz auf, "dann bin ich ja immer ganz allein hier."

"Nu sei man still, et is ja noch nich so weit, und wenn ich groß bin, dann hol ich dich und wir heiraten uns."

"Nee, du sollst hier bei mich bleiben, du sollst nich weggehen," schluchzt Wimi und umklammert ihn mit ihren dünnen Armechen, bis Willi alles verpricht, was sie haben will. Aber in der Dunkelheit der Nacht legt es sich mit erdrückender Schwere auf sein Gemüt; er muß fort, und zwar sobald wie möglich.

Andern Tags in der Schule kann er nicht auspassen; er überlegt immer, wann er fortgehen soll und wie und wohin. In der Geographiestunde erzählt der Lehrer von Berlin und soviel Schönes. Der Kaiser ist da und Soldaten und alles mögliche — da entschließt sich Willi zur Reichshauptstadt. In



Kardinal-Erzbischof Fischer von Köln,
geb. am 30. Mai 1840 zu Jülich, ist in der Nacht zum 31. Juli verschieden.

der Pause fragt ihn Paul Klein: „Sag mal, hilffe mir heute nachmittag noch mal Milchkanen einladen? Kriegt auch en Groschen.“ Willi will das gern tun und denkt: dabei kann ich wohl am Bahnhof bleiben, bis en Berliner Zug kommt, dann spring ich hinein. Mittags sagt er em Wimi: „Ich muß heute nachmittag Milchkanen einladen und hinterher geh ich bei unserm Emma.“ Und am Nachmittag laden die beiden Jungen ihre vielen leeren Milchkanen ein. Nachher weiß Willi sich in den Zug zu schmuggeln. Er macht die Nachtfahrt nach Berlin in dem Lotus; dort hofft er, nicht entdeckt zu werden. Er macht das Fenster auf so weit wie möglich. Allmählich, als die erste Aufregung sich gelegt hat, übermannt ihn der Schlaf, trotz der unbequemen Lage, und schlafend fährt Willi in diesem merkwürdigen kleinen Kupee nach Berlin.

Daheim merken sie sein Fortbleiben zuerst nicht; es ist nämlich so weit, daß Nr. 14 seinen Einzug halten will. Und da hat Vatter Schmitz



Der Frauentongreß beschäftigt die Schulküche des Düsseldorfser Hausfrauen-Vereins auf der Düsseldorfser Städte-Ausstellung 1912.
Phot. Jos. Henne, Düsseldorf.

doch wat andres im Kop, als sich Sorge um den Willi zu machen. Aber der 13jährige Emil kriegt es mit der Angst, und er macht sich auf, um den Willi zu suchen. Beim Emma fängt er an; dort ist große Bestürzung, dann machen Emma und ihr Mann sich mit auf die Suche. Erst gehen sie zu Gahner und weden den kleinen Wippelsturz. Mimi sitzt ganz verfürd in ihrem Bett und erzählt unter Schluchzen die grausige Geschichte von der Unglückszahl 13 und dat de Willi weg wollte und dat er heute nachmittag Milchlammn hat einladen helfen. Dann wird der Paul Klein auch noch geweckt und befragt. Der weiß nur, daß der Willi mit einmal weg war, als die Milchlammn verladen waren. — Soviel wissen die Geschwister nun: der Willi ist in die Welt hinein, um nicht der dreizehnte zu sein, um weder sich noch seinen Vater umzubringen. — Es bleibt nichts andres übrig; Vatter Schmiß kann diese aufregende Begebenheit nicht vorenthalten werden. Und dabei ist der schon vor lauter Aufregung

Abends um 8 Uhr kommt Willi wieder heim nach 24stündiger Abwesenheit. Emil und der Schwager haben ihn abgeholt. Den Vatter findet er neben der Wiege sitzen. „Winken, Winken, wie kommste nur?“ „Ja, Pappa, wenn ich dat gewußt hätte,“ sagt er unter Stoden und Schluchzen, „dat wir noch eins dabei kriegen, dann, dann.“ „Dann?“ „Waren wir doch nich mehr Stüder 13.“

Frau Schmiß ist wieder ganz frisch und gesund, als sie zum erstenmal die Geschichte von Willis Flucht aus Angst vor Stüder 13 hört. „Siehste, ich wußt et ja, de Unglückszahl! Gut, dat wir jezt vierzehn haben. Wer weiß, ob wir sonst dat Winken überhaupt wiedergekriegt hätten.“

Dat Kind, wat nu künstighin alles Unglück vom Hause Schmiß-Heinrichs abwenden wird, dat is wat ganz Befonderes; dat soll auch einen ganz aparten Namen haben. Frau Schmiß geht alle Kinder-namen durch, die sie früher bei ihren Herrschaften gehört hat, und



Schaubild der neuen Hgl. Kunstakademie in Düsseldorf am Rhein bei Stokum

aus der Vogelperspektive gesehen, nach den jezt vorliegenden Plänen. Im Vordergrund rechts sieht man die Jägersche Fabrik und einen Teil der städtischen Reinigungsanlage. Den südlichen Abschluß des 52 Morgen umfassenden Geländes der neuen Kunstakademie bildet ein etwa von Westen nach Osten verlaufender Weg, an dem das Hauptgebäude (X) mit Verwaltungsräumen, Vortragsälen usw.) liegt, zu dem von Süden her eine Allee führt. An dieses Gebäude schließen sich Gartenanlagen mit einem Teich an. Kleinere Ateliergebäude finden sich auf dem ganzen, mit prächtigen Alleen umsäumten Gelände verteilt, so daß das sogenannte Pavillonssystem auf die neue Kunstakademie angewandt ist. Unterbrochen werden die einzelnen Gebäude durch Wiesen und Parkanlagen. In das Gelände der Akademie ist die Schnellenburg einbezogen, die jezt am Rhein neben der chemischen Fabrik steht und weithin sichtbar ist. Die alte Schnellenburg muß also der Kunst weichen. Im Hintergrund des Schaubildes sieht man die nach Kaiserswerth führende Chaussee, rechts die Lustschiffhalle und links die Türme von Kaiserswerth. Mit den Bauarbeiten für die neue Akademie soll im Frühjahr 1913 begonnen werden. Im Jahre 1915, dem Jubiläumsjahr der 100jährigen Zugehörigkeit der Rheinprovinz zu Preußen, wird sie dann ihrer Bestimmung übergeben werden können.

ganz aus dem Häuschen; als er aber das noch alles hört, sinkt er in seinen Polsterstuhl und jagt gar niz mehr; er ist fertig. Et is doch nich für möglich zu halten! Sein klein schüchtern Winken auf und davon und wofür? Für niz und wieder niz! Da läuft er weg, weil et Stüder 13 sind, und das nur noch für die eine Nacht! Da wär et vierzehnte schon dagewesen! Soll mer nu de Wut auf so'n Bengel kriegen und ihn windelweich hauen, wenn er glücklich erst wieder da ist, oder soll mer Mitleid damit haben? Wat aber tun? Der Polizei melden? Ne. Wer kann in der Nacht überhaupt niz tun, besonders nich in d i e s e r Nacht. Wer muß warten bis an den hellen Tag.

Gegen Morgen kommt dat vierzehnte Kind an, ein Mädchen, Vatter Schmiß hält et eben grad auf den Armen, da bringt ihm der Emil ein dringendes Telegramm aus Berlin: Ihr Sohn Willi hier, kommt abends 7,36 Uhr zurück, abholen. Da weiß Vatter Schmiß nicht, worüber er sich mehr freuen soll, über das neugeborene oder das wiedergefundene Kind. Er freut sich über beide.

nach langer, schwerer Wahl bleibt sie bei Ingeborg. Ingeborg Schmiß, klingt dat nich großartig? Vorläufig heißt et aber Ingebängsten. Das kann man den ganzen Tag dort hören, denn einer von der großen Familie — am meisten der Willi — steht immer am Bettchen, wenn das Kind wach ist. „Wo is denn unser Ingebängsten, ja, wo is et denn?“ Et is en blondes, feines Kind, en richtig leder Dierken, und Mutter Scherlen sagt, als sie et besieht: „Ja, ja, da sieht mer mal wieder: Je öller dat Mutterchwing, je schöner die Ferlen.“

Und dat Kind wächst heran, ein sonniges, kleines Geschöpf, das alle Menschen anlacht. Niemand darf Vatter Schmiß mehr daran erinnern, dat er et nich hat haben wollen. „Unser Pappa is ja viel doller auf unserm Ingebängsten als wie ich,“ sagt die glückliche Mutter, „dat hat aber auch so'n hellen Kopp, da wird mal wat draus.“

Ne, dat Ingebängsten hat niz als Segen gebracht, wenn auch die Schallenbergsche, wenn sie et sieht, ganz hämisch sagt: „War dat denn nu nötig? Hattet Ihr noch nich genug mit Stüder 13?“

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 52.

Düsseldorf, 10. August

1912.



Zum 8. Deutschen Sängersfest in Nürnberg: Der Festzug auf dem Hauptmarkt. Leitz Presse-Dar.

Den Glanzpunkt des Sängersfestes in Nürnberg bildete der Festzug, an dem sich 25.000 Sänger beteiligten und dessen Vorbeimarsch fünf Stunden lang währte. Er wurde eröffnet mit einer Kostümgruppe aus 20 Embleme tragenden Reitern, dann folgten Nürnberger des 16. Jahrhunderts, ferner 19 Auslandsvereine mit 627 Sängern, an ihrer Spitze die Amerikaner, denen Indianer und Cowboys voranritten. Dann kam der Berliner Sängerbund mit 9 Vereinen und 635 Sängern. Eine endlose Gruppe bildete der Deutsche Sängerbund Böhmen mit seinen 102 Vereinen und 1550 Sängern.

Finale.

Novelle von Edward Stilgebauer.

Seit Wochen, seit Monden hat es nicht geregnet. Die Sonne steht noch immer am wechsellos blauen Himmel und sendet unbarmherzige, sengende Strahlen hinab auf das ausgedorrte Land, als solle der letzte armelige Tropfen Wasser verdunstend in den blauen Himmel versiegen.

Schon ist die Zeit der Heuernte da. Aber die Wiesen sind vertrocknet, die Grashalme sind im Glanze der Sonne verbrannt, die Ernte ist vernichtet. Ein schmales Rinnsal schleicht träge dahin durch das breite Bett des Flusses, dessen jenseitiges Ufer fast trocknen Fußes zu erreichen ist. An seinem Ufer grünt und blüht noch erbärmliches Unkraut, das durch das allmählich verdunstende Flusswasser ein längliches Dasein gefristet hat.

Die Dörfer des Flußtales erfüllen eine Klage. Zu Spottpreisen muß das Vieh verschleudert werden, denn die Wintervorräte sind aufgebraucht und die Hoffnung des Sommers ist zunichte. Schon blüht das kaum zwei Fuß hohe Korn, taube Aehren in kraftlosen Halmen verheißend, soweit es nicht, solange es noch grün war, als Viehfutter schon durch die Sichel gelesen ist. Und immer noch derselbe erbarmungslose, blaue Himmel. Am linken Flußufer auf einem sanft ansteigenden Hügel, an dessen Fuß ein kleines, kaum zweihundert Seelen zählendes Dörfchen gelegen ist, ragt ein altersgraues, schon stark verwittertes Landhaus in die Höhe. Es bildet ein einfaches Rechteck und ist aus grauem Sandstein gebaut. An den vier Ecken sind kleine, runde Türmchen, den Wettertürmchen der mittelalterlichen Burgen vergleichlich, angebracht. Eine Brustwehr läuft rings um das Dach, die den Mauern des Hauses das Aussehen von Festungsmauern gibt. Hohe, fast hundertjährige Tannen umgeben das Gebäude, so daß kein Sonnenstrahl die zum Ueberfluß durch Gardinen verhüllten Fenster treffen kann. Sie haben dem Schloß Tannenhof seinen Namen gegeben. Nur wo die Wege durch das Dunkel des Tannenhains führen, gewahrt man ein Stück des grauen Gemäuers, nur das blaugraue Schieferdach und die Spitzen der Türmchen ragen aus den Tannendäpfeln hervor.

Eine kurze Spanne Zeit war Leben in die verwaisten Räume eingezogen. Im Sommer wohnte die Frau Gräfin mit ihrer Tochter im Schloße. Da waren die Fenster hell und schön, da scharren die Pferde im Stalle, da stand das alte Gittertor des Tannenhofes offen, durch das der gräfliche Wagen ein- und ausfuhr, da hatten die Bauern drunten im Dörfchen gute Tage, denn die milde Hand der Gräfin war einem jeden offen, und ihr freundlicher Sinn hatte keinen Notleidenden vergessen.

Das waren vier schöne, allzu kurze Monate gewesen. Wenn da abends die Fenster offen standen und schwermütige Musik hinaus in die Nacht, hinab ins Tal klang, wenn die Laternen am Eingangstor des Schlosses angestekt wurden und die erleuchteten Fenster so freundlich durch das Tannendunkel strahlten.

Die Tannen oben blieben frisch und grün, aber drunten im Tal salbte das Laub der Obstbäume, glänzte noch einmal in allem Prangen in der klaren Septembersonne, aber ein Blatt nach dem andern sank nieder auf die braune Erde, und der Winter kam.

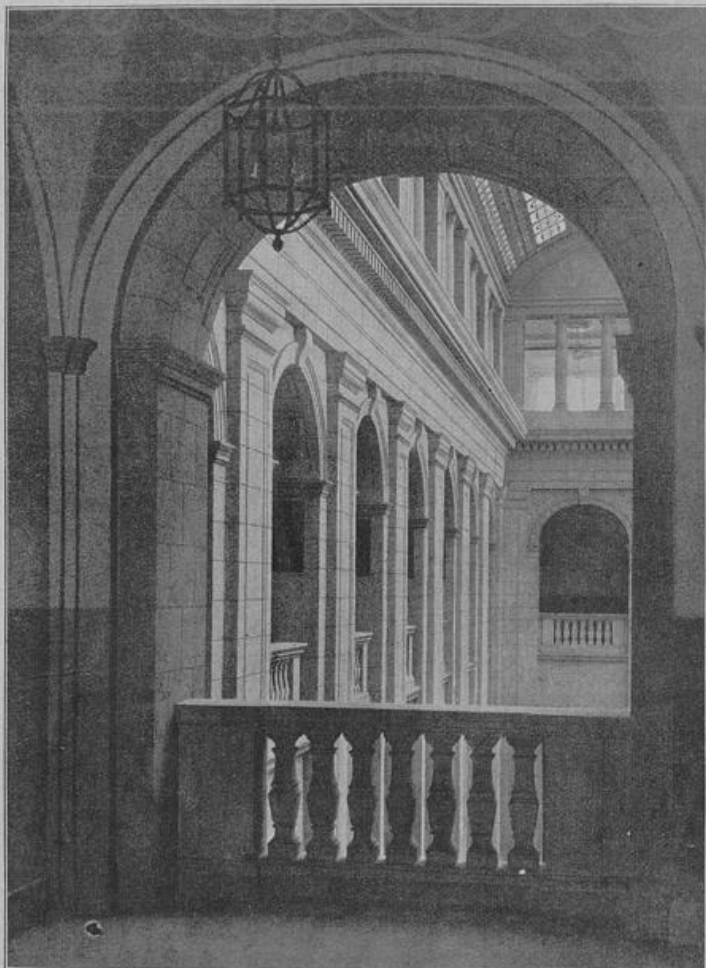
Und Schloß Tannenhof war wieder verlassen, denn die Frau Gräfin verbrachte mit ihrer Tochter den Winter im Süden, und die Dienerschaft zerstreute alle Winde.

Und wie ist in diesem Sommer alles anders geworden, als man es im Dörfchen erwartet hatte. Wohl ist die Frau Gräfin mit ihrer Tochter auf Schloß

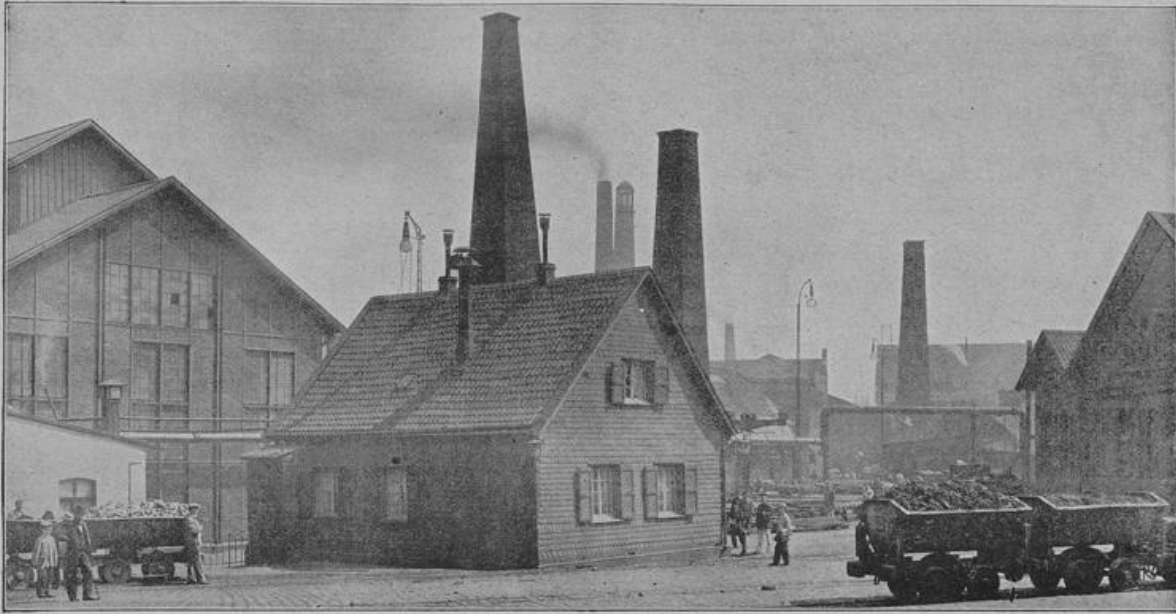
Tannenhof eingezogen, aber die Fenster standen kaum mehr offen, der Wagen fuhr nicht mehr hinab ins Tal und keine schwermütige Musik klang in diesem Sommer hinaus in die Nacht.

Santlos verkehrte die Dienerschaft in den weiten Räumen, und leise munkelte man hier und da, daß der Tod auch in die Schlösser einkehre, daß auch junges Leben der tödlichen Krankheit zum Opfer falle.

Vor dem Eingang des Schlosses liegt ein Rondell, bepflanzt mit feuerrot blühenden Pelargonien, sonnentrunken gaultelt ein Distelfeld von Blume zu Blume. Breite Stufen führen dort empor zu der offenkundigen Haustür, wollige Teppiche dämpfen jeden Schritt in dem schmucklosen Treppenhause. Die Breite der aus poliertem



Zum Jubiläum der Firma Fried. Krupp in Essen: Blick in den Lichthof des neuen Verwaltungsgebäudes.



Zum Jubiläum der Firma Fried. Krupp in Essen: Das Stammhaus.

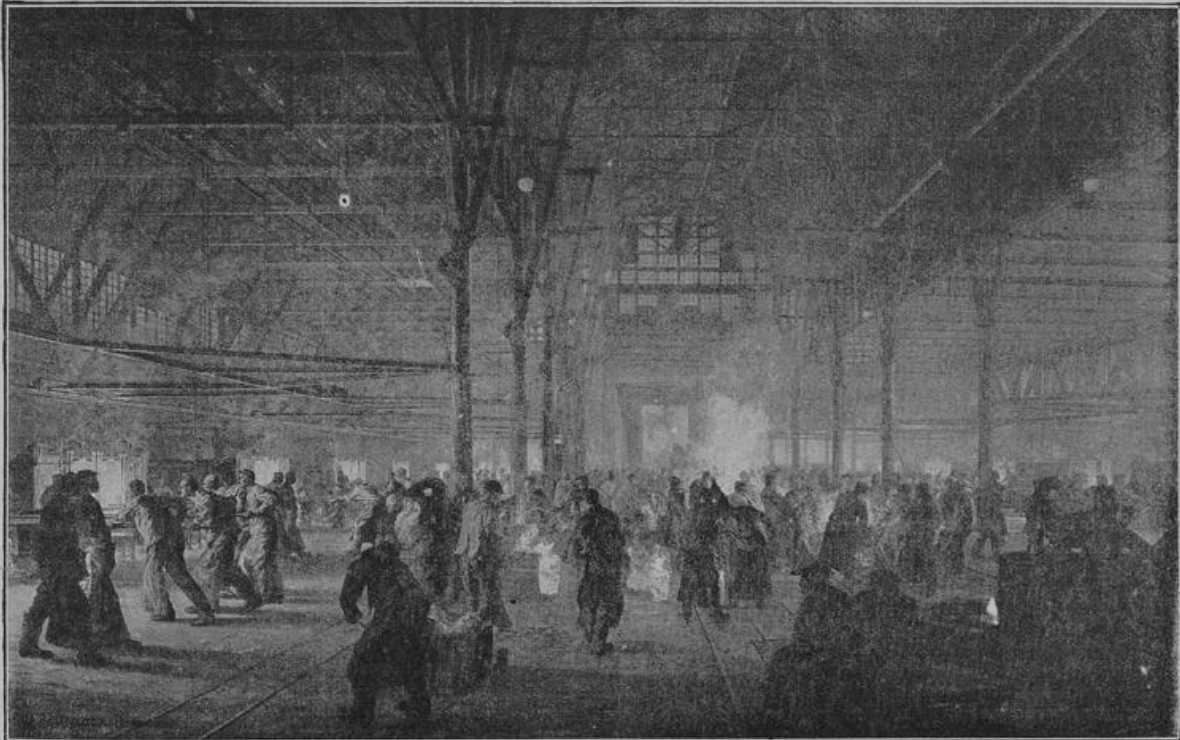
Ebenit gebauten Treppen verleiht dem Ganzen eine grau-schwermütige Bornehmheit.

Schwere seidene Vorhänge verdecken fast ganz die auf dem Flur des ersten Stockwerks in die Wohnräume führenden Türen, nur eine schmale Oeffnung lassend, durch die man eben hineinschlüpfen kann.

Auch hier dieselbe, fast feierliche Stille, auch hier der hohe Smyrna-teppich, der jeden Schritt dämpft. Dunkelgelbe, in anmutige, un-

regelmäßige Bogen geraffte Seide verfüllt die in das Balkonzimmer führende Mitteltür.

Dunkelrote, kleine Divane stehen scheinbar ordnungslos im Zimmer umher. An der jenseitigen Wand, dem Flügel gegenüber, hängt ein ganz aus Glas gearbeiteter venezianischer Spiegel, darunter steht auf schwarzer Säule, aus dunklen Blattpflanzen sich vorteilhaft abhebend, eine Marmornachbildung des Parigiteschen Hermes. Die Balkontür und die vier Fenster an der Vorderseite des Zimmers sind



Zum Jubiläum der Firma Fried. Krupp in Essen: Ziegelguß im Schmelzban. Nach dem Bilde von Otto Volkshagen, Bremen.

fest geschlossen. Dreifache Vorhänge verbieten dem Licht den Eintritt. Und auch hier schwermütige Stille, düstere Stimmung, seltsam unterbrochen durch das göttliche Lächeln des Hermetopfes. Zur Seite des Flügels führt die mit einem dunkelroten Samitvorhang verhüllte Tür in das Seitenzimmer. Auch von dort her vernimmt man keinen Laut. Aber von dort ausgehend schwängert der Duft weißer Blumen und herabbrennender Wachskerzen atembereichernd die Luft.

Da drinnen hat man die Blattpflanzen des Tannenpaares, die Lorbeerbäume und Myrtensträucher mit ihrem dunklen Laub zu einer ernst Gruppe vereinigt. Das Grün der Blätter hebt sich kaum von dem mit schwarzem Tuch beschlagenen Wänden ab. Vor dieser Baumgruppe steht ein schlichter Metallfarg, an seinem Kopfe zu beiden Seiten brennen zwei lange Wachskerzen und werfen ihr rotes, unruhig flackerndes Licht auf das bleiche Gesicht eines etwa zwanzigjährigen Mädchens. Die Blässe des Todes liegt auf diesen feinen, fast durch-

Glüdes und voll unerblicklichen Jammers, das jetzt nur noch die Vergangenheit, der Erinnerung geweiht sein kann.

Hier an dem Sarge, der das letzte birgt, das ihr geliebt, durchdenkt sie noch einmal die Geschichte eines Lebens, ihres Lebens, das einem einzigen geweiht war!

Da steigt sie empor in ihrer ganzen verlockenden Pracht, die längst entflozene Zeit der Jugend. Damals, ja damals, als Schloß Tannenhof noch ein Mittelpunkt für die Freuden dieser Erde gewesen. Und sie, die vielbenedete, die vielumworbene achtzehnjährige Tochter dieses Schlosses, sie, der Augapfel der liebend sorgenden Mutter, der Stolz des ehrgeizigen Vaters. Das waren Sommerabende drunten im Park, wenn die Raketen drüben auf der Wiese in den dunklen Himmel hinaufstiegen, wenn die Melodien des Walzers im Saale erklangen und Jauchzen und Gesang und Lachen und Geplauder bis zum frühen Morgen in den Gesellschaftsräumen des unteren Stockwerks nicht aufhörten.



Zum Einsturz der Maschinenhalle des Großkraftwerkes Franken in Nürnberg: Blick auf die Trümmerstätte. Electro-Photo-Co., Nürnberg.

Das Bauunglück in Nürnberg.

Das Großkraftwerk Franken, eine unter der Beteiligung der Gemeinden Nürnberg und Fürth und des Schudert-Konzerns gegründete Aktiengesellschaft, das dazu bestimmt ist, die erwähnten Städte und das fränkische Land von einer einzigen mächtigen Quelle aus mit elektrischem Strom zu versorgen, wird zur Zeit bei Nürnberg errichtet. Die vordere nach der Bahn zu gelegene Halle hat bereits ein Dachgerüst aus gewaltigen Eisenträgern erhalten, die mittlere, nur von riesigen Betonpfeilern gebildete Halle war gerade so weit überbaut worden, daß das Dachgerüst für die Betondecke fertiggestellt war. Dieses Gerüst stürzte bei einer Belastungsprobe am 2. August mitsamt dem zum Aufbau errichteten Holzgerüst zusammen. An 40 Schwerverletzte sowie 10 Tote wurden geborgen.

sichtigen Wangen, die Atern, aus denen das Blut gewichen ist, treten blau und scharf aus der hohen Stirn und aus dem schlanken Halse heraus. Die kleinen Hände mit den schlanken, dünnen Fingern sind über der eingefallenen Brust gefaltet. Sie scheinen eine halbzerblätterte gelbe Rose zu halten. Nur das lange, aufgelöste, dunkelbraune Haar hat noch die Frische des Lebens bewahrt.

Auch in dieses Zimmer dringt kein Strahl des Tages. Am Fußende des Sarges, auf einem niedern Sessel kauert eine Frau. Die hohe Gestalt in dem schwarzen, langen Kleide ist ganz in sich zusammengefunken. Das Gesicht hat sie mit den eleganten Händen völlig bedeckt. Ihr schwarzes, in Verwirrung geratenes Haar durchziehen spärliche, hie und da verstreute silberne Fäden.

Sie wirft keinen Blick in das Zimmer, keinen Blick auf die Leiche. Schon gestern und vorgestern hat sie sich dieses Bild in das arme Gedächtnis eingepägt, das sie niemals mehr vergessen wird. Ihr Auge ist in das Innere gelehrt, und an diesem Auge ziehen sie vorbei, die Bilder eines Lebens, eines Menschendaseins voll jauchzenden

Und dann kam jener Tag, der seligste in ihrem Leben, an dem sie ihn zum erstenmal sah, in seinen schmuden fünfundzwanzig Jahren, ein Bild aufstehender Jugendfreude und frohender Gesundheit. Wie er da vor ihr stand in seiner eleganten Uniform, wie er sie ansah mit den großen, dunkelblauen Augen, wie sie sich öffneten, seine vollen, purpurroten Lippen, um die ein fester Zug edler Männlichkeit mit dem schalkhaften Lächeln jugendlich übermütiger Ausgelassenheit um den Vortrang wetteiferte.

Ach, dieser Tag und die folgenden Tage und Abende im Schloß und im Park, bis es klar geworden ihm und ihr, klar mit einem Male, wie das Sonnenlicht eines neuen Tages, daß die Natur ihn für sie, sie für ihn in unendlicher Güte geschaffen! Und dann jener Augenblick der beseligenden Erkenntnis, jenes Auslösen der beiden Herzen zu nimmer verlöschender Glut! Wie die Lippen da brannten in dem ersten langen, durstig trinkenden Kuß, wie die Augen da leuchteten in dem mit tausend Zungen redenden, trunknen Blick! (Fortsetzung s. Seite 254.)

Zum Thronwechsel in Japan.

Durch den Tod Kaiser Mutsuhitos am 29. Juli ist der bisherige Kronprinz Yoshihito Haru-no-Miya der 123. Herrscher Japans geworden. Er ist am 31. August 1879 geboren, aber nicht als Sohn der Kaiserin Haruko, sondern als der einer von den fünf Nebenfrauen seines Vaters Mutsuhito. Das japanische Gesetz gestattet dem Herrscher, zwölf Nebenfrauen zu nehmen, die zwar nicht Kaiserinnen sind, deren Kinder aber durchaus als legitim und thronerbsfähig gelten. Seine Mutter ist früh gestorben, und die Kaiserin hat ihn in frühesten Jugend erzogen. Der erste männliche Erzieher des Kronprinzen war Hijikata, der aber bald sein Amt niederlegte, als er zum Ackerbauminister ernannt wurde. Später noch wurde er Nachfolger des Grafen Ito. Dieser war es, der als Minister des Kaiserlichen Hauses am 31. August 1887 den achtjährigen Kronprinzen im Auftrage des Kaisers zum Thronfolger von Japan proklamierte. In einem weißen Anzug auf einem hautpas von Matten empfing damals der Kronprinz den Hof und nahm den Kotau der Japaner und die Verbeugung der Europäer entgegen. Haru war der erste japanische Prinz, der nicht eine rein geistliche Vorbildung erhielt, wie sie bisher

allen Mitados, als religiösen Oberhäuptern des Volkes, zuteil geworden war, sondern eine moderne, halbmittlerische Erziehung; er wurde in der eigens für ihn ins Leben gerufenen, auf alter Tradition beruhenden und aus Kyoto stammenden „Adelschule“ ausgebildet. Er hatte in der ersten Zeit einige Male Gelegenheit, in der Öffentlichkeit zu erscheinen, so, als er mit kaum neun Jahren, während einer Krankheit des Kaisers, einigen Feiern im adligen Fräuleinstifte und in der Technischen Hochschule zu Tokio präsiidierte, auch hatte er einige Zeit Umgang mit den Kindern des Kammerherrn v. Mohl. Auch bei der feierlichen Verfassungsverkündung befand er sich in der Umgebung seines Vaters. Angeblich soll Haru auf der Adelschule eine europäische Sprache gelernt haben, und einige Zeit nahm man an, daß es Deutsch sei. Er hat aber nur ein wenig Englisch gelernt, ist dafür aber um so gründlicher in der chinesischen Schriftsprache unterrichtet worden. In die Armees ist er nicht eingetreten, da dies japanischen Anschauungen widerspricht, ja, der Kaiser nicht einmal Offi-



Die Kinder des neuen Kaisers von Japan; links der Kronprinz Hirohito Mishi-no-Miya.

zieren in seiner Umgebung haben soll, doch trug er in der Adelschule die Uniform der Anstalt. Seine Wohnung war zuerst das alte Kaiserliche Palais, auch hatte er sofort nach dem 31. August 1887 einen eignen Hofstaat erhalten. Am 10. Mai 1900 vermählte er sich mit der Prinzessin Sadako. Sie stammt aus dem Hause Konoyo. Dieses ist eines von den sog. Goseto, d. i. von den fünf, dem Herrscherhause gleichsam ebenbürtigen Geschlechtern, aus denen allein die Kaiserinnen gewählt werden dürfen. Sie war kaum 16 Jahre, als sie sich vermählte. Der Ehe sind drei Söhne entsprossen, von denen der älteste, Hirohito Mishi-no-Miya, geboren 29. April 1901, Thronfolger wird. Der neue Kaiser hat fünf Halbschwester. Ein Halbbruder, Prinz Utsi, der wie er und die Prinzessinnen von Nebenfrauen kamme, ist früh gestorben. Der neue Kaiser, dem ein freundliches Wesen nachgerühmt wird, war früher häufig krank, doch soll sich seine Gesundheit gebessert haben.



Yoshihito Haru-no-Miya, der neue Mitado (Kaiser von Japan).



Kaiserin Sadako, die Tochter des Fürsten Kujo Michitaka.

Und der Vater, die Mutter, die ihr Glück teilten, jenes sonnig heitere Glück der Jugendliebe, jenen Augenblick Leben, für den man gern ein Leben hingäbe!

Lang ist es her. Jahre sind darüberhin gegangen, aber die Frau im schwarzen Trauerkleide erbebt noch im Gedanken an jene Stunde, zittert noch in der Erinnerung an jenen ersten Kuß. Da schlug es mitten hinein in das Glück, wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel kam die Kriegserklärung an Frankreich.

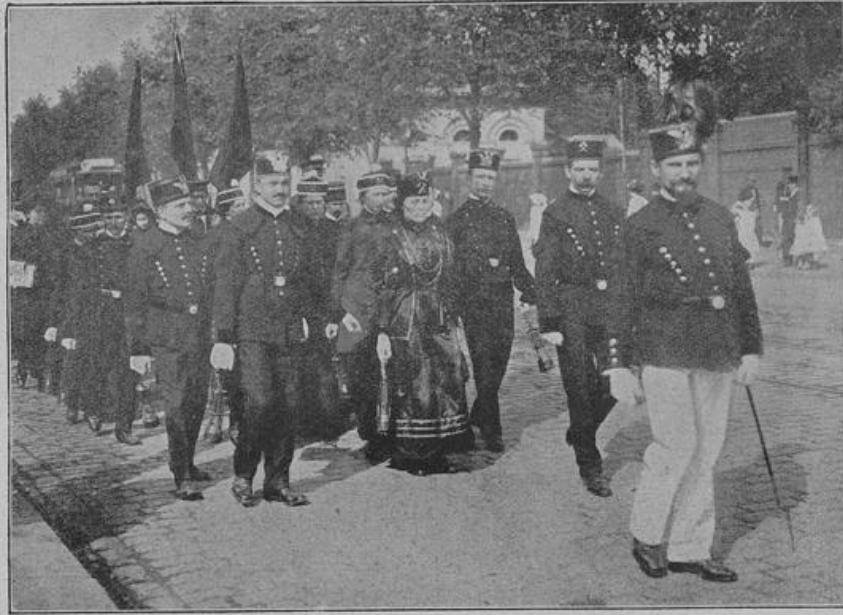
Letzte, trauerwonnevolle Stunden des Abschieds, da am folgenden Morgen die Truppen sich aufmachen sollten, hinaus aus den Grenzen der Heimat, zur Verteidigung, zur Ehre des Vaterlandes, zum Schutze der Frauen, der Kinder, um das Glück zu verteidigen, das sonnige, heimliche Glück, dem Gefahr drohte. Auch wird sie niemals vergessen, Augenblicke der ersten Scheidestunde, da sie Treue gelobt bis übers Grab, da in dem männlichen Auge die Träne glänzte, in dem Auge, das sie immer nur so hohen Mutes lächeln sah!

Und die langen, banger Wochen des Alleinseins. Wochen der Angst und Qual für die Zurückgebliebenen, Wochen des heißen Kampfes,

der härtesten Entbehrungen für die in der Fremde, wechselnd darbringend Tage der Furcht, der Niedergeschlagenheit, der Trauer, Stunden des Siegestaumels, der wahrhaftigsten Freude, des Jubels, der Hoffnung auf Wiedersehen!

Und endlich der Tag, da sie seinen Namen unter denen der Verwundeten las, die Stunde, von der an sie nichts mehr hörte, nichts mehr davon, daß der Kaiser gefangen sei, daß Paris belagert werde, daß sie gefallen sei, die stolzeste Stadt Europas, daß der König und sein Heer endlich, endlich gesiegt nach den langen, den blutigen Schlachten. Was lag ihr an dem König und seinem Heer? Er war ja verwundet, er, der Mittelpunkt ihres Lebens, die Quelle ihres Denkens und Wollens, er, den sie allein in dem ganzen Feldzug mit den Blicken des Falken verfolgt hatte, er, der ihr Vaterland und König, der ihr Sieg und Kriegsheer war!

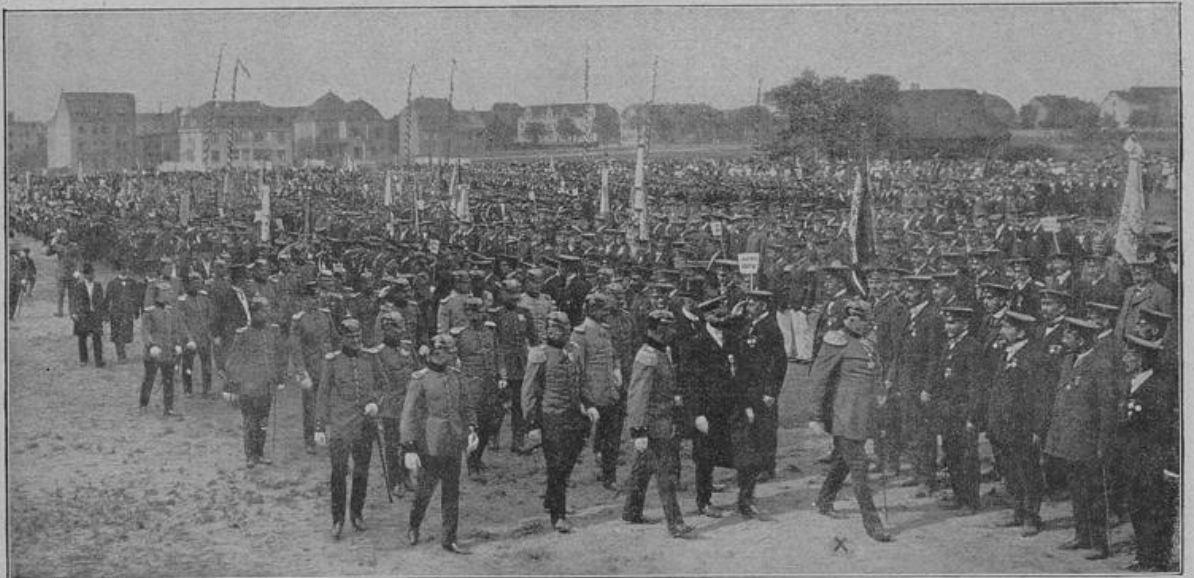
Nachdem man Wochen vergeblich gewartet, kam er endlich an, mit einem Transport Verwundeter, da man ihm jetzt erst die lange Reise zumuten konnte. Notdürftig geheilt, bleich wie der Tod, sein eigener Schatten!



Zum Kongress der Heilsarmee in Berlin.

Illustr.-Verlag, Berlin.

Wie in früheren Jahren, so fand auch diesmal ein öffentlicher Umzug statt, an dem sich sämtliche deutschen Offiziere der Heilsarmee beteiligten. Neu waren die teilnehmenden Wagen, ebenso die Uniform von Offizieren aus den Bergrevieren, denn diese gingen als Bergknappen.



Abnahme des Korpsappells der Vereinigung der Kriegervereine und ehemaligen Angehörigen des XVI. Armeekorps zu Buer i. Westf. am 28. Juli durch den Kommandierenden General des XVI. Armeekorps v. Prillwitz und Gaston (X). Schneider, Buer i. W.

Ein Schuß hatte die Lunge gestreift. Die Ärzte gaben wenig Hoffnung. Und als er sie sah, glitt ein so trübes Lächeln über sein fahles, eingefallenes Gesicht. Sie wird es niemals vergessen . . . dieses Lächeln am Rande des Grabes!

Da kamen Tage der Trauer, der Wehmut, der Bangen. So geht der aufglühenden Hoffnung und endlich der trostlosen Gewißheit, alles ist umsonst! In jenen Wochen fand sie sich selbst! Das kleine Mädchen ward zum mutigen Weibe im Kampfe mit den Thoren. Sie reichte ihm die Hand zu dem ach so traurigen Bunde.

Bei diesem Gedanken hebt sie das Haupt. Wie sie die Tote erblickt, zuckt sie zusammen. Sie war noch so weit weg und ist ja schon am Ende, an dem sie stehen, wirklichen Erde!

Was galten ihr die Flüche des Vaters, was die Tränen der Mutter. Er war ja stark und allein, er bedurfte ihrer, er, dem sie sich beim ersten Anblick aus ganzer Seele geweiht hatte. — Toller Entschluß der noch nicht Zwanzigjährigen! Hin aus mit dem todkranken Gatten



Von den Düsseldorfser Goethefestspielen 1912: Die vier Personen der Comedia dell'arte in Schillers Turandot. Die Darsteller von links nach rechts: Wendow, Legat, Valentin, Stahl.
Phot. Hammerichlag, Düsseldorf.

setzung von Millionen von Kristallen, deren jeder der Sonne Abbild wieder ausstrahlte.

Sie trug einen Feldstuhl, auf den er sich immer nach einigen Minuten mühsamen Schleichens setzte. Dann sah er sie an mit einem Blick der Dankbarkeit und Milde. So lieb, so herzerquickend hat sie ihn in den Tagen blühender Gesundheit nie geschaut. Es sei ihm besser,

in die Fremde, fort bei Nacht und Nebel, weiter und weiter nach Süden, wo er vielleicht doch noch genesen sollte.

Und noch einmal besserte sich sein Befinden zusehends. Und die Hoffnung, die beseligende Hoffnung, zog wieder ein in ihre, in seine Brust. Bald konnte er wieder im Zimmer auf und ab gehen, und eines Tages wagte er sich die Treppe hinunter, und sie gingen langsam, Arm in Arm, den herrlichen Bergweg hinan, vor sich die mächtige, ewige Gruppe des Scalotta Gletschers mit dem Piz Badrett, diesem Koloss von Eis und Schnee, der in der Sonne funkelte, eine Zusammen-



Die Landungsbrücke in Binz auf der Insel Rügen, die am 28. Juni einstürzte, wobei etwa 200 Personen in die See fielen, von denen 14 den Tod fanden.

Gebr. Haedel, Berlin.

es sei ihm so leicht, so wohl, er würde gefunden, sicher, sicher! So tröstete er sie, so tröstete er sich mit Worten, mit leeren, armen Worten. Und immer besser wurde sein Zustand, die reine Gebirgsluft weitete die armen, kranken Lungen, aber die tödliche Krankheit wucherte weiter und weiter. Er hatte keine Ahnung, wie weit sie schon war. Und dann kam jener Abend, da er sich wohlter fühlte als je, da er nicht aufhören wollte zu scherzen und zu lachen, da er plauderte, beinahe wie in jener Zeit, da er noch ein Bild starker Gesundheit gewesen.

Nur seine Stimme war heiser, sie klang so tief und so hohl, und wenn er lachte, röchelte es leise nach, und dann mußte er husten, so schwer und so lange, daß ihr vor Angst fast der Atem ausging. An jenem Abend saßen sie zusammen auf dem Balkon seines Zimmers und blickten Hand in Hand hinaus in die Alpenlandschaft, sahen, wie die Sonne tiefer und tiefer sank, wie die Schatten länger und länger wurden, wie sie aufstieg aus den Schlünden, die schwarzgeflüchtete, erste, stille Nacht! Da stiegen die Sterne empor am Himmel, und langsam flutete blaues Licht über die Land-

schaft. Geisterhaft glänzten die Gefilde des ewigen Schnees; der Mond war aufgegangen.

„So ist der Tod,“ kam es da von seinen Lippen, „der langsam schleichende Tod, der die Sinne allmählich einhüllt in ungewisses Dunkel, bis alles erlischt in traumloser, undurchbringlicher Nacht!“

Es fröstelte ihn. Sie hüllte seinen Schal fester um seine Schultern. Da lachte er.

„Wir leben ja noch, Schatz, noch leben wir!“

Und da leerte er das vor ihm stehende Glas Wein in einem Zuge.

„Laß mir noch eine Flasche bringen, er wärmt mir das Herz.“

Sie weiß noch alles so genau, als ob es heute gewesen wäre.

„Du brauchst Ruhe,“ hatte sie zu ihm gesagt.

„Ruhe, Ruhe, wird mir bald.

Noch leben wir,

noch einmal,

auch, noch einmal!“

Und da küßte sie ihn, so fest

und so heiß.

Da umschlang er sie mit seinen

Armen:

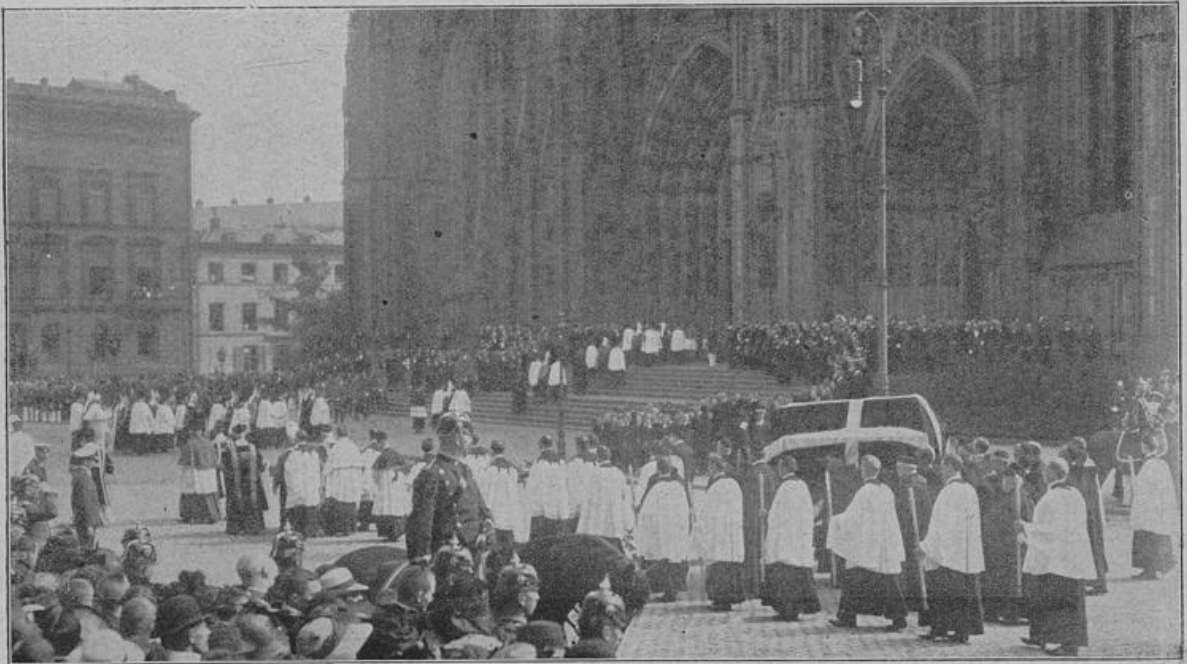
„Ach, noch einmal, nur noch einmal will ich leben, wenn uns auch schon die Fittiche der Nacht umflattern!“

Da holte sie ihm den Wein.

(Schluß folgt.)



Zur Beisetzungs des Kardinals Fischer: Der Sarg mit der vorausschreitenden hohen Geistlichkeit. Jean Esser, Düsseldorf.



Zur Beisetzungs des Kardinals Fischer: Der Leichenzug betritt den Kölner Dom. Etich, Barminghoven.

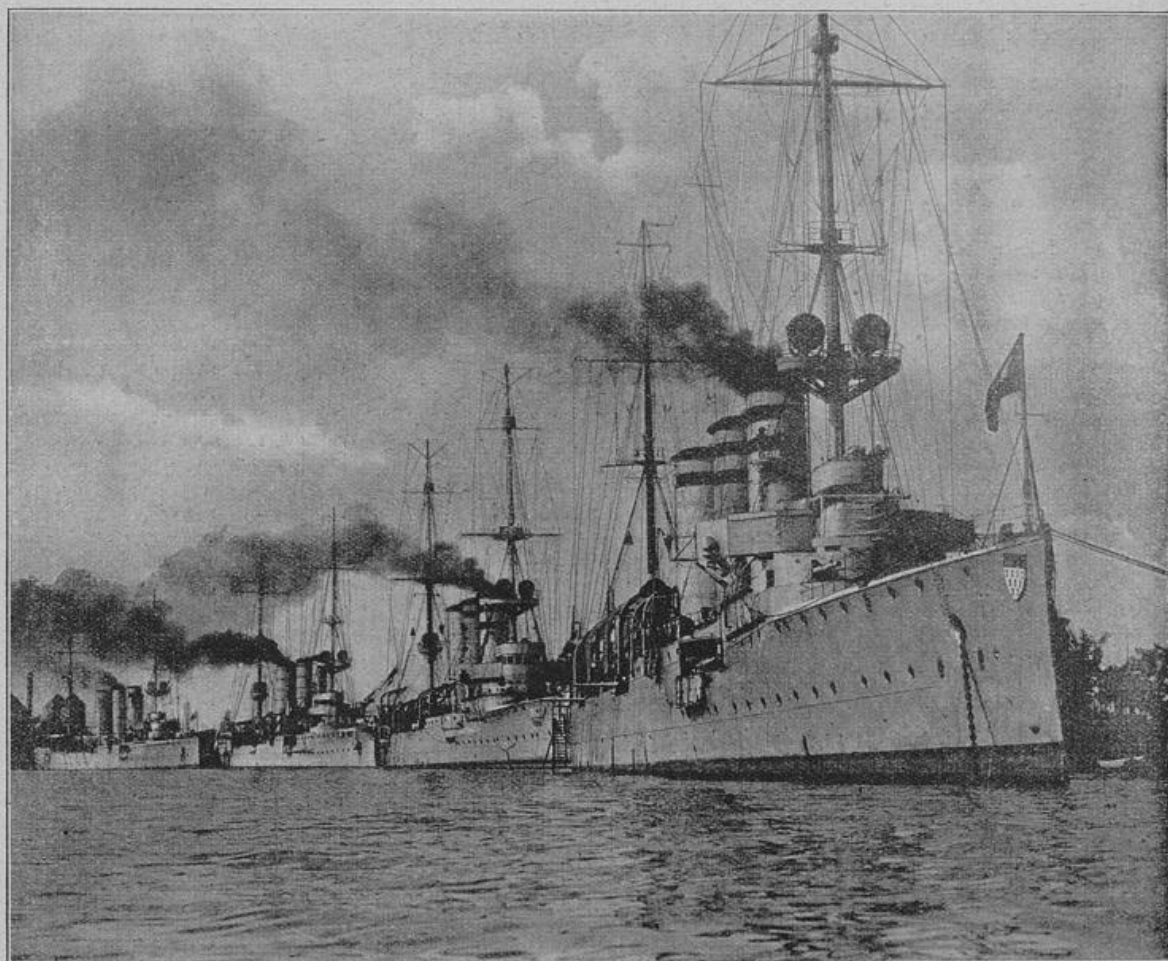
Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 55.

Düsseldorf, 17. August

1912.



Die Kreuzer „Cöln“, „Dresden“, „Stuttgart“ und „Mainz“ im Hafen von Swinemünde.

Alljährlich im Hochsommer halten die Kriegsschiffe unserer Marine, welche gleichen Typ haben, ihre Übungsfahrten ab vor Beginn der großen Herbstmanöver, eingeteilt in sogenannte Verbände. Während die Riesenschlachtschiffe ihres großen Tiefgangs wegen weit hinaus auf der See vor Anker gehen müssen, können die flinken kleinen Kreuzer den schützenden Hafen aufsuchen, zur nicht geringen Freude des Publikums, besonders der Badegäste, die zu Tausenden die Schiffe besichtigen. Das Bild zeigt die kleinen Kreuzer „Cöln“, „Dresden“, „Stuttgart“ und „Mainz“ im Hafen von Swinemünde.

Max Dreblow, Stettin.

Finale.

Novelle von Edward Stielgebauer. (Schluß.)

Die Nachtluft ist zu kühl für dich," hatte sie darn gesagt und die Balkontür geschlossen.

„Du bist mein?" hatte er dann gefragt. Und sie hatte ihn auf den Mund geküßt.

Er trank rasch und hastig, als wolle er im Wein die Schauer der Gegenwart vergessen.

„Sei mein," flüsterte er da mit zitternder, fast ersterbender Stimme, „ach, nur ein einziges Mal sei mein, einmal will ich noch leben!" Und leise hatte er sie zu sich niedergezogen. Und sie hatte nicht gewankt, nicht gezaubert, denn sie war ja sein mit Leib und Seele.

Und da hatte sie sich zu ihm niedergeworfen und ihn umschloß mit lebenswarmen, kräftigen Armen, und ihn geküßt zum Vergehen, zum Sterben geküßt, mit wahrstimmiger, glühender Leidenschaft.

Einen Moment, wie aus einem tiefen, langen Traume erwachend, fährt sie auf. Dann schluchzt sie laut. Da lag es, dieses arme Wesen, das letzte, was ihr von ihrem Glück geblieben war.

Dann sinkt sie wieder in ihren Traum, um sie noch einmal zu durchkosten in seligster Erinnerung, all die Schauer und Wonnen des ersten und einzigen Liebesgemisses jener Nacht am Fuße der mächtigen Alpen, in den Armen des einzig geliebten Mannes, dessen Lebenslicht schon am Erlöschen war!

Da wird's dunkel im Zimmer. Die Wachskerzen sind herabgebraunt und zischend erlösch.

Und weiter wühlt ihr Geist in den Stunden der Vergangenheit. Am nächsten Morgen war er kränker und schwächer als je. Und eilends ging es nun dem Ende entgegen.

Und wieder kam eine Nacht, noch wußte sie selber nicht, daß sie

Mutter war, da stand sie händerringend an seinem Lager und mußte zusehen, wie der leuchtende Atem auf immer der kranken Brust entfloß, da sank ihr alles hin in die Nacht, da ging die Sonne nicht mehr auf noch unter, da sah sie keine Alpen und keinen Himmel mehr, da war ihr die Welt gestorben, da ward ihr die Erde ein großes Grab.

Lange, bittere Jahre der Angst und Sorge, in denen dieses Kind heranwuchs, und doch voll von dem seligsten Glück der reinsten Mutterliebe!

Leise weint sie jetzt vor sich hin in dem Gedanken an jene Zeit, da es die ersten Regungen des Geistes zeigte, da seine Rüge begannen, ihr sein Bild wieder vorzuspiegeln, da es die ersten Schritte versuchte, da es die ersten Worte stammelte, und ach, an jene trübe Stunde, da zum erstenmal das Wort „Vater" lallend auf seine Lippen trat!

Schredliche Erinnerung an den Augenblick, da sie zum erstenmal gewahrte, daß es dem Vater allzu ähnlich sah, daß es gar zu höflich und bleich dreinschaute. Von da an pflegte sie es, voll von der bitteren

Erkenntnis, daß es ja doch nur ein auf kurze Zeit geborgter Schatz sei! Sie lebte nur dem Kinde. Das waren schöne, heitere Jahre, wenn auch die Sorge nie nachließ, so wurde doch die Liebe um so größer, und als sie nach dem Tode der Eltern allein war, da zog sie weit weg nach dem sonnigen Süden, ach, wie sie meinte, zum Heile ihres Kindes.

Und lauter wird ihr Weinen bei diesem Gedanken, den die Erinnerung an die Vergangenheit wieder rasch verwischt. Das waren Tage der sonnigen Freude in Beneidig, am Strande des Mittelmeeres in Nizza und Mentone, wenn die Dezembersonne so mild und so freundlich auf die Lorbeer- und Drogenbäume draußen im Freien herabfiel.

Da lag die stille Sorge tief im Herzen begraben, nur manchmal regte sie sich leise, und deutlicher trat sie erst wieder hervor, als das Kind sich allmählich zur Jungfrau entwickelt hatte und allgemach sich jener Husten einstellte, den sie nur allzu gut kannte.

Es war zum ersten Male nach einem Ausflug auf die See, da trat am Abend das Schredliche ein, da begann der Husten, der sich gleich zum Krampf steigerte, und mit Entsetzen sah sie Blut auf dem weißen Kleide ihres Lieblings, Blut, das dem Halse entströmte war.

Und alle Bemühungen der Ärzte hatten nichts gebracht, die liebevolle Pflege der Mutter hatte nichts genützt. Die Krankheit nahm ihren Verlauf.

Da war sie trauernd im vorigen Sommer mit der Tochter nach Schloß Tannenstorf zurückgekehrt, da hatte sie den Armen ihre milde Hand geöffnet, um menschliches Elend zu lindern, menschliches Elend, das sie nur zu gut kannte.

Jetzt drängen sich die Bilder der letzten Tage. Ganz wie damals in Davos. Sie sieht das Bett ihres Lieblings, in dem das bleiche,

arme Wesen ruht, sie hört den röchelnden Atem, den leuchtenden, die Luft raubenden Husten. Sie sieht das Kopfschütteln des Arztes . . . da padt sie die rauhe Willkür. Sie kann den Norderdust der Blumen nicht mehr ertragen. Ihre Brust scheint zugeschnürt. Da steht sie rasch auf und stürzt hinaus in das Seitenzimmer.

Dort sinkt sie nieder auf den Boden in tödlichem Schmerz und weinend birgt sie den Kopf auf einem der Samthüane. Leise lauscht ihr Ohr, für die Außenwelt noch nicht ganz unempfindlich.

Schwere Männertritte vernimmt sie auf der Treppe. Sie hört, wie man die Tür öffnet, wie man an ihr vorbeigeht. Aber sie sieht nicht, sie will nicht sehen. Allein sie lauscht, sie lauscht. Sie hört, wie man im Seitenzimmer Instrumente auf den Boden legt, sie weiß, es sind die Instrumente der Metallarbeiter, dann einen dumpfen Ton, wie wenn Metallplatten aufeinander gelegt werden, da knirscht es leise und winnert, das ist die Schraube, die den Sargdeckel auf immer schließt.



Johannes Trojan,

Phot. Kessler & Co.

der bekannte Dichter, feierte am 14. August seinen 75. Geburtstag.

Einen Augenblick will sie aufspringen. Doch sie hat ja selbst den Befehl gegeben, den Sarg zu schließen. Sie verharrt in ihrer Stellung. Wieder die dumpfen Männertritte auf dem wolligen Teppich, dicht vor ihr, diesmal schwerer, langsamer. Sie fühlt, wie die Vorhänge leise hinter ihr rauschen. Dann Totenstille, da verhallen die Männer Schritte die Treppe hinab.

Sie springt auf, ans Fenster, den Vorhang schiebt sie zurück. Einige Minuten starrt sie wie besinnungslos in den Park. Da blinkt's unten, ein großer, langer Gegenstand, silberfarben, von vier Männern getragen — — — der Sarg ihres Glückes!

Da fällt sie rüdlings nieder und sieht und hört nichts mehr. — —

Ein Blitzstrahl erhellt für einen Augenblick das Gemach. Er beleuchtet das geisterweiße Gesicht der am Boden liegenden Frau; ihrem Hinterkopf entströmt ein kleines rotes Rinnsal, Blut aus

einer leichten Kopfwunde, die sie sich beim Aufschlagen auf die Lehne des Sessels zugezogen hat. — Draußen fallen die ersten großen, schweren Tropfen des reinigenden, des befreienden Gewitters. Da judt's und

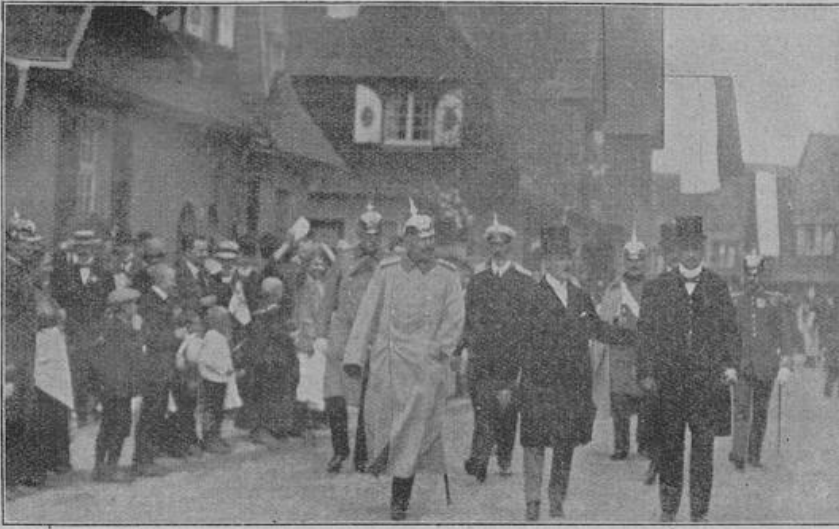
loht's am Himmel, Sekunde auf Sekunde fährt der rote Strahl herab. Im Dörslein läuten die Glocken, und auf zum Himmel steigt aus aller Herzen ein Dankgebet, denn der lange ersehnte, befruchtende Regen naht.

Die Jose findet die ohnmächtige Gräfin, bringt sie zu Bett und läßt den Arzt aus der nahe gelegenen Stadt holen. Der kann fürs erste nichts andres als Ruhe empfehlen.

Nach einigen Wochen ordnet er die Ueber-

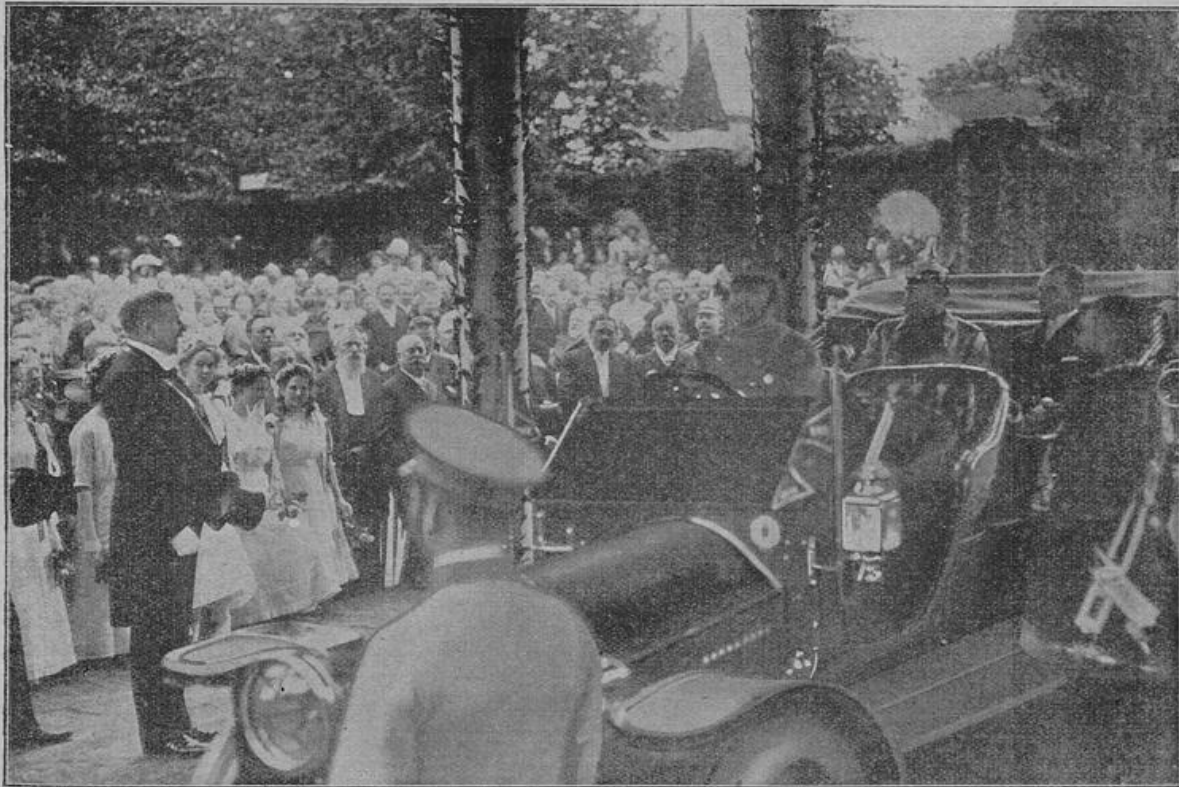
führung der Patientin in eine Nervenheilanstalt an. — — —

Schloß Tannenhof ist wieder verödet. Die Raben und Dohlen mögen sich ruhig in den Türmchen einnisten, bis ein neuer Besitzer das Schloß im Tannenpark aus seinem Schlummer weckt. — — —



Der Kaiser besichtigt am 8. August die Kolonie Margaretenhöhe in Essen. J. Secht, Carlfeld.

Von links nach rechts: der Kaiser, Prinz Heinrich, Dr. Krupp von Bohlen und Halbach, Reichst. Prof. Alchendorf.



Oberbürgermeister Geh. Regierungsrat Holle von Essen begrüßt Kaiser Wilhelm II. an der Ehrenpforte vor dem Gebäude des Bergbauvereins am 8. August. Neben dem Kaiser im Automobil Dr. Krupp von Bohlen und Halbach. E. Verminghoven, Berlin.

Der Verflärte.

Skizze von Alice Stein-Landesmann.

Der große Fabrikhof mit seinen dürftigen Rasenstreifen liegt wie verbort und erstorben in der Mittagsglut.

Die Maschinen stehen still.

Hierhundert Arbeiter haben heut' Ruhetag. Friedrich Westhoff ist gestorben — heut' hat man ihn begraben, wie es sein Wille war, auf dem kleinen, ärmlichen Kirchhof im Norden der Stadt.

Da sah man doch, daß er nicht stolz war, daß er seine Leute geliebt hatte, und daß Werkmeister Geißel dummes Zeug schwätzte, wenn er vom Herrn Direktor erzählte. Dieser Mann sollte einen heimlichen Haß gehabt haben gegen seine Untergebenen? Weil sie arme, ungebildete Menschen waren? Weil sie in Lärm und Schmutz für ihn arbeiteten?

Schlagt ihn nieder, den Verleumder, der Westhoffs Andenken beleidigt! Immer spielte er sich als Vertrauten auf — hört nicht auf sein Gerede!

Im Kontor sitzt die Sekretärin am Schreibpult. Die Tür zum Arbeitszimmer des Direktors ist weit geöffnet. Aber da drinnen ist es entsetzlich still — totenstill, sagt man.

Gustava Bergmann glättet mechanisch die Briefe, liest sie durch, ohne den Inhalt zu erfassen. Ihre Augen sind verweint.

Durch das Fenster dringt eine fragende Kinderstimme.

Das Mädchen horcht auf.

Das ist ein Klang, vertraut und doch fremd!

„Weshalb waren wir niemals hier, als Vater lebte?“

Und eine ruhige Frauenstimme gibt Antwort: „Du warst noch zu klein für

die weite Fahrt, mein Liebling!“ — Gustava steht noch lauschend — da öffnet sich die Tür.

Agnes Westhoff tritt ein. Draußen verhallen die Schritte des Knaben. Die Witwe ist völlig beherrscht beim Anblick des verlassenen Raumes. Sie sieht sich schweigend um.

Gustava geht zögernd auf sie zu.

„Gnädige Frau — wollen Sie nicht ablegen? Der Schleier ist so schwer —“

„Danke, liebes Fräulein — ich habe mich schon gewöhnt!“

Die Sekretärin sucht nach einem Wort: „Die Trauerfeier war sehr schön“ —

Ihre Tränen fließen.

Agnes Westhoff sieht mittelbig auf das Mädchen: „Sie treue Seele!“

In Gustava ist ein großes, stummes Verwundern über diese Frau — Und als ob die Witwe das fühlt, beginnt sie langsam, wie erklärend:

„Ich bin ja hier eine Fremde — einmal, kurz nach der

Hochzeit, war ich hier. Aber dann wünschte er es nicht mehr.“

Gustavas Augen fragen weiter.

„Ja — er empfand es selber schwer genug, daß er täglich diesen

langen Weg durch die dunstigen, häßlichen Straßen zu machen hatte — in die trübe Gegend der Armut, in seine Hölle, wie er sagte.“

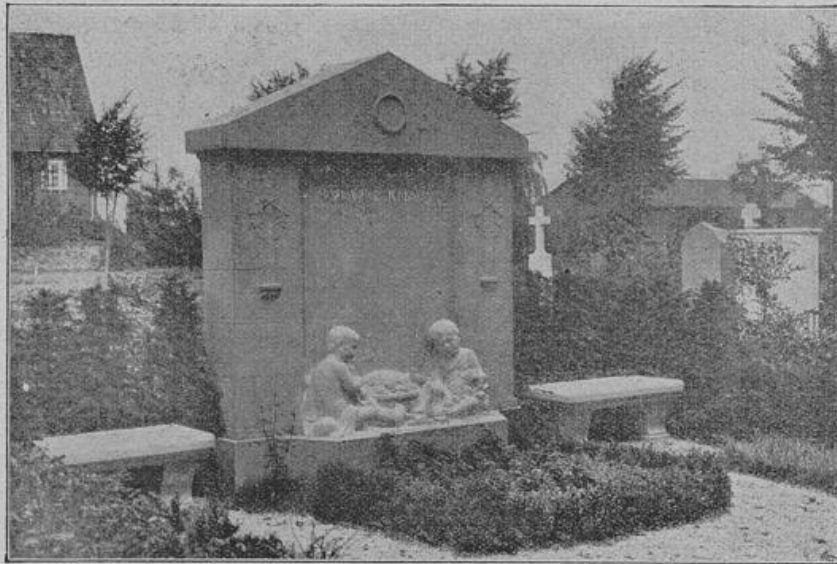
Frau Agnes sprach diese Worte, als erschreckte sie selber darüber. Aber es waren ja seine Worte, die er stets lachend ausrief, während um seinen schönen, ein wenig sinnlichen Mund etwas Verächtliches zu schweben schien.

Gustava stammelte vor Erregung: „Um Gottes willen —



Das erste Krematorium in Preußen. A. Suda, Berlin-Wilmersdorf.

Das Krematorium in Berlin ist nunmehr endgültig genehmigt und der Einbau der eisernen Oefen in Arbeit genommen. Im Oktober wird der von Architekt Müller-Berlin errichtete Bau seiner Bestimmung übergeben.



Das Grabdenkmal Ludwig Anaus', gearbeitet vom Sohne des berühmten Rasers.

reden Sie von Ihm?" — Die Witwe reichte der andern die Hand. Und ihr Ton war mütterlich und weich, als sie fragte: „Wußten Sie das denn nicht? Haben Sie ihn denn in den vielen Jahren nicht kennen gelernt?" — Die Sekretärin erwiderte mühsam: „Ich glaube es eigentlich, Frau Direktor!"

Beide Frauen sahen einander ins Gesicht.

„Ich bin Ihre wegen herein gekommen, Fräulein Bergmann! Ich dachte mir, daß ich Sie hier finden würde, wenn es auch heute nichts mehr zu tun gibt.“

„Wo sollte ich sonst sein!" murmelte Gustava.

„Sehen Sie sich, bitte — ich möchte mit Ihnen sprechen!" sagte Frau Agnes.

„Ich weiß, daß mein Mann mit Ihnen ganz besonders zufrieden war — Sie sind ja völlig in alles eingeweiht ge-

wesen, nicht wahr?" Das Mädchen hob den blonden Kopf: „Herr Westhoff bewies mir in allem ein großes Vertrauen — und ich bin sehr dankbar dafür!"

Die Witwe erwiderte den schmerzlichen Blick durch ein kurzes Streichen über Gustavas gefaltete Hände.

Da hielt die nur mühsam erkämpfte Beherrschung der Sekretärin nicht länger. „Meine gnädige Frau — wie war es denn möglich? Ein so tüchtiger Fahrer, wie Herr Direktor seit Jahren war!"

„Er fuhr stets zu schnell!" sagte Frau Agnes leise. Angesichts des weinenden Mädchens schwand ihre tapfere Ruhe. Auch die Stimme schwankte, als sie fortfuhr: „Meine Bitten halfen nichts — er raste wie ein Sturm! Meinen Jungen ließ ich niemals mit ihm fahren!" Sie ballte die Hände.

„Den letzten Chauffeur entließ er, weil der sich weigerte, rascher zu fahren! Er hatte so wenig Zeit!"

„Er gönnte sich niemals Ruhe!" sagte Gustava. „Er dachte eben nie an sich — welch ein herrlicher Mensch! Und so jung, so notwendig für die Seinen!"

„Er dachte eben für die Seinen!"

Von Frau Agnes kam kein Echo.

Das Mädchen besann sich. „Verzeihen Sie mir, ich habe Sie unterbrochen!"

„Es handelt sich um folgendes," begann die andre, langsam die schwarzen Handschuhe abstreifend. „Mein Schwager, der bis jetzt die Zweigfabrik in England leitete, wird herkommen und das Ganze übernehmen. Es wäre nun von großem Wert für ihn, hier im Kontor jemand vorzufinden, der so gut Bescheid weiß wie Sie —"

Gustava erhob sich unwillkürlich.

Die Witwe blickte auf. „Ich nehme an, Sie willigen ein, in Ihrer Stellung zu bleiben —"

„Gnädige Frau —"

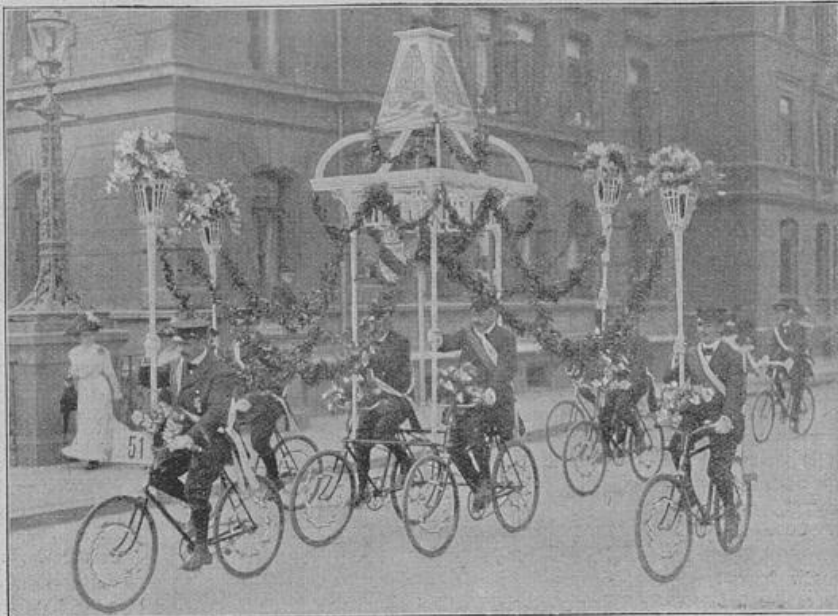
„Ich glaube auch ganz bestimmt, daß es im Sinne meines Mannes wäre!"

Die Sekretärin preßte die Hände zusammen. Sie zitterte vor innerer Bewegung.

„Ich kann es nicht," rief sie endlich.

Und dann sprach sie hastig, verwirrt, oft durch Tränen stotternd:

„Sie müssen es ja am besten verstehen, Frau Direktor — es geht einfach nicht! Wie soll ich denn hier einen andern regieren sehen! Der ganze Raum ist ja erfüllt von seiner Persönlichkeit. Ich weiß wohl, einen so seltenen Menschen findet man nicht wieder — — deshalb muß ich eben fort. Ich



Vom 29. Bundestage des Deutschen Radsfahrer-Bundes in Braunschweig: Eine Gruppe aus dem Preiskorso am 4. August.

Berliner Ill.-Zsf.



Der erste Bagger auf der Zupper, der an dem Bergischen Elektrizitätswerk, Centrale Müngsten, am Fuße der Kiesenbrücke aufgestellt ist.

Mag. Garze, Solingen.

würde das nicht ertragen! Seine Güte, sein Verständnis für unsere kleinen Sorgen, seine wunderbare Ueberlegenheit, seine genialen Ideen, ach — wie habe ich ihn verehrt!"

Sie schluchzte fassungslos in ihr Tuch.

Und da die Frau noch immer schwieg, setzte sie zögernd hinzu, sich allmählich beherrschend: „Diesmal haben die vielen Nachrufe selbst sein Wesen nicht erschöpfen können — sonst liebt man von Tugenden, die keiner kannte! Aber bei ihm war alles edel und echt!"

Frau Agnes stand auf.

„Fräulein Bergmann," sagte sie langsam, „das ist ein schönes, reines Gefühl, aber nun denken Sie doch auch einmal an Ihre Zukunft. Lassen Sie uns jetzt praktisch reden!"

In Gustavas Augen lag ein Staunen: „Dah Sie das jetzt können!"

Die Witwe strich sich über die Stirn: „Es tut gut, sich an seine Pflichten zu erinnern — wenn ein Mensch stirbt, werden so viele Gedanken lebendig, die uns beirren!"

Sie brauchte einen Moment, um sich zu sammeln. Dann fuhr sie fort:

„Natürlich haben Sie Anrecht auf eine Pension — aber Sie sind ja noch so sehr jung —"

„Ich bin jetzt dreißig Jahre, Frau Direktor!"

Der Schimmer eines wehmütigen Lächelns zog über das bleiche Gesicht der Frau.

„So alt wie ich, Fräulein Bergmann — aber wieviel jünger wirken Sie doch als ich, die ich mich stets gepflegt habe und niemals gea beitet. Wissen Sie auch, woher das kommt? O, ich kann es gut begreifen: Sie haben in einem schönen Traum leben dürfen — und mir sind die Schleier schon früh zerrissen worden!"

„Das verstehe ich nicht, Frau Direktor; Sie waren doch meine Frau — meine Gefährtin!"

Die Sekretärin verstummte. Agnes Westhoff hatte plötzlich ihre Hand ergriffen und drückte sie stark zwischen ihren etwas kalten Fingern.

„So ein Kind, ein schwärmerisches, blindes Kind!"

Gustava hörte es kaum, sie begann wieder von ihm zu sprechen: „Er war so zart-

führend, so geduldig — ein Vater, zu dem man mit allen Kummer- nissen kommen konnte! Wie lieb er mit seiner Schwester war — diese Rücksicht! Wenn sie oft so traurig kam — wie froh und getrübet ging sie fort." — „Seine Schwester?" fragte Frau Agnes ruhig, aber es zuckte um ihre Brauen.

„Ja, Frau Karsten, nicht wahr? Ist sie eigentlich krank, daß sie nicht zur Beisehung kam? Verzeihen Sie, daß ich frage, aber sie ist eine so liebe Dame — ich konnte gar nicht glauben, daß die gnädige Frau sich mit ihr nicht verstehen, und daß sie deshalb Herrn Direktor lieber hier draußen besuchte —"

„Darüber kann ich Ihnen leider keine Auskunft geben," erwiderte Frau Agnes. Aber jetzt war auch ihre Stimme ein wenig unruhig und sie zog den schwarzen Schleier über das Gesicht. „Seine Schwester?" wiederholte sie, vor sich hinstarrend.

Ein Klopfen ließ sie auffahren.

„Bist du es, Eidi?"

Eine schmale Kindergestalt schob sich herein. — „Es ist so heiß da draußen, Mutter!"

Die Frau preßte das Kind einen Moment an sich.

„Ich bin gleich fertig — geh so lange in Vaters Zimmer, schau du die Bilder auf dem Schreibtisch an, mein lieber Junge!"

Und sie führte ihn zur Schwelle, küßte ihn zärtlich und schloß die Tür.

Schwer und scharf zog der Duft eines verspätet eingetroffenen Kruges durch den kleinen Raum.

Die Witwe raffte sich zusammen.

„Wir kommen von unserm Thema ab, Fräulein Bergmann! Ich wollte vorher sagen, Sie sind gewiß noch, zu jung, um Ihnen auf ganz aufzugeben — aber ander-

seits wird es Ihnen sicherlich schwer fallen, sich in ein andere Getriebe einzuarbeiten — das sollten Sie bedenken."

„Sie sind sehr gütig, gnädige Frau! Gewiß würde es mir sehr willkommen, denn hier war ich eben keine Schreibmaschine, sondern durfte ein Mensch sein, der auch einmal eine Ansicht äußert."

„Ich weiß, daß mein Mann im Geschäft sehr tolerant und angenehm gewesen sein soll!"



Zum Aufstand in Albanien: Ein Albanese im Festgewand.



Zum Aufstand in Albanien: Eine Insurgentenschar.

„So gut war er!“ sagte Gustava langsam. „Als Frau Direktor das junge Mädchen schickte, das solch Unglück hatte, damals mit dem Kinde — gleich wurde eine Stellung für sie gefunden.“

Frau Agnes stutzte und besann sich dann einen Moment. „Ich schickte sie?“ fragte sie dann hastig.

„Haben Frau Direktor das vergessen? Ich glaube, es war ein Kinderfräulein von dem Kleinen, und Herr Direktor wollte zuerst nicht helfen, aber weil die gnädige Frau doch bitten ließ — —“

Die Witwe hob wie abwehrend die Hand. Ihre Lippen bebten.

„Hat Ihnen — —“ sie suchte nach einem Wort — „haben Sie das alles so wie lebt, Fräulein Bergmann?“

„Herr Direktor erzählte mir öfter, was drinnen bei ihm vorgeht,“ erwiderte das Mädchen, und gläubiger Stolz sprach aus seinen Widen.



Polarsforscher Mikkelsen mit dem Maschinisten Jørgensen nach ihrer Rückkehr in Kopenhagen.

Mikkelsen ging 1909 nach Grönland, um den Nachlaß des verunglückten Mylius Eilfsen zu finden, was ihm auch gelang. Als sie zurückkehrten, war das Expeditionsschiff verunglückt. Die anderen Teilnehmer der Expedition waren von dem norwegischen Schiff „7. Juni“ gerettet worden. Vom Herbst 1910 bis Januar 1912 hatten Mikkelsen und Jørgensen auf dem Eise an der Bugvekeinsel, wo ein Depot angelegt war, auf Hilfe gewartet, bis sie jetzt das Schiff „Stoblomden“ aufnahmen und von der Shannoninsel nach Alesund brachten. Die beiden Männer hatten schon die Hoffnung auf Rettung aufgegeben. Alle Hunde waren schon seit einem Jahr aufgegessen. Als Mikkelsen und Jørgensen gerettet wurden, hatten sie so wenig Nahrungsmittel übrig, daß sie sich bereits auf einen langsamen Hungertod gefaßt gemacht hatten.

Obor. Crampus, Paris.

Frau Agnes machte unwillkürlich einen Schritt auf die Tür zu. — „Erich,“ flüsterte sie. Und dann fand sie sich wieder und hob energisch den schmalen Kopf.

„Wir wollen zu Ende kommen, Fräulein Bergmann! Lassen wir diese Geschichten. Wie denken Sie sich also Ihre Zukunft? Sie waren ja mehr mit meinem Mann zusammen als ich — als jede andre sogar! Da habe ich natürlich Interesse daran — Sie lehnen also ab, zu bleiben?“

Gustava zauderte einen Augenblick.

Langsam stieg eine feine Röte in ihr erregtes Gesicht.

„Da ist jemand, der sich um mich bewirbt — schon lange!“

Die Witwe sah prüfend auf die Sekretärin. „Ein ehelicher Mensch?“ fragte sie mit Dringlichkeit. „Ein durch und durch Aufrechter?“

Das Mädchen nickte. „Das schon — aber —“

„Dann nehmen Sie ihn!“ sagte Frau Agnes kurz.



Herde bei der Talsperre bei Meschede.

Grobbe, Freiburg.

Gustava lächelte wehmütig. „Ich bin vielleicht zu anspruchsvoll!“
 „Das soll man auch!“ Die Stimme der Frau klang hart. „Aber wissen Sie auch — auf welchem Gebiet? — Wahrheit verlangen Sie, Wahrheit von Ihrem Lebensgefährten!“

„Da kann ich wohl sicher sein — aber das ist schon genug? Es mag unrecht klingen — denn wie darf ich mir das wünschen — aber, ich vergleiche immer! Wenn man Tag für Tag das Wesen eines bedeutenden Mannes genießen konnte, wird man sehr wählerisch, gnädige Frau!“

Agnes Westhoff fühlte, wie langsam ein Entschluß in ihr wuchs. „Haben Sie den Mann gern?“ fragte sie leise.

„Wir sind Jugendfreunde — aber ich konnte mich nie entschließen,

„Ist der Werkmeister Ihr Freund? Der kannte meinen Mann sehr genau!“

Atemlos vor Erregung starrten die Frauen einander an.

Dann sagte die Witwe — und jetzt brach ein Schein von zarter Herzlichkeit aus ihren klaren, grauen Augen: „Soll auch noch nach seinem Tode die Lüge fortwirken und Einfluß haben auf ein junges, törichtes Herz? Konnte er Sie all die Jahre so täuschen? Mein Gott — warum mußte ich gerade das Unglück haben, klar zu sehen und ihn zu durchschauen?“

„Nein, nein!“ rief Gustava voll Schmerz und Entrüstung. „Ihr sollt mir mein leuchtendes Bild nicht beschmutzen!“ Und sie wandte sich heftig zu der Frau: „Sie liebten Ihren Mann nicht — nie, nie!“



Die Beerdigung der auf der Feste Lothringen zu Gerthe bei Bochum verunglückten 110 Bergleute am 12. August von der Feste aus. Gegen 6 Uhr abends erreichte das Ende des 20 Wagen führenden Leichenzuges, der sich um 4 Uhr in Bewegung gesetzt hatte, den außerhalb des Ortes liegenden Friedhof. Die Särge wurden reihenweise in die beiden Massengräber verteilt. Die Gräber sollen später mit einem gemeinsamen Denkmal geschmückt werden. Bischof Dr. Schulte aus Paderborn sprach in tiefergreifender Rede als Diözesanbischof den trauernden Hinterbliebenen Trost zu. Generalsuperintendent Föllner tat dies namens der evangelischen Kirche, worauf der zuständige protestantische Ortsgeistliche Hardik das Wort zur Grabrede ergriff. Der Oberpräsident von Westfalen, Prinz von Ratibor und Corvey, nahm als Vertreter des Kaisers an der Beerdigungsfeste teil. J. Siehe, Crefeld.

solange ich hier gebraucht wurde. Und da sagte er, dann wollte er warten, bis mir einmal die Augen aufgehen — —“

„Wie meinte er das?“

„Er hoffte wohl, daß ich schließlich den Wert seiner Treue erkennen würde — —“

„Ich glaube,“ sagte die Witwe mit Nachdruck, „der Tag ist da!“

„Was bedeutet das, Frau Westhoff?“

Agnes schlug den Schleier zurück, ihre Augen flammten.

„Wollen Sie einen Rat von mir, Fräulein Bergmann? Heiraten Sie den Mann, der Sie so geduldig liebt! Hüten Sie sich vor Vergleichen — die sind immer falsch. Dabei pflegt man stets dem einen unrecht zu tun. Ich wünsche nur, daß Sie lebenskräftig genug sind, den Tod einer Illusion zu ertragen!“

Das Mädchen streckte abwehrend die Hände aus. „Wollen Sie sagen, daß Karl Geisel recht hat?“

Da traf sie ein Blick, so erfüllt von tiefstem Jammer, so anklagend in seiner stummen Qual, daß sie urplötzlich alles begriff.

Noch einmal fragte sie, fast tonlos: „Also alles war nicht wahr?“

Aber es bedurfte keiner Antwort — sie fühlte mit einem Schlage, daß sie ihre besten Jahre hindurch ein — Phantom geliebt hatte. — — —

Die Tür ging auf. Da stand sein Knabe. Das waren keine großen, strahlenden Augen, sein dichtes, lockiges Haar — aber es siel auf eine reine, hohe Stirn, wie die Mutter sie hatte. — —

Gustava reichte der Frau die Hand.

„Ich danke Ihnen,“ murmelte sie, während Tränen über ihr Gesicht rollten.

„Aber weshalb blieben Sie bei ihm, wenn Sie das ahnten?“

Frau Agnes umschlang das Kind. Und in dieser schweigenden Bewegung lag die ganze Erwiderung auf des Mädchens Frage.

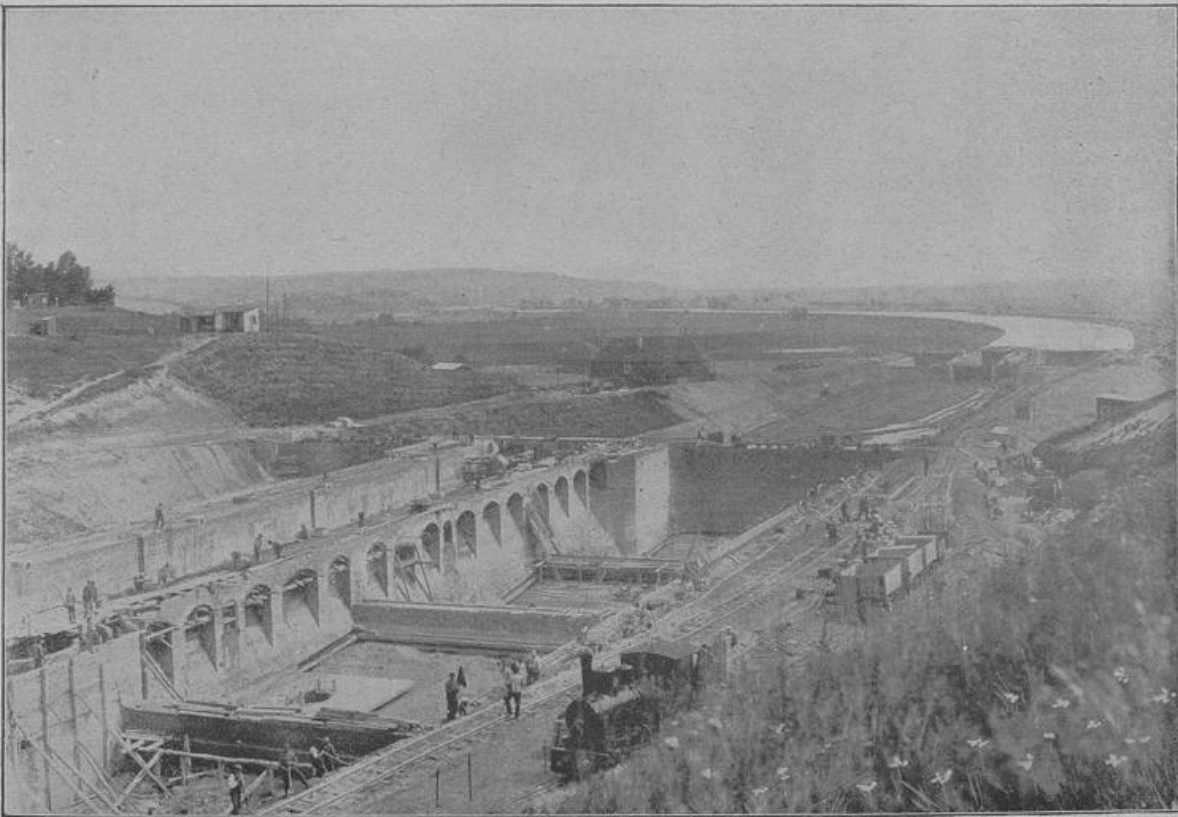
Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 54.

Düsseldorf, 24. August

1912.



Vom Großschiffahrtsweg Berlin—Stettin: Die Schleusentreppe bei Niederfinow.

Zu den interessantesten Bauwerken an dem im Bau befindlichen Großschiffahrtsweg Berlin—Stettin gehört unzweifelhaft die Schleusentreppe bei Niederfinow. Dieses technische Wunderwerk ist erforderlich, um eine Gefälledifferenz von 56 Metern zu überwinden und die talabwärts fahrenden 600-Tonnenschiffe auf das Normalniveau zu senken. Vier Schleusen, die jede 9 Meter Gefälle ausgleichen sollen, liegen mit je 70 Meter Längen und einem Zwischenraum von je 200 Metern hintereinander, und die ganze Schleusentreppe ist am Ein- und Ausgang mit einer Hafenanlage verbunden. In der Mitte der vier Schleusenstufen liegt ein fast 500 Meter langer Ausweichhafen. Die Gesamtlänge der Schleusentreppe beträgt weit über 1000 Meter. Die Durchfahrt der Treppe dauert 3 Stunden. Unser Bild zeigt die Größe und Gewaltigkeit dieses Bauwerkes. Der Berlin—Stettiner Kanal beginnt in Berlin bei Plößensee an der Stelle, wo später der Westhafen von Berlin angelegt werden wird, und erreicht bei Hohensaathen die untere Oder. Die Gesamtlänge des Kanals beträgt 99,5 Kilometer. J. A. Photo-Verl., Berlin.

Jakob Steffens Brautfahrt.

© Erzählche von Joseph Felten, Bonn.

Jakob Steffen — em Dörp lurt „Jakob“ genannt — joch en fenger ärmjelige Röch un wor de Erdäppel am schälle. Et wor Samsdag Rohmeddag un hä hatt' sich von fengem Här, bei dem hä seit Johr un Dag als Knäch beente, dä Rohmeddag frei gevve losse. Wozu, dat hatt hä net verroode. Dä Rohmeddag wor ävver erdm gegange, ohne dat hä zo dem komme wor, wat he sich vürgenomme hatt. Au ging et ald op der Dvend zo un hä mot an sie Dvendesse denke.

Die Röch joch äng trostlos us. Mer merde, de Frauehand fehlde. Jo, dat wor et, wat Jakob un ald lang dorch der Kopp ging: „Et moß en Frau en et Huus!“

Jeden Dvend, wann hä von der Arbeit koom, alseen un met allelei Gedanke en fengem ärmie Hänische joch, dann leef all sie Pläne op dat eene zosanme: „Et moß en Frau en et Huus.“

Wegget ävver, als zo de Deverzeugung koom hä niemols. „Ich well noch ens en Naach brövvver schloofe,“ sääde hä jeden Dvend. Hä sääde dat jet ald johrelang. Un su wor et un blev et ene bedröyte Kroom. Häd ävver sollt endlich 'ne ähnze Anfang gemaacht werde.

Jakob joch en der Emmer. „Medäppel genug für eene Mann,“ sääde hä un stond op. Doch hä sagde sich gleich wedder un sing Gedanke troosten em Dörp erav, wo et Liesche Ha fwohnde. Op die hatt' hä en Dog geworpe.

„Doch e ärm Dier,“ sääde Jakob für sich, „plog sich für andre Lüd un het nig vom Levve.“

Un ov et Liesche sich wohl ploge mot! De ganze fein Wäsch em Dörp, dem Pastor de sing un dem Lehrer de sing, dem Ditsvorsteher de sing un esu erav bes

zum Burejüng, dä Sombdags 'ne reene Krage han wollt, dat all besorgde et Liesche. Un et Liesche wor net mie de Jöngste; ävver brav wor se un häzzensgoot.

„Do se woll ens an mich denk, wenn se minge Krage zwische het,“ sääde jet Jakob. Do mot hä ävver bahl övver sich selber laache un sagde berzo: „Als ov et Liesche dosür Bid hätt.“

Un doch daach Liesche grad su of an Jakob wie hä an sie. Bloß dat kener dem andere jet sääde. Also: „Et moß en Frau en et Huus,“ woren wedder Jakobs Gedanke. Un hä fing an, an der Westknöpp avzogälle: „Soll ich... soll ich net... soll ich... soll ich net?“

„Soll ich,“ koom erus. Der letzte Knöpp schlde, jons wor et: „Soll ich net.“

„Also soll ich?“ frogde Jakob un wor grad esu flog wie vürher och. Dann anders erdm. Soll ich net... soll ich... soll ich net... soll ich... soll ich net...? — „Also, soll ich net,“ wedderholde Jakob.

„Ävver wat soll ich, wat soll ich net?“

„Wofür wor et? A su — wege Liesche!“

„Et beste es,“ sääde Jakob, „ich gon vonser Här Pastor ens froge. Stond op, trof der Hock an, jagde der Sombdagshot op un ging.“

„Wohin Jakob?“ leesen ihm de Lüd noh. Jakob zudde met de Scholdere, mähd e wichtig Geseech un sääde bei sich: „Eja, wenn die dat wöfite.“

Dä Pastor, 'ne ahle, goode Mann, wor grad us der Kerch komme, wo hä Bid gefesse hatt. Hä wönderte sich net woenig övver dä Besuch, freude sich doch em stelle.

Hä stond vom Kaffeedesch op un sääde zo Jakob: „Nehmt gefälligt Plaz!“

Dä sagde sich, driehde der Got en der Häng un woß der Anfang net mie. Un hä hatt' sich alles su schön zöräch geläht ungerweges. Dä Pastor frogde: „Nun, Steffen, was fährt euch zu mir?“ „Oh,“ sääde Jakob, „nichts! Doch, Herr Pastor, weßt Ihr wat, ich möch hierode.“

Dä Pastor mahde e Geseech, dat konnt net verwonderter jen, wenn sie Pieserühr op eenmol noch ens Blätter gedrage hätt, wie Krons Stab.

„Un dat wollt ich ald lang, Herr Pastor,“ sääde Jakob noch; un hä sääde et esu bestemm, als woll hä gleich et Dpgebot bestelle.

Dä Pastor frogde drop: „Und deshalb kommt Ihr zu mir?“ „Ja, Herr Pastor, ich wollt bei ick Rot holle. Soll ich, soll ich net,“ un hä hatt de Hand wedder an der Westknöpp.

„Ja, lieber Steffen, da ist guter Rat teuer. Das Heiraten ist eben zum größten Teil ein Raten. Und zu diesem Raten euch zu raten, das ist nicht leicht. Wenn ich euch raten könnte, tät ich es herzlich gern. Aber, seht, was soll ich euch viel sagen. Es steht gleich ieben: „Heiraten ist gut, nicht heiraten ist besser!“

„Also goot wier et op jeden Fall, Herr Pastor?“

„Um — aber es heißt: Nicht heiraten ist besser.“

Die Sache ist die: Man kann alles andre zuerst ausprobieren, aber Steffen, nicht das Heiraten, versteht Ihr?“

„Da haben Sie räch, Herr Pastor.“

„Seht hier die Tasse Kaffee, Jakob. Und hier ist Milch! Seht Ihr?“

„Ja ja, Herr Pastor.“

„Ich stelle den Kaffee dahin, die Milch dahin. Wenn der Kaffee nun eine Person wäre —“

„Wie faat Ihr?“

„Ich will euch nur ein Beispiel anführen, Steffen. Angenommen, der Kaffee wäret Ihr, die Milch sie, eure Zukünftige. . . .“

„A su, wat dann, Herr Pastor?“

„Ja, paßt auf! Der Kaffee kann tun und lassen, was er will, kann bleiben, wo er will; kann gehen, wohin er will; kann kurz alles, was er will, ohne was nach der Milch zu fragen. Und jetzt!“

Der Pastor schott die Milch in der Kaffee. Jakob kraude sich der Kopp.

„A ha, verstanden Freund? Jetzt sind sie zusammen, die beiden und sind nicht mehr auseinanderzubringen. Und jetzt muß sich eines dem anderen fügen.“

„Dat stemmt,“ sääde Jakob.

„Ergo: Nicht heiraten ist besser.“

„Aber auch das ist natürlich nicht immer gesagt. Alles je nachdem.“



Das am 24. August eröffnete Steffen-Museum zu Krenk.

„Gut, hm,“ sääde Jakob un wurd müschestell. Wenn der Pastor ihm ein loom, wat wor do zo maache! Un hä bleuv en ganze Wiel stochstief sepe, bis ihm dä Pastor de Hand gob un Abtüs sääde.

Do stonb hä op: „Ich don mich och villmols bedante, Herr Pastor.“

„Wofür?“

Dat woß Jakob selber net, zude de Scholere un ging.

Hä wor ald op em Heemweg, als ihm enfilft: „Galt, der ahle Lehrer es och ene floge Mami, dann well ich dä ens froge.“

Un hä schwenkte links av, de Scholl zo.

Och der ahle Lehrer wonderte sich net wenig ävver der seltsam Besuch. Heemlich ävver wor hä stolz, dat Jakob Steffen anscheinend en ene wichtige Saach zo ihm loom. Hä gob ihm sugar en Bigar. Die dät Jakob en de Täsch. — „Für morg, Herr Lehrer; morg es Sonndag!“

„Nein, raucht sie nur jetzt, es erzählt sich besser!“



Ein beschauliches Nilpferd-Ghepaar

Im Zool. Garten zu Köln am Rhein.

Un Jakob braut sänge Plan vür. Diesmol wor hä om ständlicher un schloß: „Ei es et ene bedröbte Kroom.“

„It es auch,“ sääde der Lehrer.

„Wäre ich noch mal jung, ich wüide es anders machen. Das fühlt man so recht auf seinen alten Tag, wenn die Frau im Hause fehlt. Wie alt seid ihr jetzt?“

„Ich? Achtunddreißig.“

„Noch Zeit! Aber es ist auch Zeit!“

„Meenen ich och. Mutter selig es jeh d ei Johr dut. Bis dohin ging et.“

„Ei, e Mutter war eine gute, wad e Frau, Steffen.“

„Dat soll wohl sein, Herr Lehrer. Un so ein möch ich och han.“

„Habt Ihr Umschau gehalten?“

Jakob nitde m'em Kopp. „Dann vertatet mir's.“

„Warüm net? Et Liesche!“

„Ei, ei, so so. Lieschen Hart! Dann gratuliere ich, Steffen!“



Ausreise der Düsseldorffer Ferienkolonien: Versammlung vor dem Bahnhof.

Nicht ohne Stolz und Freude beobachtet man, wie die soziale Fürsorge in den letzten Jahren ihre Aufgaben immer besser begreift und namentlich die heranwachsende Großstadtjugend vor den Schädigungen, die ihr aus der Verdichtung der Bevölkerung und der Abperrung von der Natur erwachsen, zu bewahren sucht. Eins der schönsten und wirkungsvollsten Mittel hierzu sind die Ferienkolonien, wie sie neuerdings allerorten eingerichtet werden. Auf Grund von freiwilligen Spenden und städtischen Zuschüssen schickt man Gruppen von Knaben und Mädchen in gesunde, womöglich walddreiche Landorte und läßt sie hier unter fröhlichem Spiel und guter Ernährung ihre 3 oder 4 Ferienwochen verbringen. Dieses wichtige Mittel zur Gesunderhaltung der Jugend hat sich natürlich auch Düsseldorf nicht entgehen lassen und — wie aus dem letzten Jahresbericht über die Düsseldorffer Ferienkolonien hervorgeht — im vorigen Jahre nicht weniger als 3185 Kinder (meist nach der Kolonie Holzzipper) ausgesandt. Wie gut dieser Landausenthalt den Kindern tat, zeigt schon die Tatsache, daß eine durchschnittliche Gewichtszunahme von 4,28 Kilogramm zu verzeichnen war. Das ist wirklich ein schöner Erfolg!

„Mer han der Vogel noch net, Herr Lehrer.“

„Weiß sie es denn noch nicht? Habt Ihr noch nicht mit ihr darüber gesprochen?“

„Enee, noch net.“

„So, noch nicht? Hm, dann ist es aber Zeit; in doppeltem Sinne Zeit. Auch Lieschen ist nicht mehr jung. Halt einmal: Ich bin jetzt zweiundsiechzig. An die fünfundsiechzig Jahre bin ich hier. Die Lieschen war eine von denen, die zuerst zu mir in die Schule kamen. Sie muß also jetzt fast vierzig sein.“

„Dat stemmp, Herr Lehrer. Un Ihr meent also, ich soll hierode?“

„Es ist höchste Zeit, Steffen, und hat Gott nicht selbst gesagt: „Wir wollen ihm eine Gehilfin geben, als er Adam die Eva zum Weibe gab!“

„Hm, hm. Dorop sääde Jakob net gään jet. Der Här Pastur

nu weß ich net, het et Liesche keen Bid, oder — nee, su dajch et doch nitgends am Samsdagabend ussehn! Donnerletsch och!“

Un hä gov sich dran, alles opzörüme; fegte de Röch und de Stuvv öndlich us, wofch Tasse un Tellere, un mähde alles blegeblant. Et wor für en ganze Stond Arbeit. Un hä wor stolz op sijn Arbeit. Dat foch doch andersch us.

Wenn jey et Liesche lööm! Jakob laachte övver et ganze Gesech. Et wor e fruh, zofredde Laache.

Neuver Liesche loom net. Et wo zo domm, dat et net loom. Un Jakob fing an zo grübele. Dat wor net got; denn et durde net lang, do konnt hä dä Gedanke net mie los werde: „Liesche es am End blus noch usse sauber un reen, un doheem....“

„Mer hät jo allerlei Büt.“ sääde hä.

Et wor ihm zo kurios. Un dat Wahde un Wahde päste ihm och



Die Sieger im Kaiserpreisschießen zu Soest.

Jak. Peters Nachf., Düsseldorf.

Am 29. Juli fand in Soest das Kaiserpreisschießen der Vereinigung ehemaliger Jäger und Schützen von Rheinland und Westfalen unter dem Protektorat des Fürsten Adolf zu Schaumburg-Lippe statt. Den Wanderpreis Kaiser Wilhelms II. errang zum zweiten Male der Düsseldorfer Verein. Die drei besten Schützen waren Willi Mehlert, Richard Kampes und Heinrich Meyer. Falls im kommenden Jahre der genannte Verein wiederum den Wanderpreis erringt, geht letzterer in dessen Besitz über.

woll us der Schreff wesse, dat net hierode besser wör un der Lehrer riet dozo. Un hä wor wedder su flog, wie vürher, dankde villmols un woll gon.

„Keine Ursache,“ sääde der Lehrer un wünschte Jakob vill Glöd.

Dä ävver meent: „Dann doht mer dä Gefalle un behalt et für sich, wat mer besproche han, jo, Herr Lehrer! Mer weß all net, wat komme kann.“

Un Jakob ging; ävver net heem, sondern zo Liesche selver. Liesche Hatf, dat onger em Dörp wohnde, wor net doheem. Se wor de Wäsch am usdrage. De Huusbür stond ävver op un Jakob ging eren. „Gott sei Dank,“ sääde hä, „dat mich keener gesehn het.“

En der Röch, die vür der Stuvve log, hillt hä Demschau: „Zackerlot, es he ävver 'ne Durchenander! Wat, en der Stuvv och? Hm,

net. Derverhaup, wann hä et sich rääch bedaach, wat hä an dem Rohmeddag erreich hatt — zackerlot! gar nichts.“

Un ärgerlich troof Jakob de Dür hinger sich zo un woll no Huus gon.

Do begehnde ihm ene Trupp Pürsche op der Stroß, su zwoesche zwanzig un dreißig Johr.

„Wohin, Jakob?“ refen se. „Du küs wie geroße.“

„Seem,“ sääde Jakob.

„Wat wellste doheem?“

„Musköttel spey maache,“ sääde Jakob.

„Jakob es schläch gelaunt,“ meende der irschte.

„Dat wier schab,“ der zwoite, „maach net e Gesech, Jakob, als gäv et sebbe Dag Rään! Ich saagen dir, du küs wie geroße, komm, gang met.“

Jakob schott de Kopp.

„Wat? Do wells' net. Ich glöwen et dir woll. Gang doch met!“

„Wohin dann?“

„Wohin? E Glas Bier drenke natürlich. Edder menste, mer wollten Pastur an de Keppel gon? Doch keene lange Verzäll mie, komm met zo enem Glas Bier!“

„Han ich se Geld für!“

„Bruchste net.“ Un dä Sprecher kniepte bene andre met de Eoge. „Jakob, mer han hüd e Fäpche opgeläht, un ich laden dich hernet en, met zo drenke.“

„Wo dann?“

„Beim Bachem op der Regelbahn. Un nu keen Usced mie! Wäran!“

Jakob sträubde sich noch e bißche; ävver zehn Minute drop wor hä löstig met Löstige.

Et Beste sollt ävver noch komme: Die Jonge woren all em Junggesellenverein. Un Jakob mot sich met Häng un Föß wehre, net Mitglied werbe zo bruche, su bestürmten se ihn.

„Wenn die wöhten, dat ich hierode well,“ daach hä. Ävver och dä Gedanke wor verfloge, wie Jakob der Kopp wärm wurd. Et durde net lang un hä hatt er ene en der Krun.

Dat wurd ene löstige Dvend op der Regelbahn beim Bachem; su löstig, wie se lang sene mie verlevv hatte. Un Jakob Steffen wurd noch am selve Dvend „Ehrenmitglied im Junggesellenverein.“

Während Jakob sich esu vergnügte, soß doheem en finger Stubb Liesche Hart. Zo Jakob ging se emmer zoleß un dat sich e Stödelche met ihm verzälle. Och jo, et wor ene goode Pürsch... wenn hä blus der Wong ens op don wöll, von wege... ävver esu, esu mohd Liesche wahde un wahde, wie Jakob selver.

Liesche sooch op die kleine bonte Wanduhr: „Wat, dat? Halver zehñ? Wo maach Jakob seche? Am Eng en ener Wirtschav. Däß wier ävver noch schöner, wenn dä öm die Zick en ener Wirtschav söt! Hä geht doch söns nitgends hin.“



Das älteste Quartett Deutschlands.

Der Männergesangverein „Erholung“ in Dierfen-Bodert feierte im Juli d. J. das Jubiläum seines 50jährigen Bestehens. Bei dieser Gelegenheit trat ein eigenartiges Quartett auf, wohl das älteste Deutschlands, die vier noch lebenden Gründer des Vereins, die unsre Leser in obigem Bilde sehen (von links nach rechts): Heint. Crepfe, Heint. Dömges, Michael Zercoffen und Heint. Sij. Sie sangen ein Lied, das vor 50 Jahren von dem jungen Verein als erstes eingeübt worden war: „Ich lieb das stille Oerichen, wo ich geboren bin.“ Der jubelnde Beifall, den dieser Gefangensvortrag bei den zahlreichen festteilnehmern hervorrief, veranlaßte die vier Senioren der deutschen Sangeskunst zu einer Zugabe: „Seht, wie die Sonne dort sinket!“



Der häßlichste Vogel der Welt. Int. M. Vert., Berlin.

Der Schnahsel oder Storch mit dem Walfischkopf (Balaeniceps rex) ist einer der häßlichsten und außergewöhnlichsten Vögel und bewohnt die Sümpfe am oberen Nil. Der Schnabel des Balaeniceps ist sehr groß und sieht einem Schuß ähnlich. Der Schnahsel lebt von Fischen; in der Vorzeit haben diese Vögel vielleicht von andern Tieren gelebt, wie z. B. Krebsen, Schildkröten, Schlangen oder Eidechsen, da der Schnabel mehr zur Aufnahme dieser Tiere geeignet erscheint. Unser Vogel kam am 29. Juni in den Londoner Zoologischen Garten, und zwar von dem Baher el Ghafal im Sudan; er ist ein Geschenk von Sir Francis Reginald Wingate. Vor 52 Jahren war der einzige Vogel dieser Art im Londoner Zoo; er wurde seinerzeit von dem englischen Konsul Mr. Petherick in Chartum gefandt; seitdem ist ein derartiger Vogel in Europa nicht mehr gesehen worden.

Sollt sie sich en Jakob getäusch han. Wor hä am Eng ne Wirtschavsgänger?

„Mer kennt sich an dä Mannslid net us,“ sääde Liesche ärgerlich. Wedder verging en halv Stund.

„Nu han ich es satt. Su 'ne Schenghelige!“

Em selvige Ogenbleck blegte 'ne Gedanke en ihrem Kopp op.

„Zaderlot — hä wird doch net andersch freie gon!“

Dä Gedanke wurde Liesche net mie los. Met enem Wol word se gewahrt, wat ihr dä Jakob wor, wie se an ihm hing. Ganz kurios wurd et ihr öm et Häß. Esu kurios... Un se fing hat op an zo kriesche.

Onger Träne wor Liesche am eentalle: „Su es et Levve. Meent mer, mer hätt glödllich ene Winsche op Goddes Erd, dä et goot met nem meent, jawoll... für andre... huhu... für andre. Meent mer, nu kööme endlich glödlliche Dag, dorop mer sich em stelle esu gestreit... für andre... huhu... für andre. Meent mer, nu kannste endlich och ens de Häng en der Schuß läge, et sorg ener für dich, ener der dir goot un treu es... huhu... huhuhu... sorg für dich selver!“

Un met schiverem Häge ging Liesche heem. — — —

Als Jakob am andre Dag opwachde, hatt' hä ärg Koppeng. Wie wor dat all komme? Nu: Hä wollt hierode, wor beim Pastur gewäß, beim Lehrer, bei Liesche, un dat wor net doheem. Dann op der Regelbahn. Un se hatten ihn engefes, hatten ihn zom Iremitglied vom Jonggesellenverein gemacht un et Eng vom Leed: et wor ihm, als banzte 'ne Dreschflegel op sengem Kopp.

„Un ich Pürsch well hierode?“ sääde hä bei sich. „Wat soll dat Liesche von mir denke! Gott, och Gott, alles es us, wenn se dat Spöll von gester gewahrt wird. Och Liesche, och lev Liesche, ich han dich jo esu gään, wardöm sääste blus nichts. Och, wenn du blus e Wörtche sage wollst. E eenzig Wörtche.“

Demständlich troof hä sich an un mahde de Guusdär op; et wor och ald spät genug. Wä ävver loom do? Et Liesche. Un schnad op ihn zo. „Wo heste gester Dvend geiesse,“ fuhr se ihn an.

„Ich? Ich?“
stotterte Jakob. Ganz keen würd hä, müüschelken. „Un du, wohin wellste?“

„Dat sin dinger Saache net. Ich komme net zo dir; ich gon bluf elans.“

Sie wollt dat streng saage, ävver et geriet kaum. De ganze Naach hatt' se net geschloose. Gevesh't wollt sie han. Wie Bentnerlas' log et op ihr, dat se net wof, woran se wor. Jakob wo doch noch gester bei ihr gewäh, hatt ihr Kuch und Stubb un alles reengemäht. — Wenn se bluf wof, wo se dran wor.

Jakob seuzte: „Dann komm doch eren. Komm bitte, Liesche. Ich well dir alles verzälle.“

Sie folgte ihm un hä verzälde wie eener, dä Johr un Dag drop gewahd het, enem sie övvervoll häz ganz uszschöbde.

Liesche würd sanf wie e Schöfsche. Wie goot dät ihr dat. „Merne, leeve Jakob,“ sääde se.

Un hä trod se hörich an sich, sähde zaghaf der Kern om se und sääde su stell, als wör hä en ber Kerch: „Leev, leev Liesche.“

Eju sohen se zosamme, als wören se stomm. Soffen eju lang, bis de Glocke mahnen, en de Kerch zo gon.

Do broch Jakob dat Schweige: „Et löd, Liesche.“

„Ja, mer müsse gon.“

„Mer gon jeh en de Kerch, Liesche, noh der Mess' zom Pastur, net Liesche?“

Do löchteten Lieschens Doge, löchteten wie Kinderooge ongerm schimmernde Ehesboom.

„Zo? Zo?“ sääde se ganz beschäm.

„Dch Jakob . . . Jakob.“

„Wat is dann, Liesche?“

„Dch Jakob . . . fregen ich dann lee eenzig Kuchche . . .“

Do bröckte hä se an sich, ganz, ganz zaghaf, wie wenn hä e fein, zart

Blömche en fenge schwielige Gäng hillt. Un hä küfte sie Liesche, küfte et lang un innig un konnt net satt werde.

Un de Glocke schallten en de stell Stubb eren un däten zwi good Winsche rich Glück enlögge. — — —



Die deutschen Meisterschaften in der Leichtathletik in Duisburg am 18. August.

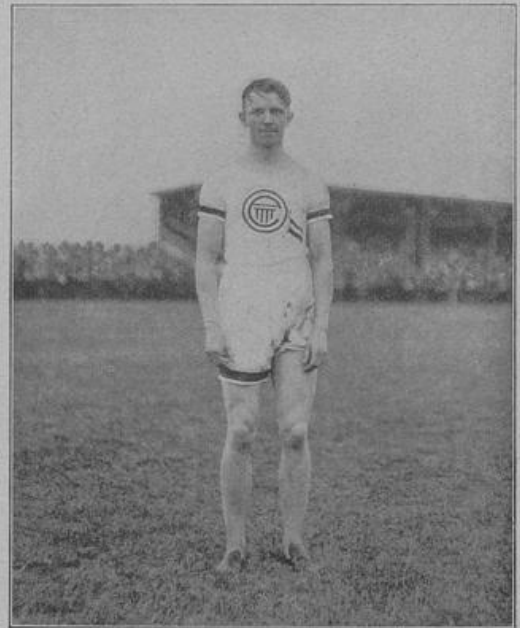
Die deutsche Meisterschaft im Diskuswerfen: Im Diskuswerfen konnte Kerker (S. C. Holstein-Seegerberg) mit 40,78 m vor Buchgeister (Turnverein München, 39,36 m) und Willführ (Berliner Sportklub, 38,08 m) die Meisterschaft erringen. — Besondere Beachtung verdient die rege Anteilnahme kommunaler und staatlicher sowie auch militärischer Kreise an dem deutsch-nationalen Olympia 1912 zu Duisburg.

Mag Josk, Köln-Klettenberg.



Die deutschen Meisterschaften in der Leichtathletik in Duisburg am 18. August.

Der Stabhochsprung brachte einen 1. Preis nach Westdeutschland. Olaf (Madem. S. C. Münster i. W.) sprang 3,48 m, Pasemann, 2. Sieger, ebenfalls 3,48 m; Dritter wurde Muschard-Cöln.



Mag Josk, Köln-Klettenberg.

Braun, der beste deutsche Käufer. In überlegener Manier führte er das ganze Rennen im 400-m-Lauf und ging als glatter Erster durchs Ziel (Zeit 51,6 Sek.).



Bau einer Eisenbrücke über die Marne bei Meaux durch das 5. französische Genieregiment.

M. Nol, Paris.

Der große Sonnenorden.

Von Marie Holzer.

Die Julisonne legte sich schwer und heiß auf Dächer und Straßen der kleinen politischen Garnisonstadt. Und die staubige, schwüle, stickige Atmosphäre machte die Leute schlaff und dumpf.

Plötzlich tönte in die müde, schlief ige Stimmung ein Klang, der die Gemüter aufüttelte, ihnen neues Leben einflöhte, der sie verjüngte.

Der Schah von Persien sollte durchfahren, und der Kaiser hatte befohlen, daß das dort garnisonierende Infanterie-Regiment eine Ehrenkompagnie auf den Bahnhof stelle, um die fremde Majestät würdig zu empfangen.

Ein Ereignis für die Kleinstadt — kein Zweifel.



Fahrender Eisenbahnzug im Ueberschwemmungsgebiet des Mississippi in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Copyright Photo-Union Berlin.

Ein doppeltes Ereignis für die Garnison, mit der jeder Fühlerde fühlte, weil sie mit ihren schmutzen Offizieren und dem forschenden Unteroffizierkorps das pulsierende Leben der kleinen Stadt bedeutet.

Der Schah kommt! Wie sich da die Eitelkeit regte! Vom Oberst bis zum jüngsten Leutnant. Der große Sonnenorden! Das war die Sonne, die alles andre verbunkelte.

Wenn man so bei einer Parade neben der kleinen Jubiläums-Erinnerungsmedaille noch den großen Sonnenorden angeheftet hätte — heissa — das wäre schön! Ja, dann würden die Kameraden eiren beneiden, und die kleinen Mädchen, die — die vermuteten hinter dem Orden ganz gruselige Geschichten von Krieg und Schlachtengetümmel, von Schwertergeklirr — von schmerzenden Wunden und verheilten Narben. Ach, das gäbe einem ein Prestige! Da wäre man nicht nur der Leutnant, der schon an und für sich etwas Bedeutendes ist — man wäre der ausgezeichnete Leutnant, Besitzer der Erinnerungsmedaille und des Sonnenordens usw. Wie gut, daß er gestern die kleine Oberstentochter beim letzten Rathsch gewinnen ließ und ihr dann so bedeutungsvoll die Hand gedrückt hatte; die legte vielleicht beim Vater ein gutes Wort für ihn ein. Und dann — welcher von den andern Leutnants mißt 1,80, wenn er die Lackstulpe mit den englischen Abfäßen an hatte gar 1,82? Natürlich, man würde doch nicht den kleinen Schicht austrücken lassen, der machte doch gar keine Figur — und man wollte doch dem Schah von Persien imponieren — selbstverständlich! Wie sie sich an dem Tage maßen, die kleinen Leutnants, einer hätte den andern in den Grund bohren mögen. Soviel Aspiranten auf den Orden — soviel Todfeinde! Und die Hauptleute! Nun ja — die — die sagten nichts, sie taten bloß so würdig, als ob jeder dem kommenden Orden schon etwas schuldig wäre. Wenn Gott einen Orden gibt, dem gibt er auch entsprechende Würde. Sie sahen sich von der Seite an, und jeder berechnete seine Chance. Jeder hielt sich für den Würdigsten. Seine Kompagnie war entschieden die beste. Er machte auch eine Figur! Den Schmeerbauch, den schnürte die Feldbinde schon ein — wenn man sie recht zuzog — und die kleine Glase sah man nicht — denn der Tschako wurde nicht abgenommen — und ein Organ hatte er — daß es ihm keiner nachtat, wenn er mit seiner schnarrenden Stimme „Rechts schaut!“ kommandierte — da zitterten die Telegraphenrangen — also anzunehmen, daß der Oberst ihn bestimmen mußte.

Und nachher — man kann so vorurteilsfrei denken als man will — so ein Orden — der einem auf der Brust baumelt, ist doch eine schöne Empfehlung. Ueberall — im Salon — wenn man so flüstern hört — wer ist denn der Hauptmann mit dem schönen Orden? Oder im Ballsaal, wenn man in einer Ecke steht — die Arme verschränkt, so über alle hinwegschaut — und die Blicke aller am Orden hängen bleiben. Und dann bei einer eventuellen Heirat — fünfzig Prozent über die Kaution mindestens!

Na ja — er ist eigentlich kein Ordensjäger, aber wie wäre es, wenn er dem Herrn Oberst sagte, daß er doch an ihn denken möge — er rüde immer gern bei Paraden aus, habe auch einen neuen Rock, Egalisierungstuch von der Farbe, die der Herr Oberst als die allein richtige anerkannt; nicht zu grell — nicht zu dunkel — —

So kreisten die Gedanken im Kopfe der Herren der Garnison, und so manche Brust blähte sich in stummer Erwartung.

Aber der Herr Oberst konnte scheinbar zu keinem festen Entschlusse kommen; denn erst am letzten Tage vor dem großen Ereignis berief er eine Offiziersversammlung ein und meinte: „Ja, meine Herren, alle kann ich nicht austrücken lassen, wir müssen“ — achzig bittende Blicke hefteten sich auf ihn — „zupfeln — der Zufall soll diesmal unser Schicksal sein!“

Er griff nach seiner Kappe, legte die Namenszetteln der Hauptleute hinein. Die Blicke der zwanzig Hauptleute richteten sich starr auf die alte Kappe, die als Urne diente; jeder wollte ihr seinen Willen suggerieren. Der Hauptmann, Knapp vor der Stabsoffiziersprüfung, tritt einen Schritt vor, bohrt seinen Blick — er fühlt es: er hatte diesmal magnetische Kraft — auf die Zettel — sein Name muß herauskommen. Aber der Oberst



Das Kartäuserkloster in Xanten. Dr. Quebenseldt, Düsseldorf.

besieht dem kleinen Kadetten, vorzutreten und als Jüngster seines Amtes zu walten. Er tritt vor. — Schweigen überall, keiner atmet. Schicksalschwangere Atmosphäre, und jeder sieht in dem kleinen Kadetten das Fatum.

Da wird an die Tür geklopft, und ein Telegraphenbote unterbricht die weisevolle Stimmung. Der Oberst erbricht das Telegramm — wird blaß und verliert mit zitternder Stimme, in der die Trümmer einer zerstörten Hoffnung leise mitsingen: „Seine Majestät der Schah von Persien etwas indisposé, offizieller Empfang unterbleibt. Seine Majestät wird dem Offizierkorps aber zur Erinnerung an seine Durchreise einen echten persischen Fußabstreifer huldvollst übersenden.“

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 55.

Düsseldorf, 31. August

1912.

Kaiser Wilhelm II. in Frankfurt am Main.



Der Deutsche Kaiser auf dem Balkon des Römers in Frankfurt am Main.

Walt Schmidt, Frankfurt a. M.

Am 19. August, nachmittags gegen 2 Uhr, traf der Kaiser in Begleitung des Oberbürgermeisters Dr. Widies und des Prinzen Friedrich Karl von Hessen unter den Hochrufen eines zahlreichen Publikums, der Schulkinder und der Pfadfinder vor dem „Römer“ ein. Hier waren Gesangsvereine mit ihren Fahnen aufgestellt. In den unteren Hallen des „Römers“, wo alte Fahnen von der Decke hängen und Lammengewinde sich um die alten Säulen schlingen, präsentierte die Katswache ihre Hellebarden. Das Frühstück wurde im Kaisersaal eingenommen. Hierbei saß rechts vom Kaiser zunächst Prinz Friedrich Karl von Hessen, Generaloberst v. Plessen, Eggelsen, Ehrlich, Direktor

des Königlichen Instituts für experimentelle Therapie, Wirklicher Geheimrat v. Valentini und Regierungspräsident v. Meister; links Oberbürgermeister Dr. Widies, Oberhofmarschall Graf zu Eulenburg, Minister v. Breitenbach, Generalleutnant Scholz (21. Division) und Oberlandesgerichtspräsident Spahn. Nach der Tafel trat der Kaiser auf den Balkon des „Römers“. Der ganze Römerberg war von einer dichten Menschenmenge besetzt, auch die Fenster und Dächer der Häuser waren gedrängt voll. Der Kaiser dankte freundlich für die jubelnden Hurufe des Publikums. Um 4 Uhr erfolgte die Abfahrt nach Cronberg.

Der Amateurkoch.

Humoreske von L. Kurlh.

Er war Schriftsteller, und es ging ihm zu gut. Seine Arbeiten wurden gern gelesen, und seine Frau, mit der er bereits sechs Jahre in kinderloser Ehe lebte, war die hübscheste in ganz M. Ging sie als echte Eva'stochter schon an und für sich gern elegant angezogen, so wurde das Budget für Kostüme, Hüte, Schirme usw. noch dadurch erheblich belastet, daß er, der Gatte selbst, den modernsten Schick bei seiner Frau forderte. „Es inspiriere ihn.“

Diese kostspielige Passion erforderte nun seinerseits natürlich eine bedeutend erhöhte Tätigkeit, und seine Gesichtszüge wurden manchmal etwas schmal. Aber auf die liebevollen Vorhaltungen seiner Anny pflegte er zu erwidern:

„Wann willst du denn dein Leben genießen, wenn nicht jetzt, wo du jung und hübsch bist? Und wer weiß, ob ich später die Kosten aufbringen kann, die deine Eleganz erfordert. Meine Frau ist die Schönste, also soll sie auch die Schönste sein; der Perle ihre Fassung!“

Robert brauchte diese Vorhaltungen nicht zu oft zu wiederholen; sie gingen der temperamentvollen Frau wie Musik in die Ohren ein. Dafür hatte sie ihn auch so lieb, wie sie nur konnte, und sorgte dafür, daß er täglich nur gute Bissen, und von den guten nur die besten bekam, was er sich wieder in seinem männlichen Egoismus ruhig gefallen ließ.

Man sollte glauben, daß die Harmonie einer auf so solider Grundlage stehenden Ehe nie getrübt werden könnte.

„Aha, der Hausfreund!“ wird die geneigte Leserin ahnungsvoll ausrufen. Gott behüte, das Verhängnis dieser Idealehe und ihre vollständige Umfremdung entsprang aus ganz andern Quellen.

Das gelesenste Blatt der Stadt hatte seit einiger Zeit eine ständige Rubrik „Aus dem Frauenleben“ eingerichtet. Da war nicht mehr wie früher von Kochrezepten und Hausmitteln die Rede, sondern von selbständigem Proletariat, vom Stimmrecht, vom Dienstjahr der Frauen usw. Man scharte sich zusammen, erst in Konditoreien, dann in den Wohnungen, schließlich war man so stark, daß man ein Lokal mieten mußte. Auch Frau Anny wurde in die Bewegung hineingezogen. Erst war sie dorthin gegangen, um ihren neuesten Hut bewundern zu lassen; dann aber nahm sie die Sache selbst gefangen; die Aussprachen mit ihrem Mann hatten ihre Dialektik geschult, an Auffassung und Kombinationsgabe war sie ihren Genossinnen ohnehin überlegen, und so entpuppte sich in überraschend kurzer Zeit aus dem reizenden Weibchen eine feurige Rednerin und schließlich Führerin, die man auch nach auswärts auf die großen Kongresse schicken konnte. Herzenssache war ihr die Frauenbewegung gerade nicht; sie freute sich nur an der erfrischenden Tätigkeit, an den Reisen und überhaupt an der Neuheit der Sache. In praktischen Sachen nüchtern denkend, hatte sie bald heraus, wie sich auch ein gutes Stück Geld aus der Rolle als Führerin schlagen ließ, und diese Einnahme steckte sie als gute Hausfrau in die Wirtschaft, um ihren Mann etwas zu entlasten.

Robert hatte es auch nötig: seine Wangen waren in letzter Zeit auffallend schmal geworden. Er hatte eben einen längeren Roman beendet und gedachte sich auf einige Wochen zu erholen; aber fort

konnte und wollte er nicht, da seine Frau mitten in den Vorbereitungsarbeiten zu einem ausländischen Kongreß steckte.

Und so büttete er gerade eben darüber nach, was er nun anfangen sollte, als ihn ein unerwarteter Schlag traf. Die Vorzüglichkeit seiner Köchin hatte sich herumgesprochen; der „Ober“ vom Kaiser-Café hatte ihr einen Antrag gemacht, sie wollten ein Restaurant aufmachen. Wenn das Wort „heiraten“ fällt, sind bekanntlich alle Köchinnen blind und taub gegen jede vernünftige Vorstellung. Kurzum, die dralle Vere ging, und so saß er, da Frau Anny außerhalb war, ganz allein als Strohwitwer in der Wohnung.

Was tun? Eine neue Arbeit anfangen wollte er nicht schon wieder, denn er ging als kluger Mann ökonomisch mit seinen Kräften um. Einem Verein gehörte er nicht an, regelmäßige Stat- und Regelaubenbe waren ihm ein Greuel, bummeln wollte und konnte er nicht; denn das will auch geleut und geübt sein. Schließlich fing er die Sache historisch an. Er fragte sich: Was taten die frühern großen Schriftsteller in ihren Mußestunden? Dumas zum Beispiel widmete sich der Kochkunst — —

„Heureka, ich hab's!“ rief er jubelnd aus. „Das ist ein Gedanke! Das mache ich auch! So verbinde ich gleich das Angenehme mit dem Nützlichen.“

Sofort ging er auf die Suche nach einem Kochbuch. In seiner Bibliothek war nichts, im Zimmer seiner Frau ebensowenig etwas zu finden. Er lief in die Küche und zog die Schubladen auf.

„Ha, hier im Küchentisch.“ Er stürzte sich auf das abgegriffene Buch und schlug auf: „Die Braut des Seeräubers“, Roman in drei Bänden von Also die frühere Köchin las Romane und noch nicht einmal solche von ihm! Er warf das Werk seines „Kollegen“, das die Herzen aller Köchinnen erbeben machte, in den Winkel. Aber dort im Küchenschrank! „Memoiren eines Scharfrichters“ — also wieder nichts. Diese Romane konnten nicht viel taugen, denn das Essen war nie angebrannt oder versalzen gewesen.

Aber einen Führer durch das Labyrinth der Speisen mußte er haben. Er eilte in die nächstgelegene Buchhandlung. Da gerade zwei junge Damen anwesend waren, die in Modejournalen blättern, bat er den Verkäufer mit scheinbar heiserer Stimme um ein Kochbuch; dabei war ihm zu Mut, als solle er einen Liebesbriefsteller kaufen. Der Mann hinter dem Ladentisch hatte aber keine Spur von Discretion oder Verständnis für das Delikate der Situation. Und so rief er mit seinem krähenartigen Tenor von der Leiter herunter: „Wünschen Sie ein praktisches Kochbuch oder eines mit theoretischem Teil und chemischem Anhang? Und von wem soll es sein?“

Der gute Robert machte ein unbefreiend dummes Gesicht, als hätte man ihn auf assyrisch etwas gefragt. Die Damen sicherten.

Das gab aber unserm Helden die Fassung wieder, und mit höflicher Beibehaltung fragte er:

„Die Damen haben wohl die Güte, mir einen Rat zu geben, welches Kochbuch ich wählen soll?“ Jetzt wurden diese verleugnet und erröteten.



William Booth, Int. Ill.-Mag., Berl.

der Begründer und Führer der Heilsarmee, geboren am 10. November 1829 in Nottingham, gestorben am 20. August in London.

„Ach so,“ fuhr Robert mit ironischem Lächeln fort, „die Damen verstehen auch nichts vom Kochen? Verzeihung!“ Und selbstbewußt zum Buchhändler: „Geben Sie mir das düdste Ihrer Kochbücher.“

Zu Hause angekommen, machte er sich mit der Freude eines Jungen, der sieben eine Briefmarkensammlung geschenkt bekommen, über das Kochbuch her. Aus vielen hundert Seiten leuchteten ihm in Fett- und die verlockendsten Speisen entgegen, so daß ihm das Wasser im Munde zusammenlief. Was sollte er nun zuerst in der Küche bereiten, deren Alleinheerrscher er jetzt war? Zuerst verfiel er auf eine Erdbeer-Creme, die daran scheiterte, daß man im Februar war, wo es keine frischen Früchte gab. Auch auf die herrlichen Gemüse mußte er verzichten. Deshalb ist das Kochbuch nach dem Alphabet eingerichtet und nicht nach den Monaten oder Jahreszeiten? So etwas kann natürlich nur

sich beim Schlächter etwas Roastbeef. Dann setzte er sich erwartungsvoll an den selbstgebedekten Tisch und verfiel in ein Selbstgespräch.

„Gott ja — das schmeckt gar nicht schlecht, nur nicht nach Remouladen-sauce. Vielleicht machen die Restaurateure nicht alles dran, was hier im Buche steht. . . . Warum schwimmen hier so merkwürdige Klumpen drin, ich habe doch gerührt, bis mir der Arm wehtat? Und warum schmeckt die Sauce so süß, das paßt doch zu dem Fleisch gar nicht?“

Kopfschüttelnd langte er noch einmal nach dem Kochbuch und kam nun auch bald hinter des Rätsels Lösung: in dem neugebundenen Buch kleben die Seiten noch leicht aneinander, und so war er beim Umschlagen aus der Remouladen-sauce in den Rumpudding geraten. Diese Entdeckung alterierte ihn jedoch nicht sonderlich. „Wie viele Menschen essen erst Roastbeef und hinterher Rumpudding — warum soll ich nicht beides auf einmal essen? Es kommt doch sowieso



Besuch des französischen Ministerpräsidenten Poincaré in St. Petersburg: Auf der französischen Botschaft. Berl. Ill. Ges.

Von rechts nach links: 1. G. Louis, französischer Botschafter in St. Petersburg; 2. S. D. Sazonow, russischer Minister des Auswärtigen; 3. Poincaré, französischer Ministerpräsident; 4. Kokowow, russischer Ministerpräsident und Minister der Finanzen; 5. Iswolski, russischer Botschafter in Paris; 6. A. A. Malarow, russischer Minister des Innern; 7. S. J. Tumaschew, russischer Minister für Handel und Industrie; 8. Sir George W. Buchanan, englischer Botschafter in St. Petersburg; 9. P. A. Charitonow, russischer Reichscontroller; 10. Admiral J. K. Grigorowitsch, russischer Marineminister.

ein Mann fragen. Schließlich sagte er sich, er müsse etwas wählen, das nicht an die Jahreszeit gebunden ist. Und so verfiel er auf eine seiner Lieblings Speisen: Remouladen-sauce.

Er studierte das Rezept genau: das konnte nicht schwierig zu bereiten sein. Schnell stülpte er den Gut auf und lief mehr als er ging zum nächsten Kaufmann und kaufte Butter, Del, Eier, Mehl, Rosinen, Zucker, Mandeln usw. ein.

Dann arbeitete er mit einem durch Feinerlei Sachkenntnis getrüben Eifer über eine Stunde lang mischend, rührend, reibend, quirlend, kochend — dann war die Sauce fertig. Es war aber auch die höchste Zeit, denn er kam vor Hunger bald um. Schon deckte er sich selbst den Tisch, da fiel ihm ein, daß er noch gar nicht daran gedacht hatte, wo er die Remouladen-sauce essen wollte. Schnell stellte er das erste Kind seiner kulinarischen Muse ans Fenster, damit es sich abkühle und holte

in denselben Magen, und die Zutaten sind doch alle gut, namentlich der Rum. . .

Eine gründliche Verstauchung seines körperlichen Zentrums belehrte ihn, daß man mit dem Magen nicht „Verwechself, verwechself“ spielen dürfe.

Als sein körperliches Gleichgewicht einigermaßen wiederhergestellt war, experimentierte er in seinem Laboratorium, wie er seinen Bekannten gegenüber die Küche nannte, weiter, speiste aber vorsichtigerweise im Restaurant und setzte das mit eigener Hand Zubereitete den Hund und Katzen seiner Nachbarschaft vor, die sich mit Eier darüber hermachten, denn mit Eiern, Speck und Butter kargte er nie. Als am Ende der Woche drei dieser Versuchstiere eingegangen waren, erlittete sein Eifer noch immer nicht, im Gegenteil sagte er sich: nun erst recht! Inmitten aber kam er zu der Einsicht, daß er nicht mit kompli-

zierten Mehlspeisen anfangen dürfte, sondern mit dem Allereinfachsten. Und so schritt er aufrechten Hauptes zur Herstellung eines Reibekuchens, berlinisch: Kartoffelpuffer. Da die meisten Gefäße durch die früheren Versuche verkleistert und noch nicht wieder gereinigt waren, wusch er die Kartoffeln in der Waschkübel und rieb sie mit so krampfhaftem Eifer, daß das Reibeisen, das er mit der Brust abwärts drückte, nach den ersten Minuten den Porzellanteller durchbrach und der Fußboden ausfas, als sei die Dede eben frisch tapeziert oder gefället worden. Als er aber schließlich eine gehörige Portion geriebener Kartoffeln durch eine Serviette gedrückt hatte und ein drei Zentimeter hoher Kuchen in der Pfanne lag, hatte er doch keine Freude daran. Verwechslungen konnten nicht vorgekommen sein, da der Teig nur aus Kartoffeln bestand, und so machte er sich denn an die Mahlzeit, als beide Seiten schön braun gebraten waren. Als Zugabe aß er einen Rest Honig, den er in der Speisekammer noch vorgefunden hatte.

In der folgenden Nacht drangen seine Schmerz- und Hilferufe durch die Wände seiner Wohnung zu den Nachbarn. Man holte einen Schlosser und einen Arzt; aber ehe der letztere sein Rotum auf Magenkrämpfe abgab, hatte eine Nachbarin bereits an dem Rest des Reibekuchens die Ursache festgestellt: der Kuchen war gar nicht gar, und die Hauptsache: Robert hatte die Kartoffeln zu schönem vergessen.

Wiederhergestellt brachte Robert seine mißglückten Kochversuche in eine Humoreske, aus deren Ertrag er den Arzt usw. bezahlte, und entschloß sich sodann zu einem wahrhaft heroischen Schritt: er ging zu einem befreundeten Hotelier und bat um Anstellung auf einige Wochen als zahlender Volontär in der Küche. Der Besitzer ging nur mißtrauisch und zögernd auf dieses absonderliche Gesuch ein, denn er glaubte, Robert wolle sich auf diesem etwas ungewöhnlichen Wege das Herz einer seiner Küchenfeen erobern. Man habe Beispiele von Exempeln — — —

Aber Robert bewies durch seine ganz eigenartige Fähigkeit, daß er mit Ernst bei der Sache war. Das übrige Personal machte sich im Anfang nicht wenig über ihn lustig; dann fühlte es sich, durch den Chef gerüffelt, durch die Anwesenheit des Fremden geniert. Als aber Robert in den Erholungsstunden mit Freibier nicht kargte, hatte er alle auf seiner Seite, und sie gaben auf seine Fragen bereitwillig die sachtechnische Auskunft. Unbewußt lieferten sie ihm noch außerdem die schönsten schriftstellerischen Motive.

Die Küchengeräte, die vielen anfangs auf die Nerven fielen, sog er mit der Witzbegier eines Neophyten ein. Das Experimentieren zu Hause hatte er einstweilen aufgegeben, dafür köborte er alle einschlägigen Kaufläden nach den neuesten Küchenutensilien durch. Die wertlosen Porzellan-Quirle, -Hammer, -Löffel usw. an hölzernen Stielen, die nur zur Verzierung in seiner Küche hingen und nie gebraucht wurden, schenkte er kurzerhand fort und schaffte die neuesten Aluminiumpfannen, Nideltöpfe, Reibe- und Hadmaschinen an, vor allem aber einen mit allen Schikanen ausgestatteten Gasherd, der Koch-, Brat- und Backofen zu gleicher Zeit war. Auch die Sauberkeit der Hotelküche hatte er sich zum Muster genommen, d. h. eine Reinmachefrau engagiert, die die Spuren seiner laienhaften Tätigkeit wieder entfernte. Und das war keine Kleinigkeit, denn die Küche glich einem Schlachtfeld nach blutigem Gemetzel. In seinen Ruhestunden und an

Sonntagen ging er mit einer riesigen Botanisiertrommel bewaffnet in die Wälder und auf die Wiesen, pflückte alle möglichen Sorten frischer Märzpfrosen und goß zu Hause die verschiedensten Weine darüber, denn er hatte sich in den Kopf gesetzt, wenigstens eine neue Wovle zu erfinden.

* * *

„Servus, altes Haus!“ Frisch und rosig plakte mit diesen Worten nach sechswochiger Abwesenheit Frau Annij in das Strohwitwerheim. Sie schwelgte in Erzählungen von ihren Erfolgen; ihn aber interessierte nur, ob sie im Ausland etwas besonders bemerkenswertes gegessen hätte.

„Ja, die russischen Osterblinis, das ist etwas Famoses, ein ungefüßter Eierkuchen, darauf fingerdik ungegalzener Kaviar.“ Er stützte den Kopf in die

Hand, und aus tiefem Sinnen kam es heraus: „Das mache ich auch mal.“

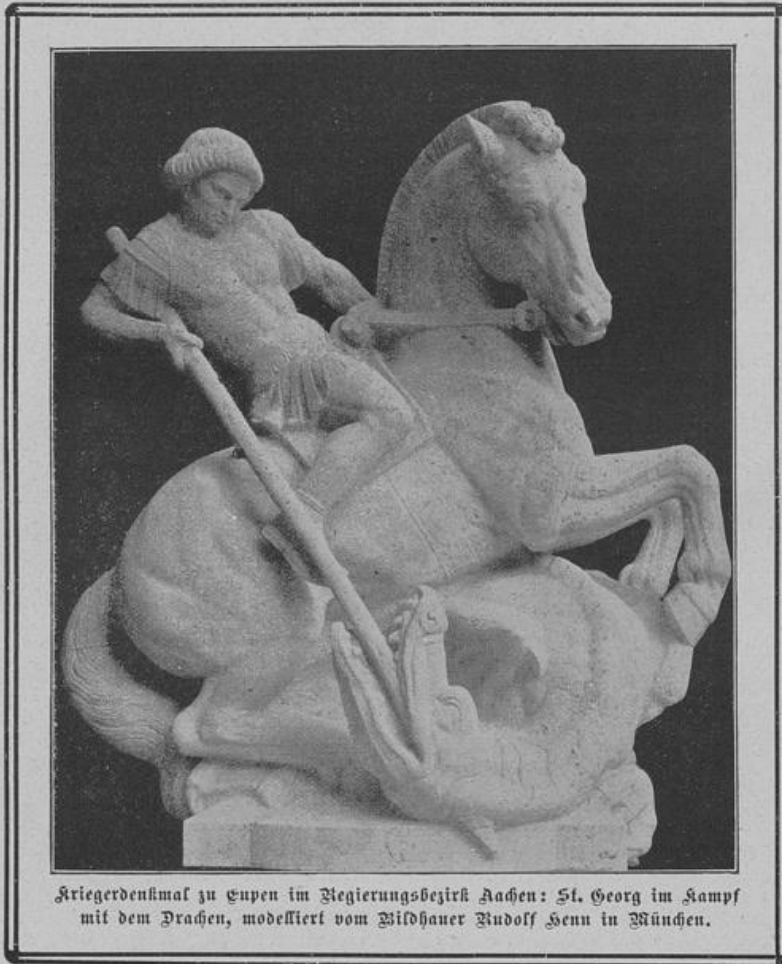
„Du, Robert,“ begann sie zögernd, „da wir gerade beim Essen sind, möchte ich dir einen Vorschlag machen. Wir könnten viel intensiver leben, wenn wir auf eine Köchin verzichteten.“

„Sehr richtig, nie wieder.“

Annij glänzte. „Das freut mich, daß du gleich einverstanden bist. Dann wollen wir also gleich von heute ab im Restaurant essen.“

„Wa—aas? — Nein, Liebste, da weiß ich doch etwas Besseres, komm doch mal mit.“ Und er führte sie in die Küche, die wie ein Kochutensilien-Museum ausah.

„Was meinst du dazu?“



Kriegerdenkmal zu Eupen im Regierungsbezirk Aachen: St. Georg im Kampf mit dem Drachen, modelliert vom Bildhauer Rudolf Henn in München.

„Du hast offenbar durch eine Preisarbeit eine Kücheneinrichtung gewonnen. Schade, konntest du sie nicht um die Hälfte verkaufen?“

Als sie nun aber hörte, daß er alles aus eigenem angeschafft habe, und daß sie fortan sich mit einem gewöhnlichen Dienstmädchen behelfen, er selber aber kochen wolle, lachte sie laut los.

„Du und kochen! Du verstehst davon soviel wie eine Kuh vom Seiltanzen.“

„Erlaube mal,“ erwiderte er entrüstet und streckte stolz seine gestärkte Männerbrust heraus. „Während du in Schweden und Norwegen herumgondeltest, habe ich einen sechswoöchigen praktischen Kochkursus im Hotel Bristol absolviert.“

„Du bist knatsch verrückt,“ pläzte sie in hellem Mergel los.

„Liebste Anny,“ entgegnete er sanft, „du hast dir da draußen bei den Susragetten merkwürdige Kraftausbrüche angewöhnt. Vergiß doch nicht, daß du hier in deinem Heim bist. Ich bin keine Frauenrechtlerin, sondern nur dein Mann, der etwas zarter angefaßt sein will.“ Anny sah ihren Mann zweifelnd an. War das nun Ernst oder Ironie?



Alfred Freiherr von Berger,

Direktor des Wiener Burgtheaters, gestorben am 24. Aug. Nach dem Gemälde von Max Liebermann in der Hamburger Kunsthalle. Hans Dreuer, Hamburg.

Er aber, glühend vor Schöpferdrang hatte keine Gedanken für ihre Gefühle.

„Du mußt Hunger haben, Liebste — ich habe gerade noch ein schönes Filet im Eisschrank liegen. Willst du es sauté haben oder mit Sauce — die ich allerdings erst holen müßte — oder à la Nelson oder à la Meyer?“

„Ja aber, lieber Schatz —“

„Sei nicht so zimperlich, du warst doch vorhin burkschütos genug; also wie willst du es?“

„Na dann in Teibels Namen à la Meyer,“ rief sie ärgerlich lachend und doch zugleich neugierig, was dabei herauskommen werde. Als sie ihn aber gleich mit zwei Pfannen hantieren sah und der Duft der sich bräunenden Zwiebeln ihre Nerven kitzelte, ging sie kopfschüttelnd ins Wohnzimmer und deckte den Tisch. Die Unterhaltung wurde einsilbiger: er vertiefte sich mit Appetit in sein Werk, und sie konstatierte bei sich, daß die Zubereitung vorzüglich war. Es schmeckte ihr prächtig, und doch wußte sie nicht, ob sie sich darüber freuen oder ärgern sollte. Noch war sie geneigt, das alles für einen baroden Scherz ihres Mannes zu halten. Als er aber am nächsten Tage



E. Ehlich Heinr. Thonemann Wilh. Thonemann Wilh. Kohe Franz Bäumer Paul Götschenberg

Die siegreiche Belgien-Mannschaft des Radfahrervereins „Flottweg“-Düsseldorf.

Beim Bundestage des Deutschen Radfahrer-Bundes in Braunschweig zeichnete sich obige Mannschaft besonders aus, sie erhielt mit 11,81 Punkten den ersten Preis im 6er-Kunstreigen. Die vielversprechende Mannschaft hat auch bereits im eignen Gau ihre Ueberlegenheit bewiesen, indem sie beim Gautage in Essen den wertvollen Krupp-Preis an sich brachte, außerdem holte sie auch einen prachtvollen Ehrenpreis des Fürsten von Sayn-Wittgenstein. Am 15. September wird die Mannschaft beim 21. Stiftungsfest ihres Vereins in der Düsseldorfer Connhalle auftreten.

nach dem Frühstück ganz harmlos und selbstverständlich sagte: „Na, liebes Weibchen, was willst du heute essen?“ und sich sofort daran machte, das Nötige einzukaufen, wurde sie nachdenklich.

Wenn sich die Sache herumsprach! Und das konnte nicht ausbleiben. Man machte sich ja lächerlich und in der Gesellschaft unmöglich. Freilich, den Frauenrechtlerinnen wäre es Wasser auf die Mühle. Aber was gingen diese Frauen sie in ihrem Heim an? Unter den Freunden ihres Gatten, unter geistreichen Männern wollte sie durch Anmut und gesellschaftliche Gewandtheit glänzen. Und das war aus, wenn man erfuhr, daß ihr Mann — oh! Hier hieß es schnell handeln.

Um sicher zu gehen, stellte sie ihren Mann vor die vollendete Tatsache: sie engagierte eine perfekte Köchin und bat ihn, des grausamen Spiels genug sein zu lassen. Robert regte sich nicht auf, sondern verwunderte sich nur ein bißchen.

„Aber so laß mich doch! Daß du ein Mädchen engagiert hast, ist ganz recht, wir brauchen sie; aber lochen — das besorge ich selber.“ Sprach's, kempelte sich die Kermel auf und ging in die Küche.

Nun begann

Frau Anny unruhig zu werden. Das war schon mehr eine fixe Idee. Sie glaubte ein Opfer bringen zu müssen, ging ihm nach und redete ihm liebevoll zu.

„Wenn es dir nicht recht ist, daß ich in der Frauenbewegung eine Rolle spiele, dann brauchst du es ja nur zu sagen, und ich gebe sie auf. Du mußt aber doch einsehen, daß wir uns gesellschaftlich unmöglich machen, wenn du hier als Köchin herumhantierst.“

Robert sah das durchaus nicht ein. „Erstens bin ich keine Köchin, sondern ein Amateur-Koch, wie es der große Dumas war.“ Dann hielt er ihreinigen offenen Vortrag über das Doppelleben, das gerade geistig regsame Männer zu führen gezwungen sind. „Ich kenne Juristen, die in ihren Mußestunden male, Offiziere, die musizieren, Kanzleibeamte als berühmte Alpinisten, Schachspieler als Landwirte usw. usw. Viele haben in ihren Mußestunden und Ferien recht kostspielige Passionen und Spote. Nun, ist der meinige nicht im Gegenteil recht nützlich und pekuniär vorteilhaft? Habe ich nicht mein Vergnügen daran, und das soll ich mir eines Vorurteils wegen rauben lassen? Halte du Reden, soviel es dir Spaß macht, mich aber laß lochen.“

Die darauf folgende endlose Debatte variierte nur das Thema, ohne daß einer von beiden nachgab.

Die Situation verschärfte sich, als am dritten Tag die „Perfekte“ kündigte. Das sei ihr noch nirgends geboten worden, daß der Herr fortwährend in der Küche sei und alles besser wissen wolle.

Darauf wurde ein einfaches Dienstmädchen engagiert, die aber aus dem Kichern und Prusten nicht herauskam, wenn „der Herr“ lochte. Robert glaubte erst, sie würde es sich abgewöhnen; als das aber nicht der Fall war, das Mädchen außerdem in der ganzen Nachbarschaft

den „Spülen“ ihres Herrn weiterzählte, mußte sie gehen, und Robert ging diesmal selbst auf die Suche.

Die erste, die er auf dem Vermittlungsbureau ansprach, drehte ihm kurzweg den Rücken zu: „Ne, dat kennt man schon.“

Auch die Bureaudame fragte ihn mißtrauisch, ob er denn Junggefelle sei. Als er lebhaft protestierte, wie man ihm eine solche Gemeinheit zutrauen könnte, meinte die Dame mit überlegener Miene, es sei doch besser, wenn er seine Frau schide. Schließlich bekam er doch eine Marie, ein hübsches junges Ding mit angenehmen Manieren. Er setzte ihr die Situation sofort auseinander, sie zeigte dafür ein freudiges Verständnis, und so war man einig. Sie erwieb sich auch äußerst anständig, fragte viel und ließ sich gern belehren. Am Abend erklärte Robert seiner Frau, Marie sei eine Perle. Anny sah das hübsche Ding an, dann ihren Mann und meinte: „Robert, du wirst doch nicht?“

„Na, sang du auch an!“

„Den Männern ist nie zu trauen!“

„Hast du diese Erfahrung auf deinen Reisen gemacht, Schatz?“

Er gab ihr einen flüchtigen Kuß und setzte sich an sein Schreibpult.

„Was willst du denn schreiben?“

„Eine Küchenhumoreske.“

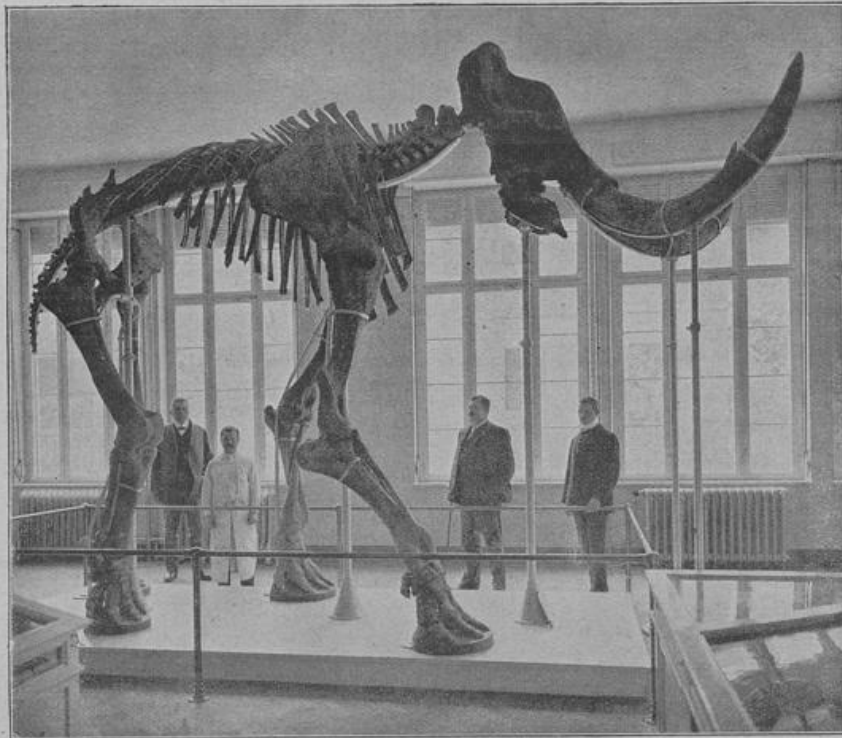
„Schon wieder? Deine letzten Arbeiten haben ohnehin samt und sonders einen kulinarischen Witzschmack. Nehmen denn die Zeitungen so etwas?“

„Die Zeitungen wohl weniger, aber — ich muß dir ein Geständnis machen: ich bin erst ständiger Mitarbeiter, jetzt Feuilletonredakteur bei der Wochenzeitschrift der Hoteliers „Der Gastronom“ geworden. Früher war da ein Fräulein Reibedanz, die zwar gute Kenntnisse hatte, aber nicht schreiben konnte.“ Anny schüttelte den Kopf. „Robert, was ist aus dir geworden!“

Er lachte aber nur: „Praktisch sei der Mensch, hilfreich und gut, das unterscheidet ihn von den anderen Wesen auf dieser Erde.“

Allmählich fand sich Anny in die neue Hausordnung: sie hielt Reden und schrieb soziale Artikel, und er lochte und schrieb humoristische Artikel. In den Wohnräumen wie in der Küche herrschte eitel Frieden und Eintracht. Namentlich in der Küche, aus der oft ein lautes, fröhliches Lachen erscholl. Robert hatte Achtung bekommen vor Mariens unbezähmbarem Verneiser, und sie hatte nicht allzuviel Respekt vor ihm, da sie ihn halb und halb als ihresgleichen ansah. So entwickelte sich beinahe ein Freundschaftsverhältnis, das auf fröhlicher Arbeit aufgebaut war. Beide waren fast unzertrennlich und gingen auch zusammen auf den Markt einkaufen.

Das blieb natürlich kein Geheimnis und bot den ersten Stein des Anstoßes für alle Klatschbasen. Außerdem hatte man erfahren, daß Robert nicht nur die Reibedanz bei dem „Gastronom“ erleyt, sondern auch den bisherigen Posten der Redaktrice Kollwidel in der Frauen-



Das Mammutskelett in der Königl. Naturhistorischen Sammlung zu Stuttgart.

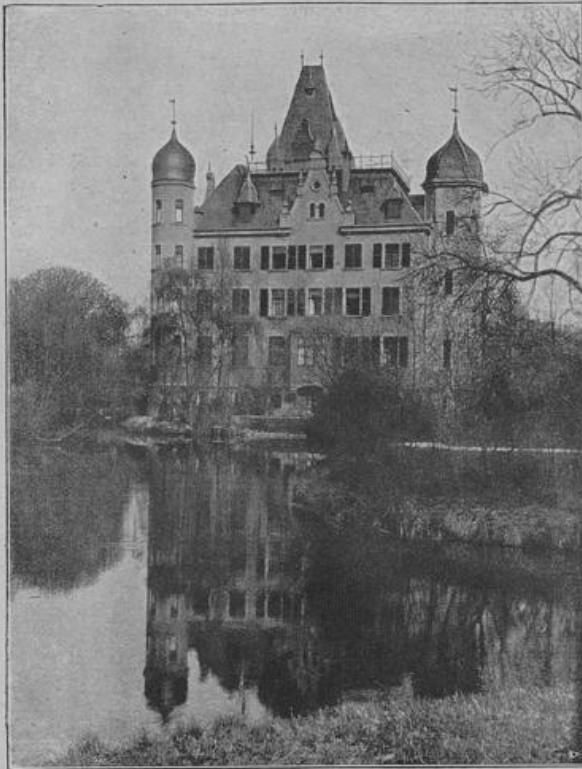
U. von der Trappen, Stuttgart.

zeitschrift „Wonniges Heim“ gekommen hatte. Der Vorstand des Frauenvereins ging infolgedessen in corpore zu Frau Anny und machte ihr heftige Vorwürfe, wie sie so etwas als Führerin der Frauenbewegung dulden könne. Ihr Mann allein über eine Tätigkeit aus, die drei Frauen das Brot wegnehme: Das sei an sich unerhört und vom Gatten der Präsidentin höchst verwerflich.“

Auf ihren Mann ließ aber Anny nie etwas kommen, und sie entgegnete ziemlich spitz: „Mein Robert ist im Hauptberuf Schiffssteller, in seinen Mußestunden Koch; das sei seine Sache. Daß er die Fähigkeit habe, so nebenbei noch die Tätigkeit von zwei Frauen auszuüben, dafür sei er Mann, und sie sei stolz auf einen solchen Mann.“

Die Ausrufe der Erregung, die eben ausbrechen wollten, eilten im Keim, als in diesem Augenblick Robert eintrat.

„Entschuldigen Sie einen Augenblick, meine Damen — liebe Anny, die Eier sind alle und mein Wirtschaftsgeld auch. Was willst du übrigens zum Abend haben?“ Anny drückte ihm unbefehle ihr ganzes Portemonnaie in die Hand, worauf Robert mit einem wiederholten sanften „Pardon, meine Damen“ verschwand. Der Vorstand war sich sofort einig darüber, daß Anny nicht mehr fähig sei, die Stellung



Haus Broich bei Aurath im Regierungsbezirk Düsseldorf.

Karl Harski, Düsseldorf.

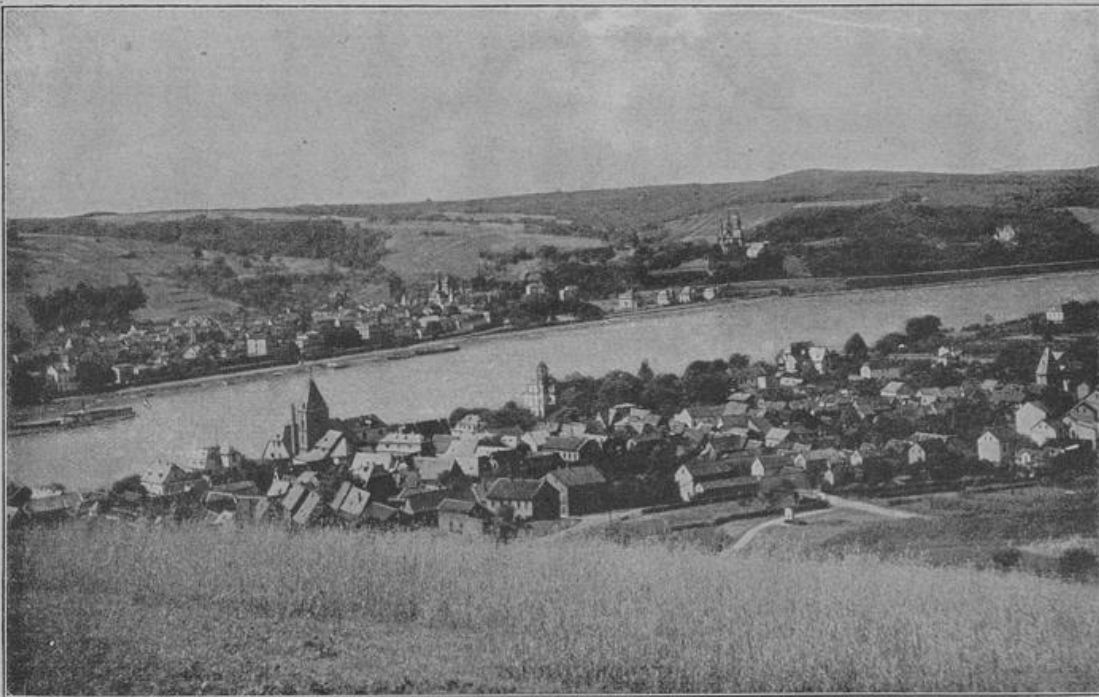
der Präsidentin einzunehmen. Der Form wegen stellte man noch die Bedingung, ihr Mann solle binnen drei Tagen den Damen Reibedanz und Rollwidel wieder zu ihren Stellungen verhelfen und sich ausschließlich mit männlichen Arbeiten beschäftigen, außerdem das „skandalöse Verhältnis“ mit seiner Köchin aufgeben. Daraufhin wurden sie von Frau Anny zum Verlassen des Lokals aufgefordert. Die Antwort kam postwendend in einem eingeschriebenen Brief: Frau Anny wurde sämtlicher Ämter entsetzt. Die Aussprache zwischen den Gatten war beiderseits auf den Ton der Resignation gestimmt. „Du sollst ein Verhältnis mit Marie haben?“

„Malsch, weiter nichts. Sie ist so eifrig, um bald zu heiraten. Ich kenne auch ihren Bräutigam, einen Monteur; er ist ein famosor Schachspieler.“

„Mit dem verkehrst du auch? Du goldiges großes Kind!“ Und sie gab ihm einen impulsiven Kuß, den er ausgiebig erwiderte, ohne es lange nach der Ursache zu fragen. Bei dieser Beschäftigung blieben sie eine Weile. Dann nach einer Pause: „Ja, lieber Robert, nun wirst du wohl das

Kochen aufgeben müssen, denn ich habe nun keine Einkünfte mehr.“

Er überlegte lange und seufzte tief auf: „Schade, schade, es war so schön! Wir sind zu früh geboren, die Welt versteht uns noch nicht!“



Blick von der Erpeler Ley auf Erpel im Vordergrund und Remagen und die Apollinariskirche jenseits des Rheines.

R. Knippendorf, Düsseldorf-Oberassel.

Das Winzerer Fährndel

nennet sich nach dem Landsknechtshauptmann Winzerer eine Armbrustschützengilde, die in München vor einem Viertelfahrhundert gegründet wurde und ihr 25jähriges Jubiläum in diesen Tagen festlich beging. Die Gilde ist eine der wenigen Gesellschaften in Deutschland, die den mannhaften Sport des im Mittelalter allgemein geübten Armbrustschießens pflegt. In Landsknecht und Dresden u. a. besähen noch solche Vereinigungen, in Nürnberg eine, die Schneyergraben heißt und schon das ehrwürdige Alter von 400 Jahren hat. Bei festlichen Gelegenheiten zeigen sich die Winzerer in mittelalterlicher Landsknechtstracht. Das Münchener Oktoberfest und andre Anlässe haben sie schon oft mit prachtvollen historisch-treuen Aufzügen verberlicht, ja sogar nach Wien wurden sie zum Jubiläumsschießen im Jahre 1895 berufen und dort vom Kaiser Franz Josef begrüßt. In der Nähe der Hauptstadt München, in der Aubinger Lohe, haben sie ihre Zielstatt,



Armbrustschütze auf der Zielstatt des Winzerer Fährndels in der Aubinger Lohe bei München.

Phot. Nicolai Alf, München.

wo die Bolzen nach dem auf hohem Mast ragenden Adler schwirren. Und dies Spiel wird manchem Zuschauer sympathischer erscheinen als der moderne Sport. Der mag ja gesünder und zielbewusster und für die Körper- und Charakterbildung der Jetztzeit das einzig Angemessene sein. Dennoch haben die Spiele, die, wie die altbewährte Kunst des Armbrustschießens, der Geschichte und dem Volkstum entsprossen sind, einen gemüthlichen Einschlag, demgegenüber aller Sport wie eine plebejische Arbeit aussieht. Kommt einem doch beim Anblick des Münchener Winzerer Fährndels mit seinen Schlichärmeln, gestreiften Hosen und großen Trommeln die ganze bunte Herrlichkeit der ehfamen Landsknechtzünfte in den Sinn, und unwillkürlich seufzt man: Um wieviel farbloser ist doch die Welt in den letzten hundert Jahren geworden! — Man kann nur wünschen, daß die Kunst des Armbrustschießens wieder mehr Liebhaber findet und auch ein Mittel zu der so nötigen Belebung unserer historischen Erinnerungen werden möge.



Lagerleben des Winzerer Fährndels.

Phot. Nicolai Alf, München.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 56.

Düsseldorf, 7. September

1912.

Der Besuch des deutschen Kronprinzen in Dresden.



König Friedrich August III. von Sachsen und der deutsche Kronprinz unmittelbar nach der Ankunft des Letzteren in Dresden. Der deutsche Kronprinz traf in Vertretung des erkrankten Kaisers Wilhelm in Begleitung des Prinzen Eitel Friedrich am 28. August, nachmittags 3 Uhr, in Dresden auf dem Hauptbahnhof ein. Zur Begrüßung hatten sich König Friedrich August III. und der Kronprinz Georg von Sachsen eingefunden. Weiter waren erschienen Kriegsminister Generaloberst Frhr. v. Hausen und General der Infanterie v. Treitschke mit der gesamten Generalität sowie der preussische Geschäftsträger Frhr. v. Welezek. Verl. Illustr.-Gesellsch.



Der Lotsenkommandeur.

Erzählung von John D. Warfen.

(Nachdruck verboten.)



Der alte Seelotse Andresen war bis zu seinem neunundsiebzigsten Jahre niemals krank gewesen, und wie oft war er bis auf die Knochen durchnäßt worden. Mehr als einmal konnte er tagelang die nassen Kleider nicht wechseln, weil er auf dem Posten bleiben mußte. Leicht war es den Wellen allerdings nicht geworden, bis sie ihn hatten; sein Delzeug war gut. Lange genug mußten sie während darüber hinstürmen und ohnmächtig an dem schmutzig-gelben Leinen wieder herabgleiten, bis sie endlich doch triumphierend am Hals und bei den Händen durchdrangen. Und dann die Kälte, die das Delzeug nie verließ und den erstarrten Körper mit der Zeit ganz gefühllos machte. Aber was kümmerte den alten Andresen das? Er stand mit Neptun auf du und du und war dagegen gefeit. Wenn er hörte, daß die Jungen über Rässe und Kälte stuchten, wenn sie nach einer stürmischen Fahrt an Land kamen, dann sagte er wohl: „Das sind ja gar keine Lotsen; das ist ja Studerwerk.“

Aber schließlich hatte es ihn doch gepackt. Zuerst Erkältung, „Was ist das denn? Zu Hause bleiben? Kinnerei!“ Da war sie natürlich da, die Lungenentzündung.

Zwei Monate lag er zu Bett, und einen Monat sah er in einem bequemen Korbstuhl im Garten hinter seinem Häuschen, von wo aus er den Himmel beobachten und aufs Meer hinaussehen konnte. O wie sehnsüchtig sah er da hinaus!

Es war, Gott sei Dank, ein schöner, warmer Herbsttag; da fühlte er sich jeden Tag wohler. Nur ein paar mal drohten schwere Wollen; dann wurde er unruhig und hätte am liebsten die Decke fortgeworfen, die sie ihm über die Beine gelegt hatten, um nach-

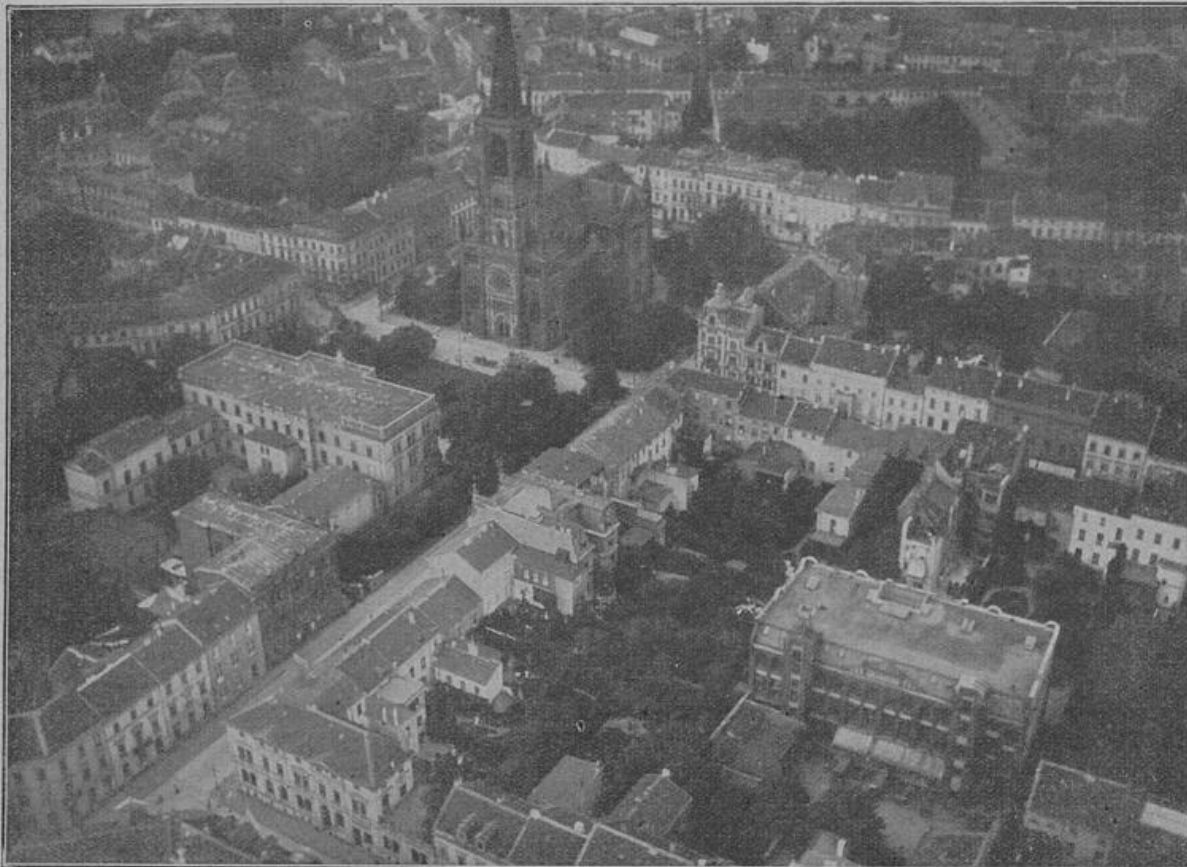
zusehen, ob sein Delzeug auch in Ordnung war, falls ein Schiff nach ihm rief. Aber schließlich kam doch der Tag, an dem er vor der Tür in der Sonne stand und wohliger den ganzen Körper redete. Er kam sich so jung vor. Möchten die Herbststürme nur kommen; er stand auf seinem Posten. Haar und Bart waren jetzt ganz weiß. Doch was machte das? Er war ja gesund und durfte endlich wieder aufs Meer hinaus.

Natürlich war sein erster Weg ins Lotsenhaus. Sie mußten doch wissen, daß er wieder da war, falls sie ihn nötig hatten.

Der Lotsenkommandeur ging ihm entgegen und drückte ihm sehr herzlich beide Hände. Mit bewegter Stimme sagte er, daß er sich freue, den alten Andresen endlich wieder im Lotsenhaus zu sehen. Dann holte er aus dem Eschtrank alten holländischen Genever und zwei lange Spieggläser. Na, Genever, wenn er gut ist, schadet ja weder 'nem Kranken noch 'nem Gesunden. Da sagt kein Lotse „Nein“.

Und dann sprachen sie vom Beruf. Neues war da nicht viel zu sagen, und es wunderte den alten Andresen ein bißchen, daß der Lotsenkommandeur ihm erzählte, der Beruf des Seelotzen sei ein sehr schöner Beruf; aber er sei auch ein sehr verantwortungsvoller Beruf. Auf dem schwierigsten Teil ihrer Seereise müsse er die Schiffe mit sicherer Hand an den Untiefen und Klippen vorbei in den schützenden Hasen führen. Nach Tausenden zählten die Schiffe, deren Vertrauen der alte Andresen gerechtfertigt habe. Nie habe er verjagt. Das sei doch das herrlichste Berufstheiß, das der Mensch haben könne.

Der alte Andresen wußte darauf nichts zu antworten. Er wurde aus dem Lotsenkommandeur, der sonst so wenig Worte zu machen



Der Königsplatz mit der Johanniskirche in Düsseldorf, aufgenommen aus dem Luftschiff „Charlotte“ von Hofphotograph Julius Sohn.



Burgfeier auf der alten Rüsticher Feste Riedeggen in der Eifel am 18. August.

H. Hüder, Heimbach.

pflegte und treue Pflichterfüllung für etwas Selbstverständliches hielt, heute nicht recht klug. Als er aber jetzt davon sprach, daß er in dem Winter 70/71, als des Krieges wegen alle Seezeichen fortgenommen waren und deshalb viele Schiffe strandeten, fast hundert Menschen das Leben gerettet habe, da runzelte der alte Lotze unwillig die Stirn und trank hastig seinen Genever aus.

Aber der andre redete weiter. Seine heldenmütigen Rettungswerke seien Ruhmesblätter nicht nur in der Chronik der städtischen Hafengeschichte, sondern auch in der Geschichte des Deutsch-Französischen

Krieges. An seinem Leben hätte sich die Wahrheit des Wortes erwiesen: „Ist es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ Keiner hätte daher so sehr einen stillen Lebensabend verdient wie er; und deshalb habe der Staat ihn zum Beweis seiner Dankbarkeit in den Ruhestand versetzt. Jetzt trank auch der Lotse-Kommandeur seinen Genever aus. Endlich, endlich hatte er gesagt, was er zu sagen hatte. — Der alte Andriessen war ganz perplex und antwortete nichts. Er atmete kurz. Von der Wandkarte sah er nichts mehr. Kleine und große wässrige Kreise spielten vor seinen Augen

Und verschlangen einander. Aber Tränen kamen nicht.

Was war da zu sagen? Daß er daran auch noch gar nicht gedacht hatte! Den alten Andresen, der krank gewesen war, konnte man unmöglich noch behalten. Der würde auch nicht mehr taugen als die Jungen. Und schließlich, die Jungen waren eigentlich doch ganz tüchtig, wenn sie auch etwas mehr froren, wenn sie an Land kamen. Sie hatten Mut und standen ihren Mann in Gefahr. Dagegen war nichts zu sagen. Und der alte

Olbrich fiel ihm ein. Der hatte, als er, Andresen, jung war, auch immer geglaubt, es ginge nicht ohne ihn. Und es war doch gegangen. Wie sie früher vom „alten Olbrich“ sprachen, so sprachen sie jetzt vom „alten Andresen“, und bald würden sie wohl von einem dieser Jungen sprechen, die soviel Bücher studierten. Die würden ja auch einmal alt.

Ja, es war nur ein Traum gewesen, was ihm auf dem Wege zum Lotsenhaus die glühende Sonne vorgepiegelt hatte, als er über die Flußmündung hinweg ins offene Meer sah. Kein Schiff rief nach ihm. Sein Leben war zu Ende. Er stand auf und reichte dem Lotsenkommandeur die Hand.

„Schön' Dank!“

Der Lotsenkommandeur sagte nichts. Er war nachdenklich geworden.

Der alte Andresen sah ihm so ruhig ins Gesicht, daß er die Augen niederschlug. Er war noch nicht zu Ende. Er hatte ihm noch mehr zu sagen. Aber er brachte kein Wort über die Lippen. Er fühlte, daß vor ihm ein Mensch plötzlich alt geworden war. Er ließ den alten Mann fortgehen.

Als er wieder allein war, starrte der Lotsenkommandeur mit sehr ernstem Gesicht auf die Berechnung,



Das Straßenbahnunglück in Werden a. Ruhr gelegentlich der Kirmes am 1. September. Zehn Personen wurden hierbei verletzt, von denen drei im Krankenhaus starben. Heinrich Mühlweg, Werden.

über die mit roten Steinen gepflasterte Straße auf den Strand zugehen. Die Sonne spielte so lustig auf dem leicht bewegten Wasser der Flußmündung, und das Meer in der Ferne sah aus wie ein leuchtendes, goldenes Band.

Die hohe Gestalt des Lotsen hob sich stark vom Himmel ab, und sein langer, weißer Bart wehte zur Seite über die Schulter wie eine Fahne oder auch wie eine tobende Welle.

Der Lotsenkommandeur wußte, daß der alte Seemann nur daran dachte, daß man ihn nicht mehr nötig hatte. Das leise Klauschen der Wellen drang ihm wohl wie höhnisches Lachen ins Ohr. Jetzt konnte er ihnen ihre Beute nicht mehr triumphierend entreißen.

Beim Anblick des Meeres, das heute in so heuchlerischer Ruhe dalag, mußten in seiner Erinnerung alle gewaltigen Gefahren wieder lebendig werden, denen er entschlossen entgegengetreten war, und alle heißen Kämpfe, die er da draußen mit den Elementen ausfochten, und in denen ihn das Glück nie verlassen hatte. Dafür hatte man sich bei ihm bedankt und ihn pensioniert, weil er nichts mehr taugte. Vor drei Monaten dachte noch niemand daran. Aber sie



Zu den Anruhen in Marrakko: El Glani (1), der ehemalige Großwesir des Exultans Mulan Abdul Hafid, gegenwärtig Kaid der Stadt Marrakesch. Charles Trampus, Paris. zuzelt dort der einzige Mann, der gegenüber dem Präsidenten El Hiba die Interessen der Europäer zu schützen sucht.

hatten wohl recht. Jetzt war er ja krank gewesen.

Der alte Andriessen trat noch näher an den Strand heran; so nahe, daß die langsam heraufrollenden Wellen fast seine Schuhe berührten. —

Der Lotsenkommandeur schüttelte energisch den Kopf. Sein Entschluß war gefaßt. Die Beklemmung wich von ihm; er fühlte sich wieder frei. Er wollte dem alten Manne weder mündlich noch schriftlich mitteilen, daß der Staat beschloffen habe, ihm bis ans Lebensende sein volles Gehalt als Pension auszus zahlen. Es genügte ja, daß er es bekam. Was brauchte man es ihm zu sagen? Er fühlte, daß das etwas Häßliches in den Abschied des alten Lotsen von seinem gewaltigen Leben bringen würde. Der begrub jetzt da unten am Strande im Anblick des Meeres seine große Vergangenheit, und noch lange würde er an diesem Grabe trauern. Wie fern lagen ihm die Gedanken an die Zukunft!

Der Lotsenkommandeur fühlte, daß er hier das Ende eines Selbengebühtes erlebte. Aber es war ein trauriges Ende. Ein Ende ohne Größe.

Wie hatte er je daran denken können, dem Manne mit knappen Worten mitzuteilen, daß der Staat jetzt mit ihm abgerechnet habe? Welch eine Ironie war es doch, daß der Dank für ein so entsagungsvolles und aufopferungsreiches Leben ein häßlicher Mißton ist! Einen Mann, der stets sein Leben ohne Schwanken aufs Spiel gesetzt hatte, weil er seinen Wert für andere kannte, einen solchen Mann konnte

Zu den Kaisermanövern in der Schweiz.



Oberst-Korpskommandant Th. v. Sprecher v. Bernegg,
Chef des Generalstabs des schweizerischen Militärdepartements.



Ulrich Wille,
Oberst-Korpskommandant des schweizerischen 3. Korps in Schaffhausen, Zürich, Thurgau, St. Gallen und beiden Appenzell.

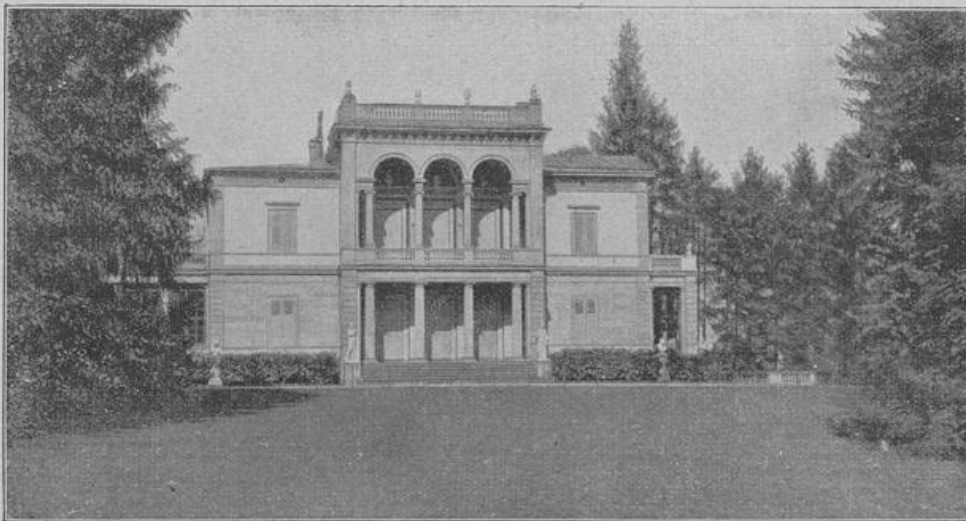
man nicht belohnen, ohne ihn zu kränken. Wie hatte er nur auf den Gedanken kommen können, ungebeten beim Staate seine Pensionierung vorzuschlagen? Er wollte etwas Gutes tun und dem alten Manne eine freundige Ueberraschung bereiten, wenn er seine Krankheit überstanden hatte; aber jetzt fühlte er, wie falsch das war. Er hatte diesem Manne gesagt: „Du hast genug getan. Jetzt kommen andre an die Reihe.“

Dieser Mann hatte keinen Beruf gehabt; er hatte an einem Lebenswerk gearbeitet. Wer durfte ihm sagen, daß er fertig sei? Ein solcher Mann mußte sterben mitten aus seinem Schaffen heraus, wie ein Künstler.

Schwach und alt war er erst, wenn er selber sagte: „Ich kann nicht mehr.“

Der Lotsenkommandeur trat ans Fenster und sah hinaus. Der alte Andriessen stand noch immer unbeweglich da; noch immer wehte der weiße Bart über seine Schulter. Ein junger Lotse trat auf ihn zu, und die freundige, herzliche Art seiner Begrüßung zeigte, wie sehr er sich freute, den alten Andriessen wieder am Hasen zu sehen.

Der alte Andriessen wandte den Kopf, so daß der Lotsenkommandeur sein ernstes Gesicht sehen konnte, das ganz greisenhaft ausah. An der Bewegung seiner Lippen erkannte er, daß er nichts weiter sagte als: „Sie haben mich pensioniert.“ Ein schmerzliches Lächeln ging dabei für einen Augenblick über seine starren Züge, und er nickte ein paar mal schwer mit dem Kopfe.



Wiefersche Villa in Zürich, Absteigequartier Kaiser Wilhelm II.
Die Villa gehörte ehemals dem Richard Wagner eng befreundeten Ehepaar Wefendonk.

Der Lotsenkommandeur wäre am liebsten an den Strand gegangen, um ihn um Verzeihung zu bitten, daß er ihn so rücksichtslos getroffen hatte. Er fühlte, daß man solche Männer nicht pensionieren darf, weil sie ihre Pflicht getan und dem Staate treu gedient haben, solange er sie brauchte. Für solche Männer bedeutet Leben Pflicht, und sie dienen nur der Menschheit. Sie werden nicht getrunen und folgen nicht in der Stunde der Gefahr; sie kommen. Sie kommen, weil sie im Dienst und unter dem Willen des Höchsten stehen, der sie schützt und ihnen Kraft gibt, wenn sie ihrer bedürfen.

Der Lotsenkommandeur begriff, daß der alte Andrefsen schmerzlich lächelte, wenn er sagte: „Sie haben mich pensioniert.“

Noch im mer stunden die beiden Lotsen da. Lange schwiegen sie. Dann sprach der jüngere vom Wetter, dem ernstesten Gespräch, das er anfangs konnte. Er zeigte auf Wolken, die sich am Himmel zusammenballten, und auf die Sturmsignale am Leuchtturm. Aber der alte Andrefsen antwortete nichts. Er war ja alt und seine Kraft unnützlich. Seine Opfer brauchte man nicht mehr; man hatte es ihm ja eben gesagt. Er war pensioniert, und keiner hatte die Ruhe so sehr verdient wie er. Er gab dem jungen Lotsen die Hand zum Abschied und ging mit gesenktem Gesicht in der Richtung nach seinem Häuschen.

Als er um die Ecke verschwunden war glaubte der Lotsenkommandeur das alles nur geträumt zu haben. Konnte es denn Wirklichkeit sein, daß er dem Manne gesagt hatte: „Zeit ist es zu Ende mit dir!“ Nur weil er ein paar Monate krank war, weil sein Haar bleichte, weil seine Hände ein wenig zitterten? War denn dieser

Mann denkbar ohne das Meer? Der hatte seine Kräfte nicht im Körper, der hatte sie in der Seele.

Es war dunkel geworden. Der Lotsenkommandeur zündete die Lampe an und trat ans Fenster, um den Vorhang zuzuziehen. Gerade zog man am Leuchtturm neue Sturmwarnungszeichen auf, und die Scheiben klirren von den ersten heftigen Windstößen.

Und die Nacht war furchtbar. Es war eine Nacht wie damals, als der alte Olbrich sein Leben lassen mußte, und wie sie seitdem nicht wiederkam. Wieder waren sechs Schiffe in höchster Gefahr; doch nur fünf wurden gerettet. Eins blieb für immer verschollen und mit ihm der alte Andrefsen, der, als alle Lotsen fort waren, unaufgefordert sein Delzeug anzog und, ohne zu zittern, mit hellem Gesicht und leuchtenden jungen Augen hinausfuhr. Er hatte vergessen, daß er pensioniert war und daß man seiner nicht mehr bedurfte.

Der Lotsenkommandeur aber stand oft an der Stelle, an der er den alten Andrefsen zum letztenmal hatte ins Meer sehen, und dankte dem Allmächtigen, daß er ihn so hatte sterben lassen.

□ □ □

Meyers Dienstboten.

Humoreske von Eugen Jolani.

Nachdem Meyers Auguste, die fünf Jahre im Meyerschen Hause treu gedient hatte, in den heiligen Stand der Ehe getreten, war eine wahrhafte Kalamität ausgebrochen. Augustes Nachfolgerin, Emma, war nur einen Monat im Hause geblieben. Das mochte ja nun ebensosehr an der Frau des Hauses gelegen haben wie an dieser Emma. Eine Hausfrau, die fünf Jahre hindurch mit einem Dienstboten begnadet ist, der treu, fleißig und arbeitsam ist, muß in bezug auf Dienstboten verwöhnt sein, und es ist kein Wunder, wenn dann die Nachfolgerin einer solchen Hausfrau nicht gleich alles nach Wunsch macht. So war es auch in diesem Falle gewesen: die Emma war nach Monatsfrist wegen ungenügender Leistungen von Frau Meyer entlassen worden, was dieser freilich sehr bald leid tat. Denn die Nachfolgerin der Emma, eine Berta, leistete noch weniger als jene. Dafür aber hatte Frau Meyer gar nicht nötig, sie erst zu entlassen, denn Berta zog es vor, nach wenigen Tagen ihrerlebens zu kündigen.

Und so ging das weiter. Kaum waren die Mädchen im Hause, so fanden sie, daß die Stellung gar nicht für sie paßte; sie kündigten oder liefen davon. Dabei war die Stellung im Meyerschen Hause eine durchaus angenehme.

Frau Meyer hatte längst die hohen Aussprüche, zu denen sie durch ihre Auguste, ein Prachtexemplar von Dienstmädchen gekommen war, sehr heruntergeschraubt. — Außer dem



Abend im Jachthafen.

Friedo Derens, Düsseldorf.

Ehepaar Meyer war nur ein fünfjähriges Töchterlein im Hause, und dieses Gretchen Meyer war ein herziges, artiges Kind, das den Dienstboten wirklich keine Scherereien machte, und das die Freude der Auguste gewesen war, die das Kind von der Geburt an hatte aufwachsen sehen. Auch mit den Nachfolgerinnen Augustes hatte sich die kleine Grete jederzeit augenscheinlich sehr gut gestanden, und das Kind konnte kaum die Ursache der Dienstbotenkalamität sein. Ja, wenn man nur diese Ursache ermitteln könnte! Herr und Frau Meyer jannten hin und her, aus welchem Grunde wohl die Mädchen ihr Haus immer so schnell verließen. Frau Meyer wagte kaum noch einen Tadel auszusprechen. Ja, ehe noch ein Mädchen recht warm geworden war, wie man zu sagen pflegt, ehe es überhaupt noch wissen konnte, ob die Stelle gut oder schlecht sei, war schon die Kündigung da oder das Mädchen war in aller Herrgottsfrühe ausgerückt. — Meyers legten sich auf die Lauer, ob nicht irgendeine Klatscherei im Hause diese Flucht der Mädchen veranlaßte. Solltten etwa die Portiersleute oder die Briefträgersgattin aus dem Hinterhause oder die Schuhmachersfrau aus der vierten Etage die Mädchen aufspähen? Es war kaum zu glauben, denn die Portiersleute bekamen sämtliche abgelegten Kleider der kleinen Grete für ihre Kinder; die Briefträgersgattin

aus dem Hinterhause wurde bei jedem großen Reinemachen zu Hilfe herbeigezogen und wurde dafür so gut bezahlt, daß sie nicht genug danken konnte; die Schuhmachersfrau erhielt für die Ausbesserungen, die ihr Mann an den Fußbekleidungen der Meyerschen Familie vornahm, so gute Preise, wie wohl sonst von niemand. Es wäre eine fürchterliche Undankbarkeit gewesen, wenn diese Leute aufhätten. Und sonst kam niemand von den Hausbewohnern in die Wohnung von Meyers. Wer konnte da also die Hand im Spiele haben? Ein halbes Jahr hindurch litt bereits die Familie Meyer unter dieser Dienstabotensalamität!

Herr Meyer ging hilflos zum Polizeibureau. Da konnte man ihm keinen andern Rat geben als den, die Mädchen, die heimlich austraten, zurückholen zu lassen. Ja, was nützte das! Dann hätten sie in vierzehn Tagen doch gekündigt. Frau Meyer steckte sich hinter die Auguste, das Prachtmädchen, die nun freilich jetzt eine Prachtfrau geworden war und dann und wann ihre frühere Herrschaft besuchte. — Und Auguste horchte im Hause herum, aber sie konnte keine Aufklärung finden.

Herr Meyer wendete sich an ein Detektivbureau und versprach eine hohe Belohnung, wenn man ihm mitteile, wer im Hause seine Mädchen aufhebe, daß keines länger als ein paar Wochen dableibe. Und das Detektivbureau schickte einen Angestellten, der sich unter den verschiedensten Bekleidungen mit allen Leuten im Hause in Verbindung setzte; aber irgend etwas zu erfahren, was die Kalamität im Hause Meyer hätte beseitigen können, war unmöglich.

Da brachte ein Zufall die Quelle all dieser häuslichen Unruhe ans Tageslicht.

Wieder hatte eine Dienstmagd, eine Anna, das Meyersche Haus in aller Morgenfrühe ohne Sarg und Klang verlassen und war, als Meyers um 8 Uhr durch mehrmaliges Klingeln des Briefträgers merkten, daß wieder etwas nicht in Ordnung sei, mit ihren Sachen längst über alle Berge. Man war bereits an solche Ueberraschungen so gewöhnt, daß das Ehepaar Meyer in aller Gemütsruhe seinen Kaffee einnahm. Eben saßen beide Eheleute noch gemütlich am Kaffeetisch, da kam Gretchen weinend herein.

„Aber, warum weinst du denn, liebes Gretchen?“ fragte die Mutter. „Weil die Anna fort ist!“ — „Aber, Mädchen, du hast doch auch nicht geweint, als die Elise fort war!“ — „Na ja! Ich wein' doch auch nur, weil Anna mir nichts eingeschrieben hat!“ grölte Gretchen. — „Wo hat sie nichts eingeschrieben?“ forschten beide Meyers. — „Na, in mein Poesiealbum!“ — „Haben denn die andern dort etwas eingeschrieben, die Elise und die Berta und die Gertrud und die Martha —“ — „Ja, alle!“ unterbrach Gretchen. — Und ahnungsvoll rief Herr Meyer: „Na, dann hol' mal schnell dein Poesiealbum her!“

Und Gretchen brachte das in roten Pappband gebundene und fein mit Goldaufdruck versehene Poesiealbum, das sie zu ihrem letzten Geburtstage von der Pracht-Auguste als Geschenk erhalten hatte.

Damals hatte sich die Pracht-Auguste mit der schönen Inschrift in dem Buch vereinigt:

„Rosen, Tulpen, Nelken,
Alle Blumen welken,
Marmor, Stahl und Eisen bricht,
Aber unsre Freundschaft nicht.

Gedenke bis an den Tod deiner treuen

Auguste Menke, zukünftige Förster.“

Und als Gretchen das Buch von der Pracht-Auguste erhalten hatte, da war sie fest davon überzeugt, daß das Poesiealbum keinen andern Zweck haben kann, als daß jedes Dienstmädchen da immer etwas hineinschreibe, und so hatte sie ihr Album jedem Mädchen, das bei Meyers in Stellung trat, in den ersten paar Tagen gleich immer vorgelegt. — So waren nun Meyers in der Lage, am Kaffeetisch die nachfolgenden Inschriften ihrer verfloffenen Dienstaboten zu lesen:

„Det ew'ge Räsonnieren hab' id fatt,

Drum schreib' id hier uff dieses Blatt:

Dir, liebes Gretchen, dir verjes id nie!

Am Ersten aber ziehe id heidi!
Zur ewigen Erinnerung an Deine treie
Emma Fortenau.“

14. April 1905.

„Id habe auch die Pfaderei fatt und behalte dir lieb bis zu meinem Tode.
In Ewigkeit treu
Deine Berta Schulze.“

5. Mai 1905.

„Id warne jede vor diese Stelle. Die Alte ist ein Efel, und er is ooch eens. Den Hausschlüssel jieb'ts ooch nich am Sonntag.
Zur freundlichen Erinnerung
Deine Ottilie Viehmann.“

20. Mai 1905.

„Id schließe mit der obigen an. Id rüde morgen aus. Det Haus past nich für unjereins!
Treu bis zum Tode
Deine Gertrud Machnide.“

4. Juni 1905.

„Wille A. beet, wenig Essen! Gretchen, tu mir nich vergeffen. Er is grob, und sie, sie schreit! Id hab' Dir lieb in Ewigkeit!
Deine Marie Hohenritt.“

10. Juni 1905.

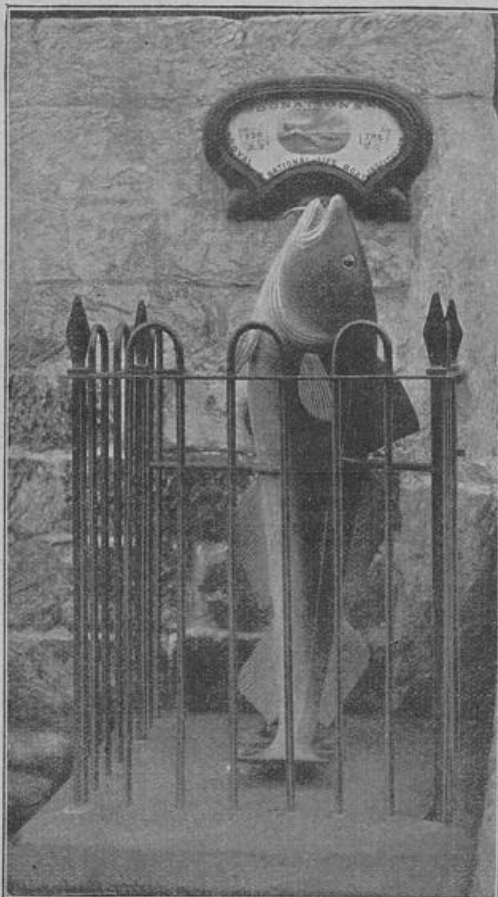
„Ich ziehe wegen die Wäsche. Det so'n Lohn die ganze Wäsche im Hause! Na, det mechte mir passen! Det jieb'ts ja jar nich! Denke stets an Deine Dich treu liebende
Martha Kamte.“

Am 18. Juni 1905.

So ging es in Gretchens Poesiealbum noch ein Duzend Seiten weiter. Eine Alma bescheinigte der Frau Meyer, daß sie, die Frau Meyer, viel weniger von der Küche verstehe als sie, die Alma; eine Paula bat Herrn Meyer, daß er sich um sein Geschäft mehr bekümmern möge als um die Wirtschaft und die Dienstaboten. Und während Frau Meyer bei all diesen Zeugnissen, die ihre Dienstaboten über sie ausgestellt hatten, zu weinen begann, konnte sich Herr Meyer des Lachens nicht enthalten.

Gretchen aber bekam ein Stück Schokolade, und dafür schenkte sie dem Papa das Poesiealbum. Der schloß es in seinen Schreibtisch.

Dann ging Frau Meyer ins Mietbureau und mietete ein neues Mädchen. Es hieß Emma Linsemann, und diese blieb lange Zeit im Hause Meyer, denn sie bekam Gretchens Poesiealbum nie in die Hände.



Eine außergewöhnliche Sammelbüchse.

Nähe Robin Hood's Bay südöstlich von Whitby im North Riding von Yorkshire (England), unweit des Hauses für Rettungsboote, ist ein 1/4 Meier hoher Stodfisch aus Eisen angebracht zur Aufnahme für Geldspenden zum Besten der königlich nationalen Rettungsboot-Einrichtung, wie die Inschrift besagt.

Ein Denkmal dem Rennsport zu Castrop i. W.

Auf dem festlich geschmückten Marktplatze zu Castrop fiel am 25. August 1912 die Hülle des Stadtbrunnens. Die Kapelle des königlichen Musikdirektoren Herrn Hubert aus Dortmund brachte ausgewählte Musikstücke zur Durchführung. Die Gesangsvereine Liederhalle und Harmonie in Castrop wirkten ebenfalls mit, und Herr Sulanke-Dortmund arrangierte einen Huldigungs- und Reifentagen, ausgeführt von hundert kleinen Mädchen. Ein großes Vokal- und Instrumentalkonzert zum Besten der Nationalflugspende beschloß die erhebende Feier.

Der Brunnen ist das preisgekürnte Ergebnis eines unter namhaften Künstlern erlassenen Wettbewerbes, in welchem der Bildhauer Gg. Grasegger aus Köln siegte und die Ausführung übertragen bekam. Grasegger, der zurzeit die großen Zentaurengruppen für den Handelshof in Essen ausführt, erhielt bekanntlich auch im Wettbewerb um



Der am 25. August enthüllte Stadtbrunnen zu Castrop i. W., ein Werk des Bildhauers Georg Grasegger zu Köln a. Rh.

den Jahrhundertbrunnen in Essen den ersten Preis, welchem ein erster im Höhenzollernbrunnenwettbewerb der Stadt Cleve und der erste im Wettbewerb um den Jülichbrunnen für den Jülichspray vor dem Kölner Rathaus folgte.

Die Brunnenbegründung verkörpert den Rennsport und erinnert dadurch an die historischen Castroper Rennen (ein Pferd mit Reiter in tausendem Tempo). Aus der Mitte eines viereckigen Beckens, das von 12 Prellsteinen umgeben ist, erhebt sich auf einem Steinblock eine Schale von 3 m Durchmesser, aus der wiederum die architektonisch gegliederte Säule (rechteckig) aufsteigt. Zwei Steine mit Puttenreliefs liefern das Wasser in die Schale, von wo es in das große Becken überfließt. Originell sind die wasserspeienden Putten, die, um einen größeren Bogen zu erzielen, die Pausböden mit beiden Händen zusammendrücken. Das Wappen des Castroper Rennvereins sowie eine Inschrift über den Verschönerungsverein geben den Stifter. Unterm Pferd befindet sich das Stadtwappen.



Das am 25. August von einem Brande heimgesuchte Theater des Westens in Charlottenburg.

Gedr. Hartl, Berlin.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 57.

Düsseldorf, 14. September

1912.

Kaiser Wilhelm in der Schweiz.



Kaiser Wilhelm in der Uniform des Gardejäger-Bataillons mit den Abzeichen eines Generalfeldmarschalls schreitet nach seiner Ankunft in Zürich am 3. September in Begleitung des Bundespräsidenten Dr. Forrer und des Kommandanten der Ehrenkompanie Hauptmann Moser die Front der Lehren ab.

Berliner Ill.-Gef.

Seelenwandlung.

Ein Erlebnis von J. D. Warten.

(Nachdruck verboten.)

Ich hatte Westdorf bald nach Beginn meiner Studienzeit kennen gelernt, und bis zuletzt blieb er mir der liebste Freund. Ich konnte mich beglückwünschen, in ihm einen Menschen gefunden zu haben, der bei aller Lebensfreudigkeit doch ein gleichmäßiger, ruhiger und zuverlässiger Charakter war, sich beherrschte und, ebenso wie ich, jede laute Szene haßte.

Es liegt auf der Hand, daß ich, als er sich zehn Jahre später in Berlin niederließ, kein Bedenken trug, ihn sofort in meinem Klub einzuführen. Er hatte sich kurz vorher verlobt, und seine zukünftige Frau wünschte in der Großstadt zu leben.

Wie ich erwartet hatte, gefiel er im Klub allgemein. Sein Auftreten war vornehm, seine Manieren tadellos, seine Erscheinung sehr elegant. Vor allen Dingen aber sammelte sich sofort deshalb ein Kreis um ihn, weil er sich zwei ausgezeichnete Reitperde hielt, ein vorzüglicher Florettfechter war und die Absicht geäußert hatte, Rennperde zu kaufen. So war man gegen ihn von vornherein viel weniger zurückhaltend als sonst Neueingeführten gegenüber, und er wurde sehr bald ganz als vollgültiges Mitglied behandelt, obwohl die Valotage über ihn noch nicht stattgefunden hatte. Und nun, wenige Tage vor seiner endgültigen Aufnahme, die ganz außer Frage stand, und zwei Wochen vor seiner Hochzeit dieser unerhörte Skandal! —

Während wir gegen Abend um die Stunde, zu der die von Licht überfluteten Straßen am belebtesten sind, wie gewöhnlich Arm in Arm dahinschlenderten, konnte ich es noch immer nicht fassen. Solange ich Mitglied des Klubs war, hatte es nie einen ausgesprochenen Skandal gegeben, was bei dem heißblütigen Charakter einiger Mitglieder viel sagen will. Und nun mußte er gerade eine derartige Szene heraufbeschwören, eine Szene, die einen vornehmen Klub auf jeden Fall kompromittieren mußte.

Wortlos gingen wir nebeneinander her, während seine Schneeflocken auf unsre, von der eben überstandenen Erregung noch erhitzen Gesichter fielen.

Ich fühlte, daß Westdorf etwas ganz Außergewöhnliches zu einer derartigen Handlung veranlaßt haben mußte und wartete auf eine Erklärung, die mir der Fall selbst unmöglich zur Genüge geben konnte.

Ein junger Offizier hatte seinen Hund geschlagen. Das war die ganze Veranlassung gewesen.

Neben dem Festsaal lagen die Garderoberräumlichkeiten, und ein kleines Nebenzimmer derselben wurde als Raum für die von den Mitgliedern mitgebrachten Hunde benutzt, da sie in den übrigen Räumen nicht geduldet wurden. Wenn man aus den auf der andern

Seite liegenden VADERÄUMEN zur Garderobe ging, kam man an diesem kleinen Zimmer, dessen Tür meist offen stand, vorüber. An diesem Abend hatten Westdorf und ich, wie stets nach dem Fechten, unser Bad genommen, und als wir aus der Tür traten, hörten wir die laute, etwas rohe Stimme eines uns wenig sympathischen Offiziers, der einen der schönsten Hunde besaß, die ich überhaupt kenne. Oft streichelte ich das schöne Tier im Vorübergehen, als ob ich es für die schlechte Behandlung entschädigen wollte, die es meist von seinem Herrn zu erdulden hatte. Aus den Worten des Offiziers ging hervor, daß der Hund nicht gehorcht hatte, was ohne Zweifel auf Furcht und Verschüchterung zurückzuführen war.

Kaum waren wir an der Tür vorüber, als uns auch schon ein lautes, klägliches Geheul entgegen schallte. Der Offizier schlug seinen Hund mit der Reitpeitsche. Als wir zurückgingen und im Vorbeigehen einen Blick ins Zimmer warfen, sahen wir, daß sich das Tier in die äußerste Ecke des Zimmers flüchtete, wo es sich hinter mehreren andern Hunden verkoch. Von seinem Schlupfwinkel aus sah es mit großen, flehenden Augen auf seinen Herrn. Dieser aber war dadurch, daß es sich aus seinen Händen befreit hatte, vor Zorn außer sich geraten, stieß wütend die andern Hunde beiseite, die sich unwillkürlich wie zum Schutze vor den Verfolgten gestellt hatten, packte sein auf-



Manöverbilder der Schweizer Miliz: Gebirgsgesäh auf einem Pferd montiert. Int. Ill. Co.

heulendes Opfer wieder und ließ es abermals die Peitsche fühlen.

Was nun folgte, ging schneller, als es meine Worte schildern können. Westdorf ließ meinen Arm los, und ehe ich noch einen Gedanken fassen konnte, sah ich die Reitpeitsche in seiner Hand. Im nächsten Augenblick sauste sie auf das Gesicht des Offiziers, aus dessen Munde gleichzeitig ein gellender, ebenso überraschter wie schmerz-erfüllter Schrei drang.

Dann waren wir von allen anwesenden Herren umgeben, die aus dem Festsaal und dem Bade herbeiströmten, so wie sie gerade waren. Alle waren sprachlos beim Anblick der beiden, die sich jetzt mit starren Blicken gegenüberstanden.

Die Peitsche war Westdorfs Hand entfallen, und er machte den Eindruck eines Menschen, dessen Gedanken ausgefetzt haben. Der wie leblos aussehende Offizier, dessen Gesicht ganz weiß war, und um dessen Stirn eine rote Binde zu liegen schien, hielt die Hände geballt, und sein Körper war wie zum Sprunge gekrümmt. In der Ecke lag fest auf dem Boden niedergebückt der Hund und sah ängstlich und leise winselnd auf die sich herandrängenden Menschen. Die andern Hunde kauerten sich über ihn.

Der Offizier schien allmählich aus seiner Erstarrung zu erwachen, seinem Munde entrang sich stoßweise ein kurzes Amen, und seine

Augen sprühten. Als er seine Hand hob, wurden sich einige Herren ihrer Aufgabe bewusst und drängten sich entschlossen zwischen die beiden Gegner. Der Offizier rang erbittert und rücksichtslos, von seinem maßlosen Zorn ganz beherrscht, mit seinen neuen Gegnern, mit den Wunden beständig seinen beleidigter suchend.

Westdorf ließ sich, wie jedes Gedanke und Willens unfähig, nach einem der kleinen Gesellschaftszimmer fortführen. Dort erklärte er, daß er seinem Gegner zur Verfügung stände, bat mich und einen Sportsfreund, seine Sekundanten zu sein, und sagte, daß er die Nacht und den nächsten Morgen zu Hause sein würde. Dann gingen wir in die Garderobe, zogen unsere Pelzmäntel an, und Westdorf nahm, wie gewöhnlich, als wir die breite Marmortreppe hinabstiegen, meinen Arm.

Das war die ganze Begebenheit. Gewiß sehr einfach und alltäglich. Und doch konnte ich alles das nicht fassen, da gerade Westdorf, dieser sich stets so vorzüglich beherrschende Mann, die Veranlassung dazu war. Wie konnte ein Mann von Welt, ein Mann von so umfassender Lebenserfahrung, so handeln? Wie konnte er, dem das Klubleben durchaus nichts Neues war, sich in die Angelegenheiten eines andern mischen? Und wie war es möglich, daß ihn ein Vorfall, wie er ihn ohne Zweifel mehr als einmal erlebt hatte, so außer sich brachte?

Eine Viertelstunde lang mochten wir so schweigend nebeneinander hergegangen sein, als er endlich mit verhaltener Stimme sagte: „Entschuldige, bitte, den Vorfall!“

Ich konnte nicht antworten und brühte nur freundschaftlich seinen Arm, damit er mein Schweigen nicht mißverstand.

Nach einigen Minuten fuhr er fort: „Du hast mich im Klub eingeführt, und ich bin die Veranlassung, daß du dort jetzt Unannehm-



Manöverbilder der Schweizer Miliz: Fußhappell nach einem längern Marsche. Verl. Ill.-Ges.

lichkeiten haben wirst. Das ist ein schlechter Dank für deine Freundschaft. Ich hätte mich beherrschen müssen. Aber ich konnte es nicht. Die Vernunft hätte mir sagen müssen, daß ich in der Stimmung, in der ich mich seit zwei Tagen befinde, besser zu Hause bliebe.“

Als er schwieg, sagte ich, weil mir nichts andres einfiel und ich nicht wagte, an seinen Gedankengang direkt anzuknüpfen: „Es ist mir noch ganz unerklärlich —“

„Hast du die Augen des Hundes beobachtet, als er in der Ecke lauerte?“ fragte er ganz plötzlich und sah mich mit einem eigenartig starren Ausdruck gerade ins Gesicht.

„Des Hundes?“ fragte ich erstaunt.

„Ja, des Hundes — ehe er die Peitsche zum zweiten Male fühlen sollte.“

„Allerdings. Sie sind mir aufgefallen. Das arme Tier hatte

rasende Angst. Hätte es sprechen können, es hätte wohl um Verzeihung gebettelt wie ein Kind.“

Westdorf packte meinen Arm, daß es mich schmerzte und ich erschrocken stehen blieb. Schnell rief er hervor: „Das hast du also auch gesehen? Also war es keine Täuschung! Wie ein Kind, sagtest du. Das ist es. Das waren die Augen eines Menschen. Gibst du es jemals zu, daß ein Mensch gezüchtigt wird, nur damit eine verrohte Kreatur seine Laune befriedigen kann?“

Ich wußte nichts zu antworten, weil mich sein Gedankengang zu sehr überrascht hatte.



Manöverbilder der Schweizer Miliz: Zirkel der Festungstruppen auf der Oberalp (1920 m) bei Andermatt, Abbrechen der Zelle. Intern. Illustr.-Co., Berlin-Steglitz.

„Aber was frage ich?“ fuhr er schon fort. „Ich will dir Aufklärung geben. Ich bin es dir schuldig, weil du viele Unannehmlichkeiten durch meine Schuld zu ertragen haben wirst. Aber wärest du nicht mein bester Freund, ich glaube, ich brächte es nicht fertig. Bei Menschen, die mich nicht kennen wie du, würde ich sicher der Lächerlichkeit verfallen.“

Ich sah ihn fragend an.

„Ja, mein Freund — der Lächerlichkeit! Die Veranlassung ist ein Traum. Sonst glauben nur alte Weiber an Träume. Aber der Traum, den ich in der vorletzten Nacht hatte, verfolgt mich nun schon seit zwei Tagen. Ich werde den Gedanken daran nicht eine Minute los. Ich bin zu keinem Entschluß, zu keiner überlegten Tat mehr fähig. Wie schlecht habe ich heute gefochten! Erinnerst du dich?“

„Es ist mir allerdings unangenehm gefallen. Ich hielt dich für nervös. Die besten Chancen nütztest du nicht aus.“

„Ich sah sie nicht, mein Lieber. Ich sah nichts weiter als mein entsetzliches Traumbild. — Aber warum das lange Gerede? Ich muß dir ja schließlich doch alles sagen. Aber laßte nicht nachher. Oder laßte. Wie du willst.“

Er schwieg wieder einige Minuten, bis ich ihn aus seinen Gedanken riß. — „Nun, und dein Traum?“

„Ja, ja. Wir wollen hier in die Weinstube gehen. Ich muß etwas trinken. Wir haben auch noch nicht gespeist.“

Wir traten ein. Westdorf reichte mir die Speisekarte. Ich sollte wählen. Aber der Gedanke an Essen widerte mich an beim Anblick der Speisenamen und des erwartungsvollen Gesichts des Kellners, der einige besonders anpries.

Ich reichte die Karte meinem Freunde hinüber. „Wähle du.“

„Nein, nein. Ich habe keinen Appetit.“

„Ich auch nicht,“ sagte ich kurz.

Dann bestellte Westdorf eine Flasche Sekt. Ein paar mal schien er anfangen zu wollen, mir seinen Traum zu erzählen. Ich sah es an dem Ausdruck seines Gesichts.

In einer plötzlichen Bewegung seines ganzen Körpers aber merkte ich jedesmal, daß er es nicht über sich vermochte.



Karl Brodmann vom Sport-Klub Charlottenburg gewann am 1. September die Meisterschaft von Deutschland im 100-km-Gehen. Er legte die Strecke München—Weilheim—München in 10 Stunden 35 Minuten zurück. 22. Auf, München.

gehen, ohne ihm in die Augen zu sehen. In allen Augen lese ich Gedanken. Dieselben Gedanken, die wir selbst denken — menschliche Gedanken. Nichts liegt darin von dem, was wir tierisch nennen. Was wissen wir von der Seele der Tiere? Wer kann uns beweisen, daß ihr Innenleben weniger empfindsam ist als das unsre? Wer sagt uns, ob sie vielleicht mehr von uns wissen als wir von ihnen?

Sei offen: wer war heute nach vernünftiger Auffassung das Tier — der Hund oder der Herr?“

Er sprang erregt auf und griff nach seinem Mantel. „Hier kann ich nicht darüber sprechen. Komm, wir gehen in meine Wohnung. Ich muß uns unbeobachtet wissen, während ich erzähle. Diese Kellnergesichter machen mich rasend. Und ich kann dir nicht dabei gegenübersitzen. Ich muß mich frei bewegen können.“

Eine Viertelstunde später waren wir in seinem eleganten Arbeits-



Die Teilnehmer an der 100-km-Europameisterschaft für Berufsfahrer in Warmen am 1. Sept. 1 Paul Guignard, Frankreich, Sieger; 2 Karl Sadow, Berlin, Dritter; 3 Viktor Knart, Belgien, ausgeschieden; 4 Peter Günther, Cöln, Zweiter. E. Quabed, Solingen.

immer, dessen eigenartige Einrichtung die Frage unbeantwortet ließ, ob es einem Gelehrten, einem Künstler oder einem Sportsmann gehörte. Westdorf zündete nur den Docht einer hohen Dellelampe aus Messing an, die schon im Mittelalter ihr Licht gespendet, und die er auf einer Reise in Venedig erworben hatte. Durch eine mühe Handbewegung forderte er mich auf, mich auf einem Divan niederzulassen, der in einer Ecke des großen Raumes stand, unter der Kreuzigung Christi eines Meisters aus der Umbrischen Schule. Aus dem Dunkel leuchtete nur der helle Körper des Gekreuzigten hervor wie eine Vision. Die dunkeln Gewänder der Schmerzgebeugten Gruppe

zu Füßen des Kreuzes lösten sich auf in Nacht. Ich ließ mich in die Kissen sinken, die auf dem Divan lagen, und legte unbewußt die Hand über das feine Aufleuchten eines Goldbrokats aus der Mediceerzeit, als ob er in dieser trübe Stimmung nicht paßte mit seinen Erinnerungen an Gift und Dolch. Mir gegenüber leuchteten verschwommen aus dem Dunkel vergoldete Inschriften auf den Rücken bieder Folianten und die großen, fast übermenschlichen Rüge einer marmornen Dantebüste.

Mein Freund stand unbeweglich vor der Dellelampe, ganz von ihrem Lichte überglänzt. — Trotzdem schien sein Gesicht nicht mehr Farbe zu haben als der Marmor.

Nach einem tiefen Seufzer begann er endlich: „Also mein Traum! Ich träume selten,

und von allen Träumen, die ich bisher hatte, hat mich niemals einer erschüttert. Nicht einmal am nächsten Tage hatte ich eine klare Erinnerung. Ganz anders ist es mit dem Traume, den ich in der vorletzten Nacht hatte. Seitdem ich, von Entsetzen gepackt, auf der Flucht vor meinem eignen Blute aus dem Bette sprang, habe ich noch nicht wieder geschlafen. Vergiß nicht, daß das, was ich dir erzählen werde, ein — Traum war, denn vieles ist unwahrscheinlich, ja, fast unmöglich. Es ist ein phantastisches Erlebnis, dem man eine längere Zeitdauer geben muß. Also: ich besaß einen Hund. Seine Rasse kann ich dir nicht nennen. Ich kann dir nicht einmal sagen,

ob er groß oder klein war. Aber ich sehe ihn trotzdem klar vor mir als etwas außerordentlich Schönes. Lange lebten der Hund und ich zusammen. Nie war ich ohne ihn. Er war mir ein Bedürfnis, das, was ich am meisten liebte. Es war mir zur Gewohnheit geworden, mit ihm zu sprechen, während ich arbeitete. Alle Erfolge, die ich auf irgendeinem Gebiete hatte, erzählte ich ihm, und ich fühlte, daß er sich mit mir freute, mit mir betrübt war. Dann sehe ich mich in meinem Traume plötzlich auf einer großen Terrasse an einem italienischen See. Das Bild erinnert an den Gardasee bei Gardone. Vor mir die weite blaue Fläche des Sees. Zur Linken hohe Berge, die nach rechts

hin immer niedriger werden, bis sie, wie bei Desenzano, die Ebene begrenzen. Ich gehe mit meinem Hunde hinab zum Strand, der so weiß und glühend leuchtet wie der Sand der Sahara. Ich setze mich auf einen Stein, und der Hund legt sich zu meinen Füßen nieder, den Kopf auf die Erde gedrückt. Wir beide blicken über den See hinüber. Am andern Ufer, weiter aufwärts, leuchten in der Abendsonne die Mauern von Zitronenplantagen wie bei Raberno oder Limone. Ich erwarte ein Boot, aber auf dem See regt sich nichts. Ich sehne mich nach der wunderbar schönen, schlanken Gestalt eines ungarischen Mädchens, das seit Wochen am andern Ufer mit seinen Eltern eine Villa bewohnt, und das ich liebe. Die ganze Landschaft



Das Leichenbegängnis des Heilsarmee-Generals W. Woolf in London am 29. August: Der Trauerzug vor dem Manson House, wo der Leichenwagen von dem Lordmayor und den Stadtvätern salutiert wurde.

liegt bereits im Abendshatten, und die Olivenwälder sehen aus wie schwarze Wolken, die sich auf die Erde herabgelassen haben. Ich weiß, daß ich sie jetzt nicht mehr zu erwarten brauche. Eine traurige Stimmung packt mich, die noch dadurch erhöht wird, daß ich meinen Hund leise winseln höre. Ein Winseln, als ob ein Kind weinte. Ich streichelte ihm über den Kopf und sagte: „Sie kommt nicht mehr.“

Dabei seufze ich, und der Hund schmiegt sich eng an mich, als ich mich von dem Steine erhebe, um fortzugehen.

„Oder meinst du, daß sie noch kommt?“ fragte ich ihn.

Er klammerte seine Vorderfüße um meine Knie und streckt mir den Kopf entgegen. Dann antwortete er: „Warte. Sie kommt noch.“ Ich fuhr vor Schreck zusammen. Aus seinem Munde war eine menschliche Stimme gedungen. Das waren Worte, wie du und ich sie sprechen. Wohl leise, aber klar und verständlich. Und sein Blick! Ich kann ihn dir nicht beschreiben. Das war der Blick eines geistig hochstehenden Menschen. Der Blick unseresgleichen. Und in seinen Augen las ich deutlich, daß er in diesem Augenblick von einem schweren Bann befreit worden war.

Noch ganz fassungslos frage ich ihn: „Sagtest du etwas? Kannst du denn sprechen?“

„Ja,“ antwortet er und klammert sich noch fester an mich. — „Und in all den Jahren heute zum ersten Male?“

„Ja. Heute hast du mich zum ersten Male gesagt. Ich kann nur sprechen, wenn du fragst.“

Ich dachte nach und wurde mir über meine Gewohnheit klar, mit dem Hunde nur zu sprechen, ihm alles zu erzählen. Nie aber

fragte ich ihn um etwas. Jetzt erinnerte ich mich plötzlich eines Blickes, den ich oft mit Stauern bei ihm bemerkte, eines Blickes, in dem ein suchtbares, ängstliches Warten zu sehen schien, und mit dem er stets noch an meinen Lippen hing, wenn ich mit ihm gesprochen hatte, als ob er mich bitten wollte, mich weiter mit ihm zu beschäftigen. Und je länger ich mit ihm gesprochen hatte, um so stehender war dieser Blick geworden. Das stand jetzt mit einem Male vor mir. All die Jahre hatte er auf meine Fragen gewartet!

Ich hob ihn zu mir empor und drückte seinen Kopf an mein Gesicht. Mehrmals streifte seine heiße Zunge meine Wange. Dann setzte ich

ihn wieder auf den Boden. Schwanzwedelnd und leuchtend sieht er mich an. Jetzt verstehe ich ihn. Ich muß weiter fragen. Sonst kann er nicht sprechen.

„Bist du ein Mensch?“ fragte ich erwartungsvoll.

Aber er winselt nur und antwortet nicht. Ich stelle mehrere Fragen, die mich über das Leben seiner Seele aufklären sollen. Aber er bleibt stumm, läuft einige Male heulend um mich herum und windet sich dann wie verzweifelt zu meinen Füßen.

Da steigt in mir der Gedanke auf, daß er derartige Fragen nicht beantworten kann, und ich frage, an unser erstes Gespräch anknüpfend:

„Wird sie heute abend wirklich noch kommen?“

„Ja, sie wird kommen. Höst du nicht Ladys Wellen auf der andern Seite? Sie sagt, daß sie gleich abfahren werde.“

Und er hat recht. Im nächsten Augenblick stößt das Boot auf der andern Seite ab. Ich bin überrascht und frage, vor Freude den zuverlässigen Propheten an mich drückend: „Sag, freust du dich?“

„Ja, ich freue mich.“ In diesem Augenblick vergaß ich ganz, daß er ein Hund war.

Alles, was ich dir bis jetzt erzählt habe, wirst du, wenn du es so empfindest und siehst, wie ich es im Traume erlebte, vielleicht schön nennen. Ich schaudere fast davor, diesem Bilde die Fortsetzung folgen zu lassen. Sie steht ganz außer Zusammenhang mit dem vorigen.

Meine Haut und ich saßen hier in diesem Zimmer vor dem Kamin, den du hinter mir siehst. Ich kann ihn nicht mehr ansehen seit dieser Nacht. Aber alles war ganz hell im Zimmer. Me twou dig und ganz wide-finnig ist, daß da unter der Dantebüste ein großes



Zur Fleischsteuerung: Die Verkaufsstellen der Freibank in Berlin, die minderwertiges, aber taugliches Fleisch billig abgeben, werden jetzt oft von Hunderten besagert. Deutsche Ill.-Gef.



Vom Großschiffahrtsweg Berlin—Stettin: Brückenkanal über die Berlin—Stettiner Eisenbahn. An dieser Stelle ist ein Begegnen von drei Schiffen möglich. Intern. Photo-Archiv, Berlin.

Zinkgefäß mit Dedel stand, wie es im Haushalt zur Aufnahme von Kehrlicht benutzt wird. Dort auf dem Divan, wo du sitzt, spielten zwischen den Kissen mein Hund und die Hündin meiner Braut. Plötzlich sprangen sie herunter, mitten ins Zimmer, und waren gleich darauf unter einem furchtbaren Wutanfall so ineinander verbißen, daß wir sie kaum trennen konnten. Als es uns endlich gelang, waren wir beide in einen solchen Zorn geraten, daß jedes eine Reitpeitsche ergiff und seinen Hund derartig prügelte, daß man tatsächlich kaum noch die Form der Tiere erkennen konnte.“

Westdorf unterbrach sich. In sein Gesicht hatten sich Füge gezeichnet, die ich nie da in bemerkt hatte. Die Erinnerung an etwas Furchtloses mußte in ihm lebendig werden, denn wie von seinen eignen Worten gequält, fuhr er mit Aufstergang fort:

„Das war ein Anblick, so schauerhaft, so roh und abstoßend, daß du dir keinen Weg offen machen kannst. Es ist entsetzlich, sich in einem solchen Zustande gesehen zu haben und zugeben zu müssen,

daß man es wirklich war — zugeben zu müssen, daß auch der liebste Mensch, den man in der Welt hat, derartige Instinkte in sich birgt und sie schleierlos gezeigt hat. Als unsre Arme von der Anstrengung erschöpft waren, sahen wir uns triumphierend an. Dann riß meine Braut den Dedel von dem Kehrlichtimer herunter, warf ihre Lady mit einer abstoßenden Gebärde hinein und schloß den Eimer wieder mit dem Dedel. Ich aber schleuderte meinen Hund in die hinterste Ecke meines Zimmers, wo er bewegungslos liegen blieb. Dann sahen wir uns an. Und weißt du, wie die Füge meiner Braut in diesem Augenblick aussahen? Wie die Füge des Offiziers, den ich heute züchtigte. Und noch mehr.

Als ich meinen Blick von ihr abwandte, dem Hunde zu, trat mich derselbe Blick, den du heute an dem gezüchtigten Tiere selbst bemerktest. Ein Blick so flehend, so ins Herz schneidend, so wie aus einer auf das tiefste erniedrigten Seele kommend, daß er uns zur Vernunft brachte.“

Westdorf machte eine Pause und wischte sich, während er unverwandt ins Licht starrte, mit dem Taschentuch den Schweiß von der



Düsseldorfer in Windsor.

Phot. Jean Effer, Düsseldorf.

Der Verein der mittlern Beamten der Stadt Düsseldorf veranstaltete vom 29. August bis 6. September für seine Mitglieder und deren Angehörigen eine Studien- und Gesellschaftsreise nach Holland und England. Die Reisetilnehmer blieben drei Tage in Rotterdam, Haag und Scheveningen und sechs Tage in London, wo ihnen alle Sehenswürdigkeiten gezeigt wurden. Mitglieder des englischen Parlaments und der Londoner Feuerwehr sahen die Düsseldorfer zum Tee bei sich. Unser Bild zeigt die Reisetilnehmer auf der Terrasse des alten Königsschlusses Windsor.



Zur Fünfzigjahrfeier der rhein.-westf. Feuerwehverbände in Düsseldorf: Sprungübung in der Hauptfeuerwache an der Bäckerstraße.

Phot. Jean Effer, Düsseldorf.

Stirn. Ich wagte es nicht, mich zu bewegen, so hatte mich, mehr noch als die Erzählung des Traumes selbst, der Anblick meines Freundes gepackt. Obgleich er sich gegen Ende seiner Worte direkt an mich gewandt hatte, schien er doch mit sich selbst zu sprechen. Als ob er sich gewaltsam zwänge, fuhr er fort.

„Und der Hund begann wunderliche Töne von sich zu geben, zu sprechen. O, das war schrecklich in diesem Augenblick! Das war wohl das Entsetzlichste des ganzen Traumes! Die Gewissensbisse, die uns plötzlich packten, sind unbeschreiblich, ähnliches ist im realen Leben unmöglich und existiert wohl nur in der Phantasie. Aber es hatte trotzdem auf meinen Körper einen so physischen Einfluß, daß mir noch jetzt das Gehirn davon gelähmt ist, daß ich noch jetzt unter der Einwirkung stehe, tatsächlich ein schändliches Verbrechen begangen zu haben. Ich sah, daß meine Braut ebenso litt wie ich. Ihr Gesicht verzerrte sich in furchtbarem Entsetzen, und sie krallte ihre Finger in meinen Arm, der, wie mein ganzer Oberkörper, in diesem Augenblick vollständig nackt war. In furchtbarer Angst, den Blick nicht von dem Hunde abwendend, schleichen wir, uns zu jedem Schritte zwingend und eng aneinandergebrückt, auf ihn zu. Wir beugen uns zu ihm nieder und sagen mit eindringlicher, aber geflüsteter Stimme immer nur das eine Wort: ‚Sprich — sprich — sprich!‘ Das unglückliche Tier kann aber nicht sprechen und windet sich zu unsern Füßen in Todesqualen. Meine Braut stößt kurze, schreckliche Schreie aus, weint und drückt ihr Gesicht in sein blutiges Fell.“

Endlich ringen sich Worte los. Ganz leise sagt der Hund: ‚Laßt sie nicht darin sterben!‘

Dann geht es wie ein Rind durch seinen Körper. Er ist tot. Die letzte Bitte aber lebt in dem Ausdruck seiner gebrochenen Augen weiter. Meine Braut springt auf und reißt die noch atmende Lady aus dem Scheiterhaufen heraus und nimmt sie vorsichtig in ihre Arme, bis auch sie den letzten Atemzug von sich gibt.

Ich selbst bin in einer solchen Erregung, daß ich glaube, das Gehirn müsse seine Hülle sprengen, und sehe, daß sich ein glühend roter Keil um meine Stirne legt. Ein Keil, wie du ihn heute um die Stirn des Offiziers gesehen hast. Dieser Anblick war es, der mich so plötzlich ernüchterte, als ich ihn — nach Ansicht aller ohne Zweifel ungerechtfertigt — so schwer beleidigt hatte.“

Mein Freund seufzte tief. Ich sah immer noch bewegungslos da. Es war mir, als ob er noch etwas sagen wollte. Er sah mich jetzt zum ersten Mal an mit einem ganz entstellten Lächeln.

„Vieles an meinem Traum ist sinnlos — nicht wahr? Aber ich glaube, trotzdem kann er dir als Erklärung für mein Verhalten heute gelten. Mir selbst wird alles mit der Minute klarer. So manches war wie heute. Vieles nur gesteigert, phantastischer. Es war mir in dem verhängnisvollen Augenblick unmöglich, in dem Hunde ein Tier zu sehen.“

„Besonders der Schluß trifft auffallend zu,“ sagte ich leise, nur um etwas zu sagen.

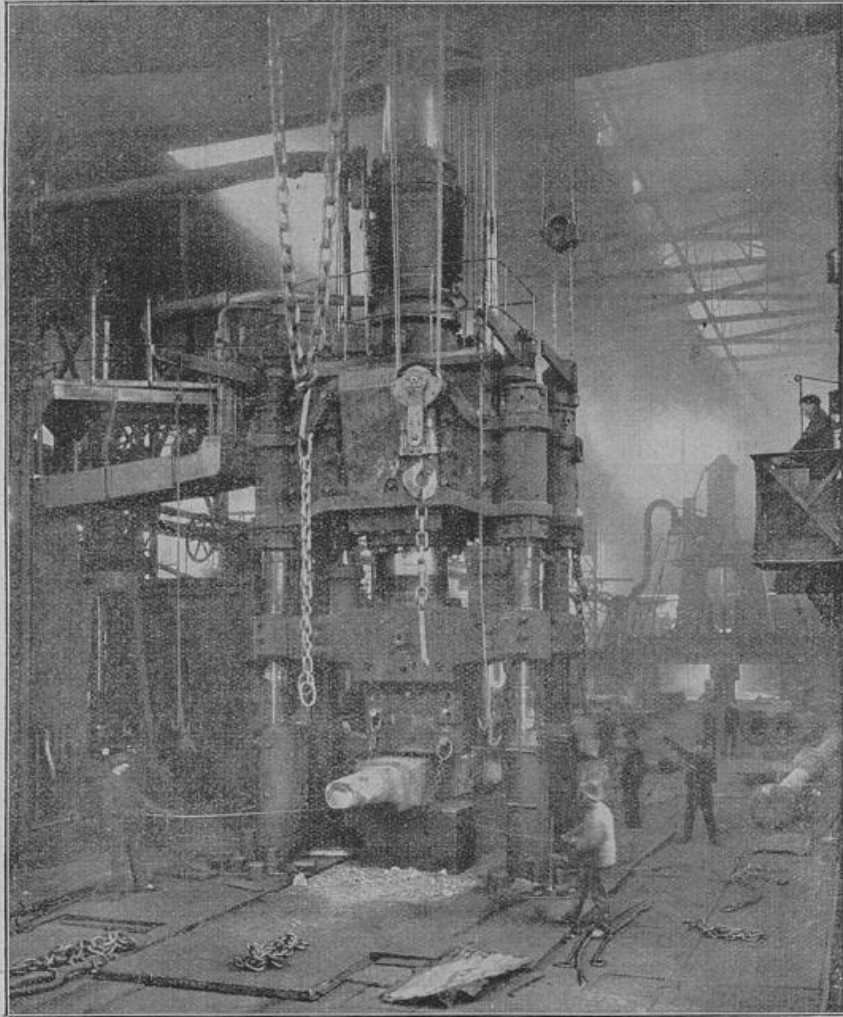
„Ja, besonders der Schluß. Das heißt, eigentlich war das gar nicht der Schluß. Der Schluß ist wirklich sinnlos und steht ganz außer Zusammenhang mit allem.“

Ich sah ihn erwartungsvoll an. Er sagte ganz gleichgültig: „Zum Schluß erhob sich aus meinem Herzen — du erinnerst dich, daß mein Oberkörper nackt war — ein Blutstrahl wie eine Fontäne, und ich presste unter verzweifelten An-

strengungen die Hände dagegen, um ihn zurückzuhalten. Das war im Grunde genommen das Grausigste und der Höhepunkt des Traumes, denn ich sprang in dem Augenblick, als meine Kräfte versagten, auf der Flucht vor meinem eignen Blute, von Entsetzen gepackt, aus dem Bette und erwachte. Aber das hat ja mit der heutigen Gelegenheit gar nichts zu tun. Es ist sinnlos — natürlich!“

Jetzt lächelte er wirklich. Mich aber überlief es kalt. Ich sah das Ende dieses Vorfalls, wie es im Traume gewesen war. —

Am nächsten Tage traf meinen Freund die Kugel dessen, den er so schwer beleidigt hatte, mitten ins Herz.



Zur Feier des 75jährigen Bestehens der Firma A. Vorfig in Tegel bei Berlin.

Der Begründer der Firma, August Vorfig (1804—1854), erbaute die erste deutsche Lokomotive. Die Firma ist heute im Lokomotivbau die größte der Welt und baut die Hälfte aller auf der ganzen Erde laufenden Lokomotiven. Das Bild stellt eine 2500-Tonnen-Schmiedepresse im Vorfigwerk dar. D. J. Gef.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 58.

Düsseldorf, 21. September

1912.

Kaiser Wilhelm in der Schweiz.



Kaiser Wilhelm II. im Manövergelände am 5. September.

Kreiser & Co., München.

1. Der Kaiser; 2. General der Infanterie v. Moltke, Chef des Großen Generalstabes; 3. Oberstdivisionär Audéoud, Kommandeur der schweizerischen 4. Division.

Hinter dem Vorhang.

Künstlerhumoreske von John D. Warken.

Ohne Schred sollst du wenigstens nicht davonkommen! So laß ich mich nun doch nicht behandeln. Diesmal ging deine Grobheit zu weit."

Frau Kitty setzte sich vor ihr kleines Schreibtischchen. Die Abenddämmerung fiel durch das hohe Fenster und legte ihre zarten Schleier allmählich über alle Gegenstände des behaglichen, mit seinem künstlerischen Geschmack eingerichteten Malerateliers.

Ein kleines, zierliches Persönchen. Ganz Lebendigkeit. Jede Bewegung ihres schlanken, knabenhaften Körpers, jede Wendung ihres blondköpfigen Kopfes ließ auf tadellos geschmierte Gelenke schließen. Nichts an ihr schien auch nur für eine Sekunde in Ruhe zu sein; alles Ausgelassenheit und Uebermut.

Ihre Haarfrisur war verwirrt, denn sie hatte sich fast zwei Stunden lang im Nebenzimmer auf dem Bett herumgewälzt — im wahren Sinne des Wortes herumgewälzt — und zuerst „herzerbrechend“ geschluchzt und später, als sie das als zwecklos erkannt hatte, „bitterlich“ geweint. Aber auch das war ihr schließlich langweilig geworden. Man kann ja doch nicht fünf Stunden ununterbrochen weinen, nur, um rote Augen zu haben, wenn der Gatte abends nach Hause kommt. Dann hatte sie etwas mit dem Kanarienvogel, ihrem „kleinen Puffel“ gespielt, als er aber absolut nicht

singen wollte, nannte sie ihn „Mistvieh“ und verhing seinen Käfig zur Strafe zwei Stunden früher als gewöhnlich mit einem Tuch, um sich dann der Kasse zuzuwenden, die nicht rechtzeitig unter das Sofa entwischt war. Aber zu ihrem Glück haarte die Kasse gerade sehr und entging dadurch bald den „Liebesfungen“ der „zärtlichen“ Kitty. Weil sie dann nicht gleich eine ähnliche nützliche Beschäftigung fand, hing sie ihren „Rachege danken“ nach.

Kaum hatte sie sich vor ihren Schreibtisch gesetzt, da sprang sie auch schon wieder auf. Von der Treppe her klangen Schritte. Schnell rief sie sich die Augen, aus Furcht, sie könnten nicht mehr gerötet sein, und horchte gespannt.

Aber die Schritte gingen ein Stockwerk höher.

„Er scheint überhaupt nicht zu kommen, der Clende! Schon nach sieben! Nicht einmal zum Essen kommt er heute! Das ist eine niederträchtige Beleidigung!“

Tränen der Wut traten wieder in ihre Augen, und sie zog gar nicht in Betracht, daß sie den Tisch überhaupt nicht gedeckt hatte, nur um ihn zu ärgern. Nichts haßte er mehr als Unpünktlichkeit und Warten. Dafür war Kitty gerade die Richtige!

Mit einem Ruck ihres Körpers, der den Stuhl krachen ließ, griff sie zur Feder und schrieb:

„Mein lieber Heinz! Verzeih mir! Alles, was Du sagtest, ist wahr. Nur zu wahr. Ich sehe es leider zu spät ein. Unsere Ehe war ein

Fertum. Du mußt frei sein als Künstler. Ich bin zu lebhaft für Dich. Ich bin nicht die Frau, an deren Seite Deine künstlerischen Gedanken reifen können. Du hast recht: der Künstler gehört nicht seiner Frau allein, er gehört der Menschheit. Die Pflichten der Kunst sind ebenso heilig wie die Pflichten der Ehe. Ich habe über eine Stunde nachgedacht. Zuerst glaubte ich, Du wärest grob gewesen, grob wie ein Prolet; das kam wohl, weil Du so unglaublich ordinär aussiehst, wenn Du grob bist. Aber jetzt fühle ich, daß Du es tatest, um Deine Pflicht der Menschheit gegenüber zu erfüllen. Aber ein Leben ohne Dich kann ich



Von den Schweizer Manövern: Ausländische und Schweizer Offiziere, an der Spitze Japan und Frankreich, in der Mitte der zweiten Reihe Oesterreich. Ch. Trampus, Paris.

nicht leben, das wäre ein lebendiger Tod. Mein Entschluß steht fest, ich gehe ins W...."

Die kleine blonde Kitty, die übers ganze Gesicht lachte, unterbrach sich hier.

„Nein, lieber nicht, ins Wasser! Vielleicht rührt ihn vor Schred der Schlag. Das ist schon öfter vorgekommen.“

Sie durchstrich das „ins W....“ und schrieb: „zu meinen Eltern zurück, nach Magdeburg.“

Dann schrieb sie weiter: „Folge mir nicht. Mein Entschluß steht felsenfest. Der Inhalt meines Lebens wird der Gedanke an Dich bleiben. Ohne Groll werde ich an Dich denken. Deine unglückliche Grobheit habe ich vergessen. Hier ist der letzte Kuß von Deiner Kitty.“

Sie küßte das Papier; als sie aber keine Spur von ihrem Kusse sah, spudte sie ein ganz klein wenig mit gespitzten Lippen darauf und vertrieb es mit ihrem kleinen Fingerringen.

Dann steckte sie den Brief in eine Enveloppe, schrieb „An Heinz“ darauf und legte ihn, in der Ueberzeugung, durch seinen edelmütigen Inhalt ihrem Gatten Tränen der Rührung in die Augen zu treiben, so recht sichtbar auf den Tisch.

„So,“ atmete sie erleichtert auf. „Jetzt wirst du wohl zur Besinnung kommen, Tyrann!“

Bei ihrem Temperament war es selbstverständlich, daß sie sofort auf eine neue Idee kam.

Schnell deckte sie den Tisch mit tadellos feinem Tischzeug, ordnete alles recht hübsch und stellte Blumen in die Mitte. Aber nur ein Gedeck legte sie auf. Unter die Serviette legte sie den Brief.



Vom Kaisermandöver: Der Kaiser am Ufer der Elbe.



Vom Kaisermandöver: Die Parade, in der der Kaiser überwacht.



Vom Kaisermandöver: Kavallerie geht über die Elbe.

Deutscher J. Gef.

„Schon halb acht, und er ist noch nicht da!“

Schnell lief sie ins Schlafzimmer, warf dort alles durcheinander, als ob sie gepackt hätte, riß alle Kleider aus dem Schrank, suchte die ih'igen, die dort mit denen von Heinz zusammen hingen, hastig heraus, rollte sie zusammen und stopfte sie in die äußerste Ecke unter das Bett. Die Schranktür ließ sie offenstehen, damit dem Genden sofort alles klar würde. Dann lief sie wieder ins Atelier zurück. An einer Staffelei hing ihr Hut, der natürlich immer irgendwo hing, wo man es nicht erwartete; sie riß ihn herab, lief wieder ins Schlafzimmer, riß alles aus dem Schuhschrank heraus, warf den Hut hinein und die Schuhe wieder darüber. Aufgeregt ging ihr Blick noch einmal durch das Schlafzimmer und fiel auf Heinz' Handtöcher, den einzigen, den sie besaßen. Schnell riß sie ihn vom Schrank herunter, lief damit ins Atelier und versteckte ihn.

Nun hörte sie Schritte auf der Treppe. Sie wußte, daß er es war. Schnell zog sie die schweren Vorhänge vor das große Atelierfenster und stellte sich so dahinter, daß sie den ganzen Raum übersehen konnte. Es war ihr, als ob sie sich vor unbändigem Lachen schütteln müßte.

Heinz trat ein. Nicht etwa mit verfürtem Gesicht, auf

dem das Bewußtsein einer ungeheuren Schuld oder der Schmerz bitterer Reue lag, sondern höchst vergnügt. Seine Lippen waren noch etwas gespitzt, gerade als ob er auf der Treppe gepiffen hätte. Der Glende piff, nach dem er seine Frau fast in den Tod getrieben hatte! Im Arm trug er Pakete. Leise ging er zur Tür des Schlafzimmers und rief zärtlich: „Kitty!“ Als er jedoch keine Antwort erhielt, aber infolge des brennenden Lichtes, dessen Schein durch die Türspalte fiel, überseugt war, daß seine Frau im Zimmer sei, murmelte er nur: „Trochtopf.“ Dann wickelte er die Pakete aus. Eine Bonbonniere mit Konfitüren. Kitty reckte den Hals, um die Firma zu erkennen. Wahhaftig, echte französische! Sicher gefüllte Datteln, ihre Lieblingskonfitüre. Wenn sie jetzt doch nicht hinter dem Vorhang stände! Dann feir es Gebäck, Weintrauben, jetzt um diese Jahreszeit, und zwei tabel-



Stationäre Feldbäckerei im Manöver des Gardekorps. Berl. Ill.-Ges.

In der Nähe von Neuruppin hat das Kgl. Proviantamt eine Feldbäckerei eingerichtet, die aus fünf in die Erde eingelassenen Oefen besteht. Die Feldbäckerei muß täglich 3500 Brote während des Manövers herstellen.

diese störende Zärtlichkeit! Aber wie hübsch er doch eigentlich war! Er kam sicher direkt vom Friseur. Der Schnurrbart war so tabellos! Jetzt wickelte er das letzte Päckchen aus. Ein Fläschchen Parfüm. Ihr Lieblingsparfüm. Er öffnete das Flakon und besprangte sein Taschentuch in aller Gemütsruhe. Der eitle Fant! Nun ging er zum Büfett und nahm zwei Sektgläser heraus.

lose Pflisfische, die er aus Watte nahm und — eine Flasche Sekt. Kitty war es, als ob ein Fiedeln durch ihren ganzen Körper ginge, und sie trippelte vorsichtig mit ihren kleinen Füßchen. Aber ihr „Spaß“ ging ihr doch über alles. —

Während Heinz auspackte, rief er noch einmal zärtlich: „Kitty, komm, wollen essen!“ Natürlich wieder keine Antwort. — Sie sah sein volles Gesicht und ärgerte sich über sein überlegenes, siegreiches Lächeln. Der Grobian! Der Heuchler! Wohin so grob und jetzt



Zum 200 jährigen Jubiläum der Charlottenburger Schneiderinnung

Edith Benninghoven, Berlin.

veranstaltete die Innung am 8. September einen großen Festzug mit Trachten seit 1712. Das Bild zeigt die Kolotogruppe.

„Komm, Kitty! Oder muß ich meinen Sekt allein trinken? Fühlst du dich zu elend, um aufzustehen?“ Dieser ironische Ton!

Als er die Gläser auf den Tisch stellte, sagte er:

„Ah, du hast für mich allein gebett. Dann will ich dich nicht fördern. Gute Besserung, liebe Maus. Hoffentlich hat's nichts auf sich.“

Kitty sah, wie er mitten im Zimmer stand und einen Lachkrampf mit Gewalt zu unterdrücken versuchte. Dann öffnete er die Sektflasche und ließ den Pfropfen mit lautem Knall in die Luft fliegen. Gerade vor dem Vorhang. Gespannt lauschte er, ob sich etwas im Nebenzimmer regte. Aber nichts! Leise flüsterte er: „Sie hat doch Charakter.“

Dann setzte er sich sichtlich mißmutig zu Tisch und nahm die Serviette vom Teller. Vor ihm lag der Brief. Kitty sah, wie er erschraf. Aber sie erschraf fast ebenso sehr. Das Herz schien ihr stillzustehen. Sie zitterte und konnte sich nur mit Gewalt beherrschen.

Heinz steckte den Brief in die Tasche, trank schnell nacheinander zwei Glas Sekt und aß dann seelenvergnügt zu Abend. Er schien ganz außer sich zu sein vor Freude. Die Dessertarten behandelte er mit solcher Sorgfalt, als ob nichts auf der Welt ihn mehr interessierte. Wie jedesmal, bevor er auch jetzt die Butter, ehe er sich bediente, was Kitty in den Tod nicht leiden konnte. Also nicht einmal, wenn ihn ein so schwerer Schicksalsschlag getroffen hatte, würde der Egoist ranzige Butter essen! Gerade machte er sich daran, die Früchte zu verzehren, da klopfte es, und sein Freund, ein junger Bildhauer, trat ein.

„Guten Abend, Heinz! Ich wollte bei euch essen. In meiner Kasse ist mal wieder Ebbe. In diesem Hause hat man dafür Verständnis, das weiß ich.“

„Setze dich, alter Freund. Das ist famos! Greif zu; hoffentlich reicht es noch! Ich hatte heute einen so guten Appetit wie selten.“



Zusammenkunft Bethmann Hollweg — Graf Berchtold.

Karl Sebald, Wien.

Der deutsche Reichskanzler Freiherr v. Bethmann Hollweg (2) traf am 7. September zum Besuch des österreichischen Ministers des Aeußern Graf Berchtold (4) auf Schloß Wuchlan bei Ungar. Hradisch in Mähren ein. Anwesend waren außerdem der deutsche Botschafter in Wien v. Tschirschky und Bögendorff (1) mit Gemahlin (7), Graf Szögyenyi-Marich (3), Graf Károw (5) und Gräfin Berchtold (6).

Hastig riß er die Enveloppe herunter und las.

Kitty sah, wie er seine Augen weit aufriß. Dann sprang er auf. Sicher würde er jetzt wie ein „Wahnsinniger“, wie ein „Rasender“ nach Hut und Mantel greifen und zur Bahn stürzen. Nach Magdeburg. Ihre ganze übermütige Laune hatte sie schon wieder ergriffen. Sie biß sich auf die Lippen, um nicht laut zu lachen.

Aber Heinz griff nicht nach Hut und Mantel. Er lief aufgereggt im Atelier auf und ab und blieb dann stehen. Plötzlich streckte er die Arme in die Luft und stieß wie erlöst heraus: „Gott sei Dank!“

Kitty stand wie erstarrt. Das hatte sie nicht erwartet. Ihre Hände krallten sich in den Vorhang. Sie war nahe daran, denselben zurückzuschlagen, sich auf ihn zu stürzen und ihm die Augen auszuknagen. Aber sie beherrschte sich. Der Mann da hatte sie nie geliebt! Das war klar! Und sie hatte so fest an seine Liebe geglaubt. Eine eilige Ruhe kam über sie. Sie wollte doch sehen, wie das weiterging.

„Nein, hier hast du nichts zu sagen, lieber Heinz. Ich habe zur Veruhigung meines empfindlichen Gewissens die Erlaubnis deiner kleinen Frau nötig.“ — „Ist nicht da!“ sagte Heinz ganz vergnügt. „Ist verreist!“ Dabei strahlte sein Gesicht förmlich.

„Was, verreist? Und dann trinkst du ganz allein Sekt? Aber das verstehe ich: der Sekt deines Lebens ist deine kleine quecksilberne Frau, und du mußt einen Ersatz für ihren vridelnden, pilanten Reiz haben. Selbstverständlich! Deine Frau ist unvergleichlich! Deine Frau ist göttlich!“ Das gefiel Kitty sehr. Der Bildhauer war doch ein reizender Mensch! Hohnlächelnd sah sie auf Heinz. Aber der machte ein klägliches Gesicht, schüttelte den Kopf und seufzte. Der Bildhauer schenkte sich ein Glas Sekt ein.

„Gefällt dir meine Frau wirklich so?“

„Ganz famos, ganz famos! Gefallen ist nicht der richtige Ausdruck! Sie packt mich, sie läßt mich nicht los! Ich kann mich mit keinem

Weibe so großartig unterhalten als mit ihr. Ich verstehe nicht, wie sie auf alle ihre tollen Einfälle kommt! Und das hast du Glückspilz nun so den ganzen Tag!"

Es trat eine kleine Pause ein. Dann trat Heinz mit ernstem Gesicht an seinen Freund heran und fragte: „Sag' mal aufrichtig — aber ganz aufrichtig, Walter, hieldest du das den ganzen Tag aus?“

Der Bildhauer stuchte, sah ihn eine Minute lang nachdenklich an und antwortete dann treuherzig: „Nee, nee! Wahrscheinlich nicht! Das hält ja kein Mensch aus! Dabei würde ich verückt. Ich liebe fort. Ich glaube, ich liebe mich scheiden.“

Das kam so überzeugend heraus aus dem Munde des ehrlichen Freundes, daß es Kitty wie ein Schmerz durchfuhr und verwirrte. Nun saßen sich die Freunde einander gegenüber, und Heinz erzählte alles, was er auf dem Herzen hatte.

Kitty merkte, wie sehr es ihm eine Wohlthat war, sich aussprechen zu können. Aber sie erkannte auch bald, wie aufrichtig er sie liebte, wie er sie trotz all ihrer Schwächen doch von Herzen gern hatte. Und je weiter er sprach, um so mehr wurde ihr klar, wie sie ihn quälte.

„Ich liebe sie ja so sehr! Ich bin ja auch eine lustige, ausgelassene Natur; aber ich wage mich gar nicht mehr damit hervor, weil sie dann gleich so übermütig wird, daß es ganz unerträglich ist. Und immer soll ich mich um sie kümmern, auf sie hören, mit ihr lachen! Das kann ich nicht! Ich bin doch Künstler! Ich will doch schaffen! Aber das begreift sie nicht. Ich muß grob werden, nur um arbeiten zu können. Dann sprechen wir ein paar Tage lang kaum miteinander, und in dieser Zeit schaffe ich dann ernstlich, aber in der beständigen Furcht, daß sie zu früh für meine Arbeit wieder guter Laune wird.“

„Und was willst du jetzt machen? Du mußt doch irgendwelche Schritte tun!“ — „Ich werde gar keine Schritte tun. Ich arbeite jetzt an meinem Bilde für die diesjährige Ausstellung. Dazu habe ich ein andres Atelier mieten müssen. Hier wäre mir das ganz unmöglich gewesen. Hier kriecht sie mir immer zwischen den Beinen herum, und ich habe beständig Angst, daß sie sich auf meine Palette setzt oder ein Loch in die Leinwand stößt. Es ist die höchste Zeit für das Bild. Hoffentlich kommt sie nicht so bald wieder zurück, so daß ich damit fertig werde! Und falls sie vielleicht zu lange fortbleiben sollte, so hole ich sie wieder, aber erst, nachdem ich mein Bild zur Ausstellung geschickt habe. Sie würde mir sonst wieder alles verderben.“

Kitty verschluckte Tränen. Durch Heinz' Stimme klang eine so aufrichtige Liebe. Sie mußte sich zusammennehmen, um nicht hinter dem Vorhang hervorzustürzen und ihn mit wilden Küssen zu bedecken.

Plötzlich sagte der Bildhauer:

„Du, Heinz, eine Idee! Gehen wir auf die Redoute heute Abend! Jetzt bist du Gott sei Dank mal wieder Junggeselle.“

„Nein, mein Junge, das nicht! Es würde mir keine Freude machen. Ich müßte immer an den kleinen lieben Keil denken. In ihrer Art meint sie es ja gut. Lies mal den Brief.“

Der Bildhauer las den Brief und erlaubte sich als Freund die Bemerkung: „So zeichnen wie das ganze kleine Frauchen. Aber rührend, und mit welcher Freude sie dich einen Proleten nennt.“

Die beiden Freunde saßen sich eine Viertelstunde lang gegenüber. Keiner fand den richtige Ton zu einer harmlosen Unterhaltung. Sie hatten ihren Humor vollständig verloren.

Plötzlich sprang Heinz nervös auf.

„Du hast recht! Wir wollen auf die Redoute gehen! Wenn ich den ganzen Tag gearbeitet habe, dann muß ich abends etwas haben, das mich erheitert, das mich aufregt. Etwas Lustiges, Pridelndes.“

„Famos! Gehen wir auf die Redoute!“

Heinz ging ins Schlafzimmer, um sich in den Frack zu werfen.

Kitty stand wie leblos hinter dem Vorhang und lauschte auf jedes Wort. Sie überlegte, was sie tun sollte, und kam mit sich ins Klare. Mäuschenstill wollte sie sich verhalten, und wenn beide fort waren, ihre Sachen packen und zu ihren Eltern fahren. Sie wollte nichts von all dem zu Hause sagen. Warum konnte sie ihre Eltern nicht besuchen? Und dann wollte sie an den Bildhauer schreiben, da er ja doch einmal alles wußte, daß er ihr mitteilen sollte, wann

Heinz mit seinem Bilde fertig sei, und dann wollte sie wiederkommen, ihn um Verzeihung bitten und in Zukunft eine ganz andre werden. Ja, sie wollte es machen. Noch nie in ihrem Leben hatte sie so vernünftig über etwas nachgedacht. Da hörte sie, daß Heinz im Schlafzimmer sagte: „Mein, Walter, nimm mir's recht übel, ich bring's nicht übers Herz. Ach mal zurück ins alte Junggesellenleben! Das soll man nicht tun; vielleicht findet man wieder Gefallen da an!“

„Neberreden da! Ich dich natürlich nicht. Da muß selbstredend jeder seinem eignen Willen folgen.“

„Doch! Ich gehe! Ich ertrage es nicht, wenn ich den ganzen Tag schwer gearbeitet habe, abends trübselig allein zu sitzen! Ich brauche da etwas! Was um ist Kitty auch nicht da. Es ist ihre eigne Schuld. Warum kann sie nicht zufrieden damit sein, mich abends zu haben und mich bei Tage bei meiner Kunst zu lassen. Wir gehen auf die Redoute!“

Mit finstem Gesicht suchte er nach seinem Frack. Aber der war nirgends zu finden, obgleich beide Freunde mit vereinten Kräften suchten. „Aber wie ist das möglich? Jagenbwo muß er doch sein!“

„Natürlich,“ — lachte der Bildhauer. — „Der Gedanke ans Leihhaus liegt mir fern, nachdem ich an deiner wohlbesetzten Tafel Sekt getrunken habe. Es gibt gar keine weitere Erklärung, als daß deine

kleine Frau den mitgenommen hat. Ein Wunder wäre das doch jedenfalls nicht. Ich traue ihr vollständig zu, daß sie sich noch einen kleinen Akt erlaubt, wenn sie ihn Mann verläßt, um sich scheiden zu lassen.“

Wie zum Scherz leuchtete er unter das Bett, stieß einen Laut der Ueberraschung aus, warf sich auf den Bauch und zog das große Kleiderbündel aus der Ecke hervor. — Sprachlos sahen sich die Freunde an. Dann rollten sie es auseinander, und zu ihrer großen Freude, aber nicht ohne Entsetzen entdeckten sie den Frack zwischen den Kleidern.

Während der Bildhauer ihn vor sich hin hielt und prüfend sagte: „Na, du, tadellos gebügelt ist er dadurch gerade nicht!“, war es Heinz, als ob er hinter sich ein Geräusch hörte. Aber ehe er sich umwenden konnte, schlangen sich zwei weiche Frauenarme um seinen Hals, und eine stehende Stimme flüsterte: „Geh nicht fort, Heinz! Ich will ja alles tun, was du willst! Nur geh nicht fort!“

□ □ □



Dr. Reinhard Bruch,

der langjährige Regisseur des Düsseldorf'schen Schauspielhauses, der auch die Kaiserfestspiele inszeniert hatte, die bei Krupp stattfinden sollten, hat soeben als Regisseur am Kgl. Schauspielhaus zu Berlin mit seiner Neuaufführung der „Bluthochzeit“ einen großen Erfolg gehabt.

Indianersommer in Kanada.

Nach den ersten regnerischen und kühlen Herbsttagen kommt in Kanada noch einmal für einige Wochen milde Frühlingswärme und das Blau des Himmels wird tief dunkel und durchsichtig, und der Indianer-Sommer beginnt. Jetzt ist die Zeit für den Sportsmann gekommen: der Jäger holt seine Flinte aus dem sommerlichen Versteck, der Angler bereitet seine Geräte für den Fischfang vor und beide wandern nun frohen Herzens in Erwartung eines reichen Beutesuges in die Highlands of Ontario. Dieses riesige Wald- und Seegebiet breitet sich nördlich vom Ontario bis an den Oberen See aus und umschließt außer dem berühmten Muscoca-See den Lake of Bays, die Tamagami Forest Reservation, die „dreißigtausend Inseln“ der Georgian Bay und den Algonquin Nationalpark. Jede dieser Regionen erhält durch die Eigenart ihrer Seen und Wälder und durch die Häufigkeit oder das gänzliche Fehlen menschlicher Wohnsitz ihr besonderes Gepräge. Allen gemeinsam aber ist die zauberhafte Farbenpracht ihrer Wälder, die Tausende von inselgeschmückten Seen umschließen, und ihr großer Wild- und Fischreichtum. Der vom leuchtendsten Gelb bis zum tiefdunklen Purpur gefärbte Laubabhang des Ahorn, der so recht seine Heimat in den Hochlanden hat, grüht überall herüber. Mächtige Buchen breiten ihr Laubgewölbe über weißen Birken, und dunkles Tannengrün bildet einen wirksamen Hintergrund für das frohe Farbenspiel;

am schönsten in der Tamagami Forest Reservation. Wie der Name schon andeutet, sind die riesigen Forsten dieses Gebiets von der Regierung geschützt worden; der Holzfäller und der Ansiedler dürfen hier nicht Hand an den alten Baumbestand legen. Die ganze Region, etwa 15000 km, steht noch ebenso unberührt da wie zu den Zeiten, als sie ein Jagdgrund des roten Mannes war. Noch vor einigen Jahren war Tamagami unbekanntes Land; abgesehen von gelegentlichen Streifzügen der Boote der Hudson Bay Company kam kaum ein Weißer hierher. Erst die Eisenbahn machte dies Gebiet für den Sportsmann und Touristen zugänglich. Aber auch jetzt wird die Natur noch nicht durch moderne Hotelbauten profaniert. Wer hier dem Weidwerk obliegen will, muß Lagerausrüstung und Kanoe selbst mitbringen. Nach erfülltem Tagewerk, das in diesen weidreichen Forsten fast immer erfolgreich



Das Wa-Wa-Hotel am Lake of Bays (Kanada).

ist, schlägt er sein Zelt an einer geschützten Uferstelle auf, vielleicht deren erster Entdecker. Wenn das Lagerfeuer im schweigenden Walde knistert, die Pfeifen gleich Glühwürmchen im Dunkeln leuchten und die Jagdgefährten ihrer gehobenen Stimmung durch launige Jägerankedoten Ausdruck geben, dann fühlt sich jeder nur als Kind dieser großen Natur und entbehrt sicher nicht die Kulturgenüsse. Wenn aber hier das Erblicken eines kapitalen Sechzehners oder eines Reintieres dem Weidmann die Büchse zum sichern Schuß an

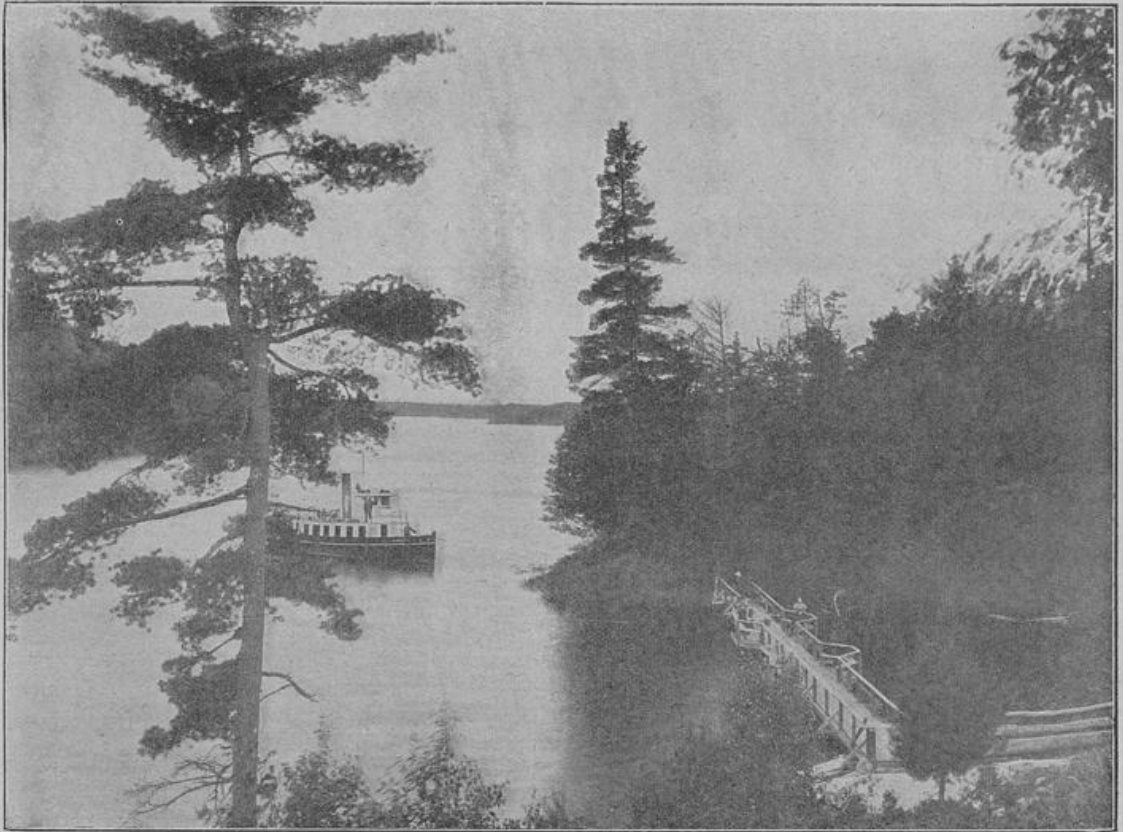


Der Muscoca-See in der Abenddämmerung (Kanada).

die Wange reißt, so muß er es sich im Algonquin National Park am bloßen Anblick genügen lassen. Alles Wild wird in diesem Park, der etwa halb so groß wie Camagami ist, geschont, es ist sogar jede Besiedelung desselben verboten. Hier gibt es ein Hotel, das den netten einfachen Namen „Highland Inn“ führt. Es liegt auf dem hohen Ufer eines vielbuchtigen Sees, von dem aus man seine Entdeckungsfahrten antritt. Denn da der Park fast wegelos ist, sind Seen und Flüsse, deren es allein hier über zwölfhundert gibt, die einzigen Verkehrswege. Sie bieten aber auch dem Angler günstige Gelegenheit zur Ausübung seiner Liebhaberei, und man sieht deren viele in eifrigster Tätigkeit. Der Ungelachsche ist bekanntlich weit mehr als andre Nationen ein großer Freund des Angelsportes, vielleicht sagt ihm dabei das völlige Schweigen und

an der Arbeit. Die durch die Biber in den Baumbeständen, vor allen denen der hübschen Inselchen, angerichtete Verwüstung wurde aber im vergangenen Jahre so groß, daß man an dreihundert abschloß.

Wer ganz den schwermütigen Janber des Herbstes auskosten will, fährt einsam in das Wasserlabyrinth hinaus. Schier endlos sind hier die Wege, immer neue Perspektiven eröffnen sich. Wo es an einer natürlichen Verbindung zwischen den Seen fehlt, sind Pfade durch den Wald geschlagen, über die man die leichten Federkanoes von einer Landungsstelle zur andern trägt. Dort kränzelt sich bläulicher Rauch auf, der von dem Blockhaus eines der „Ranger“ kommt, die hier meilenweit allein im Urwalde hausen und denen der Schutz des Wildes und das Verhüten von Waldbränden obliegt. Hell schimmernd leuchtet das Zelt eines eifrigen Sportmanns hinter dem



Der Muscoca-See im Hochland von Ontario (Kanada).

das zähe Ausharren auf Beute am meisten zu. Jedenfalls entspricht diese Art der Betätigung oder richtiger Untätigkeit des Abwartens sehr seinem Charakter. Hier wird allerdings seine Geduld nicht auf eine harte Probe gestellt, denn kaum ausgeworfen, schnellt die Angel wieder mit einem dummen Fischlein empor. Die Seen scheinen von Fischen aller Art zu wimmeln; Lachs und Hechte von mehr als zwanzig Pfund Gewicht sind durchaus nichts Außergewöhnliches, und auch die zierliche forelle widersieht selten dem leckern Bissen. Man kann manch interessanten Blick in das Leben der Tiere tun, die des Menschen Nähe weniger fürchten, weil sie geschont werden. Die Bären und Wölfe sind zwar zu scheu, um sich in die Nachbarschaft menschlicher Ansiedlungen zu wagen. Legt man sich aber in der Nähe eines im Bau befindlichen Viberdamms auf die Lauer, so sieht man nach einer kleinen Geduldsprobe diese fleißigen Künstler

Buschwerk einer Landzunge hervor. Andre ziehen es wieder vor, sich in den blockhausartigen Schutzhütten, die mehr Wärme und Behaglichkeit versprechen, häuslich einzurichten. Vom Gipfel des Sky Mount aus gleicht jeder Waldhügel einem gigantischen Blumenstrauß, wie Opale liegen die Seen zwischen ihnen eingebettet. Fern unten schwimmt ein Rudel Hirsche von einer Insel zum Festland hinüber, deutlich hebt sich das mächtige Geweih des Leittieres vom Wasser ab. Allmählich bricht die Dämmerung herein und hüllt alles in ihre Purpurgluten; durch die schlafende Natur gleitet unser Boot nach Hause. — Am Abend prasseln die Buchenscheite am Kamin, leise zittern die Klänge eines der sehnsüchtigen schottischen Volkslieder herüber, die Unterhaltung ist allmählich verstummt, jeder spinnt seine eignen Träume, es kommen Gedanken vom Werden und Vergehen; über der Stunde liegt, was der Tag brachte — Herbstzauber.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 59.

Düsseldorf, 28. September

1912.



Das am 18. September 1912 enthüllte Denkmal auf dem Schlachtfeld von Castelfidardo.

Zum Gedächtnis der Schlacht von Castelfidardo in der Provinz Ancona, wo am 18. September 1860 die Piemontesen unter Cialdini die päpstlichen Truppen unter Lamoricière schlugen, wurde am 18. September das oben abgebildete Denkmal enthüllt. Es stellt den entscheidenden Augenblick dar, nämlich den stürmischen Bajonettangriff des Kgl. 10. Infanterieregiments, der die Feinde vom Gipfel des Montecicco herunterwarf und den Weg nach Rom frei machte. Die Kosten wurden durch eine nationale Subskription aufgebracht, die Ausführung dem Bildhauer Vite Prado übertragen, der sich seiner Aufgabe mit dramatischem Realismus entledigte. Auf einer Basis von 160 qm erhebt sich ein Steinblock von 574 200 kg Gewicht, in dessen Innern sich eine Kapelle in byzantinischem Stil befindet, darin eine Tafel mit dem Schlachtbericht. Die Soldaten haben eine Höhe von 5 m, die Reiterfigur des Generals ist 3 m hoch; zu ihrer Herstellung dienten 150 000 kg Bronze. Dieses Kunstwerk, das in seiner freien und originellen Komposition weitab von aller akademischen Ueberlieferung liegt, wirkt mit seiner sprühenden Lebendigkeit und seinem romanischen Pathos äußerst malerisch. Brocheret, Roma

Nottebohms mißglückte Heirat.

Von Martin Proskauer.

(Nachdr. verb.)

Die große Glocke auf St. Anskar brummte zwölf Schläge über die Stadt hin, und die Wanduhr im „Kap der guten Hoffnung“ klingelte eifertig zwölfmal nach.

Das „Kap der guten Hoffnung“ war ein gut besuchtes Schifferlokal am Freihafen, in dem die Kapitäne und Steuerleute der Ueberseeschiffe viel Geld ließen.

Als der Schiffer Sötbeer mit seinem Fischkutter so viel verdient hatte, daß es ihm eine kleine Rente abwarf, hatte er das „Kap der guten Hoffnung“ gegründet. Aber leider hielt er es für seine Pflicht, immer noch ein Glas mehr zu trinken als der stärkste der Kapitäne, und er hatte deshalb viel Streit mit seiner Frau Johanna, geborenen Ba Kentien. Und weil in diesem Streit die geborene Ba Kentien oft siegte, ertränkte er das Gefühl der Niederlage mit neuen Grogg, bis er eines Tages auf der Kellertreppe ausglitt und aus Frau Johanna Sötbeer die Witwe Sötbeer machte.

Die stattliche und energische Frau behielt den Kopf oben, nahm sich einen Kellner und führte die Wirtschaft weiter mit dem Eifer, daß sie bald die besuchteste am ganzen Hafen war.

Jetzt saß Frau Sötbeer hinter dem mit Flaschen und Gläsern besetzten Schantisch, hatte die molligen Hände in die weiße Schürze gelegt und sah gedankenvoll in den Hintergrund der Stube, wo noch einige wenige Jecher saßen.

In einem Tisch allein hockte der Kapitän Jens Nottebohm, hielt die stumm- und oggerwöhnte Nase über ein dampfendes Glas und döselte vor sich hin.

Frau Sötbeer betrachtete ihn halb traurig, halb feindselig. Kapitän Nottebohm war verlobt und sollte morgen heiraten, und zwar eine Freundin der Wirtin, die vermögende, aber zungenscharfe Katharine Möller, eheliche Jungfrau.

Bei dem Gedanken daran fühlte Frau Sötbeer etwas wie einen Stich im Herzen, denn Nottebohm war ein stattlicher und gutmütiger Mann, den sie wohl selbst hätte erheben mögen, wenn er sie gefragt hätte — aber er hatte es eben nicht getan.

Den letzten Junggesellenabend wollte er noch in seinem Stammlokal verbringen, das liebte er, die Besizerin aber schien ihm gleichgültig zu sein.

Jorn, Reid und ein leises Weh mengten sich in Frau Sötbeer zu einem seltsam unruhigen Gemisch.

Die Wanduhr hatte ausgeklungen, da stand die Wirtin auf, strich die Schürze glatt und rief in die Stube hinein:

„Feierabend, meine Herren!“ — Die Gäste wußten, daß es dagegen keinen Widerspruch gab, zahlten und stolperten die Treppe

hinauf, hinaus in die nebelbide Herbstnacht. Nur Kapitän Jens Nottebohm blieb steif sitzen.

Sie kam näher heran:

„Schluß für heute, Kapitän. Wir wollen schlafen geh'n!“

Aber Nottebohm blieb sitzen und brummte etwas vor sich hin wie:

„Der Kapitän verläßt das Schiff nicht, er geht mit unter!“

Frau Sötbeer stellte sich dicht vor seinen Tisch und stemmte die Arme in die Hüften:

„Kapitän, Schluß! habe ich gesagt! Es ist eine wahre Schande, wenn man bedenkt, daß so'n Mann morgen Alock zehne heiraten soll!“ Sie stochte, denn ihr fiel ein, daß sie ja gar nicht nötig hatte,

für anderer Leute Bräutigam zu sorgen, aber der Jorn wuchs und bewegte ihre Zunge, und als fünf Minuten um waren, hatte der Kapitän eine Schilderung gehört, die seinem allerdings gar nicht geschmeichelten Porträt sehr ähnlich sah. Er schüttelte mit dem Kopf und wollte etwas erwidern, aber ein heftiger Schludauf störte ihn so, daß er es aufgab. Darum sah er nur mit zärtlichem Blick die Witwe an und legte seine breite Hand auf ihren festen Arm, den sie aber heftig wegzog.

„Hand weg, Sie alter Sünder! O, du mein Gott, wenn Sie Kath in' Möller so sehen möcht!“

Aber auch der Name seiner Zukünftigen übte keine Wirkung auf den Kapitän aus, und Frau Sötbeer mußte konstatieren, daß er nicht mehr nüchtern war.

Es tat ihr nicht weh, im Gegenteil; das war der Kath in, der Schlange, schon recht, daß sie ihn so bekam! Sie selber freilich hätte ihn schon gezogen, aber: „Mütt in't Vater giftt keen Fisch-

supp!“ war schon der Resignationspruch des seligen Sötbeer gewesen. Aber war denn schon alles verloren? Rasche Gedanken flogen in ihr auf und wollten nicht wieder gehen.

Inzwischen war Kapitän Nottebohm aufgestanden, hatte einen Taler auf den Tisch geworfen und stand vor der Witwe:

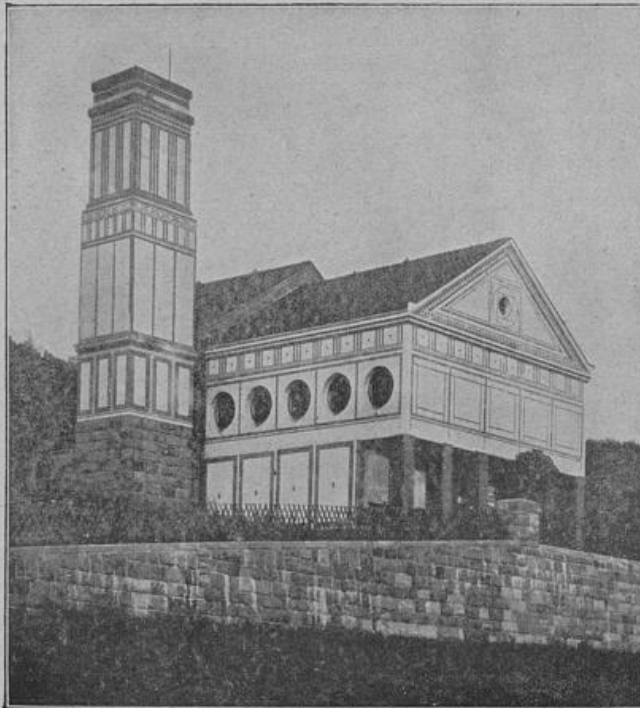
„Na, denn adje — hup — Frau Sötbeer! Denn will ich man nach mein' Schoner gehen — hup!“

„nen Augenblick, Kapitän; weil's doch mal der letzte Abend ist! Sie nahm vom Schantisch eine Flasche, schenkte dem Schiffer sein Grogglas und sich ein kleines Likörglas voll und stieß mit ihm an:

„Gute Fahrt denn morgen, Kapitän!“ sagte sie.

„Dank schön!“ grunzte Nottebohm, leerte das Glas und goß es noch einmal voll. Sie schien es nicht zu sehen, sondern rief den Kellner, der schlafsig an der Bank gelehnt hatte:

„Friß, leuchte mal dem Kapitän die Treppe 'rauf!“



Das Krematorium zu Sagen i. B., P. Solgen, Düsseldorf, das nach der am 11. Sept. eingetroffenen Genehmigung nunmehr als erstes preussisches Krematorium in Betrieb genommen wurde; Verbrennungen haben bereits stattgefunden.

Nottebohm wendete schwerfällig wie eine Brigg, die zuviel Tiefgang hat, nahm den Kurs auf die Treppe und kletterte zur Tür hinauf.

Als er oben war, rief ihm Frau Sötbeer nach:

„Halt, Kap'tän! Wollen Sie nicht lieber hier bei Friß schlafen? Es ist draußen so neblig. Sie finden sich ja nicht auf Ihr Schiff! Aber Nottebohm winkte nur mit der Hand ab, stolperte über das Schwellenholz und verschwand im Nebel.“

Friß, der Kellner, löschte im „Kap der guten Hoffnung“ die Lampen aus, rückte die Stühle zusammen und ließ polternd die Tür zufallen, um den Eisenkrampen vorzulegen.

Frau Sötbeer stand mitten im Zimmer, ließ die Arme hängen und sann nach. Friß war fertig und schlurte nach hinten, da jagte die Wirtin plötzlich:

„Friß, kommen Sie mal her. Wollen Sie heute noch fünf Taler verdienen?“

Friß wurde sofort munter und nickte eifrig.

„Stopp! Sie fahren mich ja über den Haufen!“ Aber Friß, der Kellner, dem der laute Zorn des Kapitäns seinen Standort ver-raten hatte, sagte:

„Beruhigen Sie sich, Kaptein, ich bin's! Nu wöhl't wi mal nach Ihr Schipp gahn!“

Nottebohm war viel zu betrunken, als daß ihn der unvermutet erschienenen Helfer gewundert hätte; er legte befriedigt den Arm um Frißens Schulter und schob mit großen Schritten voran.

Friß leitete die Fohet und steuerte den Kapitän geschickt den Kai entlang. Jetzt hörte man auch schon das steigende Wasser an den Dalben und Steinmauern plätschern; der Kapitän wollte nach links abbiegen und sagte: „Setz drei Strich Backbord, da drüben liegt meine „Anna!““ Friß bog ab, und sie marschierten die Reihe der Schiffe entlang, die, leise schaukelnd, an den Lauen lagen.

Jetzt hatte Friß den Namen „Anna“ hoch über sich an den Planen eines dickbauchigen Schoners entdeckt; er ging rasch weiter und gerzte den Kapitän mit, der anfangs, schläfrig den Kopf hängen zu lassen.



Die beiden Düsseldorfser Eisenbahnbrücken bei Hamm, links die neue in ihrer Vollendung, rechts die alte, 1868—70 erbaute, im Umbau.
Jean Esser, Düsseldorf.

Sie setzte ihm auseinander, was sie von ihm wollte. Friß nickte immer wieder mit dem Kopfe, dann sagte er:

„All good! Ich gah' em glits nah!“ nahm die Mütze vom Haken, öffnete die Kellertür und entschwand auf der Straße.

Kapitän Nottebohm war inzwischen im Nebel weitergetrottet. Trotzdem er seine „Ladelinie“ gewaltig überschritten hatte, hielt er ganz gut die Richtung auf den Kai zu, wo sein Schoner lag. Nur kreuzte er fortwährend die Straße und taunte an die Laternenpfähle.

Dicht neben ihm tutete etwas, ein Licht bligte auf, und ein Auto schoß vorbei, das der Nebel gleich wieder verschlang.

Der Kapitän packte erschreckt den Laternenpfahl, hielt sich fest und suchte laut vor sich hin:

„Verfluchte Wirtschaft! War das nu 'ne Heulboje oder 'n Winkfeuer? Das ist ja ein verdamnter Zustand! Pflöglich mitten in der Nacht neue Seezeichen! Das gehört ja vors Seeamt!“

Da tauchte aus dem Nebelgrau eine menschliche Gestalt, der Kapitän hielt inne und schrie:

„Se müdten sich irtt hebben, Kaptein,“ sagte Friß, „op dässe Siet ligt Ihr „Anna“ nich.“

„Doch, sie muß!“ beharrte der Kapitän; aber Friß stritt dagegen und sagte zulezt:

„Wo fall se denn liggen, wenn man op den Kai kummt, rechts oder links?“

„Backbord!“ antwortete Nottebohm.

„Na also, da hefft wi, wi hefft jo op de falsche Siet socht,“ er-nährte Friß leichtsin.

Nottebohm gab nach und ließ sich auf die andre Seite führen.

Friß suchte im Nebel die Schiffe zu erkennen, endlich fand er einen kleinen Zweimaster, der wie ein Fischstutter aussah. Große Ordnung schien auf diesem Schiff nicht zu herrschen, denn man hatte nicht einmal das Laufbrett zur Nacht weggenommen.

„Hier is Ihr „Anna“, Kaptein!“ sagte Friß.

Nottebohm war halb im Schlaf und ging über die Planke auf den Kutter, sorgfältig von Friß geführt. Nun waren sie auf dem Deck. Friß tastete im Dunkeln umher und stieß an ein paar Fässer, über



Vom Kaisermanöver: Der zum Generalfeldmarschall ernannte König von Sachsen (1) mit dem Herzog von Coburg und Gotha (2), links daneben der Kronprinz von Sachsen (3), den Brückenschlag bei Zommasch beobachtend. Eugen Jacobi, Metz.

benen ein Persennig lag. Er zerzte sie herunter und holte den Kapitän, der fast von selbst auf das heile, feuchte Tuch niederfiel, sich ein paar mal herumdrehte und sofort einschlieft.

Früh blieb er einen Moment stehen, bis der Kapitän zu schnarchen anfing, dann ging er vorsichtig vom Deck über die Planke zurück und trabte eilig über die Steinplatten des Kais dem „Kap der guten Hoffnung“ zu, wo ihn die Witwe Sötbeer erwartete.

Nachdem er seinen Bericht abgestattet hatte, nickte sie befriedigt und zählte fünf Talestücke auf den Tisch. — — —

Als am nächsten Morgen die Sonne gegen elf Uhr den Nebel bekämpft hatte und über See und Hafen schien, sah sie die Jungfrau Kathrin Möller mit den Trauzeugen, die verfürd und ratlos den Bräutigam suchten. Und Kathrin Möller setzte sich auf einen Stuhl,

weinte zu sie — und pries sich dann glücklich, daß sie einen solchen Lumpen und Liebesjahn nicht zu heiraten brauche.

Und auf der See schwamm ein kleines Schiff, auf dessen Deck die Mannschaft hinter Salzfässern einen fest schlafenden Menschen entdeckt hatte, den sie lange Zeit vergeblich aufzuwecken versuchte.

Und als er endlich erwachte und ganz erstaunt um sich sah, fragte er entsetzt:

„Wo bin ich denn? Ich soll doch heute um zehn heiraten!“

Da riefen die Schiffer, die lachend um ihn herumstanden: „Es ist Klotz elfte; und Sie sind zehn Meilen vor Helgoland auf dem Heringstutter „Zinkenwärder“! Und wir bleiben zwei Wochen auf See!“

□ □ □



Platz im Kaisermanöver.

Gebr. Hurdel, Weilin.



Vom Kaisermanöver: Der Kaiser im Gespräch mit dem Generalfürsten Fthrn. v. d. Goltz; im Gefolge des Kaisers Graf Zeppelin (X).
Eng. Jacobi, Metz.

„Fräulein Pettersson“.

Von Alfred Hedenstierna.

Der Großhändler Julius Åsp, in Firma J. G. Åsp u. Komp., ging auf der Bahnstation seiner Stadt erregt hin und her, er war ernstlich böse. Zwar zählte er erst 36 Jahre und hatte seine militärische Ausbildung zuletzt in einem einigermaßen modernen Kontor Hamburgs erhalten, aber sein Kummer war so grimmig, als wäre er ein alter Väterker, der sein ganzes Leben hinter kleinstädtischen Laden-tischen verbracht hat.

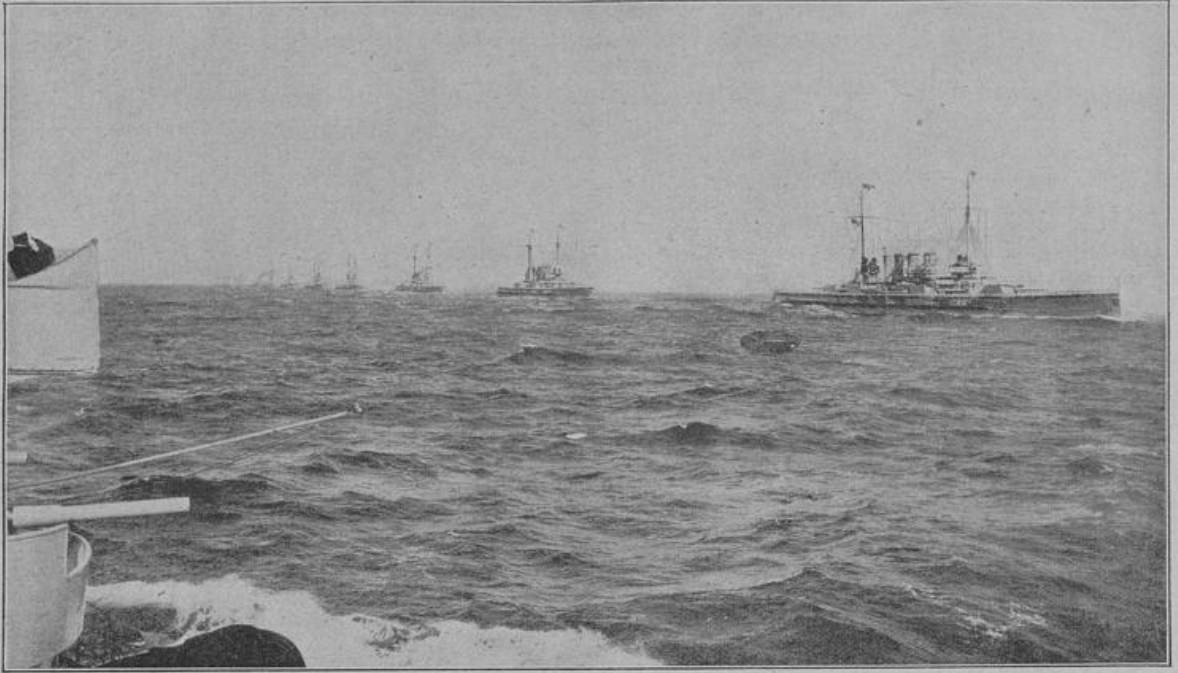
Es war aber auch keine Vergnügensreise, die er machte, rein, gerade das Gegenteil; wollte er doch bei einem ainen Landhändler

in einer kleinen Station an der schmalspurigen Kleinbahn sein Recht suchen. Dieser weniger glückliche Kaufmann, P. A. Pettersson in Sumpebo, wurde seit Jahren von J. G. Åsp u. Komp. mit Waren versehen und hatte sich Jahr für Jahr ein wenig „reingelegt“, so daß er nun mit einer für Sumpebo unerhörten Summe im Buch stand. Dergleichen passierte ja alle Tage und bringt einen Mann von Julius Åsps kontinentaler kaufmännischer Erziehung nicht aus dem Gleise.

Aber J. G. Åsp u. Komp. hatten dann einen Wechsel von 2000 Kronen auf P. A. Petterssons Haus in Sumpebo ausgestellt,



Vom Kaisermanöver: Speisung der Mannschaften im Manövergelände durch die Feldküche. Gebr. Siedel, Berlin.



Vom Deutschen Flottenmanöver 1912: Linienschiffe und Kreuzer während der Flottenparade. Gebr. Bredel, Berlin.

der von diesem akzeptiert worden war. Und als der Verfalltag kam, schrieb das Haus P. A. Pettersson an das Haus J. O. Asp u. Komp., daß seine Varmittel augenblicklich nur 200 Kronen betrügen und ihm daher die Ausfüllung des beifolgenden Prolongationswechsels auf 1800 Kronen außerordentlich angenehm wäre. —

Da öffnete sich die Tür des Wartesaales, und in das spärliche Licht des nebligen Zaru mo gers trat ein junges Mädchen he aus mit der schönsten Figur und Haltung, mit dem schwächsten Haar und den dunkelsten Augen, mit dem hellsten und argnehmsten Gesichtsausdruck. — Julius Asp blieb stehen; und als nun das



Vom deutschen Flottenmanöver 1912: Der Kaiser (4), Fürst zu Fürstenberg (2), Prinz Eitel Friedrich (5), General v. Lyncker (1), Admiral v. Müller (3) und Kapitän zur See v. Bülow (6) auf S. M. S. „Deutschland“. Gebr. Bredel, Berlin.

entzündende Mädchen — sie konnte unmöglich mehr als zwanzig Jahre alt sein — in ein Kupee dritter Klasse einstieg, fiel es ihm plötzlich ein, daß er vielleicht etwas von der Tiefe des Glücks des Hauses Pettersson in Erfahrung bringen könnte, wenn er die Wagenflasse benutzte, in der wahrscheinlich die meisten Bewohner der Sumpebogegend fuhren.

Das einnehmende junge Mädchen schlug die Augen nieder und vertiet eine liebliche Verwirrung, als sie sich zunächst mit einem Herrn von der relativen Jugend und Eleganz des Großhändlers Äsp allein befand. Das einnehmende junge Mädchen fragte den Kondukteur nach einem Damenupee und erhielt die freundliche Aufklärung, daß dessen Wärmeleitungsrohre erst repariert werden müßten und draußen vierzehn Grad Kälte seien. Julius Äsp verhielt sich trotz seines lebhaften, schlecht verhehlten Interesses respektvoll reserviert, und das einnehmende junge Mädchen beruhigte sich.

„Vielleicht ein wenig später? Wenn wir . . . das heißt ich . . . das heißt der Herr Großhändler erst Einblick in die unglückliche Affäre...“

„Nein, danke habe ich gesagt. Dergleichen Schwindel kann einem wahrlich den Appetit verderben,“ brüllte der strenge Gläubiger, „hier muß das Gericht einschreiten!“

„Ich weiß das, ach, ich weiß wohl, daß ich sehr schlecht gehandelt habe und meine Strafe verdiene nach Gottes eignen Worten; aber seien Sie doch barmherzig um meiner armen Frau und meiner Kinder willen!“ höhnte der unglückliche Pettersson.

Julius Äsp aber antwortete böse: „Die Schurkerei ist denn doch zu groß, um Barmherzigkeit aufkommen zu lassen. Sie hatten für einen so kleinen Ort einen ungeheuren Umsatz an Spezereien. Entweder ist diese Buchführung unvollständig oder Sie haben noch ein paar Kladden, die Sie mir verbergen. Holen Sie sie sofort! Ich



Die Prozession des Eucharistischen Kongresses in Wien auf dem Heldenplatz, die leider bei strömendem Regen stattfand. C. Seebald, Wien.

In einem kalten, frühen Januarmorgen reist man mehr von als nach einer Kleinstadt, und die Aufmerksamkeit der beiden wurde während der ganzen Fahrt nicht durch viele Mitreisende abgelenkt. Der Großhändler versuchte es mit einigen achtungsvollen Bemerkungen über die Gegend und das Wetter und erhielt darauf einige kurze und vorsichtige Antworten.

Der Großhändler befand sich in einer so angenehmen Stimmung, daß er sich erst eidentlich wieder herausarbeiten mußte zu seinem früheren Grimm und Groll, als er in Sumpebo dem elenden P. A. Pettersson gegenüberstand, der ihn zitternd erwartete, angehan mit seinem Sonntagstod und seinem schwarzen Schlips, nüchtern als man ihn seit langem in Sumpebo gesehen hatte, Schweißperlen auf dem kupferroten Gesicht, das dünne rote Haar sorgfältig mit Wasser nach hinten gebüschelt. In dem jaß mehr als behaglich geheizten „Salon“ hatte er all seine Bücher auf dem Tisch ausgebreitet. Zitternd fragte er, ob er nicht ein kleines Frühstück bringen lassen dürfte, erhielt aber eine barsch abweisende Antwort.

will der Sache doch auf den Grund gehen.“ — Der unglücklichste aller Petterssöhne trat ab, und sein armer Ladendiener stand da und zitterte wie Gelee in einer überfüllten Schale, wenn man in der Nähe des Eßtisches schwer auftritt. — Da öffnete sich die Tür und herein trat — die einnehmende junge Dame aus der Eisenbahn, ohne Hut und Mantel, sie schien also wohl zum Hause zu gehören. Sie errödete leusch und entzündend, als sie sich dem armen Buchhalter näherte.

Julius Äsp wurde es plötzlich links unter der Weste entsetzlich warm. Daß er in seinem Zorn so blind gewesen war, es nicht einmal zu bemerken, daß auch sie in Sumpebo abgestiegen war! Aber nun wollte er nichts versäumen.

„Bitte, stellen Sie mich der Dame vor,“ murmelte er dem kleinen Buchhalter zu.

Dieser zuckte zusammen und riß die Augen auf. Gehörte denn diese freundliche Stimme demselben Manne, dessen Worte soeben wie ein befändiges Rasseln mit Gefängnischlüsseln geklungen hatten?

Aber in Sumpebo gab es sowohl einen Schlittschuhklub wie auch einen Festsaal, so daß der Jüngling nicht völlig verloren war, sondern mit relativer Eleganz sagte:

„Verzeihung ... vielmehr, gestatten Sie mir: Herr Gro... Gro ... Großhändler Asp, Frau ... Fräulein Pettersson.“

Die Tochter des so grausam behandelten armen Mannes! Armes, liebes Kind! Julius Asp hätte nicht den Schönheitsjinn haben müssen, den er besaß, und nicht in so hohem Grade Junggeselle sein müssen, wie er es war, um sich nun nicht sehr höflich zu verbeugen und zu sagen:

„Vielen Dank für die Reisegeellschaft, Fräulein Pettersson! Öffentlich beunruhigt Sie mein Erscheinen hier in keiner Weise...“

Das tat es wohl dennoch, denn sie antwortete nicht und zog den kleinen Buchhalter, nachdem sie dem Großhändler schüchtern zugenickt hatte, aus dem Zimmer in das Kontor. Armes, kleines Mädchen! Da stand sie nun wohl mit klopfendem Herzen und fragte, wie es um den Vater stehe, und der kleine Buchhalter mußte ihr ja dann von all seiner Unbar-

berzigkeit erzählen. Wie konnte er auch so hart und herzlos sein!

P. A. Pettersson kam nun wieder herein mit der Miene und Haltung eines Schläge fürchtenden Hundes und zuckte zusammen, als der gefürchtete Gast sich erhob und freundlich sagte: „Wollen Sie sich nicht in Ihrem eignen Hause wenigstens setzen, Herr Pettersson? Dann verhandelt sich's besser. Nehmen Sie die ganze Sache nicht so gefährlich, lieber Herr Pettersson. Wir Kaufleute sind ja alle dem Wechsel der Konjunktur unterworfen, und es ist eine Freude, wenn man sich gegenseitig Rücksichten erweisen kann.“

Der völlig zeitnirische Pettersson trodnete sich mit dem Taschentuch den kalten Schweiß von der Stirn, riß Augen, Mund und Ohren auf und glaubte zu träumen. Herr Asp fuhr fort:

„Wir verzärtelten Stadtbewohner geraten ganz aus dem Gleichgewicht, wenn wir an einem schaurigen Wintermorgen früh auf und

hinaus müssen. Die gute Laune ist verloren ... Aber hatten Sie nicht die Güte, mir vorhin von einem Frühstückchen zu sprechen. Vielleicht könnte ich dadurch wieder zu einem angenehmeren Menschen werden, also wie wär's ...“

„O, Herr Großhändler, Sie sind zu gütig ... erlauben Sie, daß ich einen Augenblick ...“

„... wegen der Butterbrote Bescheid sage? Bitte sehr, und dann ordnen wir unsre kleinen Angelegenheiten während des Wartens.“

Die von dem Großhändler vorge schlagenen Ausgleichsbedingungen ließen Pettersson immer stärker an eine plötzliche Gestirbörung bei seinem Gast glauben, und damit diese für ihn so segensreich wie irgend möglich würde, legte er noch vor dem Frühstück jeden Punkt der Abmachungen schwarz auf weiß fest.

„Und wo haben wir Fräulein Pettersson?“ fragte der Großhändler, als er in das Speisezimmer trat und der simplen und verlegenen Frau des Hauses entgegensteht wurde.

„Herr Gott, die ist nun tot,“ meinte Herr Pettersson.

„Was sagen Sie da? Fräulein Pettersson ist tot?“

„Ja, Weihnachten vor zwei Jahren ist sie gestorben, meine liebe Schwester, die uns eine große Hilfe gewesen ist, sowohl im Laden wie im Hause,“ versicherte Pettersson dankbar. Das Frühstück war weniger heiter, als Julius Asp es erwartet hatte, aber selbst die langweiligsten Beratschaltungen erreichen schließlich ihr Ende, und als dieses auch hier eintrat, ging der Großhändler in den Laden und suchte den Buchhalter auf.

„Sagen Sie mal, mein junger Freund, wer war die junge Dame, Fräulein Pettersson meine ich, die vorhin hier war? Ist sie nicht die Tochter des Hauses?“

„Aber nein, Herr Großhändler. Das war die Tochter der Witwe Pettersson. Die wohnen hier oben, und ihre Mutter hat so schreckliche Zahnschmerzen, daß sie herunterkam, um unsern Blutegel zu leihen, der im Kontor aufbewahrt wird; wir haben nämlich in Sumpebo nur den einen Blutegel.“



Die St. Michael'skirche in Düsseldorf-Sierensfeld. Einweihung am 29. September 1912.
Jof. Henne, Düsseldorf.

Bergischer Abend. Von Karl Ruh. Schmidt-Kemscheid.

Der letzte Tropfen schwillt am toten Rade,
Die Hammer ruh'n.
Nun kommt auf schleierüberhangnem Pfade
Die Nacht auf leisen Schuh'n.
Sie deckt vom Kleid des Tags den letzten Zipfel
Am Uferbord,
Und löst des Abends Gold von Firn und Wipfel
Und trägt es fort. —
Von allen Bergen fällt in goldnen floren

Der weiche hall weckmüder Abendglocken,
Und rann von Blatt zu Blatt — and tropft ins Ried,
Durchsilbert Kraut und Moos.
Verklingend perlt in dunklem Weihers Schoß
Des Tages letztes Lied.

Aber morgen, wenn sich im Lederschu
Die Arbeit rekt, wenn der Wassersturz
Niederwuchtet aufs Rad,

Dann steht im Hotten ein singender Ton —
„Den Hammer! den Hammer! Schlag zu, mein Sohn!“
Das wadert im Amboß, das wirft sich ins Her,
Das jukt durch die Arme ins hallende Er,
Und rekt sich ins Licht: Es schreitet vom Tal
Aufwärts ein schwelender Mächthorah,
Bis jede Zinne im Klange steht:
So hämmern die Berge ihr Morgengebet.
Die singenden, klingenden Berge.

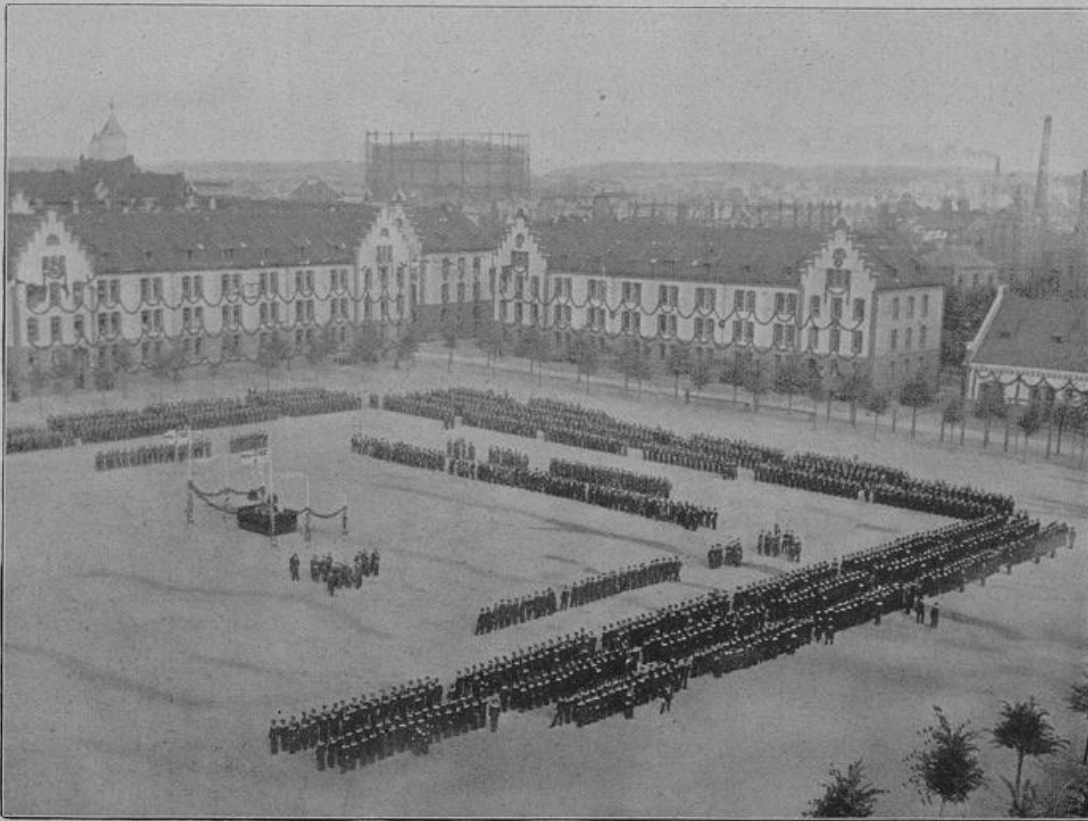
Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 40.

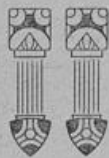
Düsseldorf, 5. Oktober

1912.



Zum 25jährigen Jubiläum der I. Torpedobootsdivision in Kiel.

Zu den Jubiläumsfeierlichkeiten der I. Torpedobootsdivision in Kiel am 24. September fand ein allgemeiner Appell auf dem Wiker Exerzierplatz statt. Zahlreiche Flaggoffiziere und ehemalige Offiziere der Torpedobootsdivision nahmen an der Feier teil. Erschienen waren ferner u. a. Großadmiral v. Köster, Admiral v. Fischel, die Vizeadmirale z. D. v. Arnim, Schmidt, Breusing, die Kontreadmirale Kans, Koch u. a. Hierauf folgte ein Festgottesdienst und daran schloß sich eine Parade, die der Kommandeur der Torpedobootsdivision Kapitän z. See Hartog hielt. Nach der Parade überreichte eine Abordnung ehemaliger Angehöriger der Torpedobootsdivision eine Adresse. Dann fand ein Festessen im Offizierskasino statt. Photo-Union, Berlin.



Wie Kofibrovsky Geschäfte macht.

Von Koloman Mikszáth.

Einzige autorisierte Uebersetzung aus dem Ungarischen von E. Langsch.



Sie kennen doch Kofibrovsky? Wenn nicht anderswoher, dann aus meinen Erzählungen. Ob er oben oder unten ist, stets bleibt er der Gentleman. Als er einst auf Jahre verschwand, hieß es: „Nun ist er abgefallen, nun ist es aus mit ihm, er schmachtet bei einem russischen Herzog.“ Eines Tages jedoch tauchte er in seinem alten Glanze wieder im Klub, auf den Rennplätzen, unter den Politikern in Krakau, Wien und Budapest auf.

Vor zwei Jahren, da er in Graz seinen Wohnsitz aufschlug, sprachen diejenigen, die seinen Aufenthaltsort kannten: „Nun ist es aber wirklich mit ihm zu Ende, jetzt pfeift der lustige Bruder auf dem letzten Loch. Er ist Agent der Firma Kruse & Comp., die sich mit dem Verkauf von Liegenschaften beschäftigt. Agent und Graz! Schreckliches Ende!

Als er die Geldsumme in seiner Brieftasche fühlte, sprach er auf seiner Reise nach Ungarn zu sich:

„Jetzt sei klug, Koffi, jetzt nimm dich in acht. Das ist der letzte Strohhalm, welchen dir das Schicksal reicht. Gehe nicht Kartenspielen, sag' ich dir, sondern erwirb dir mit Klugheit und Geschicklichkeit deine alte glänzende Position zurück. Höre auf mich, du hast genug bei Kruse & Comp. gelernt.“

Er hielt wirklich Wort und stieg bis zum Templiner Komitat nicht aus. Dort kaufte er für 80 000 Gulden eine Besitzung, wie er sie gerade benötigte. Er benötigte nämlich eine solche, die sonst kein Hund gemocht hätte.

Es sollte dabei viel Wald sein, der möglichst unzugänglich war,



Gruppenbild vom 13. rheinisch-westfälischen Stenographentag Stolze-Schrey in der Tonhalle zu Düsseldorf.

E. Bogulat.

Daraus gibt es keine Auferstehung.“ — Und doch erstand er wieder.

Damit dies aber geschehen konnte, mußte vorher jemand sterben. Dieser Jemand war seine alte Nichte, welche sich durch Anfertigung künstlicher Blumen in spätem Jahren etwas Vermögen erworben hatte. Da sie kinderlos blieb, erinnerte sie sich, als sie ihren Tod herannahen fühlte, des kleinen Schelmes, den sie einst nährte, und sie hinterließ ihm 20 000 Gulden und einen Laden voller künstlicher Blumen.

Nachdem Kofibrovsky von dem Geschehenen Kenntnis erhalten hatte, reiste er nach Lemberg und holte nach der ihm vom Zufall gespendeten Erbschaft wie der Hund nach der Fliege. Er sagte sich: „Kleine Fische, gute Fische.“ Die verewigte Aloisia handelte ganz richtig und logisch. Als sie Milch hatte, verjah sie den kleinen Kofibrovsky mit Milch, jetzt gab sie ihm etwas Festeres. Zwar klappte dazwischen ein riesiger Zeitabschnitt, aber das machte nichts aus.

Der Graf nahm das Geld. Den Laden schenkte er, da er der Erbschaftsregulierung wegen eine Woche in Lemberg hätte bleiben müssen, einem hübschen Trafikfräulein, mit der er in der Eile Bekanntschaft geschlossen hatte.

dann ein großes Schloß und einige Felder, auf denen etwas Grünes wuchs, es brauchte nicht gerade Weizen zu sein. Zu viel Ansprüche muß der Mensch nicht stellen. In Templin gibt es solche gottverlassene Dominien genug, und Trimez gehörte zu ihnen. Ursprünglich war es in den Händen eines Kirchenkurators, der es benutzte, um die Rolle des für das allgemeine Wohl besorgten Standesherrn zu spielen. Er lauerte nämlich voll Ungeduld, ob nicht irgendwo ein Brand ausbrechen, und bot dann den Geschädigten Bauholz aus den Trimezer Wäldern ohne Unterschied der Konfession an. Er konnte dies tun, denn die ganze Sache kam nur für die Zeitungen in Betracht. In Wirklichkeit hatten die Betroffenen an dem Brande genug, sie wollten nicht noch für das unentgeltliche Bauholz ihr Leben und das des ihnen geliebten Rindviehs aufs Spiel setzen. Es war todesgefährlich, von dort nur einen Span zu holen, und es kam teurer, als wenn sie es aus der Homonaer Apotheke bestellt hätten.

Nach dem Tode des Kurators erbeite sein Neffe das Dominium, dem es nicht das geringste einbrachte und der schon vor dem Bankrott stand, als sein Freund Kofibrovsky erschien und ihm 80 000 Gulden dafür bot.

„Du hast doch nicht etwa ein Goldbergwerk entdeckt, Freundschen?“

Der Graf lächelte geheimnisvoll.

„Das wirst du schon noch erfahren.“

Sie setzten rasch den Vertrag auf, und Kofibrovsky schob 30 Tausend Kronenscheine als Angeld hin. Dann reichte man sich die Hände und trank auf den Kauf, wie es in Ungarn und überall auf der Welt Sitte ist.

Die Besingung bestand aus 1800 Morgen Wald und 400 Morgen sogenanntem andern Boden, der sehr geeignet zum Ziegelmachen gewesen wäre; Steine gab es auch so genug. Außerdem sprudelten hier und da herrliche klare Wasserquellen, welche für Pest sehr verlockend gewesen wären, die aber hier niemand beachtete.

Kofibrovsky fuhr nach dem Kauf gleich nach Somona, um dort der Verschönerung des Schlosses wegen zu unterhandeln. Bald betrat er den Laden eines mit altem Eisen handelnden Juden, wo der vornehm gekleidete Herr wenig hinzupassen schien.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte der Besitzer devot.

„Könnten Sie mir alte Hirschgeweihe verschaffen?“

Der Jude blickte den Grafen staunend an, ob er nicht scherze, dann aber schlug er sich vor die Stirn. „Nicht wahr, zur Bierde des Zimmers?“ sagte er, erfreut, daß er es herausfand.

„Ja, zu etwas dergleichen.“

„Freilich kann ich das; Mißa Kramer kann alles. Mißa Kramer hat viele kleine Kinder, und die Armut ist der beste Lehrmeister.“

„So besorgen Sie mir Geweihe, je eher, je lieber.“

„Wieviel wünschen Sie ungefähr?“

„So an acht Wagen voll.“

Miße Kramer schlug erschrocken die Hände zusammen.

„O weh mir, so viel Hirschgeweihe gibt es ja gar nicht.“

„Sie sind ein Narr, Kramer, es gibt schon.“ Der Graf zog sein Brieftäschchen hervor, der er einen Hundertler entnahm.

„Hier ist etwas zur Ermunterung,“ sagte er. „Ich zahle gut, wenn ich alle bekommen habe. Sie können groß, klein, zweiseitig,



Vom Korpsmanöver des 8. Armeekorps: Ausbruch zum Rheinübergang von Kripp nach Linz.

vielseitig sein, das ist ganz gleich, nur Hirschgeweihe müssen es sein. Mitte März komme ich und lasse sie abholen.“

Kramer versprach sie zur angegebenen Zeit zu liefern, und Kofibrovsky reiste darauf ruhig nach Budapest. Dort kaufte er ein schönes Bierergespann und für billigen Preis einige alte landwirtschaftliche Maschinen und schickte alles nach Trimez. Vor das Schloß stellte er zwei ebenfalls billig erworbene Kanonen auf, die sich ganz ausgezeichnet an dem Eingange ausnahmen.

Unterdessen besuchte er in Pest fleißig das Kasino und saß Tag für Tag sitzend neben dem alten Grafen Bagranyi, der als leidenschaftlicher Wetteker bekannt war. Sein drittes, viertes Wort lautete stets: „Wer wettet mit mir?“

Kofibrovsky wartete die Gelegenheit ab, bis er auf ein Lieblingsthema zu sprechen kam und eine ungeheuerliche Behauptung (darin Bagranyi groß war) aufstellte, an der er zu zweifeln wagte.

„Wettest du mit mir?“ rief Graf Bagranyi mit gewohnter Festigkeit.

„Es kommt darauf an, um was,“ antwortete Kofibrovsky bescheiden.

„Um was du willst.“

„Gut, so wetten wir um 30 Saß lebendige Hasen.“

Bagranyi lächelte, aber er schlug in die dargebotene Hand ein und verlor die Wette.

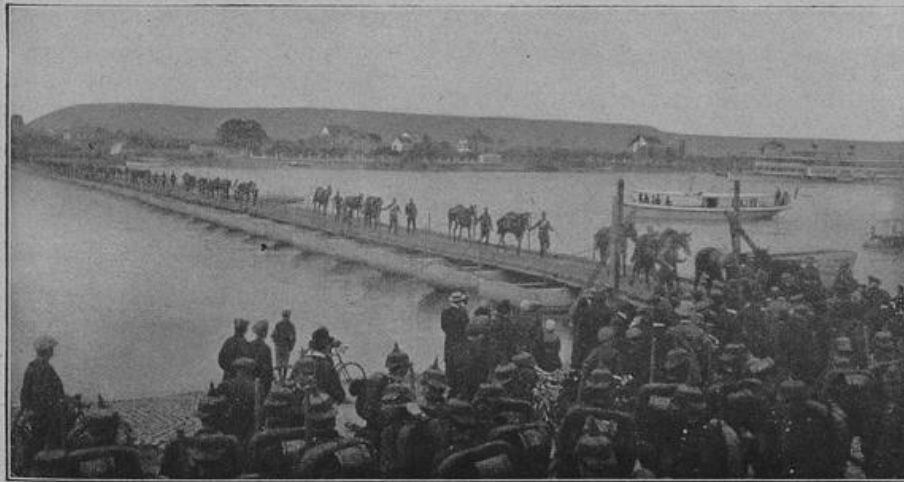
Als es zur Bezahlung kam, hätte er die Hasen gern in Geld um-

gewandelt, doch Kofibrovsky ging darauf nicht ein, und so lächerlich es war, er mußte an die Verwalter seiner verschiedenen Güter schreiben, daß sie ihm in natura die Langohren verschafften.

Endlich war der Winter vorüber, die ersten Frühlingsblumen begannen aus der Erde hervorzusprießen, und Kofibrovsky schickte sich an, sein Vermögen zurechtzumachen.

Die sechs Wagen mit den Hirschgeweihen waren aus Somona angekommen. Am andern Tage nahm er Arbeiter, für jeden Wagen vier, an, wozu sie nach verschiedenen Teilen des Waldes hin aufbrachen.

„Nun, Kinder,“ sagte der Graf; „werft die Geweihe schön aus.“



Vom Korpsmanöver des 8. Armeekorps: Truppenübergang auf der von den 8. Pionieren geschlagenen Brücke über den Rhein bei Linz am 19. September. G. Lang, Mönchsdorf.

Die Männer staunten. „Wozu soll denn das?“
Kofibrovsky lachte.

„Wenn wir Geweihe auf den Boden auswerfen, werden Hirsche daraus wachsen.“ Dabei zwinkerte er listig mit den Augen. „Ihr müßt sie aber einzeln hinlegen, nicht auf eine Stelle, dann etwas Laub darauf streuen, so wie es die Hirsche selbst machen.“

Unsre Erde ist ein nährreicher Planet. Sie freut sich auf nichts so wie auf den Frühling und auch darauf nur so an zwei Wochen. Da aber zieht sie ihr prächtigstes Gewand an. Tüpfelfarnen bedecken kniehoch die Felder, Fingertraub und Schafgarbe spritzen hervor. Wer sich mit Laienangen sieht auf dem Trimejer

Felde umschaut, glaubt einen reichen festen Landstrich vor sich zu sehen. Es ist herrlich, der fufshohe grüne Schleier über der rötlichen Erde! Wen das nicht bezaubert, der ist ein schlechter Mensch, wen es aber bezaubert, ist ein Esel, denn diese grünen Kräuter sind zu nichts gut auf der Welt, nur um den Augen zu gefallen. Das Trimejer Feld

gleich einem faulen Pferde, es spielt, es springt, es stampft mit den Hufen, doch wenn man es zu nützlicher Arbeit einspannt, rührt es sich nicht. Du kannst es düngen, pflügen, eggen, es sagt slowakisch „nye mozsem“, ich kann nicht. — Kofibrovsky wußte aber ganz genau, womit man Gänse

flößt, und als der Frühling kam, fuhr er nach Berlin, um einen Käufer unter den dortigen Geldaristokraten zu suchen. Er fand auch einen, denn in Deutschland ist alles reichlich vorhanden, nur keine Felder. Selbst der Kaiser besitzt nur 30 000 Morgen. In dieser Zeit suchte ein reicher Bankier eine wildreiche Besitzung im Auslande. Kofibrovsky machte sich mit ihm bekannt, und als der Bankier ihm seine Wünsche vortrug, entgegnete er:

„Das können Sie bei uns finden, ich habe sogar selbst eine Besitzung zu verkaufen, wertvolles Ackerland, prachtvolle Wälder. Sehen Sie es sich einmal an, Herr Baron, falls Sie in die Gegend kommen.“

„Um, gibt es auch Wild genug darin? Denn sehen Sie, Graf Kofibrovsky, ich habe viele Geschäftsverbindungen mit hohen und



Von den französischen Manövern: Aufsuchen Verwundeter auf dem Schlachtfelde durch Hunde.
M. Branger, Paris.



Von den französischen Manövern: Uebergang über die Pienne.

Underwood & Underwood.

höchsten Persönlichkeiten, denen ich ihre Liebenswürdigkeit nicht anders zurückgeben kann, als sie ein-, zweimal im Jahre zur Jagd zu loben. Ich brauche daher ein Jagdschloß und einen schießfertigen Wildstand."

Kosibrowsky winkte geringschätzig.

"Dann werden wir wohl kein Geschäft miteinander machen können, lieber Herr Baron Knopp, denn meine Besingung ist keine Zugabe für Hasen, keine Fundation für Wild. Sie ist ein kultiviertes Europa, ein kleines Paradies, in dem die Jagd nur in zweiter oder dritter Reihe kommt. Uebrigens ist sie auch dafür erstklassig."

"Glauben Sie?"

"Bitte, schauen Sie es sich einmal an, obgleich ich auf diese Sache kein Gewicht lege."

"Jagen Sie nicht?" staunte der Baron.

"Niemals. In meinen jungen Jahren erschoss ich einen Treiber. Ich war noch ein Kind, der Sproß einer feudalen Familie und in den mittelalterlichen Vorurteilen erzogen. Als mich mein Vater zum erstenmal zur Jagd mitnahm, hörte ich sagen: „Soudso viel Mehe und Hasen sind zur Stredde gebracht und außerdem zwei Treiber verwundet worden.“ Ho, ho, dachte ich, man jagt also auch Treiber, und da ich mich schänte, noch nichts erlegt zu haben, legte ich auf einen in der Nähe stehenden Barischen an und erschoss ihn. Sein Schmerzgeschrei machte aber solchen Eindruck auf mich, daß ich mir



Dr. C. A. Schröder, der neue Bürgermeister von Hamburg. Int. Ill.-Comp.

die das Essen kochte, und der Diener des Grafen, zugleich sein Sekretär, der eigentlich selbst ein polnischer Graf Styridersky war, gegenwärtig aber den Grafentitel ablegte und als Baptist eine Rolle auf der Trimzer Herrschaft spielte.

gelobte, nie mehr auf die Jagd zu gehen, und ich habe es bis heute gehalten."

"Sie sind ein fester Charakter, Graf Kosibrowsky," meinte der Preuße. „Und was für Wild gibt es in Ihrem Walde?"

"Ich denke, allerlei Arten."

"So werde ich mir Ihren Besitz ansehen."

"Wann?"

"Wann immer."

Kosibrowsky sann nach.

"Jetzt habe ich nicht gleich Zeit; wenn es Ihnen aber recht ist, kommen Sie um Ostern herum."

Der Baron sah in sein Notizbuch.

"Ich werde am 24. April abreisen und am 26. mit dem Mittagzuge dort sein. Sind Sie einverstanden?"

"Ich werde Sie an der Station erwarten."

Es war ein schöner Frühlingstag, als Kosibrowsky am 26. April in seinem verwünschten Schlosse, in welchem nur vier Personen hausten, erwachte. Die vier waren ein alter Knecht, der die Kuh sorgte, der Kutscher, in dessen Händen vier Paradeperde gegeben waren, eine Magd, die das Essen kochte, und der Diener des Grafen, zugleich sein Sekretär, der eigentlich selbst ein polnischer Graf Styridersky war, gegenwärtig aber den Grafentitel ablegte und als Baptist eine Rolle auf der Trimzer Herrschaft spielte.



Aufführung von Calderons „Circe“ im Schloß Schleißheim bei München zu Ehren des Deutschen Ingenieur- und Architektenvereins. Die künstlerische Anordnung traf Prof. Emanuel von Seidl; die Kosten der einmaligen Aufführung betragen etwa 30000 Mk. Hofatel, Gebr. Hiesl, München.

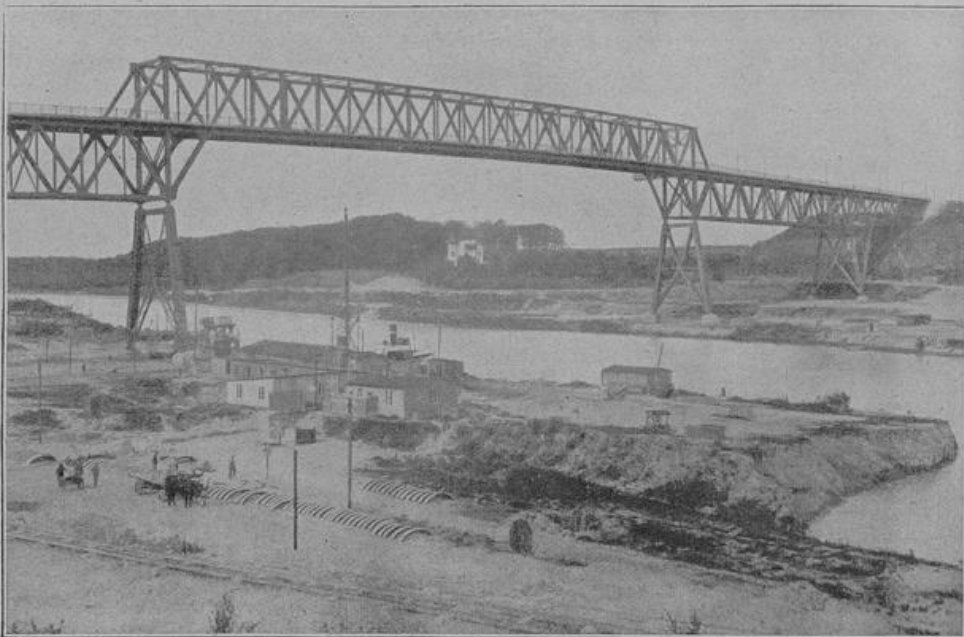
Kosibrovskys Gewohnheit war, im Bett zu frühstücken und danach eine Pfeife zu rauchen.

„Baptist,“ sagte er, „stopfe mir meinen Cibak und bringe ihn her.“

„Warte, bis ich mein Frühstück gekocht habe,“ entgegnete Baptist. (Es kam nämlich auch vor, daß Kosibrovsky der Diener Baptists war, denn das Glüd ist in Polen wandelbar.)

„Heut' ist für uns ein großer Tag,“ begann der Graf, nachdem er seine Pfeife erhalten hatte. „Heut' muß sich zeigen, was aus uns wird. Wie still es jetzt noch hier ist; nachmittag aber soll Leben herrschen.“ Er blickte auf die Uhr.

„Noch eine Stunde haben wir Zeit, dann beginnt die Vorstellung. Der Koch kommt mit dem Küchenjungen und den Lebensmitteln aus Pest. Du kannst nach Ollad gehen, wo die Treiber versammelt sind. Diese Nacht müssen nämlich die dreißig Sack Ha'en angekommen sein. Du bleibst bei den Treibern und wirst sie anweisen, daß unsere Stützen am rechten Ort, auf die rechte Weise und zur rechten Zeit ihr Leinwandgefängnis verlassen... Aha, ein Geräusch unter den Fenstern, die aufgenommenen Pflüge. Die Esel. Was wollen Sie? Ich bestellte



Die große Brücke über den Kaiser-Wilhelm-Kanal bei Holtzenau, die am 28. September durch Prinzessin Heinrich dem Verkehr übergeben wurde.

Photo-Union, Berlin.

sie doch erst für nachmittag. Ach, Baptist, es kostet mich viel! Wenn die Sache nicht glückt, sind wir verloren.“

Ein geräuschvoller Tag brach für Trimez an. Während Kosibrovsky seine Pfeife rauchte, belebte sich der ganze Hof. Livrierte Diener eilten hin und her, Wagen mit allerlei Dingen beladen fuhrten ein, dazwischen auch mehrere leere Kutschen und Sandhschneider.

„Aha, die geborgten Wagen,“ murmelte der Graf.

Diesem folgte ein offnes Fuhrwerk voll reizender Bauernmädchen, nach diesen ein zweites voll schlanker Bauernburtschen und ein drittes, in welchem Zigeuner mit Geigen, Bratschen und Zimbeln saßen.

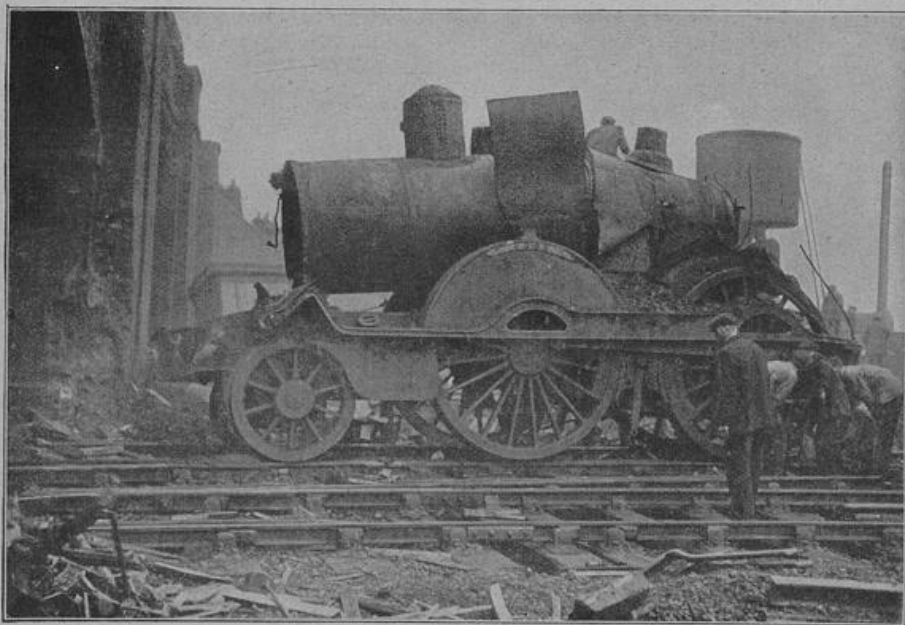
„Wozu sollen denn die?“ fragte Styriwersky.

„Das sind unfre Hofzigeuner; führe sie in die Kammer, dort sind die Aufzüge, die ich von der fallierten Kalkhauer Schauspielergesellschaft kaufte, ziehe sie ihnen an. Nun aber ist es Zeit, daß ich aufstehe.“

Sorgfältig kleidete er sich an. Während des Rasierens blickte er wiederholt zum Fenster hinaus, denn jeden Augenblick geschah etwas, als ob sich ein Theaterstück da draußen abspiele, in dem die vorher ausgezirkelten Auftritte und Aufzüge zur rechten Zeit einträfen.

„Ah,“ sagte er befriedigt mit den Fingern schnippend, „jetzt kommt der Landwirtschaftsminister.“

Jetzt sprang sogar Styriwersky ans Fenster. Ein Minister in Trimez war eine



Zum Eisenbahnunglück bei Dilton Junction: Die Lokomotive nach dem Anfall.

Am Abend des 18. Septembers sprang die Lokomotive eines Schnellzuges nach Passieren der Mersey-Brücke aus dem Gleise und fuhr mit voller Wucht gegen den Steinpfeiler einer Ueberführung. Der Zug selbst fuhr weiter und gegen den erhöhten Bahnsteig der Station, wobei die Wagen zusammengedrückt wurden und zum Teil in Brand gerieten.

17 Personen wurden getötet und an 50 schwer verletzt.

Gebr. Haedel, Berlin.

Sache, die einen schon auf'regen konnte. „Hahaha!“ sagte er. „Das ist ja Slanzil, der Fiestalische aus Homona.“

Er war es. Feiertlich in Schwarz gelleidet, als ginge er zur Kirche, trat er ein.

„Guten Morgen, liebes Gräßlein. Hier bin ich, pünktlich wie der Tod. Gott gebe ein gutes Geschäft.“

„Nun sehe dich, Leopold, und trinke einen Slibowiz. Dann sehet hier zum Rechten, während ich zur Bahn nach den Gästen gehe.“

„Wann kommen sie?“

„Mit dem Einuhrzuge.“

„Wer kommt?“

„Er und sein Sekretär.“

„Fachleute?“

Kojibrowsky zog die Schultern.

„Der Baron soll sogar ein Buch über die Jagd geschrieben haben.“

„Das ist gut, Freundchen, „Jaudzie Slanzil.“

„Denn in was die Deutschen Fachleute sind, davon wissen sie am wenigsten. Wie alt ist er?“

„Nahe an Siebzig.“

Slanzil rieb sich die Hände vor Freuden.

„Das sind die besten Jahre, die sogenannten Affenjahre. Wie alt ist denn wohl sein Sekretär?“

„Das ist ein ungefähre 25jähriger Mann, namens Hank.“

„Er wird ein unerfahrenes Bürschchen im Ziegenbodalter sein.“

Für ihn ist die Mische gut. Ich werde sie einstudieren.“



Ein Schwimmtretmotor.

Phot. Charles Dellus, Paris.

Ein Herr Migliorino in Billancourt bei Paris hat einen Apparat konstruiert, mit dem selbst jeder Nichtschwimmer sich stundenlang in einem Tempo von 10 Kilometer in der Stunde vorwärts bewegen kann, ohne sich besonders anzustrengen. Der Apparat besteht aus einer etwa 2 Meter langen Stange, an der vorn und hinten je ein Kasten zum Tragen des Schwimmers befestigt ist. Die Fortbewegung geschieht durch Treten der Pedale, die eine kleine Schiffschraube in Betrieb setzen. Der Apparat, der sich übrigens bequem zusammenlegen und verpacken läßt, soll nicht nur als sportlicher Apparat, sondern auch als Rettungswerkzeug dienen. Das Bild zeigt die Inbetriebsetzung des Apparates zu Lande, da er im Wasser nicht sichtbar ist.

Was wollte ich sagen. Ja richtig... Gott verfließ die Menschen auf die Erde, damit sie des Todes sterben sollten. Der Termin stand noch aus. Der Herr dachte nach. So mögen sie bis 24 Jahre leben, bis dahin gilt das Leben etwas. Den Menschen schien das aber zu wenig und sie beklagten sich bei Gott. Doch Gott er gegnete: Laßt mich zur Ruhe, es geht nicht. Ich habe die Jahre schon an alle

„In was für Dramefn sprichst denn du über das Alter?“

„Nun, daß jeder Mensch in seinen besondern Jahren steht.“

„In welchen bist du denn jetzt?“

„In den Fuchsjahren, Freundchen.“

„Du, Slanzil, trinke nicht mehr von dem Slibowiz, denn du hast schon irgendwo getrunken. Ich merke es an deiner Rede.“

„Daraus kannst du gewiß nichts bemerken. Das ist nur ein altes, kluges Märchen... älter als dein Slibowiz... Prosit, ich trinke noch einen... Gott zürnte dem Adam, weil er von dem Apfel gegessen hatte. Ich esse auch keinen Apfel und trinke keinen Apfelwein...“



Ein modernes Autodase in Philadelphia: Öffentliche Verbrennung der von der Polizei im Laufe eines Jahres konfiszierten Glücksspielautomaten und sonstigen Spielerrequisiten.

Kesler & Co., München.

Geschöpfe verteilt. Die Menschen begannen nun herumzudröseln, daß es doch keinen Sinn hätte. Bis 20 Jahre reiche ihr Wachstum, wozu aber eine solange Vorbereitung der lumpigen vier Jahre wegen? Das sah Gott ein und sprach: habes rektum; wo aber soll ich Jahre nehmen? Oh, wenn ich selbst keine habe, werde ich mir welche borgen. (Daher lernte der ungarische Adel Schulden machen.) Gott rief also die in der Nähe befindlichen Tiere heran, zuerst den Ziegenbock und borgte von ihm für die Menschen fünf Jahre, dann kam der Fuchs an die Reihe, welcher zehn Jahre hergeben mußte. Der Mensch war nun vierzig Jahre, und Gott fragte den Adam: „Hast du nun genug?“ Dieser schüttelte das Haupt. Da ließ Gott vom Ochsen zehn Jahre. In dieser Zeit sagte der Herr zu ihm: „Du wirst gerade so das Joch ziehen wie der Ochse. Willst du noch mehr?“ Adam bejahte. So nahm Gott noch zehn Jahre vom Esel, doch der Mensch verlangte immer noch mehr, und da kein andres Tier in der Nähe war als der Affe, so borgte er von ihm das übrige. Nun verstehst du wohl, Gräßlein, meine Rede?“

in malerischer Anordnung verschiedene Maschinen und hier und da einige elegante Wagen standen, als ob sie nur durch Zufall dort vergessen worden wären. In der Küche hantierte der Koch mit dem Küchenjungen und entnahm dem Koffer die mitgebrachten Delikatessen. Draußen auf dem Ambitus saßen reizende Bauernmädchen umher und neckten und bespaßten sich mit dem Mannesvolk.

Einer der slowakischen Burtschen zog den Hut und sagte:

„Was soll denn mit uns sein, gnädiger Herr?“

„Ihr bekommt euren Tagelohn, eßt und trinkt und betragt euch anständig; das ist das ganze. Wenn ich aber zurückkomme, so verteilt euch rasch im Garten und Hof und tut so, als ob ihr etwas arbeitet. Wenn ich euch zum Tanze rufe, so tanzt ihr eben. Ich will nämlich den ausländischen Herren zeigen, wie sich die Ungarn unterhalten. Weiter habt ihr nichts zu tun. Was verlangt ihr dafür Tagelohn?“

Die Burtschen blickten sich an und flüsternten untereinander. Endlich sagte der älteste:

„Es fragt sich, gnädiger Herr, wieviel Tage dies dauern soll?“



Gruppenbild vom Frauenstimmrechts-Kongreß deutscher Frauen in München 1912. In der Mitte (X) die erste Fortschrittliche Frau Dr. Anita Augspurg. Nicolaus-Mus. München.

„Sagen wir ja. Ich freue mich, daß du gerade in den Fuchsjahren bist. Trotzdem nimm dich in acht, Leopold, und vergiß nicht, daß du ein Minister bist, welcher bei mir zu Besuch eintrifft, während ich auf der Bahn weilte.“

„Natürlich werde ich das nicht vergessen. Es wird mir fürs ganze Leben eine schöne Erinnerung sein.“

„Bei Tisch sitzt du zu meiner Rechten.“

„Wann wird gegessen?“

„Um 4 Uhr. Ich führe die Herren von der Station aus direkt in den Wald, und bevor wir noch sehr weit gegangen sind, muß Styri-verstky, der mit der Loslassung der Hasen beschäftigt ist, zu Pferde mir nachkommen und anzeigen, daß du eingetroffen bist. Es muß alles klappen, wie wir es besprochen haben.“

Košibrovsky ließ nun vier feurige Pferde einspannen, legte zwei gute Wägen in den Wagen und blickte sich dann im Hofe um, wo

„Lächerlich. Heut' nachmittag vielleicht an drei Stunden. Sobald die fremden Herrschaften abfahren, könnt ihr auch gehen.“

Der Bauer kratzte sich den Kopf, es paßte ihm nicht, daß das Engagement nur einen Tag währen sollte.

„In Amerika," sagte er mißmutig zwischen den Zähnen, „bekommt man pro Tag zwei Taler, was mehr als vier Gulden ist.“

Košibrovsky zog die Frauen zusammen.

„Gut, aber wir sind hier nicht in Amerika, alsdann ist dies auch keine richtige Arbeit.“

„Das ist es eben," entgegnete der Volksaprecher. „Wenn es regelrechte Arbeit wäre, würde ich kein Wort sagen, aber wir sind an so etwas nicht gewöhnt.“

„Ihr seid unerfättliche Slowaken," rief Košibrovsky ungeduldig. „He, Baptist! Komme einmal her und schieße unter sie.“

(Fortsetzung folgt.)

Rhein und Düssel

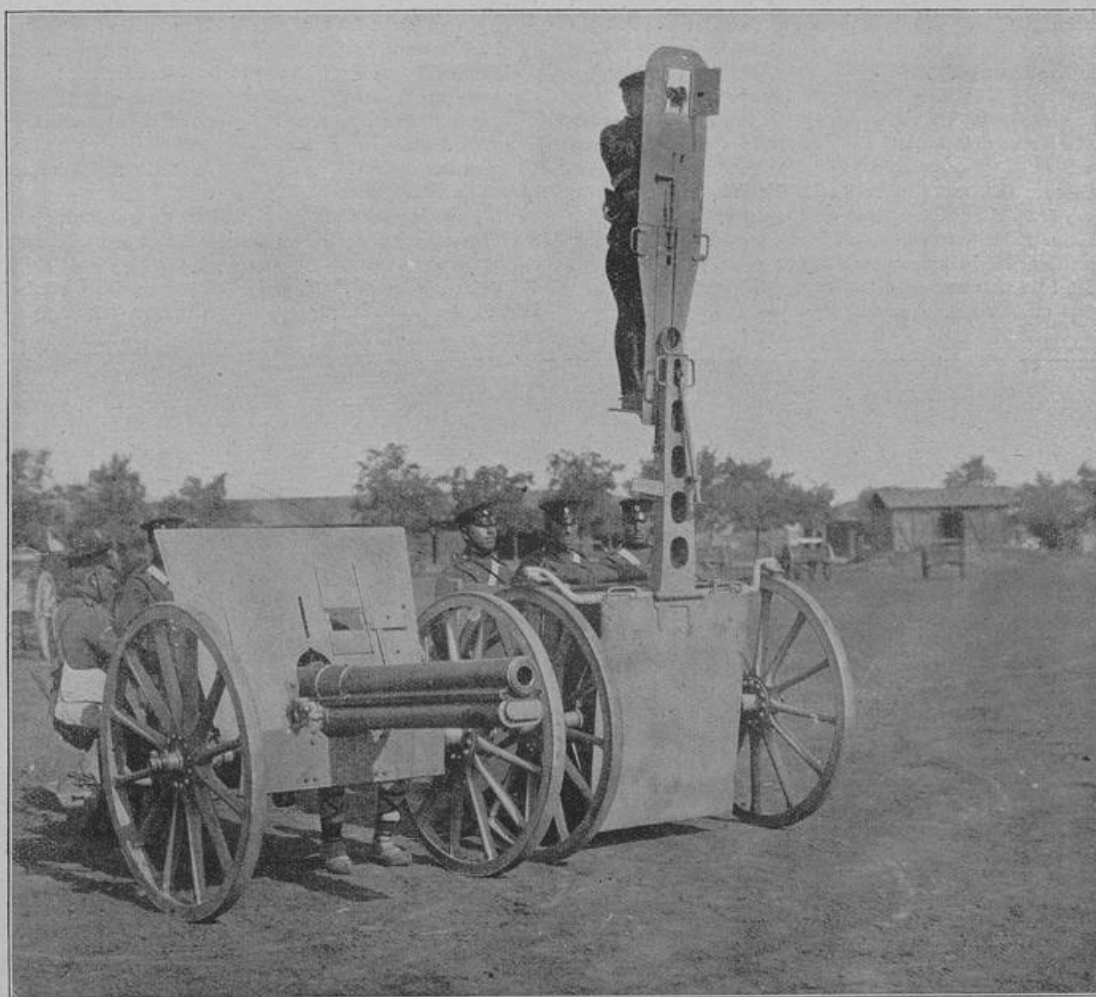
Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 41.

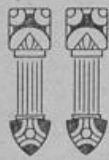
Düsseldorf, 12. Oktober

1912.

Zur allgemeinen Mobilisierung auf dem Balkan.



Bulgarische Artillerie: 75er mit der verlängerten Sichtflache hinter dem Schussfeld. Chasseau-Flaviens.

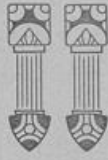


Wie Kofibrowsky Geschäfte macht.

Von Koloman Mikszáth.

Einzige autorisierte Uebersetzung aus dem Ungarischen von E. Langsch.

(fortsetz.)



Auf diese Drohung hin brachen die schönen Bäuerinnen in lautes Geschrei aus. Die Mannsleute aber waren durch die Gefahr gezwungen, andre Saiten anzuschlagen.

„Hören Sie nicht auf ihn, er weiß ja nichts. Der Brantlwein spricht aus ihm. Wir nehmen, was uns der gnädige Herr gibt.“

„Die Weiber bekommen drei, die Männer zwei Kronen,“ entschied der Graf.

„Das ist ja umgekehrte Ordnung. Warum bekommen die Frauen mehr?“

„Weil sie schöner sind,“ sagte Kofibrowsky.

Alles geschah, wie der Graf vorher angegeben hatte. Der Zug fuhr pünktlich ein, und aus einem Abteil erster Klasse entstieg der preussische Baron und hinter ihm eine wunderbar schöne Dame.

„Frau Wradig, meine Nichte,“ beilte sich der Baron sie vorzustellen.

Kofibrowsky hatte schon von der schönen Witwe gehört. Ihr Gatte war russischer Attaché gewesen und wurde, als er vor drei Jahren mit einem hochgestellten Herrn zu einem Jagdabenteuer auf einer australischen Insel auszog, von den Eingeborenen erschlagen und gefressen.

Kofibrowsky verneigte sich, die Schönheit der Frau blendete ihn.

„Ich bin glücklich, Sie begrüßen zu können,“ sagte er. Als er aber die vielen Schachteln und Koffer sah, die Sekretär Hank herausstellte, konnte er nicht anders, als dem Baron einen kleinen Bortwurf zu machen.

„Schauen Sie, was für ein Mensch Sie sind, Baron; konnten Sie mich von die ein großes Glück nicht vorher verständigen?“

„Meine Nichte hat mich selbst überrascht, als sie am Bahnhofe mit dem Entschlus zu mir trat, mit mir zu reisen.“

„Ich habe aber nur einen leichten Wagen hier.“

„Das macht nichts. Gute Menschen finden alle Platz.“

„Über nicht das viele Gepäck. Außerdem hätte ich doch für Gesellschaft gesorgt. Was soll ich einsamer Bär Ihnen unter diesen Verhältnissen bieten?“

„Bieten Sie mir die Hand,“ sagte die Witwe bezaubernd lächelnd. Kofibrowsky nahm die dargebotene Hand und küßte sie. Dann sagte er:

„Sie haben aber doch einen Fehler gemacht, lieber Baron.“

„Nun Sie empfangen mich ja schön,“ unterbrach ihn die Dame.

„Gnade, Gnade! Lassen Sie mich nicht auf der Straße verhungern und verdürsten,“ flehte sie mit zusammengefalteten Händen scherzend. Der Graf lachte.

„Das werde ich nicht tun, aber ich zürne dennoch. Einmal im Leben erreicht mich das Glück — durch Ihre Ankunft — und nun kann ich es nicht ausnutzen; das ist Ihre Schuld.“

„Wie schön das gesagt war,“ lächelte die Dame.

Nun half ihr der Graf in den Wagen, Baron Knopp mußte neben ihr Platz nehmen, Hante aber mit dem Kinderbärtchen vorliebnehmen.

Auch der Kaiser kann nicht mehr geben, als er hat.“

„Und wo werden Sie sitzen?“

„Ich würde auf den Bod steigen, da dieser aber von dem Gepäck eingenommen ist, werde ich reiten.“

Der Kutscher mußte eines der Pferde ausspannen, und der Graf schwang sich darauf.

„Um des Himmels willen, ohne Sattel!“ rief Frau Wradig erschrocken.

„Wozu ein Sattel?“ prahlte Kofibrowsky und sprenkte neben dem Wagen wie ein Reiter aus dem Mittelalter her, während dieser mit den drei Pferden pfeilschnell dahinflog.

Unterwegs erzählte der Graf der schönen Frau allerlei Geschichten, die sich in der Gegend ereignet hatten. Er zeigte ihr die



Ungarische Garde.



Montenegrinischer Posten. Vert. II. Gr.



Der neue Bahnhof in Hamburg.

Phot. f. Koch, G. Marzloh.

Die jüngste Großstadt Deutschlands, Hamburg, war, wenn man von dem kaum in Betracht kommenden Bahnhof Neumühl absieht, vom Eisenbahnverkehr so gut wie abgeschnitten. Mit der am 15. Oktober erfolgten Aufnahme des Verkehrs auf der neugebauten Strecke Oberhausen—Wesel, an der der neue Bahnhof Hamburg liegt, wird an diesem unhaltbaren Zustande zwar manches gebessert, aber dem Verkehrsbedürfnis der über 100000 Einwohner zählenden Industriestadt noch keineswegs Genüge getan. Die zuständigen Stellen arbeiten unausgesetzt an der Verbesserung der Verkehrsverhältnisse.

Schlachtfelder und nannte ihr die Geschlechter, die in den Schlössern hausten. Dann nedte er sie oder neigte sich zu ihr, um ihr etwas zuzusüßern. Bei der Szilmaer Meierei zeigten sich Hühner. „Wissen Sie, wem Worth die Damentoiletten nachbildet?“ — „Nun?“

„Den Hühnern. — Ich lernte ihn als Wanderbursche durch Zufall unterwegs kennen. Er erzählte mir, daß er von Wien zu Fuß nach Ungarn gekommen sei, um die Volkstrachten, besonders die Harmonie in den Toiletten der Frauen und die Zusammenstellung der Farben zu studieren. Ich übersetzte das, was der Franzose sagte, meinem Feldhüter, der gerade mit mir ging, und dieser entgegnete, seinen Schnurrbart streichend: „Dummheiten. In solchen Dingen weiß der alte Gott, der die Hennen belleidet, am besten Bescheid. Schauen Sie sich nur an, wie die Farben gewählt sind. Meine Mutter sagte stets, wenn sie eine von ihnen rupfte, neidisch: Welch schöne

Kleider sie haben.“ Ich berichtete nun Worth die Rede meines Feldhüters, und als ich zehn Jahre später in Paris sein glänzendes Geschäft betrat, fiel er mir um den Hals und sagte: „Mein Herr, dies alles verdanke ich Ihnen. Ihre Hühner haben mir goldene Eier gelegt. Ich kleide Herzoginnen und Gräfinnen in ihre Farben.“ Seitdem sende ich ihm Jahr für Jahr von meiner Besitzung verschiedene besiebte ungarische Hühner, aus welchen er immer neue Farbenzusammenstellungen kopiert, und er drängt mich fortwährend, ich solle heiraten, er würde aus Dankbarkeit meiner Frau die Toiletten umsonst liefern.“

„Nun schauen's, und Sie taten es dennoch nicht?“

„Weil ich bis gestern keine mir zuzugende Frau gefunden habe.“

Er neigte sich so dicht zu der Witwe, daß der Kopf des Pferdes ganz nahe an sie herantam und der Schaum ihre Mantille bespritzte.



Entfaltung des Grillparzer-Denkmal in Wien am 29. September 1912.

Berl. Illust. Ztg.

„Alle Heiligen!“ kreischte die Frau. „Was machen Sie denn? Gehen Sie sogleich mit dem ekelhaften Tiere fort.“

Er ritt voraus, als ob er beleidigt sei, und Frau Wradig betrachtete über den Kutschhof hinweg die ritterliche Gestalt des Grafen, während ihr Onkel mit ihr plauderte.

„Wie schön das Land ist. Sieh nur, Ninette, das herrliche klare Wasserchen hier und diese Blumen...“

Ninette aber blidte lieber nach dem Reiter und stieß mit dem Stod des Sonnenschirmes eine Gutschachtel beiseite, die sich vor ihre Aussichtsoffnung schieben wollte.

Der Onkel bemerkte ihre Schlaueit und sagte:

„Mir scheint, du interessierst dich für den Grafen.“

Ninette zuckte die Achseln.

„Das gerade nicht, aber er ist kein alltäglicher Mensch, keine Schablone. Er hat etwas so stark Männliches; ein wirklicher Wilder.“

„Die Wilden sind dir natürlich sympathisch, weil sie deinen Mann aufgeessen haben,“ sagte der alte Herr, der gern stichelte.

An der Nepomukbrücke verließ Kofibrowsky die Chaussee und winkte dem Kutscher, ihm nachzukommen. Nach einiger Zeit gelangten sie zum Walde.

„Das ist hier mein Wald,“ erklärte Kofibrowsky, an die Seite des Barons reitend.

„Und wo ist das Schloß?“ — „Jenseits des Waldes.“

„Und die Felsen?“

„Jenseits des Schlosses. Wir werden aber unterwegs etwas davon sehen.“

„Möchten wir nicht erst ins Schloß gehen?“

„Wie Sie wollen. Ich empfehle aber, erst den Wald zu prüfen.“

„Gut. Was ist das Weiße dort am Rande?“

„Das ist ein Belt mit einigen Erfrischungen. Das Mittagsmahl ist erst später.“

„Das kann nichts schaden, Ninette.“

„Wir werden einige Bissen essen und dann den Wald betrachten. Ich habe zu dem Behufe schon zwei Büchsen für die Herren mitgebracht.“

„Nichtig, Sie jagen ja nicht.“

Es war herrliches Frühlingswetter. An dem klaren Himmel erblickte man auch nicht ein Wölkchen. Bergquellen stürzten wie Silberbänder herab, sich einen tiefen Weg in dem rotgelben Sande bahmend. Blickte man unter den Bäumen empor zur Höhe in das geheimnisvolle Dickicht, so konnte man sich in eine Wunderwelt versetzt glauben. Es gab Stellen, wohin seit Jahrhunderten kein Sonnenstrahl drang, und hier wuchsen Pilze, Schwämme und verschiedenen Moosarten. Unter einem großen Stein sprudelte ein köstlicher Sauerquell hervor.

„Das ist ein Wasser!“ lobte Kofibrowsky. „Bitte, kosten Sie nur.“

Der Heibul hatte ein Glas bei sich und man kostete der Reize nach. Der Baron trank zwei Gläser.

„Ein göttlicher Nektar,“ bemerkte er selbstzufrieden.

„Wer davon trinkt, wird hundert Jahre alt,“ versicherte der Besitzer.

„Kann man dies nicht verschiden?“

„Nein, wenn es lange steht, wird es schlecht.“

„Schade.“

„Im Gegenteil,“ warf Knopp dazwischen, „das ist gerade gut. Was nützt mir eine Sache, die andre auch haben. Wert hat nur das Seltene, das man sich schwer oder gar nicht verschaffen kann.“

„Du bist sehr selbstsüchtig, Onkel.“

„Du bist ein Dummköpfschen und sprichst gegen deinen eignen Vorteil. Was nützt es z. B. dir, wenn alle Frauen schön wären? Habe ich nicht recht, Kofibrowsky?“

„Nein, denn dann wäre Ihre Nichte doch von allen die Schönste.“ Frau Wradig schlug ihn mit einem großen Farrenblatt auf die Schulter.

„Na hören Sie, Sie sind ein unverbesserlicher Schmeichler.“

Hopp, hopp; hier knadte ein Zweig und da knadte einer, und von einem Felsgestein sprang ein Gase fast auf Frau Wradig hinab. Baron Knopp griff erregt nach der Flinte, bis ihm einfiel, daß Hasen zu schießen jetzt verboten sei. Ein außerordentlicher, fast possierlicher Auftritt entwickelte sich jetzt auf dem grünen Rasen, der sich um die Quelle ausbreitete. Hasen kamen von Norden und Osten und Westen wie Mäuse angestürzt. Sie rasten durcheinander über die Wiese, den Berg hinauf, den Berg herab und kreuzten sich gegenseitig als ob sie Frangaise tanzten.

„Was zum Teufel ist denn das?“ murmelte Hank. „Sind diese wahnsinnig geworden?“

„Der Wald ist wohl verzaubert?“ sagte der Baron entzünd.

„Das ist ja außerordentlich. Was machen Sie denn hier, lieber Graf?“

„Ich? Nichts,“ entgegnete Kofibrowsky mit natürlicher Stimme.

„Ich sehe hier nur etwas Außerordentliches, das ist eine Nymphe, die aber haben Sie gebracht.“

„Diese vielen Hasen, es ist ja fürchterlich!“

Kofibrowsky zuckte die Schultern.

„Kann ich dafür, daß sie sich so vermehren? Ich tue ihnen nichts und sie mir auch nichts.“

„Sapristi, von so etwas hat man gar keinen Begriff!“

Sie gingen weiter, und überall hinter Busch und Strauch wimmelte es von Hasen.

„Die Spitzbuben merken, daß wir sie nicht schießen dürfen.“

Auf des Barons

Stirn trat der Schweiß vor Staunen und Aufregung.

„Was verlangen Sie für die Bestzung, Kofibrowsky?“

„Ach gehen Sie, Sie haben ja das Gut noch nicht gesehen.“

„Wenn auch nicht. Wie hoch ist der Preis?“

„Wir sprechen zu Hause im Zimmer darüber. Wissen Sie, ich bin der billige Mann, mit mir läßt sich leicht verhandeln; zuvor aber sehen Sie sich an, was Sie kaufen. Gehen wir in den obern Teil des Waldes, dort hat es noch andres Wild.“

„Was für welches?“

„Verschiedenerlei,“ antwortete der Graf in seiner geheimnisvollen Weise.

„Sind es etwa Auerochsen?“

„Möglich,“ lachte Kofibrowsky.

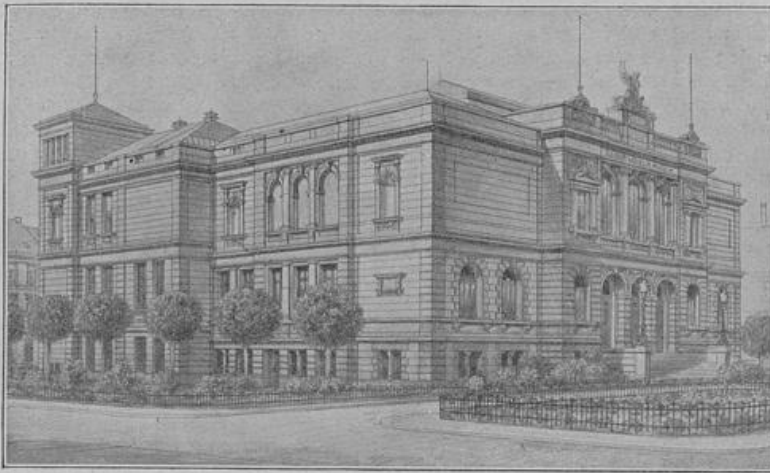
Wirklich ertönte in diesem Augenblick in der tiefen Stille ein Geräusch, als ob sich ein großes Tier näherte.

„Pst, was kann das sein?“

Im Grase krochen tausend Lebewesen umher, und in dem aus dem Wald hervorbrechenden Wäldlein plätscherten lustige Forellen, von denen ein Bauernburck soeben einen ganzen Korb voll gefangen hatte.

„Ei, ei, Forellen,“ sagte der Baron angenehm überrascht. „Wem gehört der Bach?“

„Es ist der meine,“ antwortete Kofibrowsky.



Das Kaiser-Wilhelm-Museum in Erfeld mit dem Erweiterungsbau, der am 28. Sept. eingeweiht wurde.

Der Baron stieß seine Richte, welche sich an der wunderbaren Schattierung des Waldes ergötzte, leicht mit dem Finger an.

„Hörst du, Ninette, der Bach gehört auch uns.“

Kosibrovsky lächelte vergnügt vor sich hin; er dachte, daß die Szene des Forellen bringenden Bauernburschen gut geglückt war. Damit tritt er auf das Zelt zu.

Hier boten zwei hübsche Bauernmädchen Tee, Schinken, Eier, verschiedenes Gebäck und Champagner den Gästen an, auf welche das gute Frühstück in der Wildnis einen erischlich angenehmen Eindruck machte. — „Sapperlot, das ist ja großartig.“

Der Graf verbeugte sich.

„Wir sind arm, mein Herr, aber wir leben gut.“

Neben dem Zelt brannte ein Feuer, an welchem ein herrschaftlicher Heibul Speck und Brot am Spieß röstete.

„Was ist das?“ fragte Ninette neugierig.

„Das ist die Lieblingspeise der Ungaren. Wollen Sie mal kosten?“

Frau Wradig sah ihn mit ihrem verführerischen Blick an, der auch die tiefsten Wasser in Aufregung bringen konnte.

„Wollen Sie meinen Tod, Kosibrovsky?“

„Sie sind feige,“ neckte der Graf, welcher inzwischen von dem Speck zu essen begann.

„Wie, Sie glauben ich wage es nicht?“

„Natürlich.“

„So geben Sie her!“ rief sie, und ihr helles Lachen schallte durch den Wald.

Sie trat mit geschlossenen Augen zu Kosibrovsky, und indem sie ihren Mund öffnete, neigte sie den Oberkörper grazios nach vorn, wie es Kinder zu tun pflegen, wenn ein guter Dank ihnen etwas Süßes auf die Zunge schiebt.

Kosibrovsky fühlte den unbezwinglichen Drang in sich aufsteigen, während sie die Augen geschlossen hielt, einen Kuß den begehrenswerten Lippen zu rauben, doch der Baron blidete gerade zufällig herüber, und so mußte die schöne Frau den Speck allein herunterschlingen.

„Er ist gar nicht so schlecht,“ sagte sie.

„Man gewöhnt sich an alles,“ warf Baron Knopp weise dazwischen.

Unterdessen hatte Kosibrovsky den Kutsher nach Hause geschickt, damit er mit noch einem andern Wagen zurückkomme und sie am westlichen Teil des Waldes erwarte.

„Nehmen Sie nun die Büchsen, meine Herren, und beschauen wir uns den Wald.“

Knopp und Hank ergriffen die Waffen und traten unter die mächtigen Bäume, die den Baron ganz besonders zu interessieren schienen.

„Wie alt mögen die sein? Donnerwetter, das sind Prachtexemplare! Schade, daß du deinen photographischen Apparat nicht mitgebracht hast, Ninette.“

Frau Wradig und Kosibrovsky gingen hinter ihm und pflückte Waldblumen, die im Ueberfluß hier wuchsen.

Man war noch nicht weit gegangen, als Ninette plötzlich aufschrie:

„O weh, mich hat etwas gestochen!“

„Himmel, das wird doch keine Schlange gewesen sein,“ sagte der Baron erschrocken. „Gibt es hier Vipern?“

„Nein, nein,“ beeilte sich Kosibrovsky zu versichern, und indem er mit dem Abjaß das Laub beiseite scharte, kam ein mächtiges Hirschgeweih zum Vorschein.

„Schauen Sie, darauf sind Sie getreten, das spitze Ende hat Ihre feinen Füßchen verlegt.“

„Donner und Doria!“ rief der Baron begeistert, das Geweih hochhebend. „Sehen Sie nur, Hank, das Toilettenstück eines wirklichen Hirsches. Das nehmen wir mit.“

„Das ist ja das Tragen nicht wert,“ meinte Kosibrovsky geringschätzig. „Hier hat es soviel wie Erdschollen. Wir finden noch genug. Ich will die Herrschaften nur aufmerksam machen, sich vorzusehen, wohin sie treten.“

Kosibrovsky sprach die Wahrheit, es gab Geweihe in großen Mengen. Sie waren kaum einen halben Kilometer weitergegangen, so spürte der Baron eines unter seinem Fuße. Als kluger Geschäftsmann sagte er aber nichts, sondern winkte nur mit den Augen seinem Sekretär zu, welcher leise antwortete: „Ich sehe auch eins.“

Der Baron trat näher und flüsterete ihm ins Ohr: „Wir haben einen Karren gefunden. Der Mensch hat ja keine Ahnung, welchen



Aus der Galerie Nemes — die zurzeit in der Düsseldorfener Kunsthalle ausgestellt ist — Greco: Die heilige Familie mit der Fruchtshale.



Das neue Landesgefängnis für die Provinz Hessen bei Limburg an der Lahn, Leipziger Presse-Büro.
das am 1. Oktober in Betrieb genommen wurde. Die Beamtenwohnungen sind nach dem modernen Prinzip der Gartenstadt errichtet.

Schach sein Wald birgt. Was meinen Sie, lieber Hank?" — „Ich denke, Sie kaufen.“

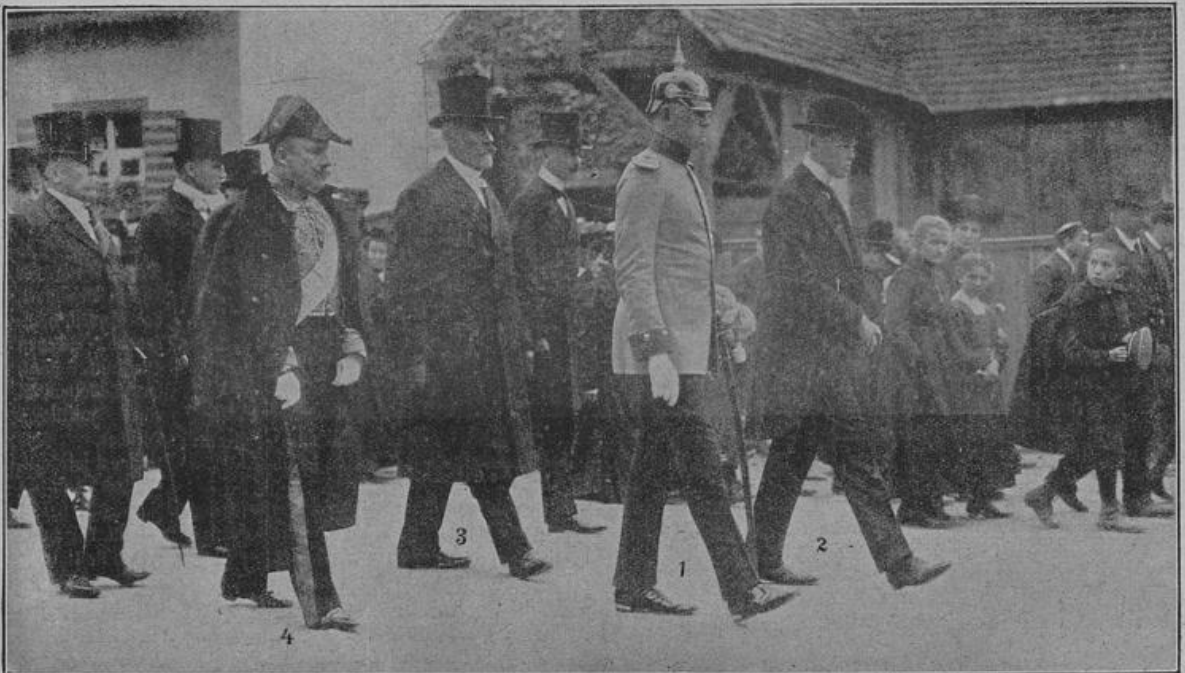
„Ich denke auch. Was glauben Sie, wieviel er verlangen wird?“
Der Sekretär antwortete nicht, sondern zeigte nur stumm auf eine ferne Lichtung, wo an einer vom Berge herab sprudelnden Quelle ein Rehbock trank.

Dem Baron zitterte die Wäsche in der Hand vor angenehmer Aufregung, aber Hank feuerte die Leinige ab, worauf der Rehbock sich um sich selbst drehte und getroffen zu Boden fiel.

„Bravo, Hank, bravo! Aber darf man denn jetzt Rehe schießen?“
„Böde wohl,“ antwortete Kosibrowsky gut gelaunt. „Die Schonung gilt nur den Hiden.“

In diesem Augenblicke flogen zwei Birchkühner auf. Knopp zielte und einer der Hähne fiel herab. Das mußte Beckzebub selbst, der offenbar Kosibrowsky haß, so angeordnet haben.

„Ein schöner Schuß,“ lobte der Graf.
„Ich prämunteriere auf die Hahnenfeder, Onkel,“ sagte Frau Wraditz schmeichelnd.



Vornehme Gäste im Trauergesolge bei der Beisetzungs des Frhrn. Marschall von Bieberstein. E. Venninghoven, Berlin.
Rechts die Söhne des Verstorbenen (1, 2), hinter ihnen der Reichstanzler Dr. v. Bethmann Hollweg (3) und Lord Acton (4), der Vertreter des Königs von England.

„Gut, du sollst sie haben,“ entgegnete Baron Knopp mit dem Stolz des Löwenjägers. Dann wandte er sich an Kosibrowsky:

„Was will das heißen? Als ich in Rußland auf den Besitzungen meines Freundes Orlof jagte, traf ich einen Bären mitten ins Herz. Gibt es hier auch Bären?“

„Ich weiß es nicht; vielleicht. Es ist mein liebes Wäldchen, das meine werthen Gästen gerade das vorproduziert, was sie benötigen, was der Jagdcalender wünscht: Rehböcke und Wirschühner, aber das ist sicherlich noch nicht alles. Ich hörte, daß zur Zeit der Hirschjagden massenhaft Hirsche hier sein sollen, auch Schnepfen und Hasen soll es geben, nicht gerade viel, aber genug.“

Skaun hatten die Nimrods ihre Beute betrachtet, als der Baron entzückt ausrief:

„Zehn Goldstücke gäbe ich jetzt für einen Kunststausstopfer.“

Kosibrowsky versprach einen zu besorgen, dagegen lehnte sich aber Frau Wradisch auf, welche die Federn schon versprochen bekam. Hans stand neben dem verewigten Reh wie erschüttert über die eigne Geschicklichkeit. Jetzt nahte der Heiduch mit einem Karren, auf welchem man vorher die Speisen herausbrachte, und warf die beiden getroffenen Tiere darauf.

Da zeigte sich zwischen den Bäumen ein Reiter. Styriwersky war es, der seinen Hut abnehmend in deutscher Sprache meldete: „Seine Excellenz, der Landwirtschaftsminister erwartet den Herrn Grafen in einer dringlichen



Angelegenheit.“ Kosibrowsky schlug sich vor die Stirn. „Verdammt! Ich habe ihn ganz vergessen. Gestern befehlerte er mir, daß er käme, und es ging mir aus den Sinnen, als ob es ein schlechter Wind hinaus geblasen hätte. Verzeihen Sie, lieber Baron, aber ich habe eine so große Ungeschicklichkeit als Hausherr begangen, daß ich jetzt unbedingt nach Hause gehen muß.“

„Natürlich, da ist kein Zweifel möglich.“

„Wenn Sie sich daher den Wald noch genauer ansehen wollen, was ich nicht genug empfehlen kann, so lassen ich Ihnen Baptist, der eine Art Sekretärstelle bei mir bekleidet, zutrid. Er wird alles genau zeigen. Apropos, Baptist, wo sind die Gespanne?“

„Die Gespanne sind am Rande des Waldes bei den Birken,“ antwortete Styriwersky.

„Gehen wir doch auch,“ meinte Frau Wradisch. „Ein Baum ist doch wie der andre.“

„Meinetwegen. Du bist wohl müde, Ninette? Hopp! Tausend Donner! Wieder bin ich in ein Geweih getreten.“ Er hob es empor, betrachtete es entzückt und legte es zu dem Reh und dem Wirschuhn auf den Wagen.

„Gehe voraus, Baptist, und zeige den Weg.“

Styriwersky tritt im Schritt auf seinem Brannen, der eigensinnigen Zweige wegen meist tief geneigt, voran. Ihm folgten die Herrschaften unter dem Laubdach der riesigen Bäume. Es war ein zum Malen schöner Weg.

Wald blühte sich der eine, bald der andre. Der Wald verteilte wie ein guter Vater seine

Die neueste Mode

betont wie früher die schlanken Körperformen trotz erheblich reicherer Verwendung von Stoffen. Der enge Holentrock hat seine Rolle ausgespielt. Als besonders elegant gelten raffinierte Zusammenstellungen von schwarz-weiß. Vergleiche das obere Bild: weißer Haubenhut, schwarzer Ueberwurf, der sich am Rande der Taillendekoration als 2-orte wiederholt. Man trägt wieder lange Ärmel, vor allem aber findet Pelz in jeder Art und Form die weitgehendste Verwendung zu Hut schmuck, Stolen und Muffen, die so groß sind, daß beide Ellbogen hineingehen. (Gehr, Baeddel, Berlin.)





Hexe wird auf die Spur gefehlt. Jean Esser, Düsseldorf.

Schätze; für jeden gab es etwas. Der Heibud, welcher den Karren lenkte, fand Pilze, die er seiner Frau mitnehmen wollte, Knopp suchte Geweihe, deren er ein halbes Dutzend fand, Ninette lief den Erdbeeren nach und zerriß sich dabei ihr Kleid, das so fein wie eine Mohnglocke war. Hank seinerseits hatte Zünderchwamm entdeckt, den er triumphierend wie ein Kleinod zu sich steckte.

Unter Styriverstys Führung fand man schnell die Wagen, deren jeder mit vier Pferden bespannt war. Kosi-browsky half in den ersten Frau Wradik und ihrem Onkel, er setzte sich ihnen so gegenüber, daß bei jedem Stoß sein Knie mit dem der schönen Witwe zusammengeriet, und es gab viel Stöße auf diesem holprigen, durchfurchten Dorfwege. Endlich, an einer Biegung sahen sie ein hübsches Tal mit glatten Feldern vor sich liegen, und Kosi-browsky sagte:

„Das alles ist mein Ackerland.“

Der Kutscher fuhr schnell wie der Blitz. Man sah Arbeiter hin und her gehen, doch was sie taten, ließ sich nicht leicht herausfinden. Mädchen saßen wachsend am Bach und sangen melancholische slowakische Lieder. Frau Wradik klatschte Beifall, es war zu schön.

Das ganze Feld war voller Leben. An einer Stelle weidete ein Trupp Pferde, der Vorspann der geborgten Kuttschen, sie sahen wie Buchhengste aus.

„Sind das alles Ihre Rösse?“ — „Natürlich.“

„Aber wozu so viel?“ — „Ich gehe nicht gern zu Fuß.“

„Was arbeiten die Leute denn dort?“ fragte der Baron neugierig.

„Allerlei. Gutes Land ist wie eine gute Ehefrau, man muß sich immer mit ihr beschäftigen.“

„Hm, Sie scheinen ein passionierter Landwirt zu sein, lieber Graf. Ich gratuliere Ihnen.“

Baron Knopp war entzückt, Frau Wradik nicht besonders, und sie berührte mit ihrem kleinen Fuße den Stiefel Kosi-browskys unter dem über die Knie gebreiteten Plaid.

„Sieh nur, Ninette, sieh! Aber du bist wie eine Klatsch-rose, in dir ist keine Begeisterung.“

„Du hast recht, Onkelchen,“ sagte sie und trat noch fester auf des Grafen Fuß. Von einem Turm klang feierliches Geläut.



Polizeilergeant Eishauer-Düsseldorf mit seiner Polizeihündin „Hexe vom Rhein“, die in den letzten Jahren bei den größern Polizeihundprüfungen die höchsten Anzeichnungen erhielt.

„Aha,“ meinte Kosi-browsky, „das bedeutet, daß die Köchin die Suppe bereit hat.“

„O weh, ich muß doch noch Toilette machen.“

„Das wird wohl überflüssig sein.“

„Aber mein Rock ist zerrissen.“

„Was tut denn das? Ist die Nase darum minder schön, wenn ein Kehlblatt beschädigt ist?“

Man war unterdes im Wirtschaftshofe angelangt, wo verschiedene Maschinen umherstanden. Kosi-browsky machte die Gäste in seiner leichten Weise darauf aufmerksam.

„Mit der Neuzeit entsprechenden Maschinen bin ich hinreichend versehen, aber ich habe darum die Vergangenheit nicht vergessen. Das zeigen hier die Kanonen am Eingange. Andre setzen Moen hin, ich habe die beiden Geschütze dafür aufgestellt.“

Polternd fuhren sie über die ehemalige Zugbrücke und hielten nun vor dem Tore des Schlosses. Kosi-browsky sprang ab und half der schönen Witwe beim Aussteigen. Dann reichte er ihr den Arm und führte die Gäste durch einen Säulengang nach dem Salon.

„Was denken Sie von mir?“ flüsternte die Frau zaghaft.

„Weiß ich es denn? Ich bin bezaubert, berauscht und meiner Sinne kaum mehr mächtig.“

„So denken Sie nicht schlecht von mir?“

„Ich vermag überhaupt nicht mehr zu denken.“

Dabei hatte er soeben erwogen, wie gut es wäre, wenn er das Schloß und die Besingung Baron Knopp zu gutem Preise verkaufen könnte und es durch die Frau mit noch mehreren Schlössern und Besingungen an ihn zurückkäme.

Im Salon erwartete sie schon Slanzit, der den Grafen umarmte und ihm die Hand schüttelte.

„Grüß dich Gott, mein lieber Freund.“

Kosi-browsky beeilte sich, seine Gäste einander vorzustellen.

„Baron Knopp und seine Nichte aus Preußen, Sekretär Hank, Seine Excellenz, der Landwirtschaftsminister.“ (Schluß folgt.)



Hexe verbeißt eine Leiche. Jean Esser, Düsseldorf.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 42.

Düsseldorf, 19. Oktober

1912.



Beisetzung des Generals Nogi in Tokio.

Int. Ill.-Verlag, Berlin.

Der berühmte Eroberer von Port Arthur, General Nogi, welcher zu Ehren des verstorbenen Kaisers durch Harakiri seinem Leben ein Ziel setzte, wurde in Tokio feierlichst beigesetzt. Das Bild zeigt den Sarg mit der Leiche des Generals Nogi, der auf einer Lafette von japanischen Infanteristen gezogen wird.



Wie Kofibrovsky Geschäfte macht.

Von Koloman Mikszáth.

Einzige autorisierte Uebersetzung aus dem Ungarischen von C. Langsch.

(Schluß)



Slanzil begrüßte die Dame mit vornehmer Herzlichkeit, reichte dem Baron fortdial die Hand, während er Herrn Hank hochmütig zwei Finger hinstreckte.

„Ich höre, daß Sie zum Zwecke eines Gutskaufes hierhergekommen sind.“

„Ich möchte ein Jagdterrain erwerben,“ sprach der Baron zuvorkommend.

„Nun, und?“ fragte Slanzil mit lässlicher Gleichgültigkeit. „Laut dem Wald meines Freundes in dieser Beziehung etwas?“

„Er ist ganz vorzüglich. Noch nie sah ich so viel Wild.“

„Was Sie sagen! Ich kenne wohl meinen Freund als gebiegenes Landwirt (Kofibrovsky) verschwand taktvoll durch eine Seitentür, als wollte er nach der Tofel schauen). Darin will ich ihn, auf der Reise nach meiner hiesigen Besitzung begriffen, soeben dekorieren. Bitte, es aber noch geheim zu halten,“ lächelnd blickte er auf Frau Wradig, „wenigstens bis zum Braten. Ich bekam die Auszeichnung selbst von seiner Majestät für seine Verdienste um die Landwirtschaft und will meinen alten Freund damit überraschen. Er ist ein außerordentlicher Oekonom, er versteht sich auf das Feld, daß es ihm gehorcht und wie auf Kommando seine Erzeugnisse bringt. Ich verstehe nicht, daß er den schönen Besitz verkaufen will, er sagte mir kein Wort davon. Ich hätte es ihm selbst gern abgekauft.“

„D weh,“ sagte Knopp mit theatralischem Lächeln. „Ihre Erzellenz wollen mir doch nicht etwa Konkurrenz machen?“

„Sie haben die Vorhand,“ sagte Slanzil mit Würde. „Ich glaube aber, es gäbe hier kein Wild, besonders keine Hirsche. Wer ist auch Hirschfleisch? Einige Schneefen und Krammetsvögel sind ja angenehm, auch einige Hasen wünscht man. Allerdings soll es hier nicht viel haben.“

„Was? Hasen? Mit geschlossenen Augen könnten Sie schießen, und sicher würde ein Schuß treffen.“

Kofibrovsky kam zurück und zog den Minister in eine Fensternische, wo sie sich leise unterhielten. Dasselbe tat Baron Knopp mit seiner Nichte.

„Ninette, du kannst meine Gehilfin bei dem Handel sein. Mir scheint, du gefällst ihm.“

„Woher willst du denn das wissen?“ sagte Frau Wradig errötend.

„Bin ich denn blind?“

„Blind nicht, aber ...“

Sie wollte sagen, unter das Plaid kannst du doch nicht schauen.

„Du könntest endlich einmal etwas Kluges mit deiner Schönheit beginnen; bisher machtest du nur Dummheiten. Beginne den Handel mit ihm und schraube den Preis herab, ihr Frauen versteht euch ja darauf. Wenn du einmal liebäugelst, so gehen 10 000 Gulden, wenn du zweimal liebäugelst, 15 000 Gulden von dem geforderten Preise ab. Du kannst Geld mit deinen schönen Widen herauschlagen.“

Frau Wradig warf trotzig die Lippen auf.

„Danke schön. Liebäugle doch du, wenn du willst.“

„Das würde mir wenig nützen.“

„Und ich habe keine Augen dazu.“

„O, du unschuldiges Lämmchen! Wie oft tatest du es unanständig? Mir redest du nichts vor.“

In diesem Augenblick öffnete der Diener die Tür und meldete, daß gedacht sei. Kofibrovsky eilte herbei und bot Frau Wradig den Arm.

„Schauen wir, was die Reinen zusammengelockt haben. Sind Sie hungrig?“

„Eigentlich nur neugierig.“

Er führte sie in das mit smaragdgrüner Seide ausgestattete Speisezimmer, wo so elegant wie bei Maxim in Paris für fünf Personen gedeckt war. Selbst die modernen Chrysanthemsträuße fehlten nicht. Links neben sich setzte er den Minister, rechts Frau Wradig.

Die Suppe war schon aufgetragen, als aus einem nebenan befindlichen Kabinett Geigenpiel, dem sich bald Klarinetten und Zimbeln anschlossen, erschallten. „Was ist das?“ fragten die Berliner.

„Das sind meine Hauszigeuner.“

„Zum Teufel, Sie leben ja hier wie ein Fürst, lieber Kofibrovsky.“

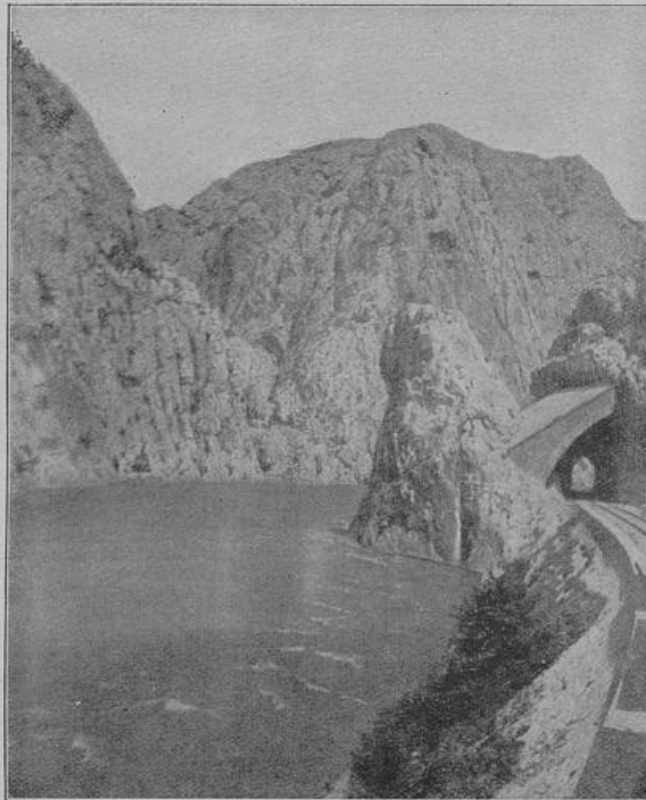
„Ich muß doch meine Zerstreuung haben,“ verteidigte sich der Graf bescheiden. „Ich trinke nicht, spiele nicht Karten, habe keine Frau, was soll ich tun? Ich würde vor Langweile sterben, wenn ich das bisheren Musik nicht hörte.“

„Sie haben ja die Nachtigallen umsonst im Walde. Das Orchester muß doch sehr viel Geld kosten.“

Kofibrovsky zuckte die Schultern und sagte: „Sie essen, was das Feld bringt, und lassen mir noch etwas übrig.“

Jetzt kam herein, was sie übriggelassen hatten: eine Schüssel köstlicher Hummern und Austern, dazu Chablis, danach Hammelrücken, englisch zubereitet, dazu granatroter Burgunder, dann junge Gans, Gurkensalat und etwas Heidsieck-Champagner.

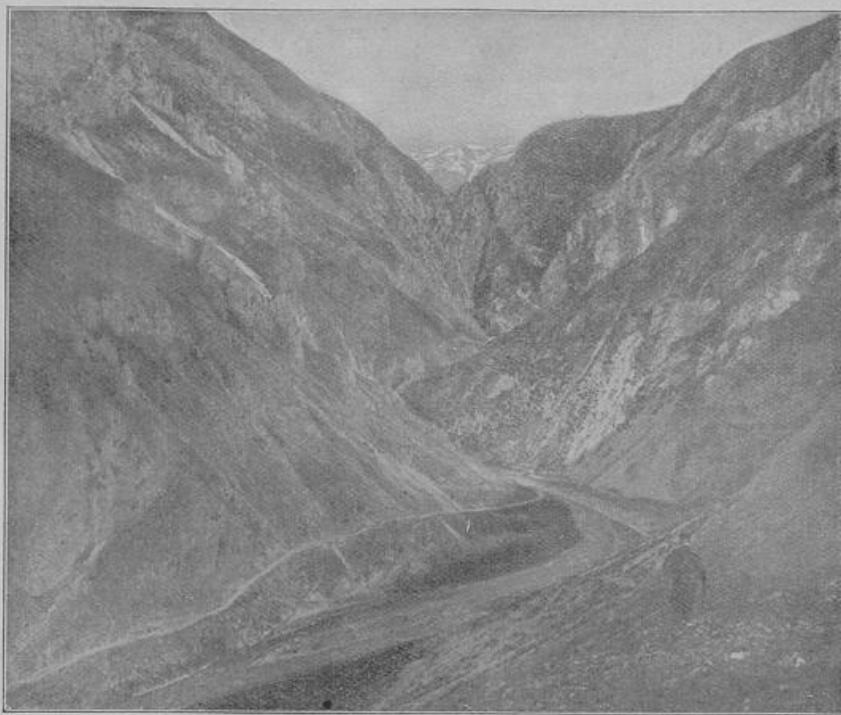
Beim Champagner erhob sich Slanzil, strich seinen Schnurbart, hinstellte feierlich und sprach: „Geehrte Herren und lebenswürdige



Mazedonien: Demirkapu, das sogenannte eiserne Tor Mazedoniens, eine Felsenenge des Vardar (im Altertum Axios). Kester & Co.

Nachbarin! Ich will, ehe wir unsere Gläser austrinken, eine kleine Geschichte erzählen. Vor nicht langer Zeit gingen ich und noch mehrere andre mit Sr. Majestät auf die Auerhahnjagd. Als wir ein Ackerland passierten, blühte etwas zwischen den Erdschollen, gerade vor den Füßen der Majestät. Ich kniete mich und hob ein Mittelkreuz des Leopoldordens auf. Wie er dahin kam, kann nur vermutet werden, vielleicht hatte ihn einst ein Gast des Königs verloren. Ich wollte ihn der

Majestät reichen, allein er sagte: Behalten Sie ihn. Er gehört der Erde, ich nehme ihn nicht mehr von ihr zurück, sondern dekoriere wieder die Erde damit. Er soll den Besitzer des besten und ertragsreichsten Feldes schmücken. Treffen Sie danach ihre Vorbereitungen. Ich konnte mit bestem Gewissen die Trimezer Besingung für die Auszeichnung vorschlagen, und der König befahl mir, persönlich den hohen Orden zu überbringen und dabei das Geschichtchen dem also Ausgezeichneten vorzutragen, welcher niemand anders ist als unser lieber Gastgeber, Graf Kockitrowsky, auf dessen Gesundheit ich mein Glas leere."



Mazedonien: Das Bistritza-Tal.

Kesler & Co., München.

Damit nahm er den mit einem neuen Bande geschmückten Orden aus der Tasche und befestigte ihn auf der Brust des Grafen, der nicht im mindesten bewegt davon erschien.

„Nun weiß ich wahrhaftig nicht, bin ich ein Ritter des Leopoldordens oder der Trimezer Besitzer?“

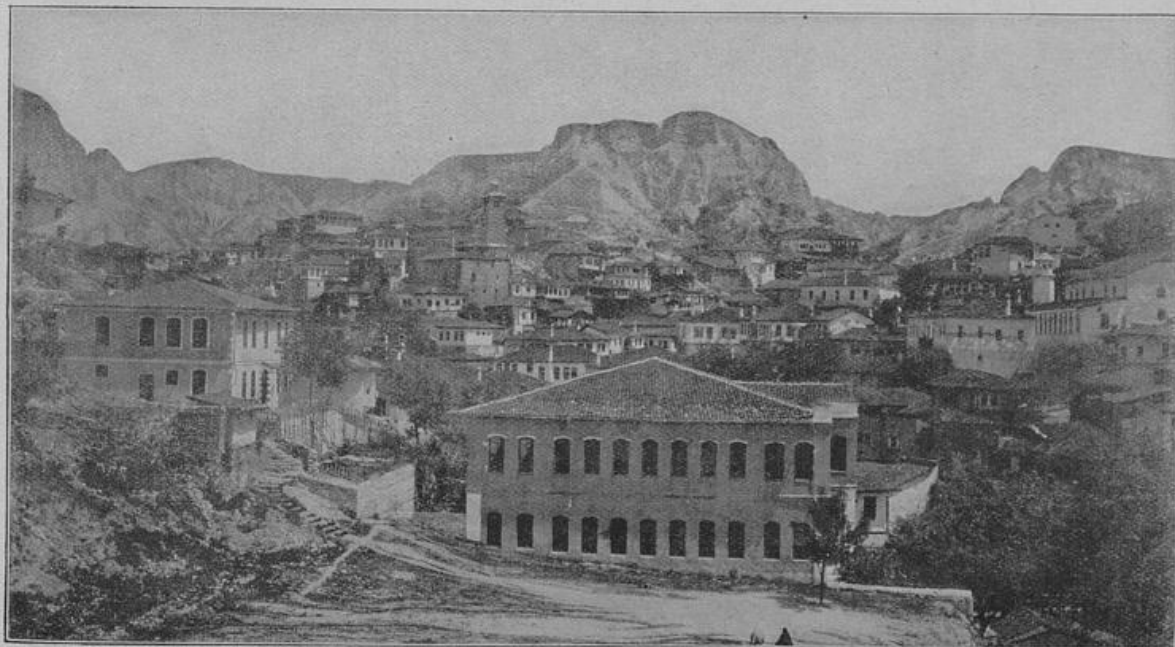
„Sapristi!“ sagte der Baron, auf den dieser Auftritt einen großen Eindruck machte:

„Was wäre nun geschehen, wenn ich nur eine halbe Stunde früher das Gut gekauft hätte?“

„Das kann ich nicht sagen,“ entgegnete der Minister salbungsvoll. „Das ist eine große Frage.“

„Wie? Glauben Euer Exzellenz, daß diese Auszeichnung auf dem Gute ruht?“ fragte der Baron erregt.

„Wenn ich die Worte Seiner Majestät interpretiere, daß er von der Erde nicht zurücknimmt, was auf ihr gefunden wurde, so gebührt der Orden zweifellos dem Trimezer Feld. Da er aber den Besitzer auch erwähnte, ist die Sache zweifelhaft, das könnte nur der Justizminister entscheiden oder...“ — „Oder?“

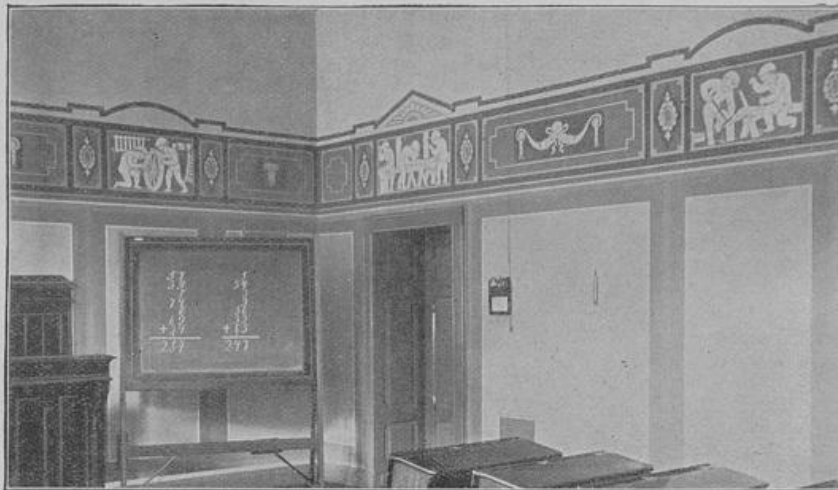


Mazedonien: Melnik, Stadt im Pilsajet Saloniät mit 3500 Einwohnern.

Kesler & Co., München.

Der Arbeitsfries in der mittleren Vorschulklasse des kgl. Prinz-Georg-Gymnasiums zu Düsseldorf.

Unser Leser werden sich des Märchenfrieses erinnern, den wir im vorigen Jahre an dieser Stelle brachten; er schmückt die unterste Vorschulklasse des kgl. Prinz-Georg-Gymnasiums, deren muntere Schar das Bild ebenfalls zeigte. Inzwischen ist diese Schar in die nächsthöhere Klasse aufgerückt, und auch diesmal durfte das Klassenzimmer nicht schmucklos bleiben. Die Aufgabe, welche der Direktor der Anstalt, Professor Dr. Brandt, dem Künstler stellte, waren Arbeitsbilder aus den dem Verständnis der Kleinen zugänglichen Handwerken und Handierungen. Ein Mitglied der hiesigen Kunstgewerbeschule, Herr Heinrich Gumm, löste sie mit hervorragendem Geschick. Der in Cürhöhe umlaufende Fries ist in lebhaften Farben ge-



halten, in denen ein gedrehtes Gelb und Violett vorherrscht, und zeigt abwechselnd geschmackvoll ornamentierte und Figurenfelder, wo in feinen Umrisen einfarbig angelegte Putten mit Eifer ihrem Berufe obliegen; außer den auf unserm Bilde sichtbaren sind noch die Schreiner, die Küfer, die Schmiede, die Bäcker sowie die Gärtnerei und die Landwirtschaft vertreten. Die Ausföhrung lag von den Bildfeldern abgesehen, die der Künstler sich vorbehielt, in den Händen der Firma Hemming & Witte. Die Mittel wurden diesmal von den Eltern der jüngsten Vorschulklasse zur Verfügung gestellt, die sich zunächst noch des Märchenfrieses erfreuen darf, um dann im nächsten Jahre zum Arbeitsfries aufzurücken.

Phot. C. Tucht, Düsseldorf.

„Seine Majestät der König selbst. Das heißt, er würde meinem Freunde Kofibrovsky das nie mehr entziehen, was ich in seinem Namen auf die Brust heftete. Aber nun stoßen wir an, meine Herren.“

Wah trank aus, und der nun laut einsetzenden Musik wegen plauderte man nur mit seinem Nachbarn.

„Sehen Sie, was außer Bohnen und Erbsen noch alles auf einem guten Boden wächst, ich habe mich ganz in die Besizung verliebt und gäbe etwas darum, wenn sie mein wäre,“ sagte Frau Bradij.

„Gefällt sie Ihnen ernstlich? Das freut mich sehr.“

„Es ist nur die Frage, wie hoch der Preis ist.“

„Lächerlich,“ sagte Kofibrovsky, „wenn Sie wollen, so gehört sie Ihnen.“ — „Mein Onkel ist aber etwas geizig.“

„Auch dann. Es gibt nämlich zwei Wege, sie zu erlangen.“

„So? welches ist der zweite Weg?“

„Wenn Sie die Meinige werden wollen, dann gehört Ihnen die Besizung sofort,“ flüsterte Kofibrovsky erregt.

Frau Bradij wurde rot. „Sie sind unverkämmt.“

Trotzig wandte sie sich von ihm und rüdt sogar ihren Stuhl ab.

„Zürnen Sie mir? Ich tat doch nichts Böses.“

„Sie haben mich beleidigt.“



Ausbruch bulgarischer Truppen und einberufener Reservisten zur Grenze.

Chusseau-Flaviens, Paris.

„Was sagte ich? Der Käufer fragt, der Verkäufer antwortet aufrichtig, so wie es ist.“

„Aber die Form,“ beharrte die schöne Frau. „Ist es Sitte, so etwas zwischen Braten und Nachtsich zu sagen?“

„Verzeihen Sie, daß ich Sie durch Nichtbeachtung der Form beleidigt habe,“ verteidigte sich Kofibrowsky. „Sie aber haben mein innerstes Wesen beleidigt.“

„Womit denn?“

„Damit, daß Sie mir einen Korb gaben.“

„Ich?“ staunte die Witwe.

„So, gaben Sie mir keinen?“

Frau Wradik zuckte die Schultern.

„Hätten Sie den Mut, meinem Onkel zu sagen, daß Sie ihn nur zum Scherz von Berlin kommen ließen?“

„Für Sie bin ich zu allem bereit.“

„Das möchte ich doch probieren.“

„Befehlen Sie über mich.“ — „Also erstens,“ flüsterte Ninette, „gedulden Sie sich drei Tage. Ich glaube, so viel Bedenkzeit ist in Romanen zu bitten üblich. Zweitens verkaufen Sie ruhig ihre Besichtigung dem Onkel.“ — „Wozu sollen diese drei Tage?“

„Der erste, um über die Sache nachzudenken, der andre, um mich zu entschließen, der dritte, um den Onkel vorzubereiten.“

„Darf ich hoffen?“

„Ich sage jetzt nichts. Sehen Sie nicht, daß man uns beobachtet?“

„Geben Sie mir wenigstens ein einziges Zeichen.“ leuchtete Kofibrowsky fast trunken.

Das Diner war gerade zu Ende, und der Nachtsich wurde aufgetragen. Frau Wradik entnahm der Schale eine riesige Ananas-erdbeere, tauchte sie in Staubzucker und reichte sie dem Grafen.

„Beißen Sie die Hälfte ab.“ Kofibrowsky biß mit seinen veränderten, schwarzen Zähnen in die Frucht, worauf Frau Wradik nach der übriggebliebenen Hälfte langte und sie, während sich ihre Augen müde schlossen, zwischen den roten Lippen verschwinden ließ.

Nach Aufhebung der Tafel begab man sich in den Salon, und Baron Knopp nahm den Hausherrn unter dem Arm.

„Nun, wie ist der Preis für die kleine Besichtigung, Graf?“

„Wollen Sie handeln oder nicht handeln?“ fragte Kofibrowsky.

„Sagen Sie mir gleich Ihr letztes Gebot. Unter Kavaliere ist langes Feilschen nicht am Plage.“

„200 000 Gulden,“ sagte der Graf.

„150 000 dachte ich,“ entgegnete Knopp.

„Kein Groschen geht davon ab. Wenn Sie noch ein Wort reden, erhöhe ich den Preis.“

„Topp,“ sagte der Baron lebhaft und schlug in des Grafen Hand. „Sind die Grundbücher da?“

Natürlich waren sie da und auch der Notar aus Homam, der nach Tisch herbeikam und alles in Ordnung brachte, während sich die

Herrschaften auf dem Hofe an dem Gardastanz der zusammengerufenen Dienstkleute ergötzen.

Frau Wradik thronte auf einem herbeigebrachten roten Lehnstuhl wie eine Königin und betrachtete die lustige Volksunterhaltung, als sich plötzlich ein schöner Burtsche mit Sporenschneideln, blauer, knopfreicher Weste und herändertem Hut vor ihr neigte und um einen Tanz bat.

Sie blidte ihn erschrocken an und erkannte Kofibrowsky.

Das war ein Spaß, den man nicht verderben durfte. Frau Wradik sprang auf und in einer halben Stunde lernte sie den Tanz so gut, daß sie ihn ganz einwandfrei tanzte.

Auf ihren Platz zurückgekehrt, war sie ganz Eifer, ganz Hingebung.

„Das ist wirklich liebenswürdig von Ihnen gewesen, Kofibrowsky.“

„Welche ausgezeichnete Ungarin wird aus Ihnen werden.“

„Ich hoffe es auch. Nach drei Tagen schreibe ich Ihnen von Wien aus, wo wir uns zwei Wochen bei unsern Verwandten aufhalten.“ — „Darf ich dann kommen?“



Ende der kaiserlichen Hofjagd in Böhern: Prinz Oskar (1) versteilt den Bruch; vorn (2) Graf Spee (Wasser). K. Hünich, Berlin-Charlottenburg.



Das neue Duisburger Stadttheater.

Berliner Ill. Ges.

Die feierliche Einweihung des kürzlich fertiggestellten Baues des neuen Stadttheaters in Duisburg fand am 17. Oktober statt.

„Natürlich. Aber ich habe noch eine Bitte.“

„Befehlen Sie.“

„Lassen Sie mir ein zu dem Tanze passendes Bauernkostüm anfertigen, Kofibrovsky.“

Der Graf lächelte glücklich. Diese Bitte enthielt das süßeste Versprechen. „Sie sind die vollkommenste Frau der Welt. Noch haben Sie nicht geheiratet und schon übertragen Sie die Toilettenorgen Ihrem Manne.“

Knopps reisten mit dem Abendzuge ab, einen Scheck mit dem Kaufpreise an der Spitze hinterlassend, der nach Ablauf eines Monats einzulösen war. Wie die meisten gründlichen Deutschen, nahm er noch allerlei von dem Gute mit: eine Handvoll Gras, eine Schachtel mit Erde, eine Flasche Sauerwasser aus der Waldquelle und die gefundenen Hirschgeweihe.

Er war glücklich, ein so wildreiches Terrain erbeutet zu haben, und machte unterwegs Pläne über Pläne. Wie würden seine Berliner Freunde staunen. Welche Legenden würden über Baron Knopps Jagden in Umlauf kommen. Er seufzte. Wie weit der Herbst noch war! Am liebsten hätte er gleich mit den Jagden begonnen.

Allerlei Gedanken schossen Knopp durch den Sinn. Wenn nur die Hasen bis zum Herbst nicht fortliefen. Ob man ein Gitter um den Wald machen ließe? „Was denkst du, Ninette? Du bist aber heut' so zerkreut! Was fehlt dir denn? Sant, welches ist Ihre Meinung?“

Sant meinte, daß man auf keinen Fall den Wald einzäunen dürfe, denn wenn auch die Hasen bis zum Herbst hinausliefen, so kommen dafür die Hirsche, die jetzt nicht da waren, wieder herein. Die Hasen blieben aber auch. Weshalb sollten sie fortlaufen?

Das sah der Baron ein, und er betätigte nun wieder nach einer andern Richtung hin sein Talent im Planeschmieden und begann die Rangliste seiner Gäste aufzustellen. Unter diese rechnete er auch Kofibrovsky.

„Er ist doch ein tüchtiger Mensch. Wie gefällt er dir denn, Ninette?“

„Ich bin noch nicht im reinen darüber.“

„Er ist sehr lebenswürdig.“

„Wir sprechen noch von ihm.“

In Wien wohnte der Schwager des Barons Knopp, Ritter von Korenshy. Außerdem noch eine Nichte mit ihrem Gatten, Baron Bleda. Der Besuch dieser Verwandten bildete das Wiener Programm.

Baron Bleda, der selbst Großgrundbesitzer in Böhmen war, interessierte sich sehr für den Gutskauf. Voll Stolz zeigte ihm der alte Herr die mitgebrachte Erde, doch diese gefiel ihm durchaus nicht. Es war roter Lehm, keine tschere Erde. Dann brachte er das Geweih vor. Dieses betrachtete Ritter Korenshy aufmerksam und

plötzlich schrie er, wie von einer Schlange gestochen auf: „Das ist ja reizend.“ — „Was denn?“

„Ich bedauere den armen Hirsch, lieber Schwager.“

„Weshalb, weshalb?“ staunte Knopp.

„Denke nur, er hat mit dem Geweih zugleich die Hirnhäute im Walde verloren.“

„Was willst du damit sagen?“

„Daß das Geweih schon in den Händen eines Drechslers war und vielleicht schon als Kleiderhalter diente.“

Der Baron griff sich verlegen und zornig an die Schläfe. Er begann die traurige Wahrheit zu ahnen, und wie sein Verdacht erwachte, rollte er von selbst immer weiter und weiter, bis er nach und nach die übrigen Reinsfälle ebenfalls erkannte und sich sogar noch mehr dazu einbildete, denn er glaubte nun selbst an das Sauerwasser nicht mehr. Es war sicher auch nur zum Schein dahin getragen worden.

Was sollte er aber jetzt in seiner Rut tun? Ritter Korenshy gab ihm folgenden Rat:

„Wenn ein Standesgenosse von uns eine Dummheit begeht, so lacht man und schweigt darüber.“

Baron Knopp schwieg also, denn von zwei Liebeln, zu viel zahlen und dazu ausgelacht werden, wählte der kluge Mann nur eins statt alle beide. — Kofibrovsky seinerseits genoß nicht sein Geld, denn der alte Schmetterling zappelte an der Stednadel. Er war in Frau Wradig Sammlung gelangt und hatte sich ernstlich in sie verliebt. Als die schöne Frau gegangen war, erschien ihm die Welt leer, und ungeduldig wie ein Schüler wartete er, daß sie ihn nach drei Tagen zu sich rief. Er machte Pläne, träumte und schrieb. Selbst an den Brautführer dachte er schon und benachrichtigte einen Freund in Krakau:

„Meine Braut besitzt ungefähr drei Millionen und zwei süßblidende Augen, die ich um zehn Millionen nicht hingeben möchte. Ich liebe sie wahrhaftig. Der einstige Spieler und Trinker Kofibrovsky ist nicht mehr. Das war mein letztes Stückchen. Von jetzt an werde ich ein ordentlicher Mensch, kaufe unser Stammgut zurück und verlege die Honigwochen auf der Burg meiner Ahnen, wo selbst die Hühner vierzehn Tage lang aus ihren Trögen Champagner trinken sollen.“ Dieses zukünftige Wohlleben der Hühner stand aber nur auf einem einseitigen Programm und wurde völlig zerstört durch die Haltung der gesamten Verwandtschaft.

Frau Wradig teilte nämlich dem Onkel und den übrigen Verwandten ihren Entschluß mit, worauf sie ihr alle vorstellten, daß Kofibrovsky kein anständiger Mensch sei.

Das goß nur Del ins Feuer, denn Frau Wradig war ungemein eigenfönnig, und sie schrieb am dritten Tage an den Grafen, doch



Aus der Galerie Nemes — die zurzeit in der Pöfssdorfer Kunsthalle ausgestellt ist — Rembrandt: Bildnis des sog. Vaters des Künstlers.

der Brief wurde aufgefangen. Kosibrowsky erhielt also keine Antwort nach Trimez.

Er telegraphierte trostlos an die Frau nach Wien unter der Adresse der Korenky und Bleba, aber auch die Depeschen wurden aufgefangen, und Frau Wradis bekam keine derselben.

Kosibrowsky wartete und wartete; als er aber sah, daß dies umsonst sei, reiste er nach Wien, um die Sache in Ordnung zu bringen. Sogleich verständigten die Verwandten Knopy davon und bewogen ihn, vor der festgesetzten Zeit nach Berlin zurückzukehren.

Kosibrowsky löste den Wechsel an der Bank ein und reiste ihnen nach. Er fühlte, daß, wenn er Frau Wradis treffen und sprechen könnte, er gewonnenes Spiel hätte, denn auf das „Wald“ kam es bei einer heißblütigen jungen Frau an.

Als es ihm endlich gelang, sie im Herbst auf der Soiree eines Berliner Bankiers zu treffen, machte ein Seeoffizier der schönen Frau auf Leben und Tod den Hof.

Sie zuckte aber dennoch zusammen und wurde bleich, da sich Kosibrowsky, in den Saal tretend, der Gruppe Herren und Damen näherte, in deren Mitte sie sah: Man spielte, wie es in Deutschland üblich ist, Gesellschaftsspiele. — Der Seeoffizier hatte seinen Platz zur Rechten der schönen Witwe, der er mit einem Federfächer Kühlung zuwehte.

Die Hausfrau stellte den Neugekommenen den Gästen vor, und Kosibrowsky neigte sich stumm vor den Fremden, Frau Wradis aber reichte er freundschaftlich die Hand.

Einen Augenblick zögerte sie, dann fühlte Kosibrowsky ihre kleine Hand wie das Herz eines erschrockenen Vögels in der seinen zittern.

„Ach, Sie kennen sich,“ sagte die Hausfrau. „Halten Sie mit uns, Graf?“

„Was spielen Sie?“

„Die drei Ziegen.“

„Was ist das?“

„Es muß Pfand dabei gezahlt werden.“

„Gut,“ entgegnete der Graf, mit seiner gewohnten Natürlichkeit. „Mit Pfändern bin ich versehen, das übrige werde ich bald lernen.“

Damit ließ er sich auf Frau Wradis anderer Seite nieder. Diese fühlte sich unbehaglich zwischen den beiden Feuern, sie war verlegen und beantwortete ungeschickt die in den drei Ziegen nötigen Fragen, worauf sie ein um das andere Mal Pfand zahlen mußte. Einer der Herren sammelte sie in einem Zylinder ein.

Schon hatte sie ihre sämtlichen Schmucksachen dahingegeben, und bei einem neuen Fehler fand sie ihre Taschen leer.

„Ich habe alles verloren,“ lachte sie.

Kosibrowsky entnahm von seiner Uhrkette einen in Silber gefaßten Varenzahn und reichte ihr ihn höflich.

„Darf ich Ihnen damit ausbelfen?“

„O, wie häßlich! Was ist das?“

„Ein Varenzahn.“

„Danke. Aber wozu bemühen Sie sich erst,“ sprach sie gemessen.

Kosibrowsky benutzte dieses Augenblick und flüsterie ihr zu:

„Könnten Sie mir nicht auf eine Minute Gehör schenken?“

„Das ist unmöglich. Man beobachtet mich. Was wünschen Sie von mir?“

„Aufklärung.“

Einen Moment sann sie nach, dann sagte sie entschlossen finster:

„Sie werden sie bekommen.“ — „Wo?“ fragte er ungeduldig

„Bei dem Zahn.“

Kosibrowsky verstand die Sache nicht, aber die Zwiesprache konnte nicht weiter geführt werden. Frau Wradis kam wieder an die Reihe zu antworten, so mußte er sich gebulden. Da aber die Zeit des Abendessens herannah, schlug die Hausfrau vor, die vielen Pfänder auszulösen. Die Besizer müssen sie einlösen durch ein Lied, eine Deklamation, durch Witsprüche oder indem sie Schmeicheleien oder Grobheiten sagen, wie das so Brauch ist bei diesen unschuldigen, nährlichen Spielen. Man muß darüber lachen, und wer viel lacht, amüsiert sich gut.

Frau Wradis konnte ihr Talent oft genug zeigen, sie sang und deklamirte, bis ihre Schmucksachen endlich zu ihr zurückkehrten. Zuletzt zeigte der Richter den Zahn empvor.

„Wem gehört er?“

„Einem Varen,“ entgegnete Frau Wradis.

„So soll er herkommen,“ lachte der Richter. Darauf erschien der reizendste Vär der Welt, die schöne Witwe.

„Was geben Sie für das Pfand?“

„Ich werde eine Geschichte erzählen.“

„Hört, Hört!“

Kosibrowsky neigte sich vor, damit ihm kein Wort

entging. Er wußte, daß das ihm galt, und sein Herz klopfte laut.

„Die Königin Kleopatra,“ begann Frau Wradis mit ihrer süßen, wohlklingenden Stimme, „war einst zu Gast bei Antonius. Dieser veranstaltete ihr zu Ehren große Feste, unter andern auch einen Fischfang im Meere. Nur Kleopatra und Antonius warfen Angeln aus, den Höflingen war das nicht erlaubt, sie achteten nur auf ihre Herrschaft und rieten, welchen von ihnen die Götterbegünstigten würden. Nun, diese respektierten den Antonius mehr. Er hatte kaum die Angel ausgeworfen, als auch schon ein prächtiger Fisch an ihre zapfelle. Kleopatra konnte lange sitzen, ehe eine magere Sardelle anbiß. Dem stolzen Antonius fiel, wie einem übernatürlichen Wesen, auch leicht, gefangene Fische aufzuhäufen, während sich Kleopatra vor Kerger die Lippen zerbiß.“



Der russische Minister des Aeußern Sfasonow in Berlin.

Am 8. Oktober traf der russische Minister Sfasonow, von Paris kommend, in Berlin ein. Er hatte in Paris Unterhandlungen wegen des Vorgehens der Großmächte in der Balkanfrage, welche er in Berlin fortsetzte. Unser Bild zeigt Sfasonow (1) mit dem russischen Botschafter Graf von der Osten-Saden (2) auf dem Wege zur russischen Botschaft. Int. Ill.-Verl., Berlin.

„Hatte sie schöne Lippen?“ fragte einer der Herren.
 „Das weiß ich nicht, aber ich weiß, daß Kleopatra die Sache durchschaute, denn die Frauen haben trotz ihrer langen Haare doch auch Verstand.“
 „Hört, hört!“
 „Am andern Tage war wieder Fischfang angelegt, damit sich Kleopatra mit Antonius messen könnte. Dieser lächelte überlegen. „Du müßtest dich umsonst, schöne Königin; die Götter sind auf meiner Seite.“ Damit warf er selbstgefällig die Angel aus, und schon nach wenigen Minuten fühlte er, daß ein Fisch anbiß. Mit majestätischer

Maßparade den Scharz zurück und bestach einen Taucher, daß er einen Hering ans Land zog.“
 „Famos, interessant,“ lobten die Gäste Frau Wrabitz.
 „Es ist lehrreich,“ fügte die schöne Frau hinzu, „denn Antonius verfiel der Lächerlichkeit, er zeigte sich als Windmacher und war unwürdig Kleopatras Achtung und ihrer Hand.“
 „Das war sehr nett,“ lobte der Pfandrichter und reiche Frau Wrabitz den Bärenzahn, welche ihn Kofibrowsky zurückgab.
 „Ich danke für das Geliebte, Graf.“
 „Das Geliebte bekam ich zurück,“ antwortete Kofibrowsky



Zur Tagung der westdeutschen Verkehrsverbände in Düsseldorf am 5. und 6. Oktober.

Drei westdeutsche Verkehrsvereine, der Rheinische Verkehrsverein, der Verband westfälischer Verkehrsvereine und der Verkehrsverband für Hessen und Waldeck, haben gemeinsam auf der Düsseldorfer Städte-Ausstellung 1912 eine besondere Gruppe ausgestellt für Verkehrspropaganda ihrer Gebiete. Gleichzeitig fand eine Tagung in Düsseldorf statt, zu der nicht nur die Mitglieder der drei genannten Verbände und der Vorstand des Bundes deutscher Verkehrsvereine (Sitz Leipzig) erschienen, sondern auch zahlreiche Vertreter der Behörden. So waren neben den Vertretern der Herren Regierungspräsidenten von Düsseldorf und Münster, des Landeshauptmanns der Rheinprovinz namentlich die Eisenbahnverwaltungen stark vertreten. An der Spitze der Präsident der Königl. Eisenbahndirektion Cassel, Herr Vollgold, und höhere Beamte der Eisenbahndirektionen Köln, Elberfeld, Essen, Dortmund. Namens der Stadt Düsseldorf begrüßte der Oberbürgermeister Dr. Oehler den Kongreß

besonders herzlich, während Herr Gontard-Leipzig die Grüße des Bundes deutscher Verkehrsvereine überbrachte. Auch eine Abordnung des Nationalen Bundes für Fremdenverkehr in Holland war erschienen. Der zweite Vorsitzende des Westfälischen Verkehrsverbandes, Herr Strohn-Dortmund, eröffnete die Tagung und übertrug alsdann die Leitung der Versammlung Herrn Direktor Schumacher-Düsseldorf, dem Schriftleiter der Bundeszeitschrift „Deutschland“. Zwei Vorträge der Herren Generalsekretär Dr. Wagner-Düsseldorf und Syndikus Dr. Janßen-Essen über „Stadtverwaltung und Verkehrsvereine“ bzw. „Die Aufgaben eines Verkehrsvereins in einer Industriestadt“ führten zu einer sehr anregenden Aussprache, so daß alles in allem die Düsseldorfer Tagung einen überaus befriedigenden Verlauf zu verzeichnen hat, wozu nicht zum geringsten Teil die sorgfältigen Vorbereitungen wie auch die festlichen Veranstaltungen des Düsseldorfer Verkehrsvereins beigetragen haben.

Bewegung hob er ihn empor. „Da schau, Kleopatra, schöne Königin.“ Kleopatra und die gesamte Hofgesellschaft blickten hin, und was glauben Sie, was an der Angel war?“

„Nun?“ fragten die Umstehenden begierig.
 „Ein Salzhering!“

„Oh, wie war das möglich?“

„So, daß Antonius Taucher aussandte, welche vorbereitete Fische an seiner Angel befestigen mußten. Am andern Tage gab ihm Kleo-

trautig, „eins aber möchte ich doch gern noch wissen.“

Frau Wrabitz blickte ihn fragend an.

„Lieble Kleopatra den Antonius noch, als sie ihm diese bittere Lektion erteilte?“

In diesem Augenblick trat der Hausherr hinzu und reichte der schönen Witwe den Arm, um sie zur Tafel zu führen.

Sie wandte sich milde lächelnd nach Kofibrowsky um, und heimlich, zweideutig die Achseln zuckend, sagte sie: „Vielleicht!“

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 45.

Düsseldorf, 26. Oktober

1912.



Zur Rauferei der Montenegriner mit den Türken: Zwei montenegrinische Veteranen.

Erlich Bennin-Köven, Berlin-Friedenau.



Die Rosen.

Novellette von Paul von Homme.



Bei den ersten Akkorden des Pianos wurde es wieder still im Salon. Die Sängerin, eine Weltbame, attadierte mit großer Festigkeit eine Arie. Und während die Zuhörer sie durch große Aufmerksamkeit noch ermutigten, fand Georg plötzlich die Tochter des Hauses unsagbar reizend, wie sie so neben dem Pult stand und die Noten wendete

Ein Kollier gleißender Perlen brachte das Samtartige, Weiche, Graziöse ihres Halses so recht zur Geltung. Das Pand, das ihre Taille umschloß, hob die edlen Linien der Hüften noch mehr hervor. Und so mit der goldigen Fülle des Haares, das ihr Antlitz umrahmte, mit dem blendenden Teint und dem frischen Munde glich sie ganz einer strahlenden Göttin der Jugend . . . ihr Anblick war dem Auge eine wahre Freude.

Und Georg blieb ganz betroffen von diesem reizvollen Bilde.

Zu Beginn des Winters hatte ihn ein gemeinsamer Freund zum erstenmal zu Herrn und Frau Jourmel geführt. Dieser Besuch war der einzige geblieben. Doch Hermine hatte den eleganten jungen Mann anscheinend in angenehmer Erinnerung behalten, denn so beschränkt auch die Zahl der für diesen musikalischen Abend ergangenen Einladungen war, so hatte sie es doch zu ermöglichen gewußt, daß man auch ihn mit einem der eleganten Kärtchen bedacht hatte.

Auch er hatte sich an Fräulein Jourmel erinnert, doch ohne sich etwas Besonderes dabei zu denken. Und als er sie so aus jener Ecke betrachtete, wohin er sich hinter einige Reihen kleiner Stühle hatte zurückdrängen lassen, kam ihm der Gedanke, der Glückliche, der sie

eines Tages zum Altar führen dürfe, sei wirklich nicht zu bedauern. Und um einige Aussicht zu haben, dieser erwählte Glückliche zu werden, hätte er nichts lieber getan, als sich ihr bei der ersten besten Gelegenheit als Kandidat erklärt. Zu seinem Leidwesen aber mußte er feststellen, daß diese Musik seine Absichten recht wenig begünstigte, indem sie sich in jener und er sich in dieser Ecke aufhalten müsse. Ein Walzer, den sie hätten zusammen tanzen können, wäre seiner Sache viel förderlicher gewesen!

Da plötzlich kam ein Zwischenpiel. Der erste Teil des Programms war erschöpft. (Die Sängerin auch!) Alle drängten sich hinzu, um sie zu beglückwünschen. Diese enthusiastische Begeisterung brachte eine gewisse Verwirrung in dem Salon hervor, und Georg, der Hermine soeben aus den Augen verloren, suchte sie jetzt in der Menge, als ihm ganz unerwartet eine Hand die Schulter streifte, während eine Stimme, die er sofort erkannte, ihm von rückwärts ins Ohr raunte:

„Halten Sie sich für den Abend des 12. ja frei!“

Er wendete sich um, doch Fräulein Jourmel war schon verschwunden. Da suchte er sie abermals, und als er sie endlich im Speisezimmer gefunden, in das die Gäste jetzt zahlreicher eintraten, fragte er sie, ob er sich auch nicht über den Sinn ihrer Worte getäuscht und ob wirklich am 12.

„O gewiß doch, wenn es Ihnen recht ist!“ unterbrach Hermine ihn mit einem Lächeln, das ihre großen Augen strahlen ließ wie die



Die montenegrinische Königsfamilie, an der Spitze König Nikolaus mit seiner Tochter, der Königin von Italien. Dahinter die Königin von Montenegro.

Keser & Co., München.



Serbische Truppen bei einer Übung.

Chuffreau-Flaviens, Paris.

aufgehende Sonne an einem taufrischen Maimorgen. „Am 12. geben meine Eltern nämlich einen Ball. Auch Sie werden eine Einladung erhalten.....“

Georg verbeugte sich geschmeichelt, doch wagte er die Frage:

„Auf was für einen Wochentag fällt der 12.“

„Auf einen Dienstag... Dienstag in acht Tagen!“

Und Hermine warf sich stolz in die Brust und erklärte mit lombardischer Feierlichkeit:

„Es ist mein Geburtstag!“

Georg empfand eine Anwandlung diskreter Bewunderung, und seine Augen nahmen einen so verkürzten Ausdruck an, daß es Hermine sicher auffiel — sie war schon im Begriff, ihm wieder zu entschlipfen, doch schlüpfte sie sich jetzt in eine Ecke am Kamin, wo sie sich mit dem

Rücken an die Wand lehnte. Und als stände sie vor dem photographischen Apparat, hob sie entzündend den Kopf und sagte:

„Jawohl, es ist wahr! Aber lassen Sie uns doch einmal versuchen, ob Sie gut schätzen können — für wie alt halten Sie mich?“

Von ihrer Frage ein wenig überrascht, suchte Georg ihr auszuweichen:

„O, gnädiges Fräulein... trachtet man denn danach, das Alter der Blumen zu erfahren?“

Sie schlug ihn leicht mit dem Fächer auf den Arm.

„Nein, nein... im Ernst...“ antwortete Sie. „Wie alt meinen Sie, daß ich wohl wäre?“

Er hatte nicht die leiseste Ahnung, und es wäre ihm bei diesem ersten Alleinsein viel lieber gewesen, wenn sie ein andres Thema



Serbische Reservisten beim Abkochen.

Karl Seebald, Wien.

hätte wählen wollen — um so mehr, da sie sich in Anbetracht ihrer großen Jugend vielleicht einbildete, er nähme sie nicht ernst, wenn er sie jünger schätzte, oder aber sich mit Recht über seinen Mangel an Scharfsinn ärgerte, wenn er ihr nur ein einziges Jahr zuviel beilegte. Er mußte also auf alle Fälle das Richtige treffen!

„Nun, sagen Sie es doch!“ beharrte sie.

„Aber wozu denn...?“ meinte er.

Aber mit der ernstesten Miene von der Welt fügte er hinzu:

„Es wäre kein persönliches Verdienst von mir, wenn ich Ihr Alter erraten würde, denn... ich weiß es ja!“

Jetzt richtete Hermine sich auf — sie blickte Georg an und erklärte überzeugt:

„Gar nichts wissen Sie!“

Doch schon hatte Georg die gesuchte Ausflucht gefunden. Und stolz auf seine Idee erwiderte er:

„Verzeihen Sie gütigst... ich bin sogar bereit, Ihnen das Gegenteil zu beweisen...“

„Aber gehen Sie doch!“

„Nun... lieben Sie Rosen?“

„Rosen, Rosen... o doch! Aber was soll das denn?“

„Würden Sie mir gestatten, Ihnen welche zu schicken, die Ihnen beweisen werden, daß ich Ihr Alter kenne?“

„Ah... da bin ich doch neugierig, wie das zugehen soll!“

„Sie werden schon sehen...“

„Schön, warten wir also ab.“

Hier wurde ihr Gespräch von neuen Gästen unterbrochen, die in diesem Augenblick eintraten. Doch die Hauptsache für Georg war, daß Hermine seinen Vorschlag angenommen. Und nachdem er sich gleich am nächsten Morgen bei seinem Freunde nach ihrem genauen Alter erkundigt, eilte er zu seinem Blumenhändler. Dieser war allerdings selbst nicht zu Hause, doch gab er seiner Frau die Bestellung auf.

„Ich wünsche also für den 12. achtzehn der schönsten Rosen, die Sie nur aufreiben können. Vereinen Sie sie zu einem Bukett und senden Sie dies am Vormittag an diese Adresse...“ Die Blumenhändlerin versprach, seine Wünsche würden prompt erfüllt werden.

Einige Tage später erhielt Georg die versprochene Einladung.

O, wie ungeduldig er auf den Abend des 12. wartete! Nicht nur brannte er darauf, Fräulein JOURNAL wiederzusehen, sondern er sehnte sich auch danach, die Belohnung für seine kleine List zu erhalten, die ihm doch sicher ihr Wohlwollen eintragen mußte. In seiner übertriebenen Sorge kehrte er sogar am Vorabend des großen Tages zu dem Blumenhändler zurück, der ihm schon entgegengelaufen, als das Auto neben dem Trottoir anhielt — er wollte ihm die Mühe des Aussteigens ersparen und gab ihm die Versicherung:

„Der Herr kann unbesorgt sein. Morgen früh um zehn Uhr werden die Rosen an der angegebenen Adresse abgeliefert. Ich habe ganz besondere Sorgfalt auf die Bestellung verwendet.“

Und in der Tat — als Georg am nächsten Abend bei Hermine's Eltern vorsprach, hatte er seine Gastgeber noch nicht recht begrüßt, als sie ihm auch schon ihren lebhaften Dank aussprachen. — „O, verehrter Herr Verneue, Sie waren unsrer Tochter gegenüber zu aufmerksam... Sie sind wirklich zu liebenswürdig!“ — Er verbeugte sich mit einem glücklichen Lächeln.

Als dann die Paare durcheinander wirbelten, lehnte er an der Bekleidung einer Tür, und seine Augen suchten in dem Salon nach dem Rosenbukett. Doch er vermochte es nirgends zu entdecken. Aber wie... plötzlich gewahrte er Hermine, die mit einem jungen Offizier tanzte. Sobald sie ihn jedoch bemerkte, tanzte sie an ihm vorüber und warf ihm mit spöttischer Miene die Worte zu:

„Nun, schämen können Sie aber auch ganz und gar nicht!“

Das Lächeln, das Georg schon versuchte, erstarrte auf seinen Lippen. „Wie...? Wie meint Sie? Sie sollte keine 18 Jahre alt sein?“

Ganz fassungslos erwartete er das Ende des Walzers, um Hermine um eine Erklärung zu bitten, die sie ihm übrigens schon von selbst bereitwilligstgab — mit ver-schränkten Armen pflanzte sie sich vor ihm auf, und in einem Tone, der unter der scheinbaren Höflichkeit doch einen leisen Aerger erkennen ließ, meinte sie:

„Sie finden also, ich sähe aus wie eine

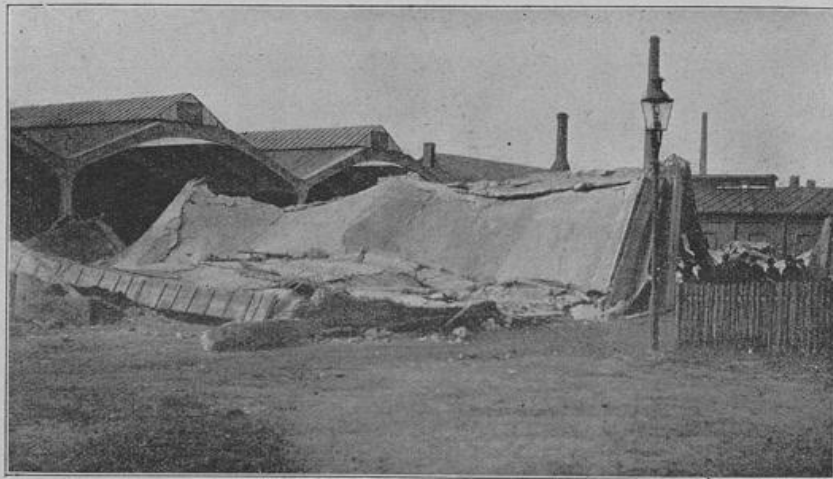
alte Jungfer?“ — „Wie...? Alte Jungfer...?“ protestierte er verblüfft.

„Ei der Tausend! Waren wir denn nicht übereingekommen, ich solle Ihre Blumen zählen?“ — „Natürlich.“



Dr. Eduard Hüsgen

ist am 20. Oktober im Alter von 64 Jahren gestorben. Er war Vorsitzender der Zentrumsfraktion des Düsseldorfster Stadtverordnetenkollegiums, dem er seit 1899 angehörte, ferner Schriftführer des Verbandes der rheinisch-westfälischen Presse, Vorstandsmitglied des Vereins für katholische Arbeiterkolonien usw. Als Redakteur wie als Schriftsteller hat er sich einen geachteten Namen erworben.



Zusammengestützter Fabrikenbau aus Eisenbeton in Menden i. Westf.

„Nun, ich habe sie gezählt. Und wenn Sie selbst noch einmal...“
 Sie nahm ihn bei der Hand, und nachdem sie ihn in einen kleinen Nebensalon geführt, wo seine Rosen ein Tischchen schmückten, bedeutete sie ihm:

„So, jetzt sind Sie an der Reihe. Bitte, zählen Sie doch einmal!“

Georg gehorchte. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er... fünfundzwanzig fand!

„O verzeihen Sie, gnädiges Fräulein!“ rief er verzweifelt aus. „Verzeihen Sie, es ist ein Irrtum... ich hatte nur achtzehn bestellt!“

„Ach, wie großmütig Sie doch sind!“ meinte Hermine spöttisch.

Und er mochte sich den ganzen Abend noch so sehr in Entschuldigungen erschöpfen — immer verfolgte ihn ihr heimliches, sicheres Lächeln. Er war ganz niedergeschlagen.

Doch am nächsten Morgen in aller Frühe brach ein Gewitter über seinen Blumenhändler herein.

„Aber sagen Sie mal, sind Sie denn nun ganz verrückt?“ hauchte er ihn an, als er die Tür kaum geöffnet.

„Ich bestelle da, Sie sollten achtzehn Rosen abliefern, und Sie unterstehen sich, fünfundzwanzig zu schicken! Wissen Sie auch, daß Sie mich durch diese Dummheit in den Verdacht einer unterhörten Frechheit gebracht?“

Der arme Mensch wußte nicht, was er sagen sollte.

„Eine... eine Frechheit...?“

„Zatwohl, eine Frechheit! Hat Ihre Frau Ihnen denn meine Bestellung nicht mitgeteilt?“

„Verzeihen der Herr gütigst...“ stammelte der Unglückliche enblich. „Sie hat mich in Ihrem Auftrage erfucht, die schönsten Rosen auszuwählen, die ich nur aufreiben könnte. Das habe ich auch getan.... Da aber der Herr ein guter Kunde ist.... dachte ich...“

sagte ich mir, du mußt ihn gut bedienen... Und anstatt der achtzehn Rosen habe ich mir erlaubt, bei gleichem Preise noch einige hinzuzufügen...“

Von seinem Abenteuer noch ganz gerührt, beehrte Georg sich, Hermine diese Erklärung zu überbringen. Doch es war unrecht von ihm, sich so aufzuregen — niemand trug ihm den Irrtum nach. Niemand, selbst Hermine nicht...

Der Beweis? Drei Monate später bestellte er bei demselben Blumenhändler einen Strauß weißen Flieder — zu seiner Verlobung mit Hermine Dourmel.

Der Händler nahm den Auftrag an, doch sah er den Vorfall, diesmal nicht mehr zu liefern, als er bestellt erhalten. Er war um so sorgfältiger darauf bedacht, da es ihm noch nie passiert war, daß ein Kunde ihm Vorwürfe gemacht, daß er zuviel für sein Geld bekommen!

□ □ □



Ankunft einer Mailcoach auf der Rennbahn.

G. Benade.



Rennen um den Großen Preis von Karlsdorf.

H. Mengendorff, Berlin.

Dieses mit 45 000 Mark und einem Ehrenpreis dotierte Rennen über 6500 Meter bildet das Hauptereignis der Herbstsaison. Von acht Teilnehmern erreichten nur vier das Ziel. Das Rennen wurde von „Le Miracle“ mit Leutnant v. Braune im Sattel gewonnen.

140 Kilometer ...!

Von Horst-Miles.

In seinem Rennwagen von 80 PS, die Hände krampfhaft am Steuer, den Fuß auf dem Beschleunigungspedal, sah Alfred Börning, der junge hoffnungsvolle Mechaniker, der in diesem Wettrennen, Berlin-München, die große Marke „Allemagna“ vertrat, und jagte mit unheimlicher Geschwindigkeit auf der schnurgeraden, stahlharten Chaussee dahin. Der Kilometerzähler zeigte auf 140, und bis jetzt war er noch der Erste in diesem wilden Rennen. Von Zeit zu Zeit hörte er von weitem den charakteristischen Ton einer Sirene herüberhallen, als ob dieser Ton ihn daran erinnern wollte, daß Jensen, der Däne, ihm in einem Abstand von einer halben Stunde folgte, und unwillkürlich drückte sein Fuß fester das Beschleunigungspedal. Alfred war an dieses schnelle Fahren so sehr gewöhnt, daß der Weg und die Richtung seine Gedanken nicht in Beschlag nehmen konnten und er hier ebenso angenehm und ruhig seinen Gedanken nachhängen konnte, als wenn er bequem im Lehnstuhl gesessen hätte.

Jetzt, schon halb am Ziel, dachte er ausschließlich an das, worauf er sich schon solange gestreut hatte: an das Wiedersehen mit seiner alten Mutter, die in Fischbach, einem kleinen Dorfe, wohnte, durch das er kommen mußte und das nach seiner Meinung nicht mehr allzu weit entfernt sein konnte — genau konnte er wegen der großen Schnelligkeit die Gegend nicht erkennen. Er dachte an die Ueberraschung und die Freude, wenn er von seinem Auto springen und plötzlich vor ihr stehen würde, denn es waren bereits vier Jahre vergangen, seit sie sich zuletzt gesehen hatten. Dann malte er sich weiter in Gedanken aus, wie sie mit ihm — dem gefeierten Sieger in diesem Rennen — gemütlich zusammen saß — in einem schönen, ganz neuen und hübsch eingerichteten Hause. Er war in diese lieben Gedanken so vertieft, daß er alles andre um sich vergaß.

Da plötzlich, nicht allzu weit hinter ihm, ein Ton, der ihn höchst unliebsam aus seiner angenehmen Träumerei emporriß ...

„Ah! Jensen, dieser Galunke!“ rief er aus, „beinahe hätte ich ihn ganz vergessen ... er wäre imstande, mich zu überholen ...! Aber das darf und soll ihm nicht gelingen!“ fügte er mit einer wilden Energie hinzu, „denn es gilt, die Ehre meines Hauses, das Glück meiner alten Mutter und dann ... ich will nicht, daß dieser Däne als Sieger durchs Ziel geht!“

Und sein Fuß und seine Hand arbeiteten so schnell wie seine Gedanken, ersterer auf dem Fußbeschleuniger und letztere an den Ventilen.

So raste er einige Minuten dahin, der Luftzug zer schnitt ihm fast das Gesicht ... aber der Ton der Sirene hinter ihm schallte immer deutlicher zu ihm herüber.

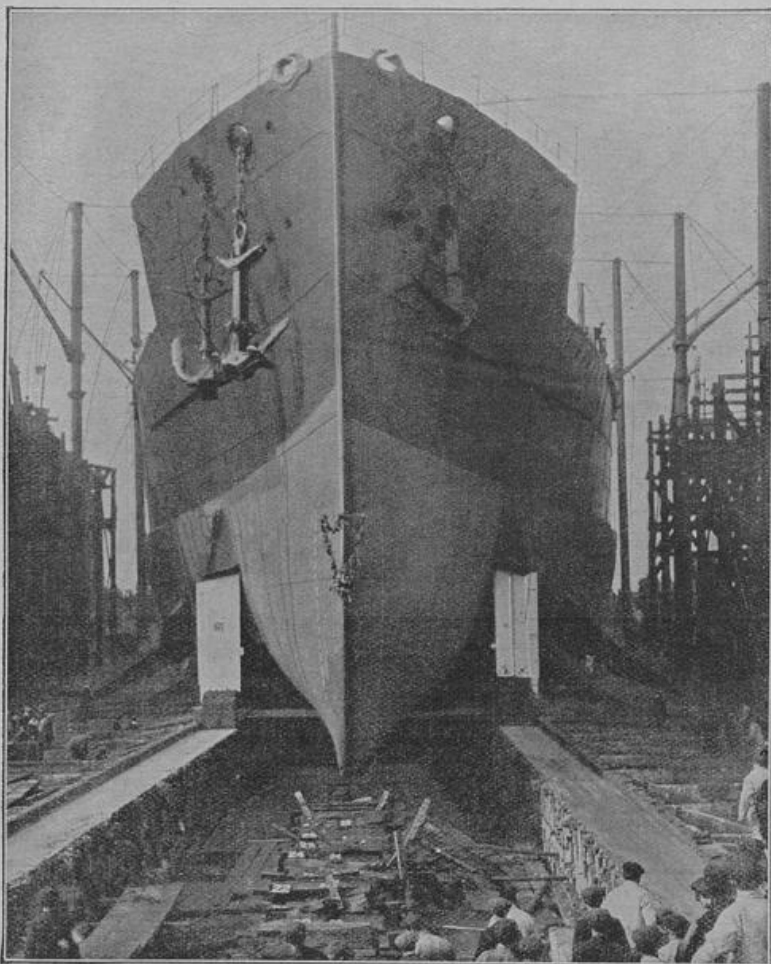
„Zum Teufel! ... Der Däne kommt näher!“ rief er aus, und sein Gesicht verzerrte sich vor Wut und ohnmächtigem Grimm. „Ah! wahrhaftig ... ich werde kein Glück haben ... ich werde nicht als Sieger zu meiner Mutter kommen können!“ Bei diesen Worten stieß sein Fuß das Beschleunigungspedal auf den tiefsten Punkt, und mit einer wilden Gebärde riß er die Ventile der Gasanfanger vollständig auf, und mit einer schier geisterhaften, unheimlichen Geschwindigkeit raste das Auto dahin ...

die Phantasie versagt bei der Vorstellung größerer Geschwindigkeit ... wie von einer überirdischen Gewalt, der nichts widerstehen kann, dahergetrieben. Da tauchte plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, eine alte

Frau vor dem Wagen auf ... ein leichter Stoß, ein kaum vernehmbares Geräusch ... dann war alles vorbei.

Alfred überließ ein kalter Schauer ... es hatte da sicher ein Unglück gegeben, jemand überfahren ... tot, zerschmettert! Das Ganze kam ihm so eigentümlich vor, er hatte an die Möglichkeit eines derartigen Ereignisses so wenig gedacht, daß er sich fragte, ob er soeben nicht geträumt habe.

Wissentlich jagten die Gedanken in seinem Hirn, und die erste Ansicht war, anzuhalten, um der kleinen Alten, deren geträumten



Slapellauf des neuesten britischen Dreadnaughts Iron Duke. Central News.

The Iron Duke (eiserner Herzog) hat eine Wasserdrängung von 35.000 t und ist auf eine Schnelligkeit von 22 Knoten berechnet. Getrieben wird das Schiff mit Parsonsturbinen; sowohl Öl wie Kohle kann verfeuert werden. In Geschützen wird es in der Hauptsache zehn 15,5 Zollige Geschütze enthalten, die paarweise in Panzertürmen untergebracht werden. Eine Neuerung ist die Panzerung des Decks gegen Bomben aus Luftschiffen. Der Iron Duke ist das erste von vier Kriegsschiffen, die im britischen Flottenprogramm von 1911 vorgesehen waren; sie sollen bis Januar 1914 fertig sein.

Mäden und weißes Kopftuch er trotz der Schnelligkeit bemerkt hatte, Hilfe zu leisten... vielleicht war es noch Zeit! Aber da... fast unsichtbar, eingehüllt in eine große Staubwolke und fast zur Hälfte in dem Straßengraben fahrend... überholte ihn das Auto des Dänen.

Unwillkürlich hatte Alfred alle Kräfte getan, um seiner Maschine „volle Kraft“ zu geben, ein Mehr war ein Ding der Unmöglichkeit. Zehn lange, bange Minuten... und Jensen war erreicht, überholt... der Weg war wieder frei! Die Straße wies hier eine ziemliche Steigung auf, und Alfred bemerkte weiter unten im Tal eine Stadt.

Sollte das Pfalzheim schon sein? fragte er sich. Er bremste, in der Hoffnung, irgendwo einen Wegweiser zu entdecken, und richtig! da stand eine kleine Tafel: „Pfalzheim 2 km“. Sofort ging es in der alten Geschwindigkeit weiter... weiter dem Glück entgegen!

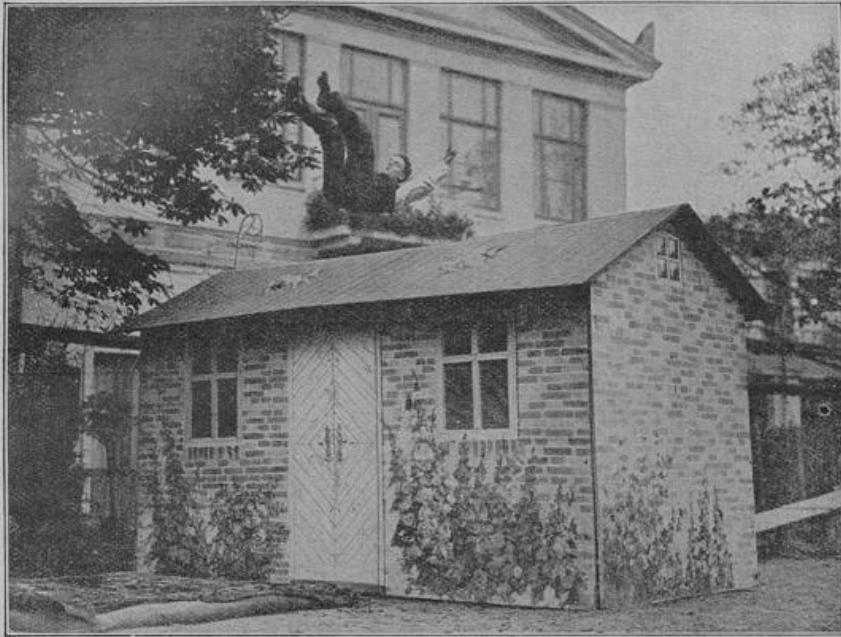
Nun bin ich bereits am Heimatdorf und am Haus der Mutter vorbei, ohne daß ich etwas davon gemerkt habe, sprach er zu sich selbst, wobei ihm ein wehmütiges Gefühl befiel... die arme Alte, wie sie sich freuen wird!

Das Wort „Alte“ ließ ihn erzittern, er erinnerte sich plötzlich wieder an den vorhin erlebten Vorfall, und dann kam ihm ein schrecklicher Gedanke... Fischbach befindet sich ein wenig vor Pfalzheim, und die Alte... diese Alte konnte vielleicht seine Mutter gewesen sein! Der Gedanke schnürte ihm die Kehle zusammen, das Blut kloppte rasend in seinen Schläfen... Auf der Kontrollstation in Pfalzheim fragte man ihn, ob er krank sei, er sehe erschreckend bleich aus! Hinter Pfalzheim stieg von neuem die schreckliche Angst in ihm auf, das Herz trampfte sich ihm zusammen und sein ganzer Körper wurde von Fieberschauern ergriffen. Er machte sich die schwersten Vorwürfe, daß er nicht doch angehalten hatte, um zu sehen,

vielleicht zu retten. Wenn das wirklich meine Mutter gewesen ist, dachte er, schwer verwundet... vielleicht nur noch durch sofortige Hilfe zu retten gewesen... und ich ließ sie sterbend hinter mir liegen...! Er machte sich in Gedanken die schrecklichsten Vorstellungen... er sah seine Mutter auf der staubigen, von der Sonne durchglänzten Landstraße liegen... blutend... sterbend... allein! „Oh!... wenn das meine Mutter wäre!“... rief er mit erstickter Stimme aus, und kalte Schauer durchliefen ihn von neuem. Nun war er nur noch einen Kilometer von München entfernt; Jensen war weit hinter ihm zurückgeblieben, denn Alfred konnte nicht mal mehr die Sirene hören.

Der Sieg, das Glück waren ihm sicher... schon kamen Neugierige gelaufen, die bei der Ankunft des Siegers zugehen sein wollten; sie jubelten ihm zu, als er nun langsamer vorbeiführ. Doch Alfred sah und hörte nichts mehr... er drehte auf dem festlich geschmückten Platz zum Erstaunen der dort Hartenden um und fuhr denselben Weg zurück, den er gekommen war.

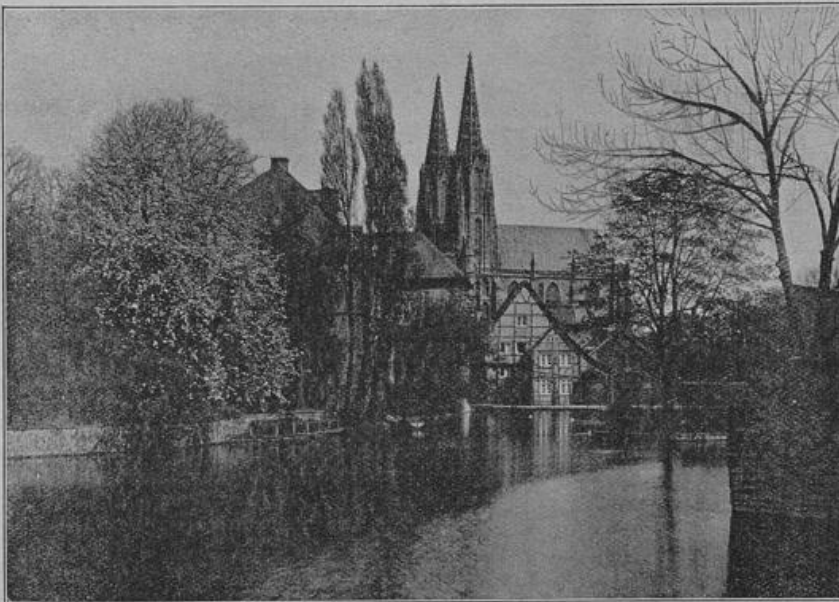
Fünf Kilometer weiter kam er an Jensen vorbei, der vor Erstaunen beinahe seinen Wagen vom rechten Weg ablenkte. Dann ging es durch Pfalzheim fast mit der gleichen Geschwindigkeit wie auf dem Hinwege, zum großen Schrecken der Straßenpassanten und zum wütenden Erstaunen der Polizisten, die sich vergebens bemühten, die Nummer des Autos festzustellen. In dessen wurde dieses von seinem Führer so geschickt gelenkt, daß nicht das geringste Unheil angerichtet wurde. Fünf Minuten später war er in Fischbach. Er bremste und stoppte seine Maschine mit einem solchen Ruck, daß die Bremsen dem plötzlichen und gewaltigen Druck nicht standhalten konnten und zerbrachen. Mit einem Satz war er aus



Ein sensationeller Sprung über ein Haus.

H. Groß, Berlin.

In Hamburg weißt zurzeit Gerhards Mohr, der „beste Springer der Welt“. Schon öfter hat er seine Kunststücke auf den Straßen ausgeführt. Vor einigen Tagen gewann er die Wette, über ein Haus zu springen.



Soest: Der große Teich mit der um 1314 erbauten, 1850-82 wiederhergestellten Kirche Maria zur Wiese. Frank, Soest.

dem Wagen und rannte wie ein Wahnsinniger nach der Richtung, die ihm so wohlbekannt war. Das Dorf schien ihm ungewöhnlich still und traurig, und ein vorüberziehender Leichenzug erhöhte nur noch seine wilde Verzweiflung. Es schien ihm, als ob ihn alle Leute, denen er auf dem langen Weg begegnete, mit eigentümlichen, mitleidigen Blicken ansähen.

Endlich tauchte das kleine Häuschen seiner Mutter vor ihm auf ... die Türen fest verschlossen ... und eine unheimliche Stille in der ganzen Umgebung.

Er hielt an ..., eine schreckliche Angst drohte ihm die Kehle zuzuschließen und ihn zu ersticken. Der Schrei eines Vogels, das einzige Geräusch, das diese tödliche Stille von Zeit zu Zeit unterbrach, ließ ihn jäh erzittern.

So verharrte er, ohne sich zu rühren, einige Minuten auf derselben Stelle ... die Stille drinnen und draußen blieb dieselbe ...

Der Raum, der einzige in diesem Häuschen .. war leer! Alfred lief zu dem Kofen, wo seine Mutter schlief. Ein Blick auf das Bett sagte ihm, daß es erst vor kurzer Zeit verlassen sein konnte ... aber sonst war nicht das geringste zu entbeden.

Nun war für ihn kein Zweifel mehr möglich ... seine Mutter war ausgegangen, und sie war es, die er überfahren hatte!

Da wurde plötzlich die Holztür des kleinen Gartens geräuschvoll geöffnet und wieder zugeschlagen. Holzschuhe flapperten auf den ausgetretenen Steinen, die in das Haus führten, und eine kleine, alte, gebückte Frau mit einem lieben, runzligen Gesicht, einer frisch gebügelten weißen Haube auf dem Kopf, trat in den Raum, erschöpft und erhitzt vom schnellen Gehen.

„Mutter!“ ... Schrie er auf, wie aus einem schweren Traum erwachend, und das Wort blieb ihm in der Kehle stecken.

„Ah! mein Junge, mein guter, lieber Junge! wie freue ich mich,



Der Einzug der Königin Luise in Berlin.

Gebr. Haedel, Berlin.

Vor dem Brandenburger Tor und auf dem Pariser Platz fanden am 16. Oktober kinematographische Aufnahmen für einen Film „Königin Luise“ statt. Der Kaiser hatte zu diesen Aufnahmen die historischen Wagen mit Pferden und passenden Geschirren aus dem Marstall zur Verfügung gestellt. Zwei Schwadronen Kavallerie und eine Kompanie Infanterie in der historischen Tracht waren für die Kinoaufnahme aufmarschiert; im ganzen beteiligten sich über vierhundert kostümierte Personen. Der Vorgang währte eine Stunde.

Schließlich raffte er sich auf, und wie ein Stier auf seinen Feind losstürzt, so stürzte er sich, ohne weiter denken zu können oder zu wollen, auf die Tür. Aber hier war es mit seinem Mut wieder vorbei; er blieb stehen, wie von einer innern Macht gehalten ... und jetzt sah er im Geiste das, was er so sehr gefürchtet und bisher nicht ausdenken gewagt hatte. Er fürchtete, da drinnen ... eine Leiche ... bereits erkaltet, zu finden ... die verümmelte Leiche seiner Mutter! Die Angst hatte seine Sinne derart verwirrt, daß er nicht zu der Ueberlegung kam, ob das alles denn auch wirklich wahr sein konnte. Er sagte sich nur, daß diese Tür, ein dünnes Stück Holz, ihn vielleicht von einem grausigen Anblick trennte ... gespannt horchte er auf ein Geräusch aus dem Innern ... aber alles blieb totenstill.

Doch so konnte er unmöglich noch länger verharren ... und mit einem plötzlichen, jähen Entschluß riß er die Tür auf.

dich wiederzusehen!“ begrüßte ihn die Alte, indem sie rasch auf ihn zukam und ihn in ihre Arme schloß ... „ich bin so gelaufen .. man sagte mir, du wärest angekommen und hierhergelaufen wie ein Vertückter ... Ach ... habe ich ihnen gesagt, das macht die Freude, seine alte Mutter wiederzusehen. Ich war bei der alten Weber, die von so einem verd. .. Automobil oenahc überfahren worden wäre, weist du, die alte Frau, wo du früher so oft den Käse geholt hast ... aber der Doktor sagt, es wäre nichts, nur einige Hautabschürfungen und eine Schramme am rechten Knie ... oh, mein lieber, guter Junge, wie lange ist es her, daß ich dich nicht mehr gesehen habe ... wie freue ich mich, daß du wieder da bist!“

„Oh! mein Mutting ... und ich!“ Und er legte seinen Kopf an die Brust der alten Frau, wo er als Kind so oft geruht, und weinte sich lang und tief aus ... vor unaussprechlicher Freude!

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 44.

Düsseldorf, 2. November

1912.

Die Familie des Königs von Montenegro.

Dritte Reihe, stehend, von links nach rechts: der russische Großfürst Peter Nikolajewitsch; Franz Joseph Prinz v. Battenberg; die Prinzessinnen Vera und Xenia von Montenegro; Kronprinz Danilo und die montenegrinischen Prinzen Mirko und Peter. Zweite Reihe, sitzend, von links nach rechts: Miliza, Gattin des Kronprinzen Danilo, geb. Herzogin Jutta zu Mecklenburg; Miliza, Gattin des Großfürsten Peter Nikolajewitsch, Königin Helene von Italien; Milena, ihre Mutter, die Königin von Montenegro; König Nikolaus von Montenegro; Anna, Gattin des Prinzen Battenberg; der König von Italien Viktor Emanuel III.; Nathalie geb. Constantinowitsch, Gattin des Prinzen Mirko. Erste Reihe, sitzend, von links nach rechts: Prinzessin Helene von Serbien; eine Ehrendame; Kronprinz Alexander von Serbien. Crampas, Paris.



Allerseelen.

Skizze von Christoph Werner.

Fauchend fuhr der Frankfurter Abendzug in den Düsseldorf-
Bahnhof ein. Joachim Bender, der gedankenlos zum Fenster
hinausgestarrt hatte in die Flachlandschaft, sprang elastisch auf,
griff nach seinem Mustertoffer und stieg aus.

Zum ersten Male nach drei Jahren wieder in Düsseldorf! Wohin
er auch auf seinen ausgedehnten Reisen in Deutschland kam, überall
wußte er sofort, in welches Hotel er zu gehen hatte. Hier stieg er
zum ersten Male. Bekannt waren sie ihm dem Namen nach alle,
aber genächtigt hatte er noch in keinem; hatte er hier doch seine eigne
Wohnung gehabt, sein trautes Heim. Sein Heim! Er lachte hart
auf, gab sich einen Ruck und ging in den nächstgelegenen Gasthof,
den er nach der üblichen Säuberung bald wieder verließ. Um noch
Kunden aufzusuchen, war es zu spät; so ging er planlos spazieren
in der Richtung nach dem Rhein zu, um irgendwo einen Schoppen
Wein zu trinken.

Bei seinem gemächlichen Schlendern fiel ihm auf, daß viele Leute
in dunkler Kleidung ihm begegneten, Kränze in den Händen, daß
alle Straßenbahnen überfüllt waren. Wichtig — es war ja Aller-
seelen heute. Eine eigenartige Stimmung überkam ihn. Das Fest
der Toten! Er hatte hier keine Toten zu betrauern; seine Eltern
ruhten schon lange weit entfernt vom Niederrhein in kühler Erde;
Geschwister hatte er nie gehabt und Freunde im idealen Sinne des
Wortes wohl auch nicht. Angenehme Bekanntschaften hatte er wohl
genug gemacht auf seinen Reisen, aber jeden von diesen Bekannten führte
sein eignes Interesse irgendwohin, nur nicht zu ihm, das wußte er. Das
war ja auch einer der vielen Gründe, die eine Trennung von seiner
Frau zur Folge hatten. Sie liebte die oberflächliche Geselligkeit über
alles, während er auf seinen Reisen eine immer stärkere Sehnsucht
nach einem stillen, traulichen Heim bekam. Er war weitherzig genug,

glaubte es wenigstens zu sein; mochte sie sich amüsieren, während
er in Geschäften abwesend war, wenn sie nur sein Weib, seine Kame-
radin und Geliebte war in der Zeit, da er zu Hause blieb. Aber sie
hatte es nicht einmal über sich gewinnen können, das bereits bestellte
Theaterbillet zu verlassen, als er einmal unvermutet zeitig
nach Hause kam. Sein Inneres füllte das Geschäft nicht aus; er
wollte sich vervollkommen und zu Hause in der Zeit der Muße das
nachholen, wozu ihm die Reisen die Zeit nicht ließen. Aber diese Muße
gönnte sie ihm nicht, sondern zog ihn in den Strudel ihrer inhalts-
leeren Vergnügungen. So erweiterte sich die Kluft zwischen ihnen
mehr und mehr, und schließlich trauten sie sich, einander fremd und
überdrüssig, ohne dramatische Aussprache, ohne jede große Szene.
Sie fühlten, sie paßten nicht zueinander. Das Kind, ein hübsches
Mädchen, ließ er ihr auf ihre Bitte — was sollte er auch mit dem
Kinde beginnen? Ein großes Interesse hatte er an ihm nicht, würde
es doch werden wie seine Mutter.

Eben ging er die Pempelforter Straße hinunter an seiner einstigen
Wohnung vorbei. Er sah hinaus, und ein Gefühl von Haß stieg in ihm
auf. Seine ehemalige Frau war ihm gleichgültig, aber seine Wohnung,
sein Heim! Da oben wohnten jetzt fremde Menschen, in sei n e r
Wohnung! Aber wenige Minuten darauf schalt er sich selbst wegen
seiner Torheit; es war doch nur selbstverständlich, daß die Wohnung
von andern wieder bezogen wurde . . .

Inzwischen war er ohne jede Absicht dem großen Zuge der Menge
gefolgt, die dem Friedhof zustrebte. Was wollte er dort? Er wußte
es selber nicht. Der unbewußte Drang, aus der nüchternen und lang-
weiligen Alltäglichkeit herauszukommen, wenn auch nur für einige
Minuten in eine Stimmung versetzt zu werden, die vielleicht geeignet
wäre, über sich selbst klarer zu werden, hieß ihn mitgehen. Ober



Zum Balkankrieg: Gruppe von Massoren, welche die Montenegriner im Kampf gegen die Türkei unterstützten. Argus Photo-Report.

war es nur der Herdentrieb, der ihn nötigte, zu tun wie alle andern? Einen Augenblick blieb er stehen. Ah was! Und wenn es auch nur der Herdentrieb wäre, einerlei — da draußen winkte Ruhe, Friede ... Er wußte, es gibt einen trostloseren Friedhof als den da draußen, wo

weiße Kreuze zwischen bunten Blumen stehen und goldene Inschriften von liebendem Gedenken zeugen, das war der Friedhof in der eigenen Brust, wo man nicht den Toten ein Kreuz setzt, sondern noch Lebenden, die aber für uns tot sind, tot sein müssen ...

Mit diesem Gedanken betrat er die Totenstadt und atmete, vom Straßenstaub befreit, tief auf. Die Hände in den Taschen, schritt er langsam durch die Alleen und blieb hier und da stehen, um die marmornen Grabden-

mäler zu betrachten; denn er war ja kein Leidtragender, sondern nur ein Spaziergänger in einem Park. Aber die Kunst gab ihm heute weder Anregung noch Stimmung. Freilich war der Friedhof öffentliche Anlage und jedem zugänglich, aber hier kam er sich so überflüssig vor. Niemand liebend, von niemand geliebt, stand er mit leeren Händen da und mit leerem Herzen; denn alle, die hier

unten die ewige Ruhe schliefen, waren ihm fremd. Ein Weihnachtsabend fiel ihm ein, den er vor Jahren in einer kleinen norddeutschen Stadt bei einem Kunden verliebt hatte. Das Geschäftliche war er-

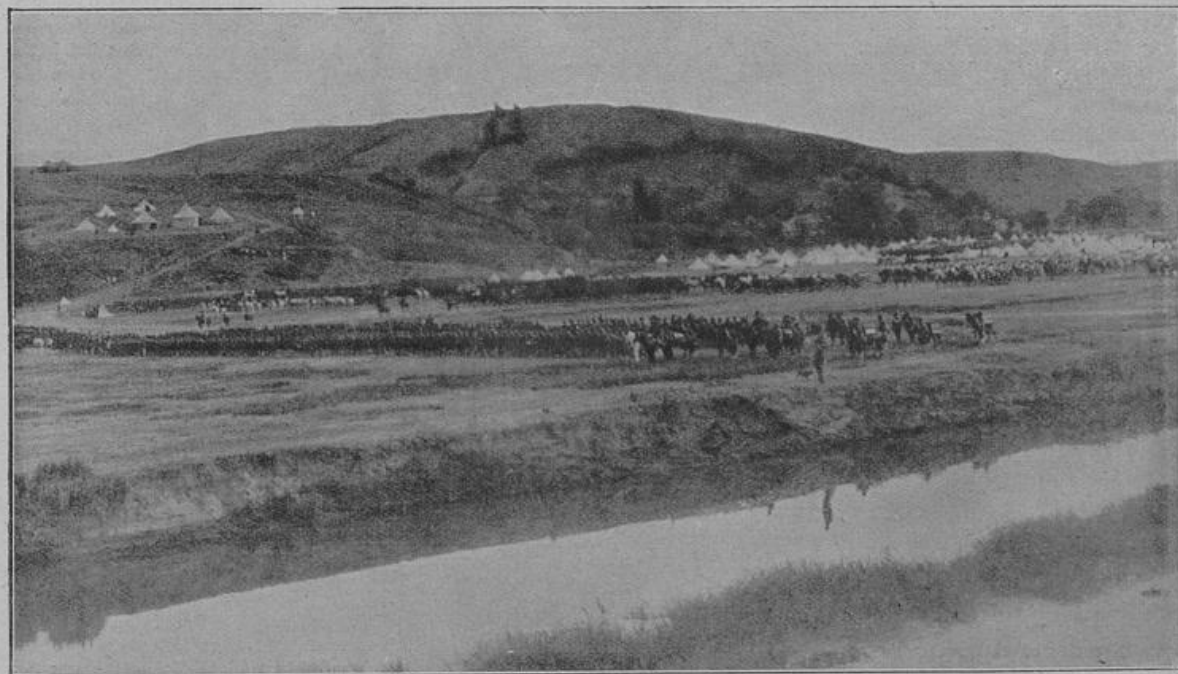
ledigt, und der gutmütige Kaufmann, der den Reisenden am heiligen Abend nicht in dem stimmungslosen, kahlen Wirtshaus sitzen lassen wollte, lud ihn zu einem Glas Bowle ein. Vender sagte gern zu in der Meinung, er werde den Abend allein mit dem Ehepaar ver- schwagen. Da war er denn nicht wenig erstaunt, bei seinem Eintritt einen funkelnden Lichterbaum zu sehen und jauchzende Kinder, von deren Dasein er bisher keine Kenntnis hatte. Und man führte ihn an „seinen“ Platz, wo ein Teller mit Pfefferkuchen, Äpfeln und Nüssen für ihn



Zum Balkankrieg: Griechische Pioniere.

Berliner Ill.-Zef.

bereit stand, die er nachher beim Abschied einstecken mußte, weil die Kinder sich lachend weigerten, sie von ihm anzunehmen. — Auch in jenem Augenblick hatte er wie jetzt das klägliche Gefühl, mit leeren Händen dazustehen und nehmen zu müssen, ohne geben zu können. Voll Dankbarkeit und Nührung, beschämt und beglückt zu gleicher Zeit, wollte er hinauslaufen, um zu kaufen, gleichviel was,



Zum Balkankrieg: Zentralisierung der türkischen Truppen in der Ebene von San Stefano.

Karl Seebald, Wien.

gleichviel für wen, nur um auch die Seligkeit des Ehentens zu genießen.

Der Hausherr war kein Menschenkenner, und über den Egoismus, der auch im Ehenten und Beglücken liegt, hatte er wohl nie nachgedacht, sonst hätte er ihn ziehen lassen. Lachend klopfte er ihm derb auf die Schulter:

„Aber, Verehrtester, was wollen Sie denn kaufen? Raschwert für die Kinder? Das haben sie ja, sollen sie sich denn mit Gewalt den Magen verderben? Puppen, Spielhaken? Ist ja alles da, verwöhnen Sie mit doch die Blagen nicht. Blumen für meine Frau? Sehen Sie mal dort in den Erker, alles steht voll Primeln und Alpenveilchen.“

Da ließ er die Arme hängen, und ein bitteres Gefühl von Überflüssigkeit überkam ihn. Um seine Verstimmung zu verbergen, wandte er sich an den Knaben und pries die Schönheit des Lichterglanzes am Weihnachtsbaum.

„Ja, Silvester wird er wieder angefestet,“ antwortete der Kleine wichtig.

„Vorher nicht wieder?“

„Nein.“

Diese Antwort brachte dem Reifenden eine erwünschte Idee. Noch ehe sein Geschäftsfreund ahnte, was er beabsichtigte, schob er hinaus und kam in glücklichster Laune wieder, in beiden Armen mit Lichtern, soviel er nur fassen konnte.

„Hier, Kinder, und nun zündet den Weihnachtsbaum jeden Abend an.“ Jetzt erst, da er den Jubel der Kleinen sah und ihre strahlenden Gesichter — sein Werk —, fühlte er sich in richtiger, behaglicher Weihnachtsstimmung.

Ja, damals konnte er das Veräumte nachholen, aber heute — wem sollte er heute etwas Liebes erweisen? Und doch fühlte er den lebhaften Drang, irgend jemand etwas Gutes zu tun. Er sah sich nach einem Bettler um — vergebens, nur feierlich gekleidete Gestalten bewegten sich zwischen den Gräbern.



Der Friedensschluss zwischen Italien und der Türkei. Voj Dias, Amsterdam.

In Ouchy, der Hafenvorstadt von Lausanne am Genfer See, wurde am 18. Oktober der Friedensvertrag unterzeichnet. Unser Bild zeigt von links nach rechts die Bevollmächtigten: Bertolini, Naby Bey, hinter ihm der Sekretär Garbasso, Fusinato, Fahrreddin Bey und Volpi.

In Gedanken weitergehend, kam er in einen Teil der Totenstadt, wo nur spärlich und vereinzelt hier und da ein Lichtlein wie verirrt auf den Gräbern schimmerte. Nachdenklich sah er die im Dunkeln liegenden Hügel an — die Vergessenen. So würde er auch einmal irgendwo liegen, unter verwildertem Grabhügel, ohne Lichtlein am Allerfeelentage — vergessen ... Ihn fröstelte. Er eilte dem Ausgange zu und besorgte sich einige Kerzen, die er den Vergessenen anzünden wollte. Zwar sagte er sich zu gleicher Zeit selbst: es ist ja nur eine törichte Stimmung, die schnell vorübergehen wird — aber entspringt nicht aus solchen Augenblicken ein reines Glück und ein Meilenstein für die Erinnerung wie damals an jenem Weihnachtsabend? Und wie selten im Leben sind solche Momente! Wenn er damals für Kerzen der Freude sorgte, warum sollte er heute nicht Trauerkerzen anzünden?

Und so erkand er einige Lichter. Als er aber jene Stelle des Friedhofes wieder auffuchen wollte, ging er in die Irre. Die vielen Lichter auf den Gräbern ließen die Disposition der Anlage nicht deutlich erkennen, er kehrte um, ging denselben Weg wieder zurück und sah sich schließlich ratlos nach einem Wächter um.

Da berührte jemand seinen Arm und sagte leise:

„Dort ist es.“

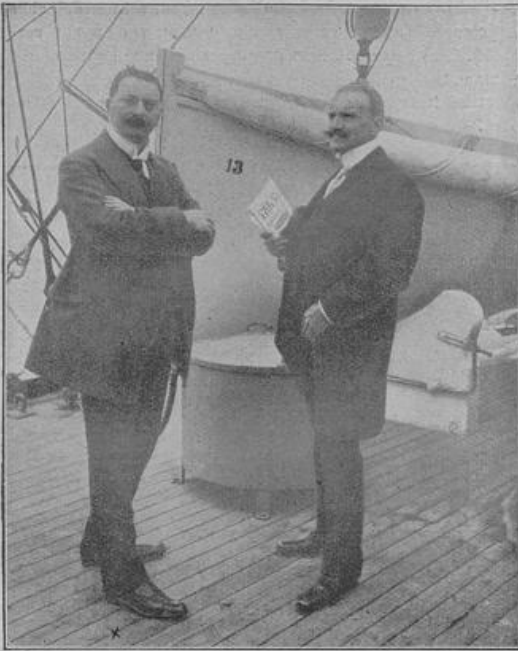
Er drehte sich um: eine Dame in schwarzer Kleidung, tief gebeugt, wies mit dem Arm auf ein neues Grab. Er blickte um und las — seinen eignen Namen Bendor — Elisabeth Bendor, geb. 13. Mai 1905, gestorben ... gestorben! Sein einziges Töchterchen! Dann war die Frau ja —

„Marie — du!“ Er hörte eine bebende Stimme:

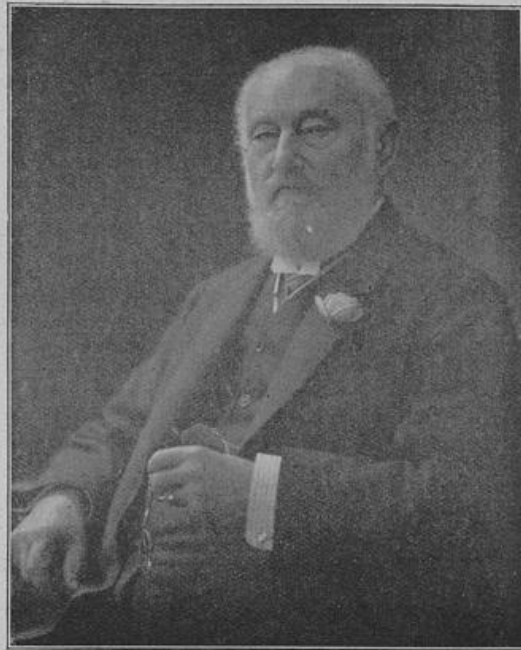
„Ich danke dir, Joachim, daß du gekommen bist,“ und er fühlte einen heißen Kuß auf seiner Hand, die noch immer die Kerzen hielt. Die Berührung kam ihm



Zum Balkankrieg: Sammeln von Kriegspenden in den Straßen von Konstantinopel. Berliner Illustrations-Gesellschaft.



Gericke (X), der verunglückte Führer des bei Spansberg abgestürzten Ballons des Reichsflugvereins. Berl. Ill.-Ges.



Generaldirektor a. D. Bruno Schuß-Briesen, feiert am 7. November seinen 80. Geburtstag.

aber nur halb zum Verwusein; denn der einzige Gedanke, der ihn ganz in Anspruch nahm, war: dein kleines Töchterchen ist tot. Schweigend und ganz mechanisch zog er Kerze um Kerze aus dem Paket und steckte sie in die feuchte Erde. Nun hatte er auch einen Platz in der weiten Totenstadt, an den er gehörte ...

Blitzschnell zog an seinem innern Auge die Vergangenheit vorüber: die Werbung, die Hochzeit, die Geburt des Kindes und seine ersten stammelnden Laute... Seine Haltung wurde gebeugt; langsam nahm er den Hut ab, und heiße Tränen stiegen in seine Augen. Mußte das alles sein? Wäre er auch soweit gekommen, wenn er länger ausgehalten hätte?

Hätte er seine Frau immer richtig behandelt? Zweifel stiegen ihm auf und schließlich der alle andern Gedanken beherrschende Wunsch: gutmachen, wieder gutmachen!

Die Frau an seiner Seite wartete geduldig und demütig. Als er sich schließlich zu ihr wandte, dankte sie ihm noch einmal für sein Kommen. Einen Augenblick zauderte er. Sollte er ihr die Wahrheit —? Dann raffte er sich zusammen.

„Du irrst, ich verdiene deinen Dank gar nicht. Von dem Tode unsrer kleinen Lies habe ich gar nichts gewußt, mich trieb ein Zufall her.“
„Aber diese Herzen?“

„Mit diesen Lichtern wollte ich —“ er stodte und fuhr ganz leise fort, als schäme er sich vor sich selbst,



Das Luftschiff „Hansa“ mit dem Regenten von Braunschweig an Bord überfliegt auf der Fahrt von Hamburg nach Gotha die alte Kaiserstadt Goslar a. S. H. Weite, Goslar a. S.

„Wollte ich die Gräber jener Vergessenen schmücken, die dort hinten im Dunkeln liegen.“

„Für fremde Menschen,“ schluchzte sie auf, „und ich habe auf dich gewartet Tag für Tag und Nacht für Nacht.“

„Und das soll ich glauben?“

„So wahr unser Kleines dort unten schläft!“

Er sah sie lange ernst an. In ihren brennenden, rot umränderten Augen lag eine flehentliche Hingabe, ihre Lippen zuckten vor verhaltenem Weh. Da sah er eine Lebensaufgabe vor sich und sagte einfach: „So komm.“

Und wortlos traten sie, Arm in Arm, noch einmal vor das Grab ihres Kindes.

Familienbesuch.

Von Ignaz Bauer.

Alles im Hause befindet sich in gewohnter Unordnung. Mama und die drei Töchter haben nie Zeit, um aufzuräumen, und das Dienstmädchen hat merkwürdigerweise auch immer etwas anderes zu tun. Susi, die Jüngste, sitzt im nachlässigen Negligé vor dem Papageistkäfig und bemüht sich, dessen krächzendem und schnarrendem Bewohner die bange Frage an das Schicksal: „Haben Sie nicht den kleinen Kohn gesehen?“ beizubringen. Susi ist Tierfreundin, auf ihrem Schoße hockt der große Küchenkater, der äußerlich reinste Hausgenosse, der dem Unterrichte mit gespanntester Aufmerksamkeit folgt und dabei schnurrbartledend verliebte Wlode auf den Vogel wirft. — Babette, die Zweitälteste, verbirgt ihren Mangel an Toilette in einem Hauteuil, auf dem sie sich zusammenkauert, die Zeitung in der Hand, in der sie Heiratsannoncen mit großer Aufmerksamkeit studiert, während Anna, die Älteste, in einem ähnlichen Aufzuge gähnend am Ofen lehnt. Die Mama reißt sich auf dem Divan, von wo aus sie die segensreiche Tätigkeit ihrer Töchter mit kritischem Wlode überwacht. Der Papa geht im Zimmer umher, er trägt eine Art

Schlafrock und ist den ganzen Tag damit beschäftigt, das zerrissene Futter, das bei jeder Bewegung zum Vorschein kommt, in den Ärmel zu stopfen. Sobald er von dieser Unterhaltung müde wird, rührt er sich nicht, und solange er sich nicht rührt, hält auch das Futter. Die jüngste Tochter hat schon wiederholt die Absicht geäußert, den Schlafrock mit Syndetikon wieder gebrauchsfähig zu machen, Papa will aber von diesem Alchemie nichts wissen, seitdem man sein Häuslein damit repariert hatte, das dann auf der Glase festsaß und eine volle Woche nicht herunterzubringen war.

Jetzt geht er ziemlich erregt auf und nieder, er würde sich gerne setzen, findet aber keine Sitzgelegenheit, da diese sämtlich für andere Zwecke in Anspruch genommen werden. Die Lehnen der vorhandenen sechs Stühle sind mit den Kleidern der Damen drapiert, die diese bei der gestern abend erfolgten Heimkehr „einstuweilen“ auf diese Art aus dem Wege geräumt hatten, während sich auf den Söfen allerlei allfällige Gegenstände des Hausgebrauchs in buntem Durcheinander breit machten. Die Hüte der Damen waren auf dem Klavier in der Ecke sorgsam deponiert worden, wo sie auch vor dem Kater, der gerne

damit spielte, sicher waren, denn das kluge Tier mißdieses Instrument mit ängstlicher Ehen.

Dies war so ziemlich der normale Zustand der Wohnung, an den sich Herr Kempfstel schon so gewöhnt hatte, daß er kein Wort darüber verlor, was übrigens auch ganz vergeblich gewesen wäre. Papa Kempfstel wurde überhaupt nur dann beachtet, wenn man Geld von ihm brauchte, und da dies ziemlich oft der Fall war, konnte er sich über Mangel an Aufmerksamkeit gewiß nicht beklagen. Jetzt aber wollte er sitzen. Er hob ein auf einem Stuhle sitzendes Aquarium

auf den Tisch, wobei er mit solcher Vorsicht zu Werke ging, daß sich kaum die Hälfte des Inhalts in die glücklicherweise zerrissenen Taschen seines Schlafrockes ergoß. — „Aber wie kann man nur so ungeschickt sein!“ ermahnte strafenden Tones die Mama.

„Ja, gehören denn die Fische auf den Stuhl?“

„Ach, ich glaubte, sie seien müde und wollte sie ausruhen lassen,“ stöhnt Babette.

„Ach Gott, hör mir auf mit solchen Epäßen, das ist ja hier nicht mehr auszuhalten!“

Und ärgerlich

stopfte Papa das heraushängende Kermelfutter zurecht. —

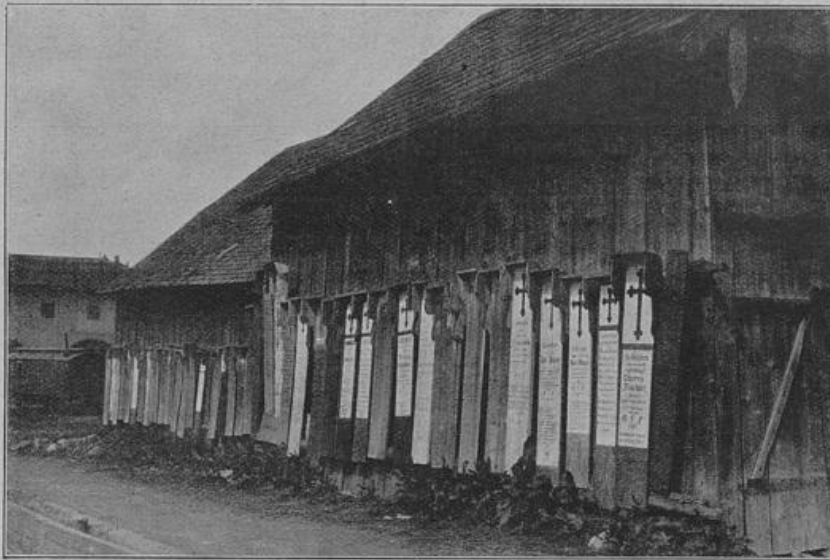
„Hör' mal, Mama — da sucht ein reicher, junger Mann eine Frau, wenn auch ohne Vermögen,“ ruft Babette plötzlich.

Die Zeitung wandert von Hand zu Hand. „Da kann man sehen, es gibt noch Idealisten!“ spricht Mama pathetisch mit einem vernichtenden Seitenblick auf Papa. Doch dieser ist durch seine lange Praxis nicht so leicht aus der Fassung zu bringen. „Das ist entweder eine Fopperei oder der Mann ist verrückt,“ knurrt er bissig.

„Aber, Papa, das finde ich nicht,“ verteidigt die Älteste den Unbekannten, „wenn eine Frau häuslich und wirtschaftlich ist, so ist das mehr wert, als wenn sie Vermögen besitzt.“

„Häuslich und wirtschaftlich? — Nun, dann melbet euch nur gleich, aber alle drei!“ Die jungen Damen wenden sich indigniert ab, wobei aber jede für sich beschloß, Papas ironisch gegebenem Rate Folge zu leisten. — Susi wendet sich dem Fenster zu, fuhr aber mit einem Schredenruse wieder zurück. — „Um Himmels willen, was gibt's?“

„Eben biegen die Kratzelsbergs um die Ecke, sie kommen, was zu besuchen — schnell — schnell!“



Totenbretter im Bayerischen Wald.

Keser & Co., München.

Diese Totenbretter bezeichnen keine Begräbnisstätten, sondern sind nur die Bretter, auf denen die Toten bis zu ihrer Beerdigung aufgebahrt lagen. Nach Gebrauch werden sie zugerichtet und bemalt, mit dem Namen des Verstorbenen und einem Spruch versehen und an Landstraßen, Gartenzäunen, Scheunen, Kornfeldern oder Felswänden aufgestellt.



Allerseeleu.

Nach einer Zeichnung von Alexander Bertrand in Düsseldorf-Oberkassel.

Und — „schnell — schnell!“ Ein Marmruf war's, der die Familie Peppstiel aufschreckte und einem Sturmwinde gleich durcheinander wirbelte. Babette ergriß die herumhängenden Kleider und lief damit ins Nebenzimmer, um sie so rasch es ging in einen Kasten zu stecken, Anna stellte die Goldfische und den Papageientisch auf den ihnen gebührenden Platz und verabreichte dem Vater einen sehr annehmbaren Fußtritt, der ihn mit unheimlicher Schnelligkeit in die Küche beförderte, Eusi räumte die Güte aus dem Wege, Mama suchte im ganzen Hause nach ihrem Morgenkleide, der Papa entledigte sich im Fluge seines Schlafrodes, schleuderte ihn hinter den Divan und begann mit einer ihm in rätselhafter Weise in die Hand gekommenen Federboa rasch den Staub abzuwischen. Vor dem Spiegel entstand ein sehr bedeutender Auslauf und kurze Zeit herrschte ein geradezu lebensgefährliches Gedränge. Da wurden Haare geordnet, Kleider umgeworfen, Bänder geknüpft, alles ging wie am Schnürchen, nur Papa mühte sich vergeblich, einen Hosenträger, den er in der Eile

Der neue Erzbischof von Köln Dr. Felix von Hartmann.

Das Kölner Domkapitel hat am 29. Oktober den Bischof von Münster, Dr. Felix von Hartmann, als Nachfolger des verstorbenen Kardinal-Erzbischofs Dr. Fischer gewählt. Als Sproß einer alten angesehenen Familie erblickte Felix v. Hartmann am 15. Dezemb. 1851 in Münster das Licht der Welt. Nach Abolvierung des Gymnasiums widmete er sich dem Studium der Philosophie und Theologie. Nachdem er am 19. Dezember 1874 die Priesterweihe empfangen hatte, begab er sich nach Rom, wo er während



fünfjährigem Aufenthalt als Kaplan der deutschen Nationalstiftung St. Maria dell'anima sich dem Studium des kanonischen Rechts zuwandte. Im Jahre 1880 legte er, zum Dr. juris promoviert, in die Heimat zurück. Hier bekleidete er zunächst das Amt eines Kaplans in der Landgemeinde Havilek und war dann 8 Jahre in der Seelsorge tätig. Als 1911 Bischof Hermann starb, wurde von Hartmann zum Kapitular Vikar und 3 Monate später zum Bischof von Münster gewählt.

statt der Kravatte erwählt hatte, um den Hals zu legen.

„Müssen die auch gerade jetzt kommen, nein — so etwas!“

„Zu jeder andern Zeit war's ja genau das nämliche!“ Damit hatte Papa den Nagel auf den Kopf getroffen. Trotz des scheinbaren ziel- und planlosen Durcheinander herrschte System in dem flüchtigen Aufräumen und Toilettemachen, welches bewies, daß solche Situationen längst gewohnt waren. Der Anäuel hatte sich rasch entwirrt. Babette sah am Klavier, Eusi hatte eine Stiderei, Anna legte die Tischdede auf, Mama las die Zeitung und Papa suchte seine Kravatte.

In diesem Moment trat die Familie Kraxelberger über die Schwelle. Alles sprang auf mit Ausrufen der Ueberraschung und Bestürzung: „Da, ah, wie angenehm — welch unerwartetes Vergnügen!“ Man schüttelte sich die Hände, die Damen küßten sich, man nötigte sich zum Niederlegen und entschuldigte nochmals die Störung.

„Ah, wo denken Sie hin, Sie haben uns nicht im mindesten gefürd.....“



Zur Erzbischofswahl in Köln: Empfang des königlichen Wahlkommissars, des Oberpräsidenten der Rheinprovinz, Frhrn. v. Rheinbaben, am Hauptportal des Kölner Domes durch den Dompropst Prälat Dr. Werlage. Jost, Köln.

Rhein und Düssel

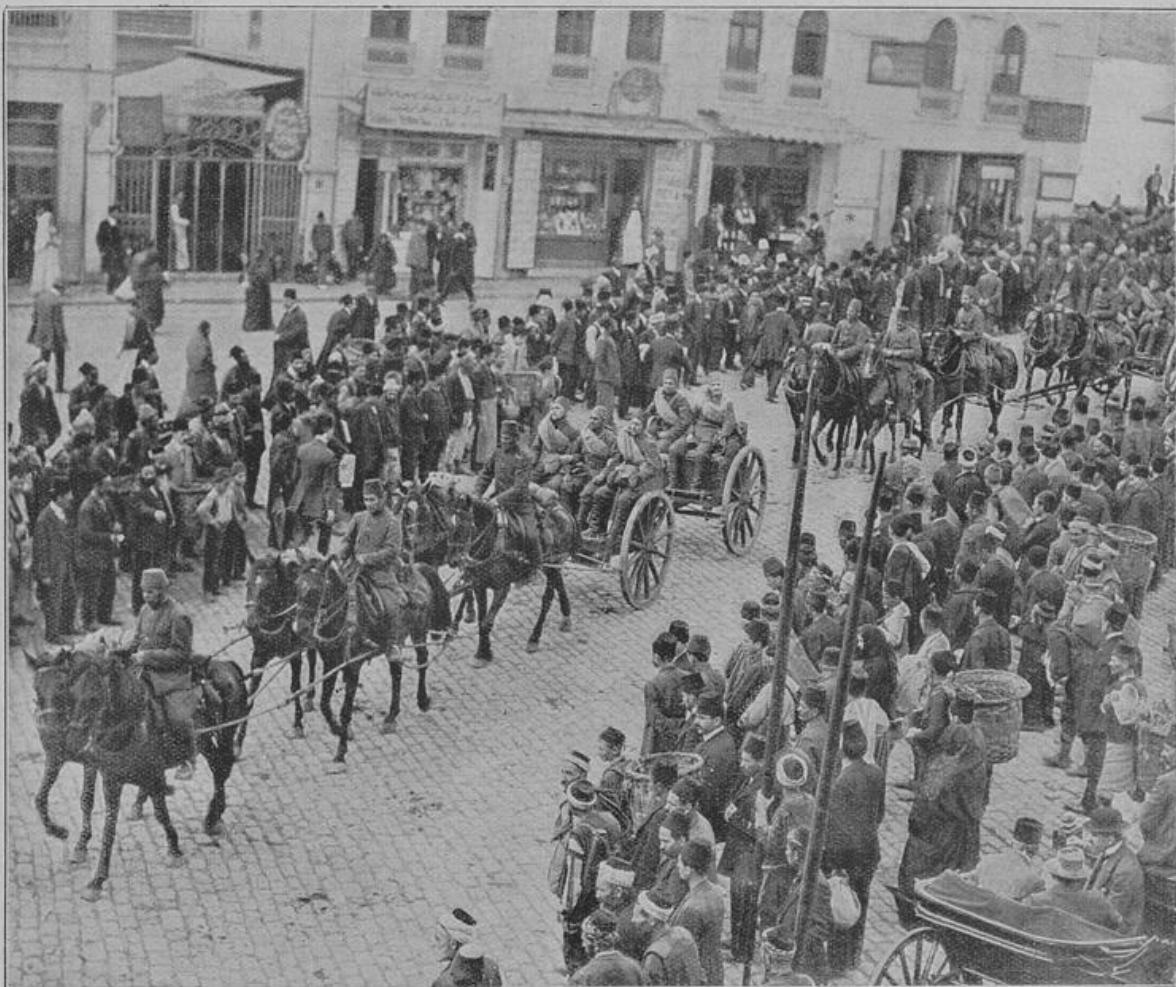
Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 45.

Düsseldorf, 9. November

1912.

Zum Krieg der Balkanvölker gegen die Türken.



Ausbruch türkischer Artillerie aus Konstantinopel zum Kriegsschauplatz. — Bei der türkischen Artillerie dürfte bei den europäischen Truppen schon allgemein das 7,5 cm Schnellfeuergeschütz System Krupp Modell 03 mit Rohrrücklauf ausgegeben sein. In Asien ist noch das 8,7 cm Modell 73 System Krupp für fahrende, das 7,85 cm Modell 85 Krupp für reitende Batterien, 7,5 cm Modell 75 Krupp für Gebirgsbatterien, 12-cm-Feldhaubitzen Modell 92 Krupp für Haubitzbatterien in Anwendung. Welt-Press-Photo-Co., Wien.

Schutzengel.

Novelle von Anna Gade.

Ein glühendheißer Sommertag. Wie ausgestorben liegt im Damm der sengenden Augusthitze die weißtaubige Dorfstraße. Denn Sonntag ist's, wo man von schwerer Erntearbeit ausruht und Merich und Tier sich emattet dem Genuß des bleiernen Mittagschlafes hingibt.

Nur die beiden Kleinen, die Hand in Hand im grellgelben Sonnen- glast die einsame Straße daherkommen, empfinden nach frischer Kinderart die sengende Gluthitze kaum. So unternehmend stapfen die halb nackten Weindchen durch den mehligten Staub dahin, daß unter den braunen Stiefeln bei jedem Schritt ein weißes Wöllchen zerfliebt.

Die Kinder der Gutsherrschaft sind's, Rolf Detlev v. Træstow, ein schlanker achthjähriger Junge in blauweiß gestreiftem Matrosen- anzug, und seine um zwei Jahre jüngere kleine Schwester Annemie in weißem, gesticktem Vatistkleidchen.

Es ist eben nach Tisch. Zu Hause schlafen sie alle bis auf die Diensthofen, die in der Küche hantieren. Die Eltern in der Veranda, und Fräulein war in der schattigen Laube, wo sie müde in einem Novellenblatt blätterte, auch glücklich eingenickt.

Da war es ihnen langweilig geworden in der brütenden Mittags- hitze. Selbst Mhlord war schläfrig und träge und nicht zum Spielen aufgelegt, entschloß sich aber doch, als allzeit treuer Gefährte der behaglichen Siesta zu entsagen, als er bemerkte, daß sie heimlich den Garten verließen.

Rolf Detlev und Annemie aber wanderten selbänder vergnügt ihres Weges. So auf eigne Faust umherzustrufen, gefiel ihnen immer am besten, obgleich die ängstliche Mutter es eigentlich nicht gern sah.

Aber draußen vor dem Dorf, dort wo der Wald anfing, stand etwas, was sie magnetisch anzog, dem all ihre Sehnsucht galt. Dort

war vor einigen Tagen ein kreisrundes graues Leinwandzelt errichtet, dessen Aufbau sie mit brennendem Interesse zugehört und be- wundernden Auges dabei herausbuchstabiert hatten, was an den beiden Wagen, die die Habe des fahrenden Völkchens barg, in mäch- tigen Buchstaben prangte: „Arena Farinelli“. Und an den Zetteln vor dem Eingang des Zeltes: „Morgen und die nächsten Tage große Gala-Elite-Vorstellungen! Nur erste Künstler! U. a.: Auftreten des weltberühmten Geschwisterpaares, der kleinen Elvira sowie des kleinen Monsieur Carlos, als „Schwebende Engel“ am hohen Trapez bzw. in ihren unübertroffenen Leistungen auf ungesattelten Pferden!“

Und Rolf Detlev und sein Schwesterchen hatten diese „welt- berühmten“ kleinen Künstler, die höchstens drei bis vier Jahre älter sein mochten als sie, auch schon persönlich kennen gelernt und fast im Handumdrehen eine begeisterte Zuneigung für die schlanken Akrobatenkinder, die blondlockige Elvira mit dem traurigblauen Gesichtchen und den dunkelhaarigen Carlos, gefaßt, der unter der herumstehenden Dorfjugend sofort mit kundigem Blick die Herrschafts- kinder herausgefunden und ihnen die Galavorstellungen eindringlich ans Herz gelegt hatte. Nur fünfzig Pfennig kostete der erste Platz — Klappstuhl mit feiner roter Plüschdecke! Und was sie alles leisteten dafür! Er und Elvira z. B. hoch oben am Trapez. Und dann auf „Mlag“ und „Mazeypa“, die dort am Grabenrand das spärliche Gras abweideten. Schier Staunenswertes! Und als Beweis hatten sie ihnen einige Salti vorgeführt, daß die jugendliche Zuschauerchaar in hellste Begeisterung geraten war.

Impulsiv hatten Rolf Detlev und Annemie, um ihren Enthusias- mus auch sichtbar zu bekunden, ihnen je eins ihrer Frühstücksbrötchen überreicht, die die kleinen Akrobaten auch sofort mit gierigem Appetit



Nasim Pascha, der türkische Kriegsminister und Höchstkommmandierende der türkischen Armee, verläßt die Moschee und begibt sich zum Kriegshauptplatz.

Central News, London.

verzehrt hatten. Nun war urplötzlich auch in ihnen ein warmes Freundschaftsgefühl erwacht, und als Rolf Detlev sie gar aufforderte, ein Stückchen mit ihnen zu kommen am Waldbrande entlang, hatten sie sich ihnen bereitwillig angeschlossen. Ein lebhaftes Plaudern hatte sich entsponnen, denn was die kleinen Künstler nicht schon alles erlebt und gesehen hatten! Rolf Detlev und Annetie waren zwar auch schon öfter verreist gewesen, ein paar mal an der See und einmal sogar in Berlin, aber was ihre kleinen

Freunde da erzählten, das war doch so ganz anders. So märchenhaft, so fremd und wunderbar, daß sie fast etwas wie Neid empfanden ob der Romantik solch eines Vagantenlebens. Mit großen, sehnsüchtigen Kinder-Augen hatten sie gegenseitig durch

Körbchen noch ein solches Brötchen habe, er sei so schrecklich hungrig. Da war Rolf Detlev doch etwas nachdenklich geworden. Ob denn die Künstler immer so ausgehungert waren? Das durfte ihm natürlich später nicht passieren — für Schinkenbrötchen war er sehr ...



Gefangene Spione am Haupttor der serbischen Festung Dranja. Zeit. Ill. Ges.
Hauptquartier der Serben bis zum 30. Oktober

einen schmalen Bohrungspalt hineingelchaut in ein fremdes Land. Immer begeisterter war die gegenseitige Zuneigung geworden, so daß sich Rolf Detlev, noch bevor das Wanderziel, die kleine Heidehütte, erreicht war, in der sie mit Fraulein häufig so kostliche Spiele aufgeführt, schon klar da über war, was er weiter mal werden wollte. Nur noch ein Zirkuskünstler. Das war entschieden noch viel schöner, als Offizier werden und Bataillon-Gut übernehmen. Bis der kleine Carlos ihn plötzlich mit der nüchternen Frage unterbrochen hatte, ob Annetie wohl in



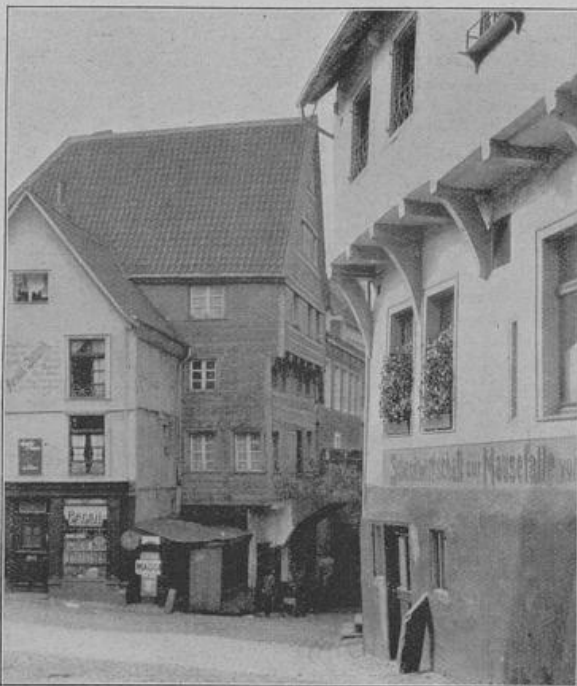
Rebungen bulgarischer Reservisten kurz vor Abgang zum Kriegsschauplatz in den Straßen von Sofia. Champus, Paris.

Mit glühenden Gesichtern hatten sie hernach dann auch den Eltern von ihrem neuen Freundschaftsbündnis erzählt. Doch Mutti war ersichtlich nicht sehr erbaut davon gewesen und hatte zu Vater etwas von unpassender Gesellschaft und unfaubern Elementen gesagt.

Die Zuneigung der Kinder für die kleinen Komödianten entbrannte natürlich nur um so heftiger. Sie wollten daher in dieser stillen Mittagszeit, wo niemand auf sie achtete, auch mal versuchen, ob sie ihre kleinen Freunde, die ja leider nur zu bald wieder Abschied nehmen würden, vielleicht vor dem Zelt antreffen und sie wieder mit zur Heidehütte nehmen konnten. Aber zu ihrer bitteren Enttäuschung erschienen die kleinen Akrobaten in ihren zerrissenen Wollweatern, zwei semmeltauende Messchen auf den Schultern, nur auf einen Moment vor dem Eingang und nahmen glückstrahlend die für sie mitgebrachte Kirchentüte in Empfang. Im übrigen hatten sie heute leider keine Zeit. Es waren nur noch knapp zwei Stunden bis zum Beginn der Vorstellung. Sie mußten sich daher auch bald umkleiden.

Wie schade! Rolf Detlev und Annemie hatten sich's so schön gedacht. Enttäuscht trollten sie nun allein dem einsamen Heideweg zu.

Es ging sich gerade nicht schön dort im glühenden Sonnenbrand. Annemies kleine Füße stapften mühselig durch die sandige Wagen-



Strafenecke aus All-Wülheim a. d. Ruhr. St. Frank, Hamm.

spur. Fast unerträglich heiß war's, obgleich ein merklicher Luftzug über die Heide strich. Doch der trieb nur erst recht einen sengenden Atem vor sich her, so betäubend harzduftgeschwängert, so brennend, als ströme ein riesiger Ofen ihnen seine Glut entgegen.

Ermattet warf sich Annemie, am Ziele angelangt, im Schatten der Hütte nieder. Bald waren ihr die Augen zugefallen.

Und ihr zu Füßen hatte sich auch Rylord auf die Seite gelegt, mit schlagenden Flanken und hachelnder Zunge. Komisch — heute schliefen sie ja wohl alle — gerade wie Dornröschen. . . Nur am Waldbrand taumelte, sich nedisch hachend, im glühenden Sonnenbrand ein Schmetterlingspärchen dahin, und in einem der Heideblüten kletterte emsig ein grünlicher Käfer umher — immer auf und nieder, auf und nieder.

Doch Rolf Detlev konnte das heute nicht reizen. Er streckte sich schließlich auch ins blühende Heidekraut und blinzelte ge-

langweilt vor sich hin. Kein Laut als nur das leise Rauschen des Waldes, das Summen der Bienen, die emsig von Blüte zu Blüte flogen. So lag er reglos noch ein Weilchen und lauschte der stillen Melodie, bis sie auch ihn in Schummer lang.

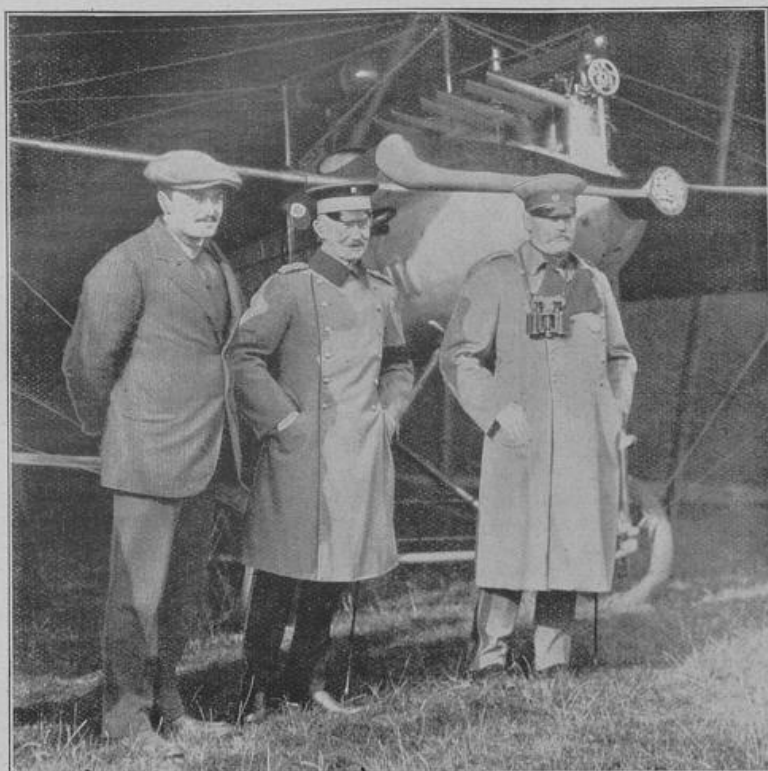
Und im Traum da kamen sie wieder, die phantastischen Zukunfts- bilder, die seinen lebhaften Knabenjinn so lodend umgaukelt hatten.



Festzug der katholischen Jünglingsvereine Düsseldorf anlässlich ihres 4. Verbandsfestes am 27. Oktober 1912. J. Esser, Düsseldorf.

Er galoppierte auf stolzem Roß nach den Klängen der Musik in der Manege herum — so wie die kleinen Kunststreiter es so anschaulich geschildert hatten — und brausender Beifall umtoste ihn. Genau so einen Fuchs wie Waters „Goldblind“ ritt er, und neben ihm schaffierte die schlanke Elvira in blauem Samtkleid auf einem prächtigen Schimmel. Da draußen aber, in einem der vielen Wagen lagen die Gold- und Silbermünzen zu hohen Bergen aufgeföhrt. Denn nicht zwei Wagen gehörten zu seinem Fiskus, sondern eine fast unübersehbare Wagenburg, und in einem derselben, aus dessen Dach ein kleiner Schornstein hervorragte, wurde gekocht, ganz wie beim Fitz Fitz-Farnell. Wie das nicht und prasselte! Wie der Rauch aufstieg! Der Verd glühte entsetzlich. Und immer mächtiger qualmte es von all den vielen Gerichten, daß ihm das Atmen schwer wurde. . .

Da fühlte er plötzlich, wie etwas Feuchtes ihm das Gesicht befeuchtete. Er spürte ein Schnupfern und Hauchen — und hörte ein Winseln. Was hatte denn Mylord nur? Verständnißlos schlug er die Lider auf, blinzelte müde umher und stand im selben Augenblick



Der Sieger im Süddeutschen Rundflug Oberingenieur Hirth (links), der bayerische Kriegsminister Generallieutenant Fehr. Graf von Freussenstein (in der Mitte) und Generallieutenant Ritter von Brug, bayerischer Inspektor des Ingenieurkorps und der Festungen (rechts), auf dem Flugplatz bei München. Nicolai Maif, München.

Spezialaufnahme auf Veranlassung des bayerischen Kriegsministers.

auf seinen Weinen. Pachte in jähem Entsetzen die Schwester, die noch im festen Schlummer lag, bei beiden Schultern:

„Annie! Es brennt! Es brennt!“
Taumelnd vor Schreck sprang auch die kleine Schläferin auf die Füße und starrte entsetzt umher. Schwarzer, stichtiger Rauch erfüllte rings die Luft. Ein Prasseln und Säusen war hinter ihnen. . .

Der Wald und die Heide brannten.

Blutrote Flammenfahnen peitschte der Wind durch die Kronen der Bäume, und rote Flammen liefen auch unten auf dem Boden durch blühende Heidekraut hin, kamen gierig auf sie zu. Da hatte aber auch Rolf Detlev die Schwester, die wie gelähmt stand, schon bei der Hand gepackt und riß sie mit sich fort. Im Laufschritt zurück über den sandigen Heide-

weg, mit leuchtender Brust und fliegendem Atem, der Setter ihnen dicht zur Seite. Der Wind schien sich inzwischen noch heftiger aufgemacht zu haben und peitschte das Feuer, das von der Bahnrichtung herüberkam, mit rasender Schnelle hinter ihnen her. In stummer Angst eilten sie dahin, fühlten sie doch alle drei — Tod und Verderben waren auf ihren Fersen!



Die Konkurrenten des Süddeutschen Rundflugs:

Nicolai Maif, München.

1 Palmer, Passagier von Haller; 2 Leutnant Haller; 3 Leutnant Vierling; 4 Oberingenieur Hirth, Sieger; 5 v. Einsinger, Passagier von Lindpaintner; 6 Lindpaintner; 7 Leutnant von Freyberg, Passagier vom Leutnant v. Buttler; 8 Leutnant v. Buttler.

Zur Seite in dem Unterholz wurde es lebendig. Ein wüstes Brechen und Knaden — ein Rudel Rehe brach in wilder Flucht hervor. Doch eins davon blieb plötzlich stehen wie gebannt und brach dann tragend zusammen. Und dicht dahinter, fast Seite an Seite, flüchte ein Hase mit seinem Todfeind, einem Fuchs, vereint in wilder Todesangst dahin.

Ein stummes Grauen schüttelte die Kinder. In großen Tropfen stand der Schweiß auf ihren glühenden Stirnen. Alle Augenblicke fiel Annemie in dem holperigen Heibweg nieder, doch Nolf Detlev riß sie mit äußerster Kraft wieder hoch. Er weinte nicht, nur immer wieder sah er in stummem Entsetzen rückwärts. Sie kamen ja gar nicht weiter!... Und das Feuer immer näher! Dies furchtbare Prasseln und Sausen — die schrecklichen roten Flammen! Und dieser erstickende, schwarzgelbe Qualm.

Auf Annemies weißem Strohhut glomm plötzlich ein großer Flugfünke auf. Er schlug ihn entsetzt herunter und fing mit lauter Stimme an ein kindliches Gebet zu stammeln, das Annemie ihm schluchzend nachsprach, bis sie vor übergroßer Erschöpfung von neuem niederbrach. Doch wieder mit keuchendem Atem hob der Bruder sie in die

Höhe, lud sie mit seiner letzten Kraft auf seine Arme und stolperte ächzend vorwärts.

Fast bläulich färbte sich das Gesicht des Knaben. Das Blut brauste ihm in den Adern, und rote Kreise tanzten vor seinen Augen umher. Nur wenige Schritte noch — das fühlte er — dann brach auch er mit seiner Last zusammen.

Da plötzlich war's, als dränge aus der Ferne ein Laut zu ihnen herüber... Ein Ruf?! —

Und quer zwischen den buschigen Kiefern der einsamen Heide kam etwas Lichtes hervor...

Ob sie der liebe Gott erhört hatte? ...

Kamen sie dort nicht schon — der Kinder Schutzengel, von denen Mutti ihnen erst kürzlich solch schönes Geschichtchen erzählt hatte?

Verzagenden Atems sahen sie den himmlischen Rettern entgegen. Aber Engel — die saßen doch nicht zu Pferd?! —

Und doch schienen die beiden schlanken Kindergestalten mit den lichtblauen Erlosgewändern und den weißen Fittichen an den Schultern Engel zu sein, lebende Engel, von Gott gesandt.

Die kleine Elvira und Carlos auf ihren Pferden waren's! Ein gellender Pfiff ertönte, den Nolf mühsam erwiderte, dann hatten sie sich verständigt.

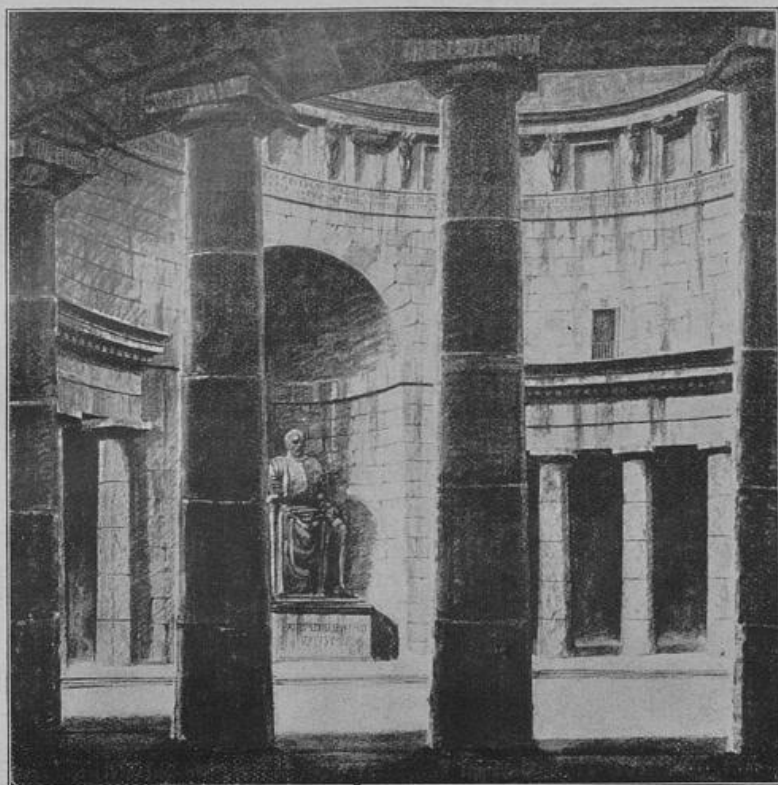
„He — Allah! Allah, Majeppa!“ Mit lautem Zuruf feuerten die kleinen Kunstreiter die Pferde an, mit jähem Ruck parrierten sie die Tiere, blitzschnell sprangen sie ab.



Bekrönung der Nelsonsäule auf dem Trafalgar-square in London zum Gedächtnis von Nelsons Sieg über die spanisch-französische Flotte am 21. Oktober 1805.

Central News, London.

Nolf Detlev und Annemie fühlten sich plötzlich emporgehoben, und kamen eigentlich erst zu sich, als sie mit erstaunlicher Kraft und Gewandtheit auf die Pferde hinaufbesördert worden. Ein Gurt umschlang sie, die sich fest in die Sättel gekämpft hielten; dann saß dicht hinter ihnen auch schon je einer der kleinen Schutzgeister. Ein anspornender Ruf, und im Galopptempo ging es den Weg über die Heide zurück. Dicht hinter ihnen das grauenvolle Prasseln, das Knistern der gierigen Flammen. Gelb aus, die Rauchwolken erfüllten rings die Luft, erschwerten ihnen das Atmen. Die Pferde schnobten wild, verspielen

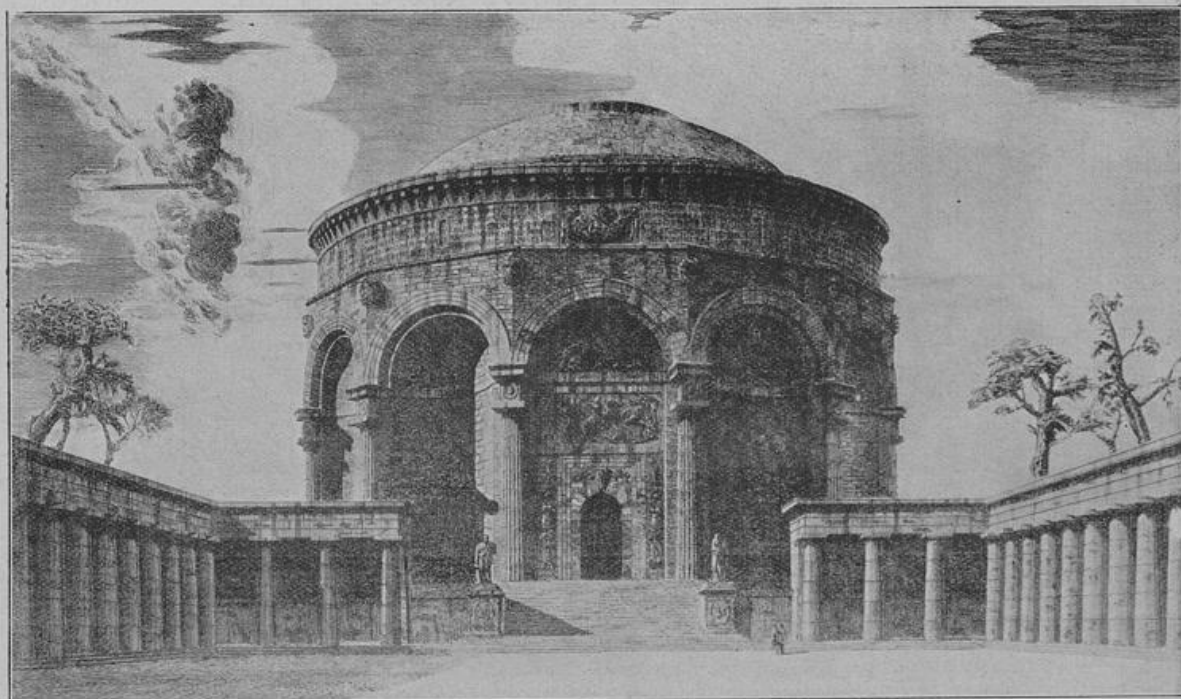


Das National-Bismarckdenkmal auf der Elisenhöhe bei Bingen: Das Innere mit dem abgeänderten Bismarck von Professor Lederer. Jul. Sohn, Düsseldorf.

von selber in äußerster Karriere, und Nylob mühte sich verzweifelt, dicht dahinter zu halten. Alle Augenblicke flog noch ein glühender Funkenregen ihnen über die Köpfe hinweg. Aber sie fühlten allesamt, nur eine kurze Strecke noch in diesem Tempo, dann waren sie außer Gefahr.

Schon hörten sie deutlich das Rufen menschlicher Stimmen und Feuer-signale ertönen. Die Dorfbewohner und Waldarbeiter nahten. Nolf Detlevs Angst war plötzlich ganz verschwunden. Ein heißes Vergnügen strahlte ihm aus den lachenden Augen. Famos war das! So etwas konnte ihm gefallen!

Wenn ihn so die Leute, die andern



Das National-Bismarckdenkmal auf der Elisenhöhe bei Bingen: Der abgeänderte und zur Ausführung bestimmte Entwurf von Professor B. Kreis in Düsseldorf. Jul. Sohn, Düsseldorf.

Die Höhe des Kuppelbaues ist gegen den ersten Entwurf um die Hälfte, nämlich von 60 auf 30 Meter, vermindert worden, statt der wichtigen Pfeilermassen streben schlankere Säulen als Träger der Kuppel empor, die unter Bewahrung der einfachen Umrisse eine reichere Gliederung erhalten wird.

Jungen sahen! Nur ihre kleinen Schützengel waren, je näher sie dem Dorfe kamen, desto wortfarger geworden. Und als Rolf Detlev verwundert nach dem Grund gefragt, gestanden sie ihn auch ein. Es brohte ihnen nun zweifelsohne noch ein böser Empfang für diesen eigenmächtigen Spazierritt und für die abgetriebenen Pferde. Und Direktor Marinelli, ihr Vormund — denn Eltern hatten sie nicht mehr — schlug oft schrecklich mit der Peitsche... Erschrocken sahen Rolf Detlev und Annelie wieder nun plötzlich drein. Ihre kleinen Freunde bekamen Schläge dafür, daß sie ihnen heimlich so mutig zu Hilfe geeilt waren? Das durfte nicht geschehen! Wir kreuzten ihre Gesichter, derweil die Pferde in ruhigen Schritt verfielen und schon das graue Zeltdach sichtbar wurde. Da plötzlich tauchte dort, wo der Weg ins Dorf einmündete, als erster

aus einer Gruppe Menschen gleichfalls ein Reiter auf. Und weiter zurück eine weibliche Gestalt — die Eltern, die kamen, sie zu suchen. Nun wurde Rat — die mußten auch ihren kleinen Freunden helfen.

Da waren die Nahenden, die plötzlich ihren Augen nicht zu trauen schienen, auch schon herangekommen. Der Gutsherr, der sein Pferd einem Dorfjungen übergeben hatte, und die blonde Frau ihm zur Seite mit den angstvoll verstärkten Gesichtern starrten wie auf ein Wunder. Waren das wirklich ihre Kinder, die unversehrt dort mit den kleinen Akrobaten zusammen auf den Pferden saßen? Gottlob und Dank —

sie waren's! Streckten ihnen die Hände entgegen — und Vater und Mutter stürzten auf sie zu, hoben ihre Kinder herunter, schlossen sie in die Arme und hörten wortlos zu, wie ihre Lieblinge mit sich überstürzenden Worten und lebhaften Pantomimen ihr aufregendes Erlebnis und von dem Heldennut der kleinen Reiter erzählten. In den Augen der blauen Frau glänzte etwas Feudhes, als sie den zarten

Kindergestalten bewegt beide Hände reichte und ihnen die heißen Gesichter streichelte.

„Rolf,“ raunte sie ihrem Manne zu, „sagte ich nicht kürzlich etwas von unpassender Gesellschaft — von unsauberen Elementen — und siehe hier nun vor unsrer Kinder Schützengel!“ — — —

Und der Mann ihr zur Seite nickte nur stumm bewegt. Er hat auch inzwischen die Bitte seiner Kinder gehört und begleitet nun die kleinen Helden, deren Zugehörige bereits überall nach ihnen gesucht haben.

Die blonde junge Frau aber eilte derweil mit ihren Kindern heimwärts, ihr kostbares Gut in Sicherheit zu bringen. Sie war vergeblich ja darüber beruhigt, daß die bewunderungswürdige Tat der kleinen Schützengel nicht unbelohnt bleiben und ihnen kein Unrecht geschehen würde. Daß

für sie alle da draußen im Weinwandzelt der Ausfall der Vorstellung durch die verheerende Katastrophe kein Ausfall, weil eher ein Gewinn bedeuten würde. Sie kannte ja das Herz ihres Mannes.

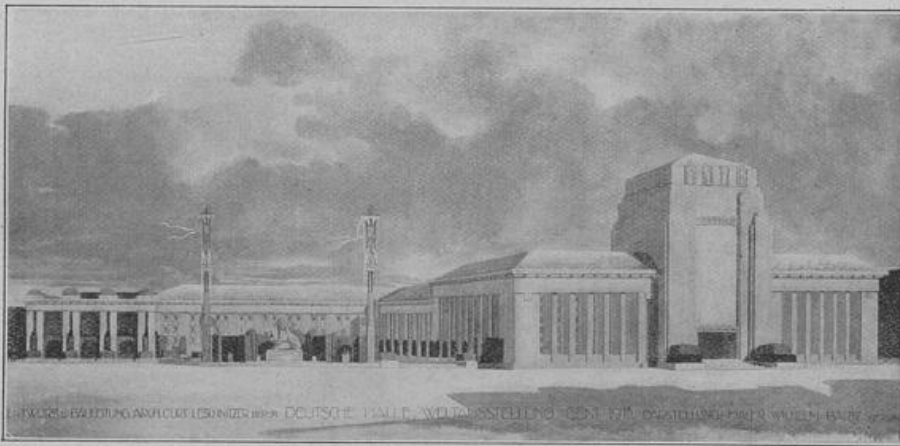
Und sie erfuhr auch alsbald, wie er seinen Dank bekundete und auch noch später zu zeigen gedachte. Alljährlich, sobald der Tag heran naht, an dem die kleinen Helden die mutige Tat vollführten, wollte er aufs neue ihnen beiden ein nennenswertes Geschenk übermitteln, auf diese Weise auch für ihre Zukunft sorgen. — —

Zwei Jahre nur sind vergangen, da trifft eine fast unleserlich betripelte Karte vom kleinen Carlos aus

ferner Gegend ein. Die Schriftzüge sind undeutlich, so stark verwischt, daß sie nur mühsam zu entziffern sind. Er ist bei einer andern Truppe tätig, bei der er's besser hat. Und dann — was seine Schwester, die kleine Elvira, betrifft, so tut die nicht mehr mit — und braucht nun künftig nichts mehr... Gestürzt — Trapez — das übrige ist nicht mehr zu lesen. Es scheint von Tränen verwischt.



Das am 27. Oktober enthüllte Denkmal für das 6. Brandenburgische Infanterieregiment von Alvensleben Nr. 52 an der Chaussee Rejouville-Bionville. Eugen Jacob, Wies



Die deutsche Halle auf der Weltausstellung in Gent 1913, entworfen vom Architekten Leschnitzer, Berlin.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 46.

Düsseldorf, 16. November

1912.

Ankunft türkischer Gefangener in Wranja nach der Schlacht bei Kumanowo.

Die zweite serbische Armee, an Zahl die stärkste, wurde an der Bahn Niš-Köprülü versammelt, überschritt bei Wranja unter Führung des 24-jährigen Kronprinzen Alexander die Grenze und rückte im Tale der Morawa gegen Ueslüb vor, nachdem der schwache türkische Grenzschutz zurückgedrängt war. Am 23. und 24. Oktober kam es bei Kumanowo zur Schlacht mit Teilen der türkischen Vardar-Armee, die unter dem Befehle Zeki Paschas, eines Schülers von der Goly,

bei Ueslüb und Köprülü sich sammelte. Es sollen hier 55 000 Serben gefochten und die Türken unter großen Verlusten zurückgeworfen haben. Die Serben hatten 2000 Tote, eroberten aber mehr als 60 Geschütze und 6 Maschinengewehre. Die gefangenen Soldaten trafen in einem ziemlich abgerissenen Zustand, zum Teil barfuß, ein. Sie waren sehr ängstlich, da sie von der Bevölkerung aber gut verpflegt wurden, fühlten sie sich bald ganz wohl.

m. Nol, Paris.



Um zwei schöne Augen.

Von Eugen Isolani.

Ich gehe neulich auf der Straße, als mein Blick ganz unwillkürlich auf zwei wunderbar schöne Augen fiel, welche einer stattlichen Frauenerscheinung angehörten. Ganz gebannt von diesen prachtvollen funkelnden Augensternen folgte ich, beinahe mechanisch, der Besitzerin derselben, natürlich ohne jede Absicht, denn ich bin ein verheirateter Mann, der seine Frau zärtlich liebt.

Ich folgte also den schönen Augen, folgte der Dame fast unbewußt in ein Geschäft und komme erst wieder zur Besinnung, als mich eine Verkäuferin fragt, was ich wünsche.

Ich hatte natürlich eigentlich gar keinen Wunsch, und erst im Augenblick, als die Worte: „Womit kann ich dienen?“ an mein Ohr drangen, blickte ich mich im Geschäft um und sah Schinken und Würste und andre schöne Gottesgaben um mich herumliegen und hängen. Da es mir natürlich gleichgültig war, was ich da bezahlen sollte, tippte ich mit dem Finger auf eine beliebige Wurst.

„Wünschen Sie die ganze?“ fragte die Verkäuferin.

„Die ganze!“ antwortete ich mechanisch.

Die Verkäuferin wog, nannte einen Preis, ich legte ein größeres Geldstück hin, erhielt Kleingeld heraus und sah mich um nach der Dame mit den schönen Augen, die aber nicht mehr im Laden war.

So nahm ich denn meine Wurst und ging davon. Das war meine ganze böse Tat, für welche ich schwer büßen mußte.

Als ich nämlich auf der Straße war und langsam wieder zur Besinnung kam, fragte ich mich: „Was fängst du nun mit dieser Wurst an?“ Jetzt erst fiel mir nämlich ein, daß ich eine Wursthorte gekauft hatte, welche weder ich noch meine Frau essen mag. Sie also meiner Frau als Liebesgabe mitbringen, ging nicht gut an. Da hätte sie wahrscheinlich geglaubt, ich sei plötzlich irrsinnig geworden.

Ihr eingesehen, aus welchem Grunde ich die Wurst gekauft habe, das ging natürlich erst recht nicht an, denn ist meine Frau auch im allgemeinen nicht mehr eifersüchtig als jede andre Frau, so ist sie es doch auch nicht weniger als jede andre, und wenn sie mich nicht gleich erwürgt haben würde, sobald ich ihr eingesehe, daß ich um der schönen Augen einer andern willen diese Wurst gekauft habe, so hätte sie mir doch ganz sicher eine fürchterliche Szene deshalb gemacht.

Ich mußte also die Wurst los werden, bevor ich nach Hause kam.

Ich rief den ersten besten Dienstmann heran und bot ihm die Wurst zum Geschenk an.

Erst sah er mich fragend, ungläubig an, und als ich dann deutlich und langsam wiederholte: „In diesem Paket ist eine feine Wurst, die will ich Ihnen schenken!“, da antwortete er: „Nein, dafür danke ich! Wer weiß, was mit der Wurst los ist! Wenn sie nicht verdorben wäre, würden Sie sie mir wohl nicht schenken! Behalten Sie man die Wurst für sich!“

Als ich mich dann mit einem ärgerlichen: „Na, denn nicht, mein Lieber, dann kriegt sie eben ein andrer!“ entfernte, hörte ich, wie er zu seinen Kollegen hinter mir her räsonnierte: „Der will mich wohl vergiften! Unnütz von meinem Platz wegrufen! Was das für 'ne Sache ist! Ich werde mir den Weg von ihm bezahlen lassen!“

Ich machte, daß ich fortkam, um nicht noch von meiner beabsichtigten Freundlichkeit Unannehmlichkeiten zu haben.

Daß ich die Wurst nicht noch einmal zu verschenken versuchen durfte, war für mich aber klar. Ich mußte sie auf eine andre Weise los werden.

Wie wär's, wenn ich die Wurst verliere, dachte ich mir, dann mag sich ein FINDER daran er freuen. Ja, leichter gedacht als getan! Ich ließ zu verschiedenen Malen die Wurst wie achlos an die Erde gleiten.

Das erste Mal riefen mir etwa zwanzig verschiedene Personen beinahe einstimmig im Chor zu: „Sie da! Sie haben etwas verloren!“ Als ich die Wurst dann ein zweites Mal verlieren wollte, stolperte ein hinter mir gehender Herr über das Paketchen, er fiel zu Boden, und zitternd half ich ihm beim Aufstehen und mußte dabei ruhig eine Anzahl Schimpfworte, die aus seinem Munde und von andern Straßepassanten über meine „verdammte Achlosigkeit“ auf mich herniederregneten, mit anhören. Schließlich war ich noch glücklich, daß dem Herrn dabei kein Bein oder Arm gebrochen war, denn abgesehen davon, daß ich vielleicht in solchem Falle von der empörten Menge gelyncht worden wäre, hätte mich die Sache auch noch recht teuer zu stehen kommen können.

Jetzt suchte ich mir ein filles Plätzchen aus, wo gerade kein Mensch vorüberging, und legte das Paket einfach an dem Schaufenster eines Ladens nieder. Dann eilte ich davon — nein, ich wollte davonlaufen, denn schon stürzte aus dem Laden der Inhaber desselben heraus und rief mir nach, ich solle das nur, was ich

dahingelegt habe, wieder mitnehmen. „Hier werden keine Kinder ausgefegt!“ meinte er, und als ich etwas erwidern wollte, rief er: „Nein, nein, nehmen Sie das dort nur wieder an sich!“

Ich versuchte mein Paket im Flur eines Hauses niederzulegen, aber sooft ich zu diesem Zweck ein Haus betrat, schien sich geradezu die ganze Bevölkerung des Hauses verabredet zu haben, zu einem Stellbischen im Hausflur zusammenzukommen.

Ich ging nun in ein Zigarrengeschäft, kaufte mir ein paar Zigarren und legte bei dieser Gelegenheit meine Wurst auf einen vor dem Ladentisch stehenden Stuhl, auf welchem ich sie beim Verlassen des Ladens liegen ließ.

Jetzt atmete ich auf; schnell ging ich meines Weges — bis mich laute Rufe zum Anhalten veranlaßten. Der Ladeninhaber hatte einen Laufburschen mit der Wurst hinter mir hergeschickt. Der verstirzte Junge schwenkte sie triumphierend in der Hand und rief dazu



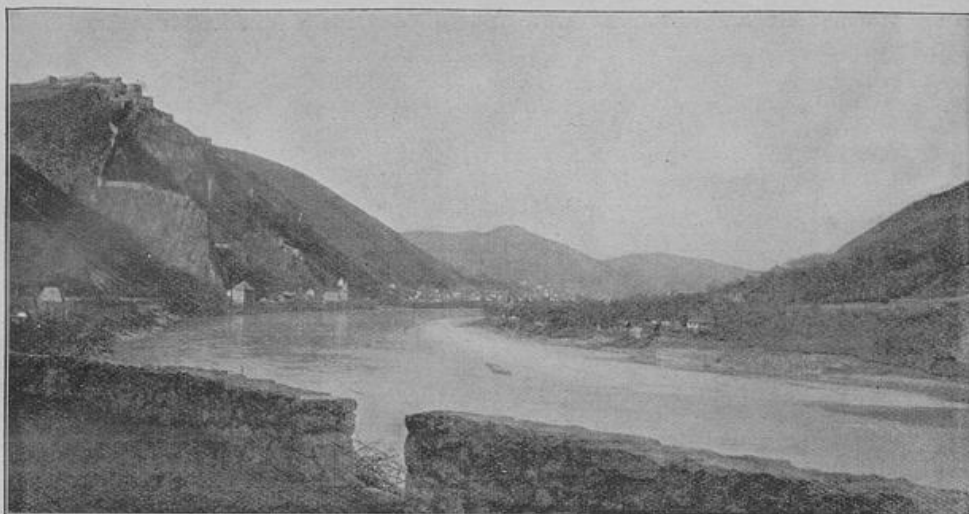
König Ferdinand von Bulgarien am Fenster seines Salonwagens.
Château-Flaviens.

aus Leibestäften: Sie da, Sie! Sie haben etwas vergessen!" Und ein paar Duzend Menschen blieben stehen und sahen zu, wie mir der atemlose Wurst die Wurst überreichte und dabei mit so deutlicher Geste stehen blieb, daß ich in die Tasche greifen mußte, um ihm ein Trinkgeld zu geben. Natürlich hätte ich ihn viel lieber erwürgt.

Nun flüchtete ich mich in ein Restaurant, ließ mir ein Glas Bier geben und dazu einige Zeitungen zum Lesen. Nachdem ich die Wurst dann auf einen Stuhl gelegt und die Zeitungen darauf, zahlte ich und ging — bis an die Tür, wo mich der Ruf des Kellners erreichte. Der Kerl hatte nichts Eiligeres zu tun gehabt, als die Zeitungen fortzuräumen. Schon hatte ich im Zorn beschlossen, meiner Frau den Anlaß meines Wurstkaufes zu beichten, als ich über einen Schmuckplatz ging, wo ich zahlreiche Frauen auf Bänken sitzen sah, mit Kindern, die vor ihnen spielten, und einigen Hunden, die sich da herumtummelten.

Halt, dachte ich mir, die Wurst spendierst du den Hunden. Die sind sicherlich keine Kostverächter! Ich setzte mich auf eine der dort stehenden Bänke, schnitt ein Stück Wurst ab und warf es einem Hunde zu. Im Nu hatte sich eine ganze Hundekorona um mich versammelt. Ich jubelte im Innern auf, als ich die Blicke der Bierfüßler begehrt auf mich gerichtet sah.

Ich schnitt schnell die Wurst in kleine Teile und fütterte die Hunde, wobei ich mich in acht nehmen mußte, daß die Tiere nicht an mir herausspringen und mir in die Hand schnappten. Dann ging ich



Flusslandschaft im Sandschak Noviazar an der serbischen Westgrenze.

M. J. Kocelj.

beglückt von dannen — gefolgt von der gesamten Schar der Hunde. Bald war ich mit meinem Hundegesolge bis ans andre Ende des Platzes gekommen, als ich mich plötzlich von einem Schutzmann gepackt fühlte.

„Wen denn? Was wollen Sie denn von mir?“ fragte ich.

„Ja, kommen Sie nur mit auf die Polizei“. Das wird man Ihnen schon anstreichen, die Hunde an sich zu loden!“

Und während ich mich verteidigen wollte, waren ich und der Schutzmann auch bereits von einer Schar Weiber umringt, die durcheinander schrien: „Ich sah auch, wie er die Hunde gefüttert hat!“ —

Der Schutzmann hatte ordentlich not, mich und sich aus diesem Gekreische und Gedränge der Frauen herauszuretten. Dann winkte ich einer Droßke herbei und fuhr mit meiner amtlichen Beileitung nach der Polizei.

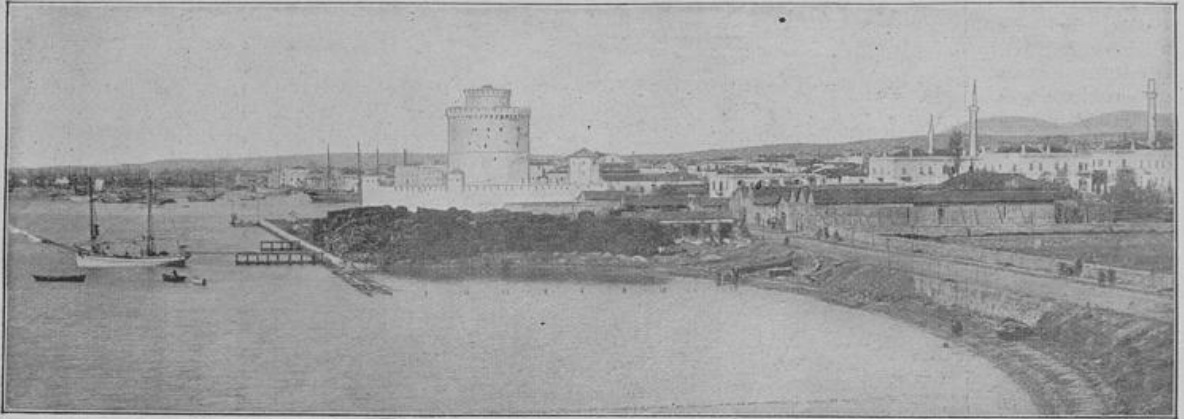
Na, glücklicherweise war der Polizeifergeant ein vernünftiger Mann, dem ich meine Erlebnisse mit der Wurst und die Ursache ihres

Ankaufs erzählen konnte. Ich habe ihm meine ganzen Verlegenheiten genau geschildert: möglich, daß er noch Erkundigungen einzog, ob meine Angaben auf Wahrheit beruhten. Da ich meinem Polizeirevier als anständiger Mann seit langem wohlbekannt war, brauchte ich ja nicht Angst zu haben, daß mir etwas geschehen würde. Ich habe denn auch niemals mehr etwas von der Geschichte gehört, und meine Frau brauchte weder von den schönen Augen noch von der Wurst etwas zu hören, noch hat sie je erfahren, daß ihr Gatte einstmals unter dem Verdacht des Hundediebstahls verhaftet worden ist.



Sorge für die serbischen Verwundeten nach der Schlacht bei Branja.

M. Kol, Paris.



Vom Balkankrieg: Gesamtansicht der am 8. Nov. von den Griechen besetzten Stadt Saloniki mit dem Weißen Turm. Ch. Crampus, Paris.

Fürst und Sängerin.

Beiträge aus der Geschichte der Liebe von Albert Frid.

Die Geschichte der Liebe arbeitet ihre Liebesgeschichten nur nach einer sehr geringen Anzahl von Rezepten, und so wissen denn auch alte Chroniken zu melden von einer schönen Sängerin, die sich in das Herz eines tapfern Fürsten hineinfiel, und die dann die Stammutter eines noch heute blühenden Fürstengeschlechts wurde.

Klara Dett oder, wie man sie nach der Gepflogenheit früherer Jahrhunderte nannte, Klara Dettin war diese seltene Frau, die Friedrich den Ersten, den Siegreichen, den Kurfürsten von der Pfalz, durch ihrer Stimme Gewalt und ihre Liebenswürdigkeit zu fesseln wußte.

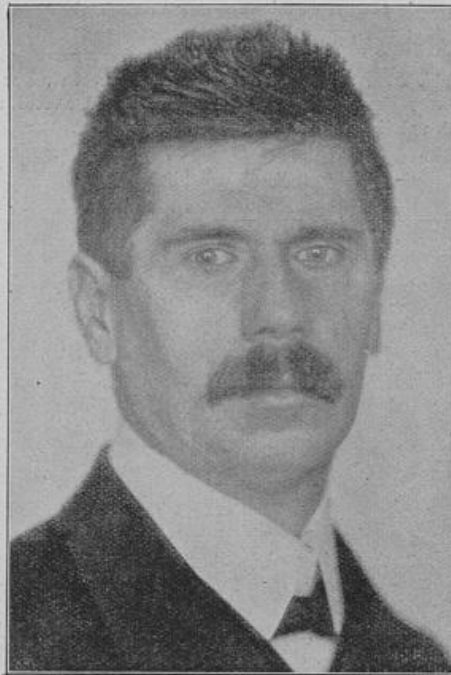
Merkwürdigerweise hat sich kein Dichter gefunden, der diese interessante und sympathische Frauengestalt der deutschen Geschichte verherrlicht hat. Die Philippine Welfer, die Agnes Bernauer und alle jene andern Töchter des Volks, welche durch ihre Liebe zu Fürsten unsterblich wurden, leben durch die Dichtung fort. Der Dettin hat kein Dramatiker ein fünfaktiges Zeugnis ihrer Treue und Liebe ausgestellt, und doch belegt sie ein zeitgenössischer Chronist mit allen denjenigen Bezeichnungen, die uns als Vorbild edler Weiblichkeit gelten. Sie war die „züchtige, bescheidene, keusche, sittsame, bemühte, fromme und holbe Klara“.

Klara Dett war eine Augsburgerin, wie die Philippine Welfer. War diese Stadt besonders reich an schönen Mädchen, oder war es der stolze Bürgersinn der Bewohner Augsburgs, der die Töchter dieser Stadt soziale Missionärinnen werden ließ, welche durch Liebe und Schönheit die Standesunterschiede ausgleichen sollten? — Kein Bild der schönen Sängerin ist auf die Nachwelt gekommen, keinen Kunstbericht teilen uns die Chroniken jener Zeit mit, der uns sagen könnte, ob die Dettin mit „vorzüglichen Stimmitteln“ begabt, ob ihre Technik vortrefflich ausgebildet war, ob ein gewaltiger tragischer Ton ihren Busen schwellte, ob sie bei ihrem Gesang „tiefere Empfindung“ mit „Noblese des Vortrags“ vereinigte, ob sie eine „sonore Altstimme“ oder einen „silberhellen Sopran“ besaß, ob sie eine Primadonna oder

eine Madonna gewesen. So können wir denn auch nicht genau wissen, ob die Augsburgerin durch den bestridenden Reiz ihrer Stimme oder durch die Liebenswürdigkeit ihrer Persönlichkeit oder durch beides zugleich die Liebe ihres Fürsten gewann.

Zu München war es, wo Prinz Friedrich von der Pfalz die Dettin zu seiner fürstlichen Kammerfängerin machte. Friedrich, der Sohn des Kurfürsten Ludwig III., des Bärtigen, war ein schöner Mann, ausgestattet mit allen Eigenschaften und Fähigkeiten, die man von Prinzen damaliger Zeit rühmte. Er war ein Ritter im edelsten Sinne des Wortes. Wie die meisten der fürstlichen Liebhaber von Künstlerinnen, war auch er über die erste Jugendblüte schon hinaus, als er die Sängerin kennen lernte. Er hatte schon manches in seinem Leben erfahren müssen. Als sein Vater starb, war Friedrich noch ein ganz junger, dem Knabenalter kaum entronnener Mann gewesen, der die für einen Fürsten besonders unangenehme Eigenschaft hatte, einen älteren Bruder zu besitzen. Dieser letztere war der Nachfolger von Friedrichs Vater. Und Ludwig IV., so hieß dieser neue Kurfürst, wußte die Jugendlichkeit seines Bruders Fritz gut auszunützen. Dieser verzichtete auf alle seine Erbrechte und überließ somit seinem älteren Bruder die ganze Pfalz. Freilich war es nicht jugendlicher Leichtsin, der ihn diese Verzichtleistung tun ließ.

Friedrich war von edlerm Sinn, als die meisten seinesgleichen. Was mancher Fürst im neunzehnten Jahrhundert noch nicht als rechte Weisheit erkannt hatte, daß nämlich das Land dem Fürsten mehr gelten müsse, als seine Person, das hatte er schon damals eingesehen. Er wußte, daß eine Teilung dem Lande keinen Nutzen bringen könne, und so verzichtete er darauf, mit seinem kleinen Erbteil eine eigne Dynastie zu begründen, ja er blieb sogar bei dieser Verzichtleistung stehen, als sein älterer Bruder starb und ein minderjähriges Söhnchen hinterließ, und er verpflichtete sich sogar — er stand damals im sechsundzwanzigsten Lebensjahre — niemals zu



Geh. Hofrat Prof. Martin Dülfer,
der Erbauer des neuen Duisburger Stadttheaters.

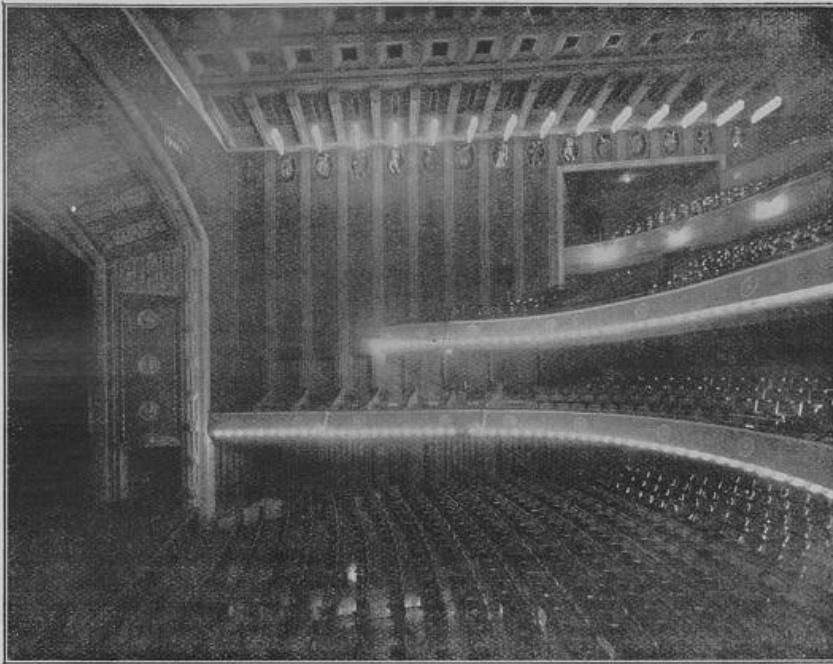
heiraten, um die Fürstenlinie nicht in Nebenlinien zu spalten. — Man möchte nach alledem Friedrich für einen sogenannten „Dudmäuser“ halten. Aber die Geschichte hat ihm ja den Beinamen des „Siegreichen“ beigelegt. Er tat nicht, was andere in seiner Lage wohl ausgeführt hätten, er trat nicht in ein Kloster, sondern blieb, was er früher gewesen, ein tapferer Ritter, der auszog, um edles Ritterhandwerk zu pflegen, was in jener Zeit rohesten Faustrechts nicht leicht war. Er war ein Beschützer der Wehlosen, ein Befreier unterdrückter Gefangener, ein Hort der Gerechtigkeit auf der Landstraße, wo damals das Unrecht die Herrschaft führte. Dazu hatte Friedrich

die er aber alle durch sein furchtloses Drauslosgehen bezwang. Auch die Städte der Oberpfalz verweigerten ihm den Gehorsam,

und er mußte sie unterwerfen, die Grafen von Lippestein besiegte er, und vereinigte ihre Grafschaft mit der Pfalz, ja, wo er nur vermeintliche Ungerechtigkeit fand, bündelte er an, und er trieb es in dieser Beziehung so weit, daß Kaiser Friedrich gegen ihn die Reichsacht aussprach und ein Heer gegen ihn ausandte.

Und diesen schier unbändigen Adler, der in seinem stolzen Höhenfluge keine Grenze kannte, mußte in München eine Philomela zu fesseln. Er, der sich von den Tapfersten der Ritter nicht

arge Kämpfe zu bestehen um seiner Herrschaft willen. Manchen fangen ließ, lag in München in den Banden einer Sängerin, die es hatten Strauß hatte er mit sehdelustigen Nachbarn auszukämpfen, ihm so angetan hatte, daß er gar nicht mehr von ihr lassen zu können



Der Zuschauerraum des neuen Regensburger Stadttheaters (1652 Plätze).



Das Foyer des neuen Regensburger Stadttheaters.

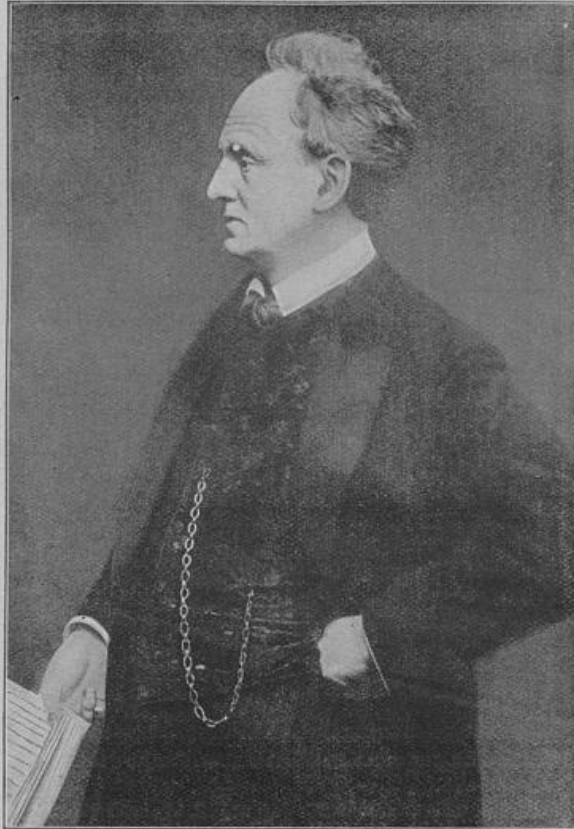
Der in pompejan. Rot gehaltene Raum ist mit Teppichen ausgelegt; die Ballustrade dient in den Pausen den Besuchern der oberen Ränge als Aufenthalt.

meinte und sie, schnell entschlossen, nach Heidelberg mitnahm. Und daß ihm mit der Sängerin bald das schönste Liebesglück erblühte, das bewies schon nach einem Jahre ein schreiender Zeuge, dem nach Verlauf eines weiteren Jahres ein zweiter folgte.

Doch war auch die Sängerin glücklich? Wie gestaltete sich ihr Leben am pfälzischen Hofe an der Seite ihres geliebten Helden? Entfagte dieser etwa ganz der politischen Tätigkeit, nahm irgend-einen Grafentitel an und flüchtete mit seinem Glück in sonnigere Gefilde, wo nicht alltägliche Kleinliche Meinungen die Menschen beherrschen? Nein, Friedrich der Siegreiche blieb, was er gewesen: ein tapferer Ritter, der das Schwert nicht hinter den Ofen hing.

Aber — Klara Dettin! Von ihr melden die Chroniken eine geraume Zeit hindurch nur selten. Und es ist, so meint Ferdinand Kürnberger, ein eigentümlicher Zug, daß ihr Name nie ohne den Beifall austritt: die Sängerin aus Augsburg. War es im Charakter der Felsamen Frau, ein Zug jener rührenden deutschen Heimatstreue, vielleicht sogar gemischt mit ein wenig Nationalstolz auf ihr reichsfreies Augsburg? Oder soll es, was leider näher liegt, andeuten, daß sie die Pfälzer fort und fort als eine Fremde betrachteten? Und später — sieben Jahre hatte sie bereits an der Seite ihres geliebten Fürsten verlebt — wird sie sogar von einem Chronisten des Prinzen Friedrich „Dienerin“ Klara Dettin genannt, und in seinem Testament aus damaliger Zeit empfiehlt sie ihr Geliebter nur ganz nebenbei seinen Nachfolgern und drückt den Wunsch aus, „daß ihr ihre Leibesnahrung gereicht werde, weil sie sich zu uns und den Kindern bisher so treulich und ehbarlich gehalten.“

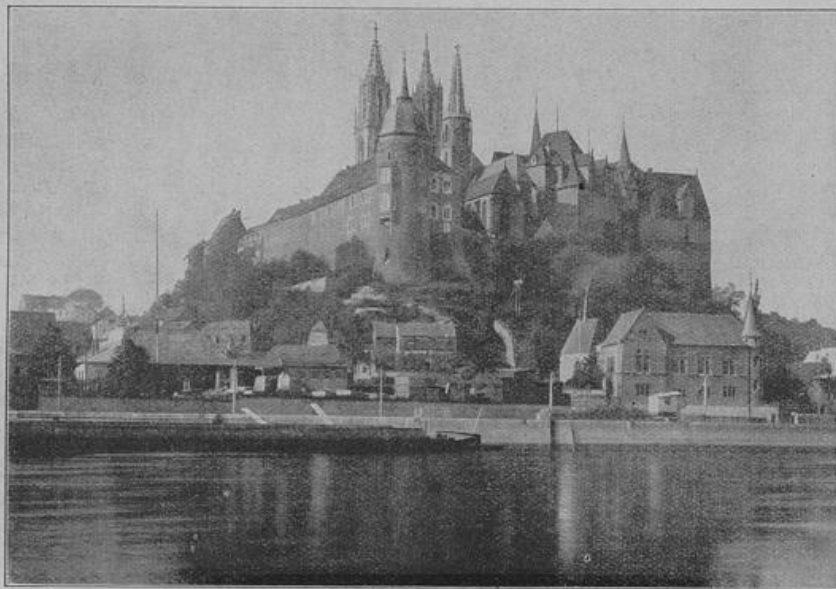
Klara Dettin verstand es wohl nicht wie manche moderne Sirene, ihrem Fürsten die Tischen zu leeren. Die Juweliere der damaligen Zeit haben wenig Nutzen von dieser Verbindung des Fürsten mit der Sängerin gehabt.



Der Dichter Herr. Hauptmann Campus, Paris.
beging am 15. November seinen 50. Geburtstag.

Und später — sieben Jahre hatte sie bereits an der Seite ihres geliebten Fürsten verlebt — wird sie sogar von einem Chronisten des Prinzen Friedrich „Dienerin“ Klara Dettin genannt, und in seinem Testament aus damaliger Zeit empfiehlt sie

ihm eine Ehe einzugehen mit — ja mit wem denn gleich? — nun mit einer ebenbürtigen Gemahlin, die gewiß in ihrer Hofahrt aller jener echt weiblichen Eigenschaften entbehrt, die ihm die Dettin so liebenswert erscheinen ließen. Ja, diese schöne, keusche Sängerin!



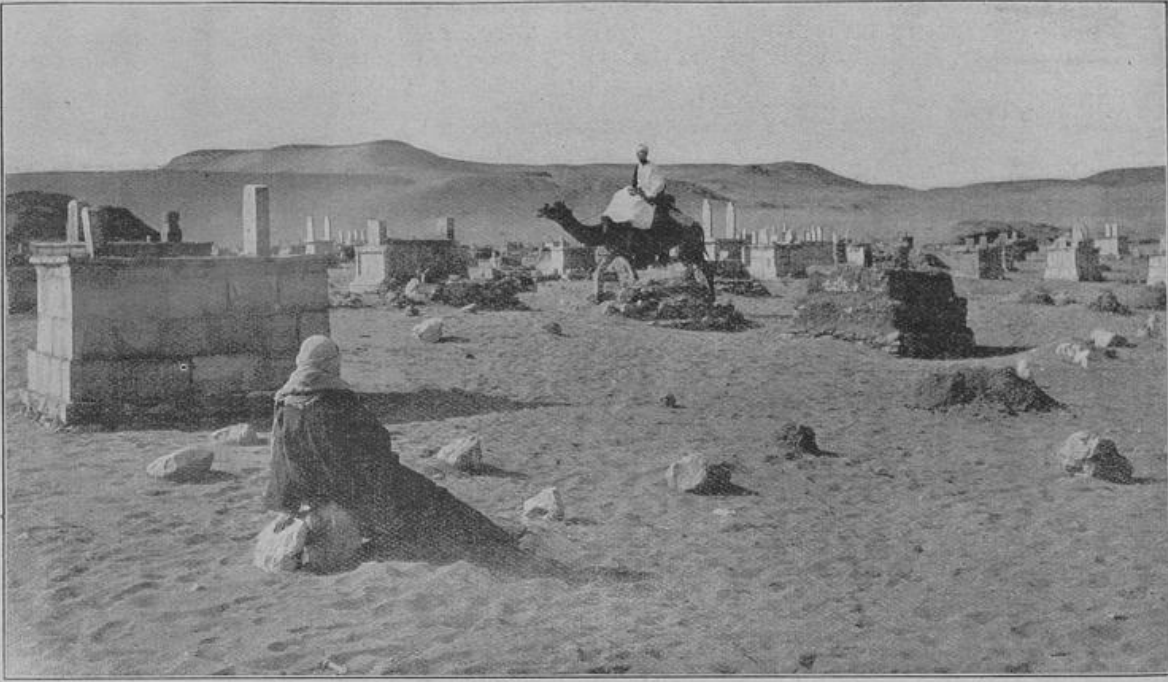
Der umgebaute Dom in Weiskirchen mit der Albrechtsburg, von der Elbe aus gesehen. Voedeker, Berlin.

Sie wollte nur sein und war nur die züchtige deutsche Hausfrau, die ehbarlich zu Mann und Kind gehalten, selbst dann noch, als recht schwere Zeiten für sie begannen, als Friedrich sogar als beinahe fünfzigjähriger Mann daran dachte, noch eine standesgemäße Ehe einzugehen. Klara Dettin und ihre Kinder sollten mit einigen Gütern abgefunden werden. Die Urkunden waren bereits aufgesetzt, in denen der unglücklichen Geliebten des Fürsten ihr Burglehen zugeschieden ward. Friedrich hatte sich wohl in seinem Neffen getäuscht, der ein harmloser Geselle, eine offene gerade Natur, aber ein unfähiger Regent war, für den von der Herrschaft zu entsagen, es sich kaum gelohnt hatte. Friedrich wollte ein anderes, würdigeres Geschlecht erzeugen, das demaleinst berufen sein sollte, die ganze Pfalz zu beherrschen.

Welch seltsames Gemütsleben mag Friedrich den Siegen in diesen Tagen beherrscht haben. Der staatskluge Mann, der aus politischen Gründen ein Gelübde der Ehelosigkeit tut, der ein glückliches Liebesleben durchloset hat, will sein Manneswort, das er dem Neffen gegeben, den Treueschwur, den er der schönen Sängerin geschworen, brechen, um wiederum politischen Gründen

ja mit wem denn gleich? — nun mit einer ebenbürtigen Gemahlin, die gewiß in ihrer Hofahrt aller jener echt weiblichen Eigenschaften entbehrt, die ihm die Dettin so liebenswert erscheinen ließen. Ja, diese schöne, keusche Sängerin! konnte er in der ganzen Welt wohl ein Weib finden, das ihr an Lebenswürdigkeit gleichkommen mochte. Wohl mag Friedrich sein Augenmerk auf manche hohe Frau aus edlem Stamme geworfen haben, wohl hat er sein Hirn mit Vergleichen gemartert und Erwägungen angestellt, aber das Endergebnis aller dieser Bedenken war — die Rückkehr zu seiner ersten und letzten und eigentlichen Liebe, zu Klara Dettin.

Jede Beschreibung, die ihn



Beduinen-Begräbnisstelle in der Nähe von Kairo am Rande der Wüste.

Phot. Gebr. Haedel, Berlin.

seine Berater von dieser oder jener heiratsfähigen Fürstentochter gegeben haben mögen, war nur ein hohes Lied auf die Vollkommenheiten seiner schönen Sängerin, der nur eins fehlte — der vornehme Name.

Nur der Name! Aber welch ein unwichtiges Ding ist selch ein Name, zumal derjenige einer Frau, die ja ihrem Manne nicht nur

sich, sondern auch ihren Namen hingeben soll. Ein Name kann geschaffen werden. Ein einfacher bürgerlicher Name ist so leicht in einen hochadligen umgewandelt, und jeder Fürst hat ja das Recht, von dem Namen irgendeines Fledchens in seinem Lande einen Adelstitel zu begründen. So wurde denn die Mara Dettin eine Mara von Dettingen und — die rechtlich angetraute Gattin Friedrichs des Siegenen.



Pyramidengruppe mit Dattelpalmenhain südlich von Kairo.

Phot. Gebr. Haedel, Berlin.

Das ist die kurze und wahrhaftige Geschichte einer Mesalliance, die keine Mesalliance war. Wer wollte es wagen, eine Verbindung der eine so reiche Fülle von Liebesglück entsprossen, eine Mißheirat zu nennen. Wer darf überhaupt von einer solchen bei der Berechnung reden. Nicht die Verschiedenheit der Geburt und des Standes machen eine Mesalliance aus, noch sonstige äußere Verhältnisse. Diese zufälligen Unterschiede gleicht die Liebeleidenschaft mit ihren kühnen und göttlichen Sprüngen aus. Nur über jene unendliche Kluft der Bildung des Geistes, des Geschmacks sind die Brücken seltener zu finden. Doch die meisten Frauen, zumal Künstlerinnen, sind, was Goethe eine „Anempfängerin“ nennt. Das Kind des Volkes, das vom Genius der Kunst verklärt wird, findet sich leicht in jene Gewohnheiten und Affären vornehmer Stände.

Friedrich der Siegreiche und Klara Dettin waren zu edle Naturen, als daß diese beiden hätten eine Mesalliance schließen können. Leider aber war das Glück ihrer eigentlichen Ehe nur ein kurzes gewesen. Schon wenige Jahre nach vollzogener Trauung starb Friedrich, viel

bereitet worden, dann öffnete die Liebe die Pforten des Gefängnisses der fürstlichen Sängerin.

Ludwig, der Sohn der edlen Sängerin, wurde auch der Mann einer edlen Frau. Er eroberte sich Elisabeth, die Tochter des Grafen Hugo von Montfort und Rothensfels, eine Tochter jenes vornehmen Adelsgeschlechts, das zu damaliger Zeit an Ansehen und Macht den besten Geschlechtern gleichgestellt wurde. Dem Schwiegerjohn des mächtigen Grafen Montfort gegenüber mußte freilich der regierende Vetter Philipp aus einer andern Tonart sprechen. Er mußte die eheliche Geburt des „Bastards“ Ludwig anerkennen, wie dies schon in den Ehepacten ausgemacht war, und mußte all das demselben abgenommene Gut wieder herausgeben oder ihn anderweitig dafür entschädigen. So erhielt Ludwig die Grafschaft Löwenstein und wurde der Stammvater der Grafen Löwenstein, die im vorigen Jahrhundert Fürsten geworden sind, ein edles Geschlecht, das viele tüchtige Leute hervorgebracht hat.

Aber die Sängerin von Augsburg war nicht nur die Stamm-



Das neue Stallgebäude der Straßenreinigung in Charlottenburg, vom Berliner „Pferdehof“ genannt. Sanden, Wien.

zu früh für das Glück der Seinen, über welche eine recht böse Zeit hereinbrach. Friedrichs Sohn Ludwig — ein älterer war vor ihm gestorben — mußte alles wieder herausgeben, was ihm sein Vater an Gütern und Herrschaften überlassen hatte. Sein unedler Vetter, der regierende Philipp, nahm ihm alles ab, die Mutter Klara von Dettingen, ihrer sanften, uneigennütigen Gemüthsart treu, gab zu allem die Einwilligung und unterschrieb alle Verträge. Ja, als man der unglücklichen Frau, die kein anderes Verbrechen begangen hatte, als ihre opferwillige, hingebende Liebe einem Fürsten geschenkt zu haben, sogar den Sohn entriß und sie gefangen nahm, hat sie sich still in ihr Loß ergeben. Klara von Dettingen war nicht die Frau, die gleich einer Maria Stuart mit ihren Feinden herumprozeßierte. Und so kam es denn auch, daß die Welt nicht wie von jener viel redete und die Dichter sie nicht besangen. Diejenigen Frauen sind ja nach einem französischen Sprichwort die besten, von denen die Welt am wenigsten spricht. Neun Jahre hat die arme Frau in ihrer Gefangenschaft ausgehalten, die ihr im einsamen Schloßchen Lindensfels im Odenwald

mutter dieses Fürstenhauses, sondern sie reißt sich auch ein in die Zahl der Ahnfrauen eines großherzoglichen Geschlechts, denn ein Enkel Ludwigs, also ein Urenkel der Sängerin, heiratete 1561 die badische Prinzessin Amalie, eine Tochter des Markgrafen Ernst von Baden.

Das ist die Geschichte der Nachtigall von Augsburg, die noch von keinem Dichter besungen wurde, obwohl auch sie es verdiente. Nur alte Chronisten melden von ihr, aber möchte sie ein Dichter auch noch so poetisch verherrlichen, sein Sang könnte nicht erhabener lauten, als die einfachen Worte des Chronisten Matthias von Kemnat über sie:

„Clara war clare von Sitten, clare von Güttigkeit, clar wolredent, clar in Süßigkeit vnd Treuekeit, schamhaft, demüthig, mesig, sensumtig vnd clare in allen Tugenden, allerberst in Weisheit vnd Vernunft. Die Clara hilt sich in allen claren Sachen also, daß sie meniglich gelobt vnd lieb gehabt.“

Wohl der Frau, von der man das sagen kann!

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 47.

Düsseldorf, 23. November

1912.

Zugentgleisung zwischen Küle Burgas und Eschorlu.

Bei den Kämpfen auf der Linie Küle Burgas—Bunar Hisar zwischen dem 29. Oktober und dem 2. November war die türkische Armee über 120 000 Mann Infanterie stark, zählte 65 Eskadrons und verfügte über 500 Geschütze. Während der fünfjährigen erbitterten Kämpfe griff der türkische rechte Flügel manuföhrlich den linken Flügel der Bulgaren an. Den Bulgaren gelang es aber durch tapferen Angriff dank ihrer mächtigen Artillerie den Feind zum Rückzug zu zwingen. Am dritten Tage nahm das bulgarische Zentrum, von der Artillerie unterstützt, energisch die Offensive auf. Die Infanterie ging mit

Bajonettangriff gegen die uneinnehmbar scheinenden Befestigungen vor. Es gelang ihr, diese zu besetzen, worauf sie sich an die Verfolgung des Feindes machte. Am fünften Tage schritt der linke Flügel der Bulgaren, durch frische Truppen verstärkt, zum entscheidenden Angriff vor und zersprengte den Feind, so daß dieser seine starken Stellungen aufgab und flüchtete. Auch die Bevölkerung floh in panischem Schrecken; alles wandte sich der Eisenbahn zu und die Züge waren alsbald überfüllt. Einer dieser Züge entgleiste, wie das Bild zeigt; da er aber sehr langsam fuhr, gab es nur einige Verletzte. Welt-Press-Photo-Komp.





In der Entscheidungsstunde.

Skizze von Anna Petri.

(Nachdruck verboten.)



Den ganzen Tag war sie wie im Traum umhergegangen. Da sie nun den Entschluß gefaßt und versprochen hatte, dem Geliebten zu folgen, wollte sie nicht mehr an Mann und Kind denken — die würden auch ohne sie fertig werden. Sie hatte gegen die Versuchung gekämpft, ehrlich und lange, doch zu spät hatte sie den Kampf begonnen, zu spät daran gedacht, daß es ein gefährliches Spiel war, dieser vertraute Verkehr mit dem Jugendfreunde.

Und dann? Ihr argloser Mann, ihr kleines Mädchen — konnte sie das Herz haben, sie zu verlassen?

Doch alle Bedenken hatte er schließlich betäubt, er hatte gebeten, sie bestärkt, ihm zu folgen in sein fernes Heim, wo sie keinen von all den Menschen hier treffen würde, wo keiner einen Vorwurf gegen sie erheben könnte. War nicht sein und ihr Glück ebenso wertvoll wie das ihres Gatten? Um das Kind, das noch so klein, brauchte sie nicht besorgt zu sein, und ihr ruhiger, schwerfälliger Mann würde wohl nicht gar zu sehr leiden.

„Es ist deine Pflicht, Signe, mir zu folgen, wenn du mich liebst,“ erklärte er, und sie hatte endlich versprochen, es zu tun.

In der Dämmerung wollte sie das Haus verlassen — ihr Mann war den ganzen Tag fort, wenn er abends heimkehrte, wäre sie bereits etliche Meilen entfernt. Das Kind brachte sie nachmittags zur Großmutter, die alte Frau war so glücklich, es bei sich zu haben und wollte es abends zurückbegleiten.

Signe legte einen Brief auf den Tisch: „Ich gehe fort und komme niemals wieder. Vergib mir, Agel, und vergiß mich, aber ich kann nicht anders! Bitte auch die Großmutter, mir zu verzeihen, wenn sie kann, und lehre Gieta nicht, böse von mir zu denken. Signe.“

Nun ging sie noch einmal durch all die Räume, die sie gehütet, gepflegt und so lieb gehabt hatte. In wenigen Stunden würde man hier harte, bittere, verurteilende Worte sprechen, die Großmutter, allmählich strenge, würde Signe nicht schonen. Aber sie freute sich dennoch, daß die alte Frau hier wäre, wenn der Gatte alles erfuhr.

Es wird ihm wohl tun, seine Mutter bei sich zu haben. Signe wußte wohl, daß es ihn tiefer berühren würde, als fremde Leute auch nur ahnten.

Doch all diese Gedanken verscheuchte sie schnell. Nur an Ewen wollte sie jetzt denken, für den sie als kleines Mädchen geschwärmt, und den sie nun so leidenschaftlich liebte, daß alles nichtig geworden war, was bisher den Inhalt ihres Lebens bedeutete.

Unruhig ging sie umher und sah jede Minute nach der Uhr. Die Zeit schien ihr wie eine Schnecke zu kriechen. Wenn sie doch erst bei ihm wäre, mit ihm im Zug säße! Es war so entsetzlich hier, zwischen all den Erinnerungen, die diese Mauern bargen.

Lange vor der bestimmten Zeit schloß sie die Tür hinter sich und begab sich, eine kleine Reisetasche in der Hand, auf den Weg zur Bahn.

Der Abend brach herein, die Laternen wurden angezündet. Der Bahnsteig war noch fast leer. Signe sah auf die Uhr: es fehlte noch eine halbe Stunde bis zum Abgang ihres Zuges. Aber hier lieber warten, als zu Hause!

Sie ging auf dem Bahnsteig auf und ab. Eine Lokomotive rangierte auf den Gleisen nebenan, es piff und schnauzte, wenn man es am wenigsten erwartete.

Ein paar halbwüchsiges Mädchen erschienen, die eine mit einem Kinde an der Hand. Langsam Schrittes promenierte sie an den Stationsbeamten vor-

über, die in der Tür des Gepäckraumes standen, und schielten kokett zu ihnen hinüber.

„Schönes Wetter heute abend, um auf den Schatz zu warten!“ rief einer der Männer ihnen zu.

„Pui, Anderssen, so zu reden!“ grollte eins der Mädchen.

Und es entspann sich ein von lautem Lachen oft unterbrochenes Gespräch. Das Kind, ein kleines Mädchen, zerrte inzwischen an der sie haltenden Hand; es fand augenscheinlich kein Vergnügen daran, diese ihm unverständlichen Dinge anhören zu müssen, sondern wollte seine Beinchen bewegen; aber seine beharrlichen Versuche hatten



Entreffen türkischer Gefangener in Słara Jagora nach den Kämpfen um Łüle Burgas.

Phot. Voedeker, Berlin.



Galata, Vorstadt von Konstantinopel, war im Altertum Begräbnisplatz, im Mittelalter von den Genuesen, jetzt vornehmlich von Griechen bewohnt. Ihre Hauptzierde ist ein 45 m hoher Feuerturm aus byzantinischer Zeit. (Chasseau-Flaotens).

keinen andern Erfolg, als daß es ab und zu von der Sonne zornig geschüttelt wurde. — Singsie hatte sich auf eine Bank gesetzt und beobachtete die Bewegungen der Kleinen. Das Kind drehte und wand

sich, um sich von dem festen Griff zu befreien und riß sich endlich nach einem erneuten wütenden Schütteln los. „Aber daß du still hier neben mir stehen bleibst!“ rief das Mädchen.



Flüchtende türkische Bauern mit ihren Ochsenkarren passieren Tschorn.

Central News, London.

Die Kleine begann nun umherzuschlendern, anfangs in der Nähe der muntern Gruppe, dann in größerer Entfernung.

Signe betrachtete unablässig die kleine Gestalt im roten Kleidchen, die, glücklich über ihre Freiheit, um sie herumspang. Unter der Mütze hingen weiche hellblonde Locken — es war Signe, als habe sie diese Locken schon viele, viele Male zwischen den Händen gehabt. Ihre Greta mußte zum Sommer solch ein rotes Mäppchen haben. Wie gut ihr das sehen würde! —

Da durchfuhr sie plötzlich ein schneidender Schmerz. Was hatte sie mit Gretas Sommermütze zu tun! Sie würde ja nicht einmal das Kind selbst je wiedersehen! Nie wieder würde sie den lachenden



Flüchtende türkische Bäuerinnen auf der Straße von Süle Burgas nach Seidler am Ergeneßfluß. Phot. Voedeker, Berlin.

kleinen Mund küssen, nie wieder in die unschuldigen, klaren Kinderaugen sehen, nie wieder den lebensvollen, warmen kleinen Körper in ihren Armen fühlen! Darauf hatte sie ja verzichtet!

Sie drückte plötzlich die Hände krampfhaft zusammen. Wie konnte sie Greta verlassen, ihren Liebling! Sie schloß die Augen mit einem Gefühl bitteren Schmerzes und glaubte den erstaunten, unruhigen Ausdruck in dem lieben Gesichtchen zu sehen, den es gerade jetzt haben

mußte — denn nun würde wohl die Großmutter mit Greta nach Hause gekommen sein, sie nicht gefunden und den Abschiedsbrief gelesen haben. — — Nein, nein, daran durfte sie jetzt nicht denken,



Aus Stara Zagora: Bulgarin, die auf Nachrichten von ihrem Mann wartet, der in der Front kämpft. Central News, London.

es war zu spät. Sie öffnete die Augen und suchte nach einem Gegenstand, auf den sich ihre Aufmerksamkeit richten könnte. Da rief sie einen Schrei aus, fuhr empor und stürzte an den Rand des Bahnsteigs. Auf dem nächsten Gleise kam die Lokomotive herangebraust, und dicht daneben stand das kleine Mädchen in dem roten Mantel. Es war von dem Bahnsteiger untergeleitet und im Begriff, quer über die Gleise zu gehen. Sine schien es, als stände ihr das Herz in der Brust still, und obwohl das Ganze ein Geschehnis von wenigen Sekunden war, wirkte es auf sie wie Jahre ihres Lebens. Als sie das Kind an sich greifen hatte und es nun sicher in ihren Armen hielt, begriff sie plötzlich, wie von einem Blitz erleuchtet, was sie zu tun hatte. Sie erkannte, daß sie nicht fortgehen konnte, daß sie durch ihr Kind an ihre Heimat gebunden war.

Hinter sich hörte sie das Schreien der Mädchen, die zu dem Kinde gehörten; sie wandte sich zu ihnen und sagte mit zitternder, zorniger Stimme:

„Wie können Sie vor Gott und Menschen verantworten, das Kind auf eine so schändliche Weise zu vernachlässigen!“

Und während sie, die Tasche in der Hand, den Bahnhof verließ und sich auf den Heimweg machte, schien es ihr, als träfen diese Worte sie selbst mit größerm Recht und tieferer Wahrheit, als jene Mädchen. Sollte nicht sie, die Mutter, ihr eigenes Kind verlassen, es dem Geratewohl dem Mitleid und der Barmherzigkeit anderer Men-

schen übergeben? Wie konnte sie auch nur glauben, sie würde ohne ihr Kind, ohne ihre Greta leben können!

Als sie daheim die Tür öffnete, die sie vor einer halben Stunde zum letztenmal zu schließen wähnte, hörte sie die Worte der Großmutter: „Nun kommt Mama, Greta, nun kommt Mama!“ und ein jubelndes Kinderlachen

füllte ihre Augen mit Tränen. Die Großmutter war gerade im Begriff, die Lampe auf dem Tisch anzuzünden; also waren sie eben erst gekommen. Sine trat herzu und nahm den Abschiedsbrief vom Tisch. Er leuchtete ihr entgegen. Sie knitterte ihn zusammen, während sie vor Greta in die Knie sank und, das Antlitz in die Kleider des Kindes ge-

borgen, in erschütterndes Schluchzen ausbrach. — „Was ist dir denn passiert, mein liebes Kind, was gib't denn?“

Unruhig legte die Großmutter die Hand auf ihre Schulter. Aber die alte Dame wartete zunächst vergebens auf Antwort, der Wechsel in ihrer Lage war zu schnell erfolgt, das Erlebnis auf dem

Bahnhof hatte einen zu erschütternden Eindruck auf sie gemacht, als daß sie sich sofort zu einer Antwort aufpassen konnte. Erst auf wiederholtes Fragen antwortete sie:

„O nichts — nichts — ich — ich — war an der Bahn — ich ging spazieren — ein kleines Kind, gerade wie Greta — ihr ganz ähnlich — wäre fast unter den Zug gekommen.“

„Ach, wie entsetzlich! Ein Glück, daß es gerettet worden ist!“

„Ja, das ist ein Glück — das ist ein Glück!“

□ □ □



Die siegreiche westdeutsche Mannschaft, die am 10. November in Duisburg in der Zwischenrunde um den Kronprinzenpokal Süddeutschland 2:1 schlug. Molsberger, Duisburg.

- 1) Weber, Cölner B.-C., 2) Pohl, „Borussia“ M.Gladbach, 3) Fröh, M.Gladbach, 4) Steinhauer, Duisburger Sp.-V., 5) Hennes, „Alte Mannia“ Aachen, 6) H. Fischer, Duisburger Sp.-V., 7) Franken, Bonner F.-V., 8) Ludwig, Duisburger Sp.-V., 9) Schwagmeyer, Düsseldorfser F.-C., 10) Bollmann, Essener T.-V., 11) W. Fischer, Duisburger Sp.-V.



Zur Beerdigung des Grafen von Bentinck: Der Sarg wird aus dem Schloß bei Arnheim getragen. Das Dias, Amsterdam.

Ein sehr unangenehmer Herr.

Von Ignaz Bauer.

Es ist eines jener uralten Häuser der innern Wiener Stadt, die niemals neu gewesen zu sein scheinen und in denen die Stiegen, Gänge und sonstigen Innenräume mit raffinierter Unzweckmäßigkeit angelegt sind. Wenn aber an heißen Sommertagen die Luft im Freien förmlich zu zittern scheint, umfängt einen hier sogleich beim Eintritt eine angenehme Kühle, die wenigstens in dieser Jahreszeit einigen Ersatz für die schier zahllosen Unbequemlichkeiten bietet, die der Aufenthalt in einem solchen Hause mit sich bringt. Die Sonnenstrahlen finden hier nirgends Eingang, und nur die Bewohner des letzten Geschosses haben während einiger Wochen im Jahre das fast wehmütige Vergnügen, einige solche schüchterne Eindringlinge in den engen Zimmern zu begrüßen.

verirrten Hund, der abwechselnd unterschiedlichen Geschäften nachgeht, um dann wieder winselnd seinen Schritten zu folgen.

Die Firmen, die sich mit ihren Fabriksniederlagen, Kontoren und Vertretungsbureaus im Hause niedergelassen hatten, gehörten sämtlich zur Aristokratie der Geschäftswelt, und einige davon befanden sich schon seit Generationen ununterbrochen in denselben Lokalitäten. Die gegen die Straße zu liegenden Gemächer wurden durchweg als Lager- und Manipulationsräume verwendet, während sich rückwärts die Kontore befanden, deren sämtliche nach dem Hofe zu gehenden Fenster im Sommer offen standen. Und aus diesen geöffneten Fenstern drang tagsüber das verworrene Geräusch regen Geschäftslebens. Monotonen Ansagen schier unendlicher Zahlenreihen, kurz und scharf



Eiserne Brücke der Hedtschasbahn im Jarmuktal; im Hintergrund eine alte steinerne Brücke.

Und die Leute dort oben sind auch wohl nur aus diesem Grunde die einzigen, die, mit Ausnahme des Hausbesorger's, eines allen Junggefellens, wirklich im Hause wohnen. Alle übrigen Räumlichkeiten, die nur zu Geschäftszwecken vermietet sind, werden abends geschlossen, und dann steht das alte Haus ebenso wie die meisten andern in der Nachbarschaft leer, und während die Dämmerung sich immer mehr zur Dunkelheit verdichtet, könnte der einsame Wanderer, der mit hallenden Tritten die stillen, engen Gassen durchschreitet, gewahr werden, wie die zeiternagten Bauwerke leise untereinander flüstern von längst entschwundenen Zeiten, bis der aufgehende Mond sie losend einwiegt in erinnerungsabge Träume von all den kleinen und doch so großen Leiden und Freuden ihrer einstigen im Laufe der Jahrhunderte heimgegangenen Bewohner. Leider aber hat der betreffende Nachtwandler meistens an ganz andre und viel wichtigere Dinge zu denken, an Dinge, mit denen Geld zu verdienen oder auch zu verlieren ist, oder an seine fällig werdende Schusterrechnung, an seine Geliebte oder sonstige Unannehmlichkeiten des Lebens, und so achtet er nicht auf die alten Häuser, ja er bemerkt nicht einmal den

erteilte Aufträge, leidenschaftliches Zeitschen vermischte sich mit dem Quietschen der Kopierpressen, dem Klingeln des Telephons, dem Klappern der Schreibmaschinen und dem Klirren der Gold- und Silbermünzen, und mitten darüber schwebte die alles erklärende Poesie, verkörpert in der Person einer sentimentalen Köchin aus dem Nachbarhause, die bei ihren verschiedenen nahrhaften Verrichtungen melancholisch und ausgangersehend süßen Sang ertönen ließ:

Wenn die Blätter leise rauschen,
Läß uns heiße Küsse tauschen ...

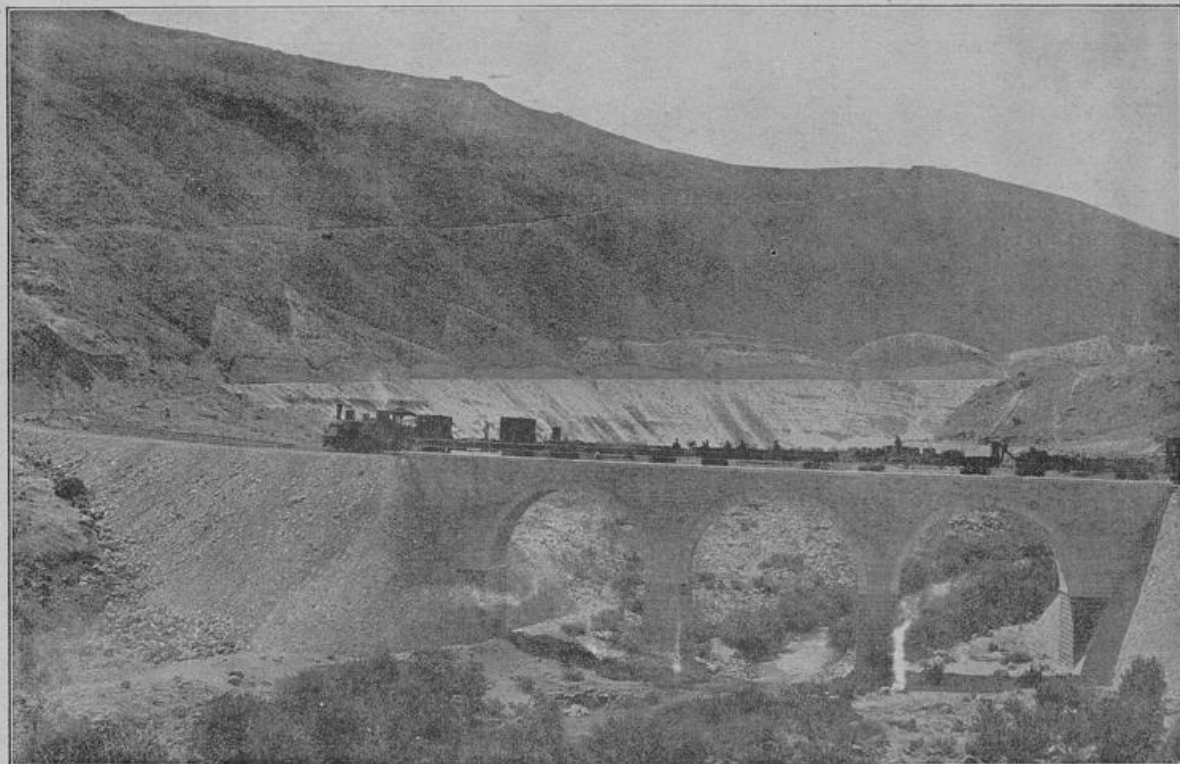
Aber alle diese Geräusche störten niemand. Jeder war mit seinen eignen Angelegenheiten viel zu sehr beschäftigt, um auf das zu achten, was beim Nachbar vorging, und nur zuweilen, wenn sich bei dem einen oder andern die Konversation in der Hitze des Konkurrenzvollen Daseinskampfes etwas lebhafter gestaltete, mochte wohl mancher für einen Moment unwillkürlich aufhören, um gleich darauf wieder in Kombinationen und Berechnungen mit Leib und Seele zu versinken.

Man kann sich denken, welch lebhaftige Bewegung diese kleine Republik erbeingegehnener Geschäftsleute ergriff, als eines schönen Tages

mitten unter ihnen eine funkelneulene Firma austauchte. Durch einen seltenen Zufall war ein Lokal im Hause frei geworden, und dieses hatte Herr Walter Kurz, Chef des Hauses Kurz und Bändig, Maultrommeln en gros, durch einen ebenso seltenen Zufall glücklich erstanden. Herr Kurz war ein noch junger Anfänger, schüchtern und bescheiden, der sich unter diesen erstklassigen Repräsentanten des Handels und der Industrie nicht ganz behaglich zu fühlen schien, sich soviel wie möglich in sich selbst zurückzog, jedes Zusammentreffen ängstlich vermied und mit größter Devotion grüßte, wenn ein solches nicht zu umgehen war. Solche Grüsse wurden stets mit vornehmer Gerablassung erwidert, man betrachtete Herrn Walter Kurz als einen Eindringling, über den man mit vielfagenden Blicken die Achseln zuckte, fest überzeugt, daß der Bestand der Firma unmöglich von Dauer sein konnte. Aber das Haus Kurz und Bändig schien sich dennoch halten zu wollen. Fünf Vierteljahre war es bereits etabliert, der zweite Sommer neigte sich seinem Ende zu, und noch lag leider nicht das geringste vor, was gegen die Solidität und Kreditfähigkeit des

bauern um den Vorrang stritten. Er atmete tief und schwer, alles in ihm ächzte und stöhnte, und mitten dazwischen drangen wehmütig mit fast kindlichem Flehen die bangen, fragenden Worte: „Warum beschäftigen Sie uns nicht?“

Der Gefragte, etwas eingeschüchtert, zögerte mit der Antwort. Es wäre ja momentan sein innigster Wunsch gewesen, diesen Herrn zu beschäftigen, wenn er nur gewußt hätte, womit. Diese Frage mochte wohl in seiner absolute Rattlosigkeit ausdrückenden Miene zu lesen sein, denn ein Zug tiefer Wehmut überflog das Gesicht des Hebermenschen, und mit einer Stimme, in der die schwere Kränkung, die ihm widerfahren, vibrierend nachzitterte, sagte er: „Es scheint, Sie kennen mich gar nicht?“ — Kurz mußte diese Annahme bedauernd bestätigen. Auf eine solche Ungeheuerlichkeit schien der Frager offenbar nicht vorbereitet zu sein, er war so konsterniert, daß er alle Fassung verlor und erst nach geraumer Weile Worte fand, um sich vorzelleben zu können: „Sie sehen in mir den Vertreter der Firma Binder und Schinder, Unternehmung für dubiose Forderungen.“



Steinerne Brücke der Hebschabahn im Jarmuktal im Ostjordanland.

Unternehmens hätte gedeutet werden können.

Herr Walter Kurz sah emsig rechnend in seinem Kontor, ein Zug der Freude lag in behaglicher Breite auf seinem intelligenten Gesichte. Er hatte eben anlässlich der bevorstehenden Parlaments-eröffnung eine bedeutende Lieferung von Maultrommeln zu Obstruktionszwecken erstanden, und so hatte wenigstens er alle Ursache, mit dem erprieslichen Wirken der Volksvertreter zufrieden zu sein. Da ertönte heftiges Klopfen, und auf das „Herein!“ des jungen Kaufmannes öffnete sich die Tür, und über die knarrende Schwelle trat ein Mann von wahrhaft beängstigenden Dimensionen. Er holte rasselnd und gurgelnd einen „guten Morgen“ aus den tiefsten Tiefen seines Innern hervor und schleuderte ihn wie eine Sprengbombe ins Zimmer. Herr Kurz blickte unangenehm berührt empor — er fühlte sich verletzt. Mit zorniger Handbewegung warf der Fremde seinen mächtigen Zylinder dröhnend auf einen Stuhl, stemmte dann die kraftstrogenden Arme in die gewaltigen Hüften und betrachtete den kleinen Kaufmann mit langen, düstern Blicken, in welchen sich vernichtungsgleisende Wut und welt- und menschenumfassendes Be-

„Nun und —?“ „Und? — Ich scheine mich nicht deutlich genug ausgedrückt zu haben!“

„Aber ja doch, mein Herr, ich verstehe vollkommen, Sie befassen sich mit der Eintreibung dubioser Forderungen.“

„Ganz richtig! — Und nun muß ich nochmals fragen: warum beschäftigen Sie uns nicht?“

„Sie meinen, ich soll Ihnen säumige Schuldner aufgeben?“

„Aber natürlich!“

„Wenn ich aber, gottlob, solche nicht habe.“

Jetzt geriet der dicke Herr in Eifer. Wie ein Lavaström sittlicher Entrüstung, dumpygrollend, polternd und prasselnd. „Wie? Sie haben keine faulen Kunden? Da, sehen Sie her!“ Er zog eine weitläufige Brieftasche hervor und entnahm dieser ein Päckchen Auftragsbriefe größerer Firmen, die er mit der Gewandtheit eines Taschenspielers auf dem Schreibtische ausbreitete. „Sehen Sie sich diese Firmen an und erkundigen Sie sich, wieviel Geld ich ihnen hereinbringe, die Leute vergöttern mich.“ Das sprach er im leisen Tone, der ihm von schöner Bescheidenheit diktiert wurde. „Und wissen Sie, wie ich's

„mache? — Hören Sie zu! — Ich trete ein — sehen Sie, so — so stehe ich vor dem Schuldner!“ Und nun erhob sich seine Stimme voll, markig, bröhnend, wie eine Poanne Jericho: „Warum zahlen Sie nicht? — Sie können zahlen, mein lieber Herr, nur wollen Sie nicht zahlen, aber das kennen wir schon! Gegen solchen Schwindel wissen wir uns zu schützen!“

Kurz warf einen ängstlichen Blick nach dem offenen Fenster und bat durch eine Gebärde um Mäßigung. Das aber spornete diesen Herrn nur zu erhöhter Tätigkeit seiner Zungen an, es schien, als ob er wirklich einen säumigen Schuldner vor sich zu haben glaube.

„Das ist ja Betrug, mein lieber Herr! Sie kaufen sich ein Delgemälde um zweihundert Gulden und sagen dann, Sie hätten kein Geld? Wenn Sie kein Geld haben, dann hängen Sie sich einen leeren Erdäpfelsack in den Salon oder einen Silberbogen oder sonst was, aber nicht Gemälde um zweihundert Gulden, die Sie dann nicht zahlen!“

In dem eben noch so geräuschvollen Hofe war es plötzlich mäuschenstill geworden, selbst die Blätter im Nachbarhause hörten auf, leise zu rauschen, offenbar horchte man mit schadenfroher Neugierde auf die donnernde Strafpredigt, die da aus dem Fenster drang. Herr Kurz stand die Wirkung, die diese auf seine Hausgenossen ausüben mußte, mit grauenhafter Lebendigkeit vor Augen. Hätte er es versucht, den Redestrom des Unheimlichen mit Gewalt einzudämmen, sicherlich wäre es dann nur noch ärger gekommen, er wäre überschrien worden, und wer weiß, was dann noch alles geschehen wäre! Nein, er mußte versuchen, der Sache eine scherzhafte Wendung zu geben, und so bezwang er sich denn mit äußerster Anstrengung und schlug ein lautes, lustig sein sollendes Gelächter auf, das die feindseligen Forscher von der Harmlosigkeit des Gespräches überzeugen sollte. Das Lachen aber klang nichts weniger als vergnügt und konnte so nur eine Wirkung erzielen, die der beabsichtigten gerade entgegengesetzt war, um so mehr, als dieser verunglückte Versuch nur neues Wasser auf die Mühle



Der spanische Ministerpräsident Canalejas, der am 12. November 11/2 Uhr vormittags vor dem Ministerium in Madrid durch zwei Revolvergeschüsse ermordet wurde.

des Unmenschen goß, der schon zu sehr in seiner Rolle aufgegangen war, um sich noch zurechtfinden zu können.

„Wie?!“ brüllte er auf, und es klang wie der hilfeheischende Verzweiflungsschrei seines auf den Tod verwundeten Rechtsgefühls, „Sie lachen? Sie wagen es, zu lachen?! Nein — nein — so etwas ist mir noch nicht vorgekommen — pfui, mein Herr — pfui — schämen Sie sich!“

Kurz wand sich in Krämpfen, er schien bewußtlos werden zu wollen und hatte gerade noch so viel Kraft, den Arm auszustrecken und nach der Tür zu zeigen.

„Ah, Sie weisen mir die Tür? Gut, ich gehe, aber Sie werden noch von mir hören!“ Damit ergriff er seinen Hut und die Flucht, indem er die Tür hinter sich krachend zuschlug.

Draußen auf dem Korridor schien eine kleine Volksversammlung stattzufinden. Die Geschäftsdienner und Kontoristen des ganzen Hauses und — wie es schien — auch aus der Nachbarschaft hatten sich eingefunden, um der Katastrophe, die über das Haus

Kurz und Bündig hereinbrach, beizuwohnen. Der Führer der Versammlung war ein alter Geschäftsdienner, der dem Herausstürmenden entgegentrat.

Alle andern drängten nach.

„Na, dem haben Sie's gegeben! — Wer hätte das gedacht! — Ich hab's aber immer gesagt, und eigentlich war es ja vorauszusehen....“

Der Vertreter der Firma Binder und Schinder blieb stehen: „Sie sind ein altes Kamel, mein lieber Herr, das war auch vorauszusehen, als Sie geboren wurden!“ Damit öffnete er nochmals die Tür und wandte sich angelehnt der angesammelten Menge an Herrn Kurz, der noch immer fassungslos am Tische saß: „Also, nicht wahr, ich darf auf Ihre Aufträge rechnen, Sie werden gewiß zufrieden sein — ich empfehle mich bestens, meine Hochachtung — ergebener Diener.“ Und mit tiefen Verbeugungen verschwand er vom Schauplatz.

Erzürnt trieb der alte Geschäftsdienner sein Gefolge auseinander: „Na, was steh'n S' denn da? Schau'n S' doch, daß S' weiter kommen! So eine seine Firma, ich hab's ja gleich gesagt!...“



Marmorbruch in den Bernburgbergen bei Karibib, Deutsch-Südwestafrika.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 48.

Düsseldorf, 30. November

1912.

Türkische Flüchtlinge am Kai der Fähre in Konstantinopel.

Infolge des unerwartet schnellen Vordringens der Truppen des Balkanbundes, des barbarischen Vorgehens der Sieger, die in Albanien die Bevölkerung auf Grund ungerechter Beschuldigungen über die Klinge springen ließen, und nicht zuletzt aus Furcht vor der Cholera, die bereits eine beängstigende Anzahl Opfer gefordert hat, sind türkische Flüchtlinge, zumeist mit Saß und Pack, in so großen Scharen in Konstantinopel eingetroffen, daß die Stadt für ihre Aufnahme nicht ausreicht. Die Regierung läßt daher soviel wie möglich nach der kleinasiatischen Seite durch die ständigen Fähren hinüberbefördern. Das Bild zeigt das Zusammenströmen der Flüchtlinge am Kai der Fähre. *Boedeker, Berlin.*



Mein Grammophon.

Von Ignaz Bauer, Wien.

Kollege Reimschinder hatte mir ein Grammophon geschenkt, nachdem ich ihm einige meiner neuesten Gedichte vorgelesen, ehe ich sie dem Bittualienhändler in Verlag gab. Dieser besaß die andern Verlegern leider mangelnde Fähigkeit, die Poesien im Publikum einzuführen, indem er sie mit unterschiedlichen schmachhaften Beilagen verfas. Wenn ich eine Ode und er einen Hering zu Papier gebracht hatten, konnte man sicher sein, daß beides genommen wurde.

Mit einer Eile, die mir trotz der freudigen Aufregung, in der ich mich infolge des unerwarteten Geschenkes befand, auffiel, wollte mir Freund Reimschinder das köstliche Möbel einpacken; das aber ließ ich nicht zu, ich mußte es offen tragen, die Welt sollte sehen, wie einem Dichter von einem Kollegen Anerkennung-gezollt wird!

Die Hausbesorgerin Frau von Wunderschel stand am Tor, als ich mit dem riesigen Blechtrichter einhergezogen kam. Sie meldete mir, es sei ein Herr dagewesen der dringend nach mir gefragt habe, worauf ich ihr erklärte, d'artiges sei bei einem gesuchten Dichter nichts Ungewöhnliches. Daß es nur ein Gläubiger gewesen sein konnte, der mich gesucht hatte, brauchte die Dame ja nicht zu wissen.

In meinem Zimmer installierte ich rasch den Apparat, dann stellte ich mein Grammophon an das offene Hofsenster und setzte die Maschine in Bewegung;

„Frau du Freiheitssang —“ bröhrnte es krächzend aus dem Wundertrichter. Ich war entzückt und harrete mit Spannung der Wirkung, die der Freiheitssang in unfern augenblicklich schwer

bedrückten Zeilläuten wohl hervorbringen würde. Im gegenüberliegenden offenen Fenster erschien der Kopf eines Mannes mit lebhaft darüber herumsuchtelnden Händen. Es war ein Rechnungsrat, der auch zu Hause zu schlafen pflegte und nun offenbar gestört worden war. Auch schien dem alten Herrn das Lied überhaupt nicht zu behagen, obwohl er vielleicht selbst einmal so unvorsichtig gewesen, für die Freiheit zu schwärmen, die ihm — seitdem er in den ruhigen Hafen einer sichern Lebensstellung eingelassen — längst im Altenstaub erstickt war. Was er mir zurief, war jedenfalls keine Beifallskundgebung, ich nahm es aber bescheidenweise für eine solche, verneigte mich dankend und legte eine neue Walze ein!

„Kimm mit a Bogerl geflogen...“

Ach Gott, was da geflogen kam, war nichts weniger als ein Bogerl. Man begann bereits, mit Blumen zuzuworfen, allerdings samt den Töpfen.

„Von der Liebsten ein Gruß —
h — h h h!“

bellarierte der Apparat heulend die gefährliche Spende, die im Zimmer meinen Zylinder getroffen und auf diesem einen lebhaften Eindruck hervorgeufen hatte. Die Topfschleuderin war übrigens über das beste Mannesalter und damit über so manches andre längst hinaus

und schien eben im Begriff gewesen, auszugehen, denn das alte Haus prangte mit einem neuen Strohdach in abenteuerlichster Form, unter dem zwei flammensprühende Augen so gefährlich hervorleuchteten, daß sicherlich keine Gesellschaft eine Feuerversicherung übernommen hätte.

Auch ihr danke ich, während sie dem Herrn Rechnungsrat, auf mich zeigend, landesübliche Erwünschungen zurief. Doch — das ging mich nichts an — ich habe mich nie um die Angelegenheiten anderer Leute bekümmert.

„Was hör' ich draußen vor dem Tor?“ begann mein Grammophon von neuem. Was ich hörte, war ein jammervolles Geheul wie das Stöhnen eines von allen ihren in den Krieg ziehenden Soldaten gleichzeitig Abschied nehmenden Dienstmädchens. Es war der große Hofhund, ein äußerst melancholisch veranlagtes Lebewesen, dessen Weltschmerz

darin seine Ursache hatte, daß es auf der ganzen weiten Erde keine Hunderaße gab, zu der er sich mit einer Spur von Berechtigung zählen durfte. Die Gelegenheit, da mein Apparat in Tätigkeit war, schien ihm vortrefflich geeignet, durch Nistfingen seinem bedrückten Gemüt Luft zu machen — eine Ansicht, die meine beiden Zuhörer aber durchaus nicht zu teilen schienen. Offenbar hatten sie nicht das geringste Verständnis für moderne Musik. Der Herr Rat schleuderte einen Schinkenknochen auf den Hund, der diese Liebesgabe aber vollständig ignorierte. Das kluge Tier wußte jedenfalls, daß von dem, was einmal in den Händen des Staats gewesen, nichts mehr zu holen sei. Der Knochen hatte nun das Fenster einer Wohnung unter der meinigen zertrümmert,

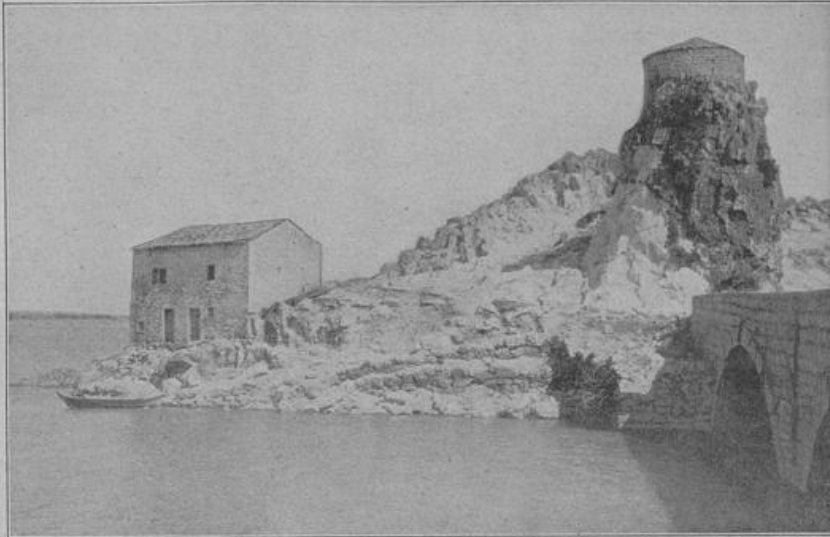


Türkische Flüchtlinge in Silivri, Hafensstadt am Marmarameer. E. Venninghofen.

in der ein Schuster sein hülfneraugenförderndes Handwerk trieb. Dieser Schuster aber hatte Pech, denn kaum erschien er am Fenster, als ein anspruchslos geformter, wahrscheinlich nicht mehr gebrauchsfähiger Topf, an ihm vorbeisaupte. Aus diesem Wurf, der selbstverständlich dem Hund vermeint war, schloß ich, daß die Dame verheiratet sein müsse. Wahrscheinlich war der Gatte verreist, so daß sie nun diese Gelegenheit benutzte, unbrauchbare Gegenstände durch Verwendung als Wurfgeschosse loszuwerden. Der Schuster schimpfte laut, der Rechnungsrat fluchte, die Dame kreischte, der Hund heulte und mein Grammophon schüllte! „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“ Die Angelegenheiten meiner Nachbarn gingen mich nichts an, aber das Heulen des Hundes irritierte mein durch dieses Lied ausgelöstes patriotisches Empfinden. Der Topfwurf hatte seinen Zweck nicht erfüllt; jetzt ergriff ich einige meiner Gedichte, ballte sie zusammen und schleuderte sie dem Hund in die Flanke. Dieser quietschte, sprang mit allen vier Füßen gleichzeitig empor, zog den Schwanz ein und, mir einen wehmütig-vorwurfsvollen Blick zuwerfend, verschwand er vom Schauplatz der Begebenheiten. Die Nacht der Poesie hatte wieder triumphiert!

Inzwischen war es an allen Fenstern lebendig geworden, und im Hof erküßten der Hausmeister. Er fing sofort zu schimpfen an. Sonderbare Weise schienen sich seine nichts weniger als salonsfähigen Ausfälle gegen mich zu richten. „Sö — Herrrr — Sö!“ droh er herauf, „selber g'leint haben S' nig, daß S' mit 'n Klavier spielen könnt'n oder mit der Harp'n, aber mit so an' Zammerkartand'l die Deut' ärgern, das können S'!“

Ich hatte die Worte des Hausmeisters ganz deutlich vernommen, denn mein Grammophon flötete eben: „Leise, ganz leise —“ aus dem Walzertraum. Der Mann machte mir Vorwürfe über den Mangel an musikalischen Kenntnissen, er wußte ja nicht, daß ich schon im Alter von sechs Jahren eine Trompete besaß, auf der ich es bis heute sicherlich schon zu einer gewissen Geläufigkeit gebracht hätte,



Der türkische Pulverturm von Fir-Bazar

Ch. Trampus, Paris.

am See von Skutari, in der Nähe der Stadt Skutari in Albanien, der in die Hände der Montenegriner fiel.

wäre mir das Instrument nicht schon damals von angeblich ruheliebenden Nachbarn zertrümmert worden. Ich verzichtete darauf, diesem Herrn eine andre Meinung von meinen Fähigkeiten beizubringen, um so mehr, als nun auch von allen Fenstern auf mich und meine Konzertmaschine losgescholten wurde, weshalb ich mich zurückzog mit dem Entschluß, mich von nun ab nur noch bei Nachtzeit — unbeläuscht von diesen Kunstwandalen — sinnigem Genuß hinzugeben. — — —

„Ihr Hirten erwacht!“

gestellte es nach Mitternacht aus meinem Grammophon. Du lieber Gott, was da erwachte, waren sicherlich keine Hirten! Ober und unter mir, rechts und links begann es zu klopfen. Steine oder sonst was wurden an mein Fenster geschleudert, vereinzelt Rufe wurden laut — ich konnte nicht begreifen, warum alle diese Leute nicht schlafen und mich in Ruhe lassen wollten — und als nun gar ein Ruf wie Donnerhall, die

„Wacht am Rhein“

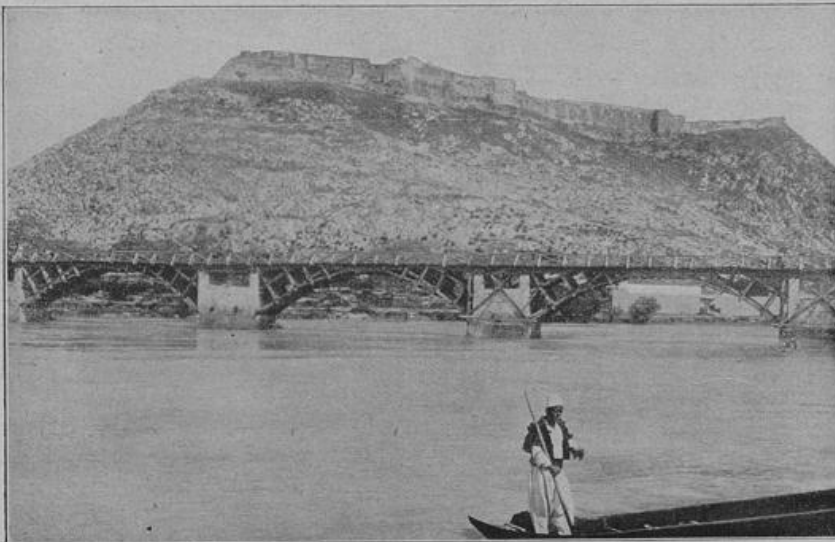
erbrauste, da wurde es im ganzen Haus vollends lebendig, aber nicht „zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein“ zog — dem Ruf folgend — die vom Hausmeister geführte Schar, sondern vor meine Tür, unter heftigem Pochen Einlaß heischend.

„Wann S' net glei' aufhör'n mit Ihnere blechernen Zoderlsprißen, werd'n S' beloschert — vastand'n?!“ schrie der Hausmeister. — „Ich werde eine andre Wohnung finden!“ — „Ja — im Narr'nturm — wann 's Ihna net auffisseuern, Sö Patentkleg'n, Sö!“ — „Ich verzichte auf das Wort, wie sind nicht im Parlament!“ — „Dort g'hör'e'n S' hin!“ — verwünschte mich der Chor.

Man rief nach Polizei, Gendarmerie, Gewölbewache, Militär — nach dem Scharfrichter. Mir blieb nichts andres übrig, als der Gewalt zu weichen. Grollend, aufs tiefste verletzt, kam ich zur Einsicht, warum mich Kollege Reimschinder gerade dieses Geschenk gemacht.

Eine solche bodenlose Gemeinheit! Morgen schenke ich das Grammophon meinem Freund Zambenschuster!

□ □ □



Die Zitadelle von Skutari in Albanien,

Ch. Trampus, Paris.

welche, zum Teil von Türken, zum Teil von albanesischen Irregulären verteidigt, über einen Monat der Belagerung durch die Montenegriner standhielt. Vorn die strategisch wichtige Brücke über den Drin.

Im nächtlichen Dunkel.

Von M. Waller.

Als Reisender eines großen Handelshauses angestellt, habe ich gar vieles gesehen und auch manches Abenteuer bestanden; keins aber hat sich mir so tief eingepägt als dasjenige, welches mir unter äußerst tragischen Umständen vor einigen Jahren passierte. Damals befand ich mich auf einer Geschäftsreise im Innern des Landes. Ich hätte diese gern verschoben, da meine junge, etwas zarte Frau an einem in der Gegend epidemisch auftretenden Fieber krank darniederlag, aber die Sache war zu dringend, und nur mit schwerem Herzen hatte ich mich getrennt. Zwar war meine Schwester Käthe zur Pflege ge-

„Schwerlich! Selbst wenn Sie den Weg kennten, müßten Sie drei Stunden fahren.“

„Sonderbar! Die Station L. liegt doch so nahe unter dem Tunnel.“

„Ganz recht! Von der andern Seite ist es nur noch eine halbe Meile bis dahin.“ — „Wie lang ist der Tunnel?“

„Drei Meilen und läuft schnurgerade wie ein Pfeil.“

„Geht kein anderer Zug durch, bis der Expresszug vorüber?“

„Nein, es sei denn irgendein Güterzug; ich habe jedoch keine Meldung erhalten.“



Ölspumpen am Ufer der Wiehe in der Lüneburger Heide.

Illust. Photoverlag Berlin.

Zu der Zeit, da das Reich sich mit der Frage eines Petroleummonopols eingehend beschäftigt, richtet sich das Interesse auf unsere heimischen Erdölquellen. Unweit Celle bei Wiehe-Steinförde erstreckt sich der Bohrbezirk der Ölquellen viele Kilometer weit ins Land, und gewährt es dem Wanderer einen ganz eigenartigen Anblick, wenn er, nichts ahnend, auf einmal in der Ferne einen ganzen Wald von Masten sieht, von denen je drei einen Ständer bilden; sie dienen den Pumpen zur Stütze, welche unermüdlich Tag und Nacht das Öl aus der Erde saugen.

kommen, und ihre regelmäßigen, ziemlich günstig lautenden Berichte gaben mir etwas Beruhigung, doch eines Abends erhielt ich eine Depesche, daß ich sofort zurückkehren möchte, da sich Ellis Zustand bedeutend verschlimmert habe.

Natürlich zögerte ich keinen Augenblick; als ich aber an die kleine Eisenbahnstation kam, sah ich das Licht des vor wenigen Minuten abgegangenen Zuges in dem einige hundert Meter entfernten Tunnel verschwinden. Verzweifelt über mein Mißgeschick stand ich einen Augenblick ratlos da, dann stürzte ich zu dem Stationsvorsteher. „Wann geht der nächste Zug?“ „Morgen früh um sechs Uhr,“ war die Antwort.

„Das ist nicht möglich! Ich weiß, daß der Expresszug hier durchkommt, denn ich bin selbst schon damit gefahren.“

„Allerdings; aber er hält nicht an, fährt ohne Aufenthalt bis L. durch.“ — „Wie weit ist das von hier? Könnte ich nicht auf andere Weise dorthin gelangen?“

Der Vorsteher schien etwas verwundert über meine vielen Fragen; hätte er aber ahnen können, was in mir vorging, er wäre sicher nicht so ruhig in sein Bureau zurückgekehrt.

Ich war damals jung und heißblütig; in der Angst um mein krankes Weib war mir der Gedanke, noch stundenlang warten zu müssen, ehe ich nach Hause konnte, so unerträglich, daß ich mir den Kopf zerbrach, auf welche Weise sich noch der Expresszug erreichen ließe.

Es gab nur einen Weg — durch den Tunnel. Zu der andern Zeit hätte ich es als ein wahnsinniges Unternehmen, als eine Unmöglichkeit betrachtet, aber jetzt, in meiner Not hielt ich es durchaus nicht für unausführbar. Es war ja eigentlich keine Gefahr dabei; die gerade Linie ließ sich in anderthalb Stunden zurücklegen, und die Dunkelheit hatte nichts zu sagen — es galt ja nur, beherzt geradeaus zu gehen.

Alle weitere Ueberlegung zurüdrängend, eilte ich die kurze Strecke bis zum Tunnel hin; als ich aber durch den finstern, schwarzgeräucherten

Bogen eintrat, bedauerte ich, keine Laterne bei mir zu haben. An der Station wäre vielleicht eine zu erhalten gewesen, aber ich hätte gewärtig sein müssen, meine Absicht vereitelt zu sehen — der Vorsteher würde mein tolles Vorhaben schwerlich zugeben haben.

So ging ich denn weiter, bemüht, an nichts zu denken, obwohl ich fühlte, daß mein anfänglicher Mut rasch zu sinken begann. Bald mußte ich stehenbleiben, weil mir die feuchte, dumpfe Luft den Atem benahm. Und dann — die undurchdringliche Finsternis! Schon als Knabe war mir die Dunkelheit stets unangenehm gewesen, und dies Gefühl meiner Kindheit lehrte nun mit verstärkter Gewalt zurück. Ich hielt es nicht länger aus; hastig durchsuchte ich meine Taschen nach Streichhölzern und fand zu meiner unaussprechlichen Freude auch wirklich eine Schachtel. Doch als ich nun Licht machte und der unruhig fladernde Schein auf meine nächste Umgebung fiel, flöste mir der Anblick noch mehr Grauen ein als die Gebilde meiner erregten

der Mauer nur wenig Raum gelassen war. Wenn nun durch einen unglücklichen Zufall dennoch ein Zug den Tunnel passierte — wo sollte ich hin? Ein Schauer durchlief mein Gebein bei dem Gedanken an diese Möglichkeit. Zum Glück fiel mir ein, daß sich von Strecke zu Strecke Nischen für die Arbeiter in diesem unterirdischen Gange befanden, aber so eifrig ich auch mit Hilfe meiner letzten Streichhölzer suchte, ich fand keine. Mir alle Schreden eines furchtbaren Todes ausmalend, zitternd und schweißtriefend, stolperte ich weiter, als ich plötzlich in der Ferne ein schwaches Licht erblickte, das rasch näher kam. Vom Ausgange des Tunnels war ich noch weit entfernt, es konnte also nur einer der Güterzüge sein, von denen der Stationsvorsteher gesprochen hatte. Nie werde ich das entsetzliche Gefühl vergessen, das mich in diesem Augenblick überkam. Alle Erinnerungen und Ereignisse meines Lebens, Gedanken an mein Weib, Träume der Zukunft, von der ich mir noch soviel versprochen, drängten sich in



Massenkundgebungen im Friedrichshain in Berlin.

Int. Ill.-Verlag Berlin.

Am 17. Nov. wurden in Berlin sechs sozialdemokratische Versammlungen abgehalten, in denen gegen eine Einmischung der Mächte in die Balkanangelegenheiten Stellung genommen wurde. Aus England, Frankreich und Oesterreich waren zu diesem Zweck bekannte Sozialistenführer nach Berlin gekommen. Am Friedrichshain wurde die Versammlung unter freiem Himmel abgehalten, da die Massen in dem Saal nicht Platz hatten. Das Bild zeigt die Annahme der Resolution gegen den Weltkrieg durch Hochheben der Hand.

Phantasie. Die Umrisse der feuchten, rüßigen Mauern waren kaum sichtbar, aber doch wahrte mein scharfes Auge den widrig aussehenden Schwamm, der aus den Ritzen hervorschloß, die schleimigen Spuren an den Steinen kriechender Schnecken und das Vorhandensein von allerhand Amphibien, die mir in meiner Einbildung als wahre Ungeheuer erschienen. Ein Bergmann oder ein Tunnelarbeiter hätte wahrscheinlich über meine Furchtbarkeit gelacht; aber ich bin von Natur etwas nervös, und überdies übte die Dunkelheit sowie die schwere Luft einen bedrückenden Einfluß auf mich aus. Ich versuchte, an mein herziges Weibchen zu denken; ob sie mich erwartete und ob das Fieber inzwischen doch wieder nachgelassen habe, aber unwillkürlich lehrten meine Gedanken immer wieder zu dem Seltsamen, Ungewöhnlichen meiner Lage zurück.

Die Hand beim Gehen ausstreckend und mich so vorwärts tastend, machte ich plötzlich die Entdeckung, daß zwischen den Schienen und

mein Hirn zusammen, die Kehle war mir wie zugeschnürt, und der heisere Hilferuf, den ich mühsam hervorstieß, verhallte achlos in dem deutlich vernehmbaren Donnern der herantrollenden Maschine. Ich sah ihr gelbes Licht, hörte ein pfeifendes Geräusch und schwankte ihr doch entgegen. Ein Wunder hätte geschehen müssen, mich vom sicheren Tode zu retten und — es geschah. Dunkel fühlte ich, wie eine Hand mich mit eisernem Griff erfaßte und nicht gegen die Mauer, sondern in eine jener Nischen brückte, die ich mit so sieberhaftem Eifer gesucht hatte.

Ich sank zu Boden, während der Zug vorüberbrauste, dann aber fand ich meine Sinne wieder. Die Faust hielt mich noch immer fest, und eine rauhe, aber nicht unfreundliche Stimme fragte mich: „Nun, Kamerad, wie steht's?“

Mir fiel ein Alp vom Herzen; ich dankte meinem unsichtbaren Retter, sagte ihm, wer ich sei, was mich in den Tunnel geführt und

fragte dann um seinen Namen. „Der hat nichts mit der Sache zu tun,“ sagte er, „begnügen Sie sich mit dem Gedanken, einen Freund vor sich zu haben.“

Es entstand eine kurze Pause, dann bat ich ihn, mir zu sagen, durch was ich ihm meine Dankbarkeit beweisen könne.

„Sie könnten mir allerdings einen großen Dienst leisten,“ erwiderte er rasch. „Ihr Geld brauche ich nicht, sondern etwas anderes; bevor ich es Ihnen jedoch sage, müssen Sie mir versprechen, mein Verlangen zu erfüllen.“

„Wenn es nichts Unrechtes ist,“ erklärte ich, „so will ich für Sie tun, was ich vermag, sobald wir wieder ans Tageslicht gelangt sein werden.“

„Nein,“ fiel es hastig ein, „was ich wünsche, muß gleich und hier geschehen.“

Ich war über diese Worte erstaunt, ließ ihn aber ruhig fortfahren: „Ich kann Ihnen nur das eine mitteilen,“ sagte er, „daß ich in einer großen Verlegenheit bin. Man hat mich fälschlich angeklagt; leider kann ich keine Beweise für meine Unschuld aufbringen, und so blieb mir nichts anderes übrig, als mich meinen Verfolgern durch die Flucht zu entziehen. Aus diesem Grunde befinde ich mich hier. Was ich nun von Ihnen erbitte, ist, daß Sie mir Ihre Kleider geben, damit ich unerkannt meinen Weg fortsetzen und einen genügenden Vorsprung gewinnen kann.“

Ich war so verblüfft über dies unerwartete Verlangen, daß ich kein Wort erwiderte. Er schien mein Schweigen für eine Weigerung zu halten, denn er seufzte tief und rief voll Bitterkeit: „Ich dachte es mir wohl, daß Sie nicht einwilligen würden!“

„Im Gegenteil,“ versicherte ich ihm, „ich bin herzlich gern bereit, wenn ich Ihnen damit helfen kann. Aber mich dünkt, diese Verkleidung wird Ihnen wenig nützen, da sie zu alltäglich ist.“

„Gerade deshalb sticht sie von der meinen ab,“ gab er zurück. „Ich trage ein absonderliches Jagdkostüm, das sofort ins Auge fällt.“

Ohne weitere Einwendung von meiner Seite nahmen wir nun den Wechsel vor, aber es schien mir, als ob er dabei sehr im Vorteil sei, denn noch nie hatte ich so derbe Stoffe berührt als diejenigen, aus der seine Kleidung gefertigt war. Was mich jedoch am meisten verwunderte, war der vollständige Mangel von Taschen. Als ich

meinem Gefährten eine Bemerkung darüber machte, lachte er kurz auf: „Sie dürfen nicht vergessen, daß die Sachen zum Gebrauch, nicht zum Luxus gemacht sind.“

Ich beruhigte mich damit, und da er vorzog, seinen Weg in entgegengesetzter Richtung fortzusetzen, so nahmen wir Abschied voneinander, ohne daß einer des andern Gesicht erblickt hätte.

Meine frühere Furchtsamkeit war durch das Begegnen mit einem menschlichen Wesen völlig geschwunden; mutig und mit frischer Kraft, obschon etwas behindert durch die schweren Schuhe, schritt ich weiter, und nach kurzer Zeit hatte ich endlich den Ausgang des Tunnels erreicht. Wie atmete ich auf, als ich wieder die reine Gottesluft einlog

und das volle Mondlicht auf mich herabstrahlen sah!

In dem Hochgefühl, allen Gefahren entronnen zu sein, nahm ich nun eine nähere Besichtigung meiner Kleider vor, doch wie groß war mein Entsetzen, als ich auf dem Rocktragen den Namen eines — Gefängnisses und eine Sträflingsnummer entbedte. Deshalb wollte der Mann den Wechsel, der ihm unter diesen Umständen von besonderem Nutzen war. Was sollte aber ich beginnen? Wenn man mich sah, würde man mich nicht für den Flüchtling halten? Ich hatte ja keinerlei Legitimation bei mir, und selbst im günstigsten Falle würden Tage vergehen, bevor ich mein Heim wieder erreichen konnte.

Nach reiflicher Ueberlegung beschloß ich, mich am Tage in den Wäldern verborgen zu halten und nur des Nachts weiter zu gehen. Es gelang mir, ungesehen zu

bleiben und am dritten Tage glücklich bis in die Nähe meiner Wohnung zu kommen. Es war gegen Abend, und durch das niedere Fenster konnte ich meine Schwester sehen, die ein Blatt in der Hand hielt und bitterlich weinte. Ich machte mich ihr bemerkbar, und meine ersten Worte waren nach Elli. Mit einem Jubelschrei fiel sie mir um den Hals, gab mir die freudige Kunde, daß das Fieber bei Elli gewichen sei, und gestand mir, daß ihre Tränen mir gegolten hätten. Sie habe in der Zeitung eine Notiz gefunden, der zufolge man in dem Tunnel bei V. einen Mann überfahren, dessen Name nach den gefundenen Papieren der meine war. So hatte den Armen, der so verzweifelt gerungen, sich die Freiheit zu verschaffen, doch das Schicksal ereilt, vor dem er mich durch seine rechtzeitige Hilfe bewahrt hatte.

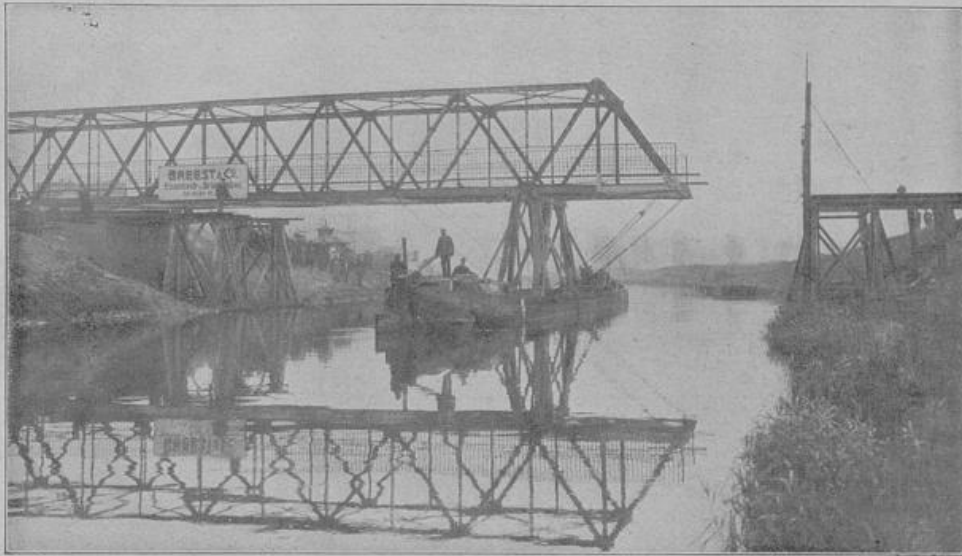


In der Schreinerei des Kartäuserklosters bei Düsseldorf.

Phot. Dr. Erwin Queckenfeldt, Düsseldorf.

Ueberspannung der Müggelspree durch eine 40 Meter lange Brücke in 11 Minuten.

Ein eigenartiger Re-
ford wurde am 16. No-
vember in Hefenwinkel
bei Eckner aufgestellt, wo
eine 40 Meter lange, für
Fahr- und Fußgänger-
verkehr berechnete eiserne
Brücke im Gewicht von
80000 Kilogramm in
einer Zeit von 11 Minu-
ten über die Müggelspree
geschlagen wurde. Am
Dämertsee war vor
Jahren durch Verlegung
eines Spreearmes eine
Insel entstanden, die
nun wieder mit dem Fest-
lande durch eine Brücke
verbunden werden sollte.
Die Brücke wurde auf
dem Lande bis auf den
Bohlenbelag fertigge-
stellt und gleichzeitig auf
beiden Ufern die Auf-
lagepfeiler errichtet. Der
Brückenkopf ruhte auf
einem 8 Meter hohen,
aus hölzernen Bohlen
gezimmerten Bod, der in
einem Spreefahr ver-
ankert war, während
der gewaltige Eisenleib auf eigens konstruierten Miniaturwagen lag, die in
einer Schienenanlage am Ufer liefen. Auf beiden Seiten der Spree waren
mächtige Winden eingegraben, die an stählernen Trossen die Brücke herüber-
ziehen sollten. Die unter dem Brückenkopf befindliche Zille, mit Wasser und
Sand belastet, wurde langsam entfrachtet und hob den auf ihr befindlichen
Brückenteil in freier Schweben empor. Obwohl die Müggelspree an dieser



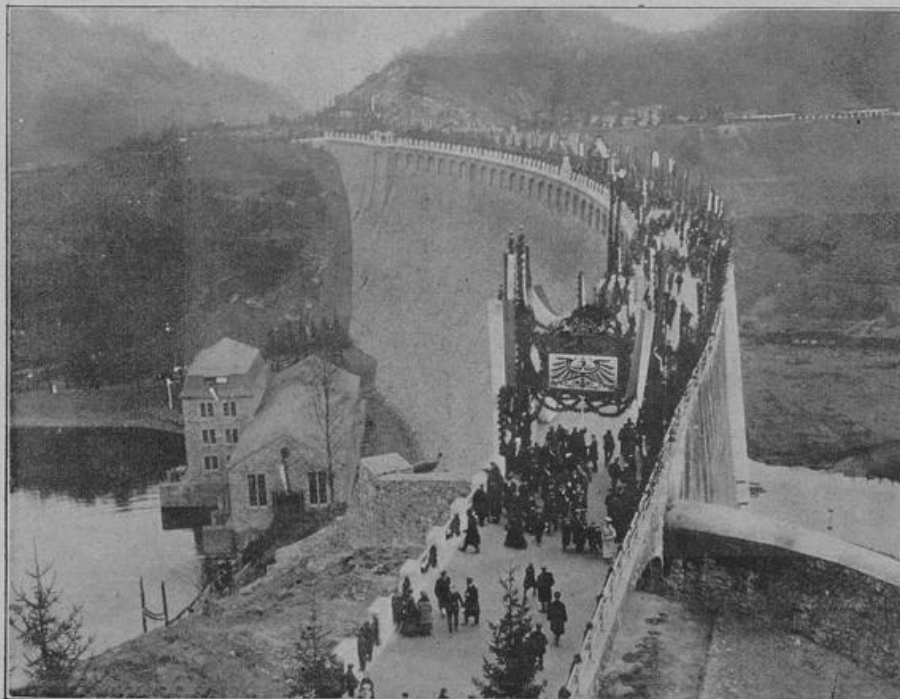
Stelle nur geringe Strömung aufweist, wurde doch mehrmals das vordere
Brückende fortgetrieben. Aber dann strafften sich Ankerketten und Trossen
und meisterten den schwimmenden Riesen. So wuchs Zoll um Zoll ein Spree-
ufer dem andern entgegen, bis unter Jubel und Huteschwenken der Brücken-
kopf sich fnarrend auf die jenseitige Betonwiderlage legte — die jüngste Spree-
brücke war in kaum 11 Minuten fertiggestellt. Phot. Gebr. Haedel, Berlin.

Die Bobertalsperre bei Mauer in Schlesien.

Eine der größten Talsperren Deutschlands, die Bobertalsperre bei Mauer
in Schlesien, ist am 16. November 1912 nach 8jähriger Bauzeit in Gegenwart
des Kaisers eingeweiht worden. Die Mauer hat einen Inhalt an Bruchstein-
mauerwerk von 254000 Kubikmetern. Das durch die Mauer geschaffene Stau-
becken hat einen Fassungsraum von 50 Millionen Kubikmetern (Ufstaal 45,

Möhnetal 150, Ederthal 202 Millionen) mit einer Staupegelfläche von
240 Hektar bei $8\frac{1}{2}$ Kilometer Länge im Boberlauf gemessen. Sie sperrt ein
Niederchlagsgebiet von 1210 Quadratkilometern ab. Ihre Länge beträgt
280 Meter an der Krone und 140 Meter an der Talsohle. Die Höhe, über
der die Unregelmäßigkeiten der natürlichen felssohle ausgleichenden Betonsohle
beträgt durchschnittlich 60 Meter
und über der natürlichen fels-
sohle 62 Meter. An der tiefsten
Stelle über einem ausgeräumten
felsspalt in der felssohle geht
diese Höhe sogar bis über 69 Meter
(Ufstaal 58, Möhnetal 40, Ederthal
49 Meter). Unten am Fuße ist
die Sperrmauer 50 Meter und an
der Krone 7,2 Meter breit. Die
Baukosten stellten sich auf etwa
5900000 Mark und die Kosten
des Grunderwerbs auf 2400000
Mark, zusammen 8500000 Mark.
Die durchschnittliche Wasserkraft
der Talsperre ist zu 5000 Pferde-
kräften während 24 Stunden an-
zunehmen, so daß im ganzen
16000000 Kilowattstunden jähr-
lich an der Talsperre erzeugt wer-
den können. Das Kraftwerk dieser
Talsperre wird mit demjenigen der
Talsperre bei Marklissa in einem
gemeinsamen Hochspannung ar-
beiten, welches die Kreise Hirsch-
berg, Löwenberg, Lauban, Schönau,
Goldberg-Haynau und Bunzlau
umfaßt. An dieses Netz, welches
bisher noch allein durch die Tal-
sperrre bei Marklissa mit ihren
Hilfsanlagen versorgt wurde, sind
schon jetzt 14 Städte und etwa
154 Dörfer angeschlossen. Auf der
Mitte der Sperrmauer befindet
sich an einer massigen Steinsäule
ein 2 Meter hohes Kaiser-Bronze-
relief und eine Gedenktafel.

Phot. Gebr. Haedel, Berlin.



Die Reise eines Toten.

Humoreske aus dem Spanischen. Uebersetzt von John D. Warken.

In Rosario de Santa Fé in Argentinien starb ein Kaufmann, dessen letzter Wunsch war, in der Hauptstadt der Republik begraben zu werden. Sein kleines Geschäft, das einen Wert von etwa tausend Pesos hatte, hinterließ er seiner einzigen Verwandten, einer Frau, die gerne den letzten Willen des Toten erfüllen wollte. Auf der Eisenbahnstation sagte man ihr, der Transport würde tausend Pesos kosten. Verstimmt und unentschlossen ging sie wieder nach Hause. Da sagte ein Inspektor zu ihr:

„Ich höre, man hat von Ihnen tausend Pesos für den Transport der Leiche nach Buenos Aires verlangt. Ich mache es Ihnen viel billiger.“

„Wie?“ fragte die Frau freudig überrascht.

„Lassen Sie den Toten von zwei Männern nach der Station bringen. Aber so, daß man glaubt, er sei schwerkrank, und nehmen Sie ein Billett nach Buenos Aires. Machen Sie mir ein kleines Geschenk und geben Sie dem Schaffner ein anständiges Trinkgeld, damit er auf den Leichnam paßt und dafür sorgt, daß er in Buenos Aires sofort begraben wird. Alles wird vorzüglich

gehen. Die Idee leuchtete der Frau ein und sie tat, wie ihr der Inspektor gelagert hatte. Am nächsten Tage ließ sie den Toten zur Bahn tragen. Sie hatte ihn in eine Decke gehüllt und ihm eine Mütze tief ins Gesicht gedrückt. Der Schaffner setzte ihn in die Ecke eines leeren Kupees erster Klasse. Von Zeit zu Zeit öffnete er die Türe und warf schnell einen Blick auf ihn.

In San Nicolas geschah etwas Unerwartetes. Ein Engländer stieg ein und setzte sich neben den Leichnam. Er wollte tauschen

und fragte seinen „Reisebegleiter“ sehr höflich um Erlaubnis. Natürlich erhielt er keine Antwort. „Er schläft jedenfalls“, dachte der Engländer. Einige Minuten später fragte der stets höfliche Engländer,

weil das Kupee voll Rauch war, ob er das Fenster öffnen dürfe. Der „Reisebegleiter“ mit der Mütze blieb stumm.

„Der Mensch ist sehr schlecht erzogen“, dachte der Engländer.

In der Nähe der Station Baradero geschah abermals etwas Unvorhergesehenes, etwas noch Merkwürdigeres als bei San Nicolas.

Infolge des beständigen Mitteln des Wagens fiel der Tote auf den Boden. Als der Engländer sah, daß er sich nicht erhob, war er zuerst überrascht; dann bückte er sich, um ihm zu helfen.

Als er eine seiner Hände berührte, fühlte er, daß sie kalt war.

„Dieser Passagier ist tot,“ sagte sich der Engländer. „Und in dieser Welt gibt es nichts, was mich von dem Verdacht befreien kann, ihn getötet zu haben. Das beste ist, ich werfe ihn aus dem Fenster.“

Er hörte einen dumpfen Fall und fühlte, daß es eine kühle, regnerische Nacht war.

In Gavate kam der Schaffner ans Kupee. Er erschrak, als er seinen Schuttfohlen in der Ecke vermißte, schien plötzlich Bauchschneiden zu bekommen und sagte zu dem Engländer: „Ihr Billett, mein Herr.“

Und dann fragte er ganz neben-sächlich:

„War nicht noch ein Passagier im Kupee?“

„Ja,“ antwortete der Engländer. „Der ist auf der letzten Station ausgestiegen.“

Der Schaffner hielt sich fest, sonst wäre er vom Treibrett gefallen. —



Margarete Frick, der erste weibliche Rektor in Berlin. H. Grohs, Berlin.



Das Präsidium des Deutschen Hansabundes.

Jan. 30. Berl., Berlin.

Der Deutsche Hansabund hielt am 17. November seine große Jahres-Generalsversammlung im Admiralspalast zu Berlin ab. Unser Bild zeigt das Präsidium während einer Sitzung, und zwar von links nach rechts auf unserm Bild: Witthöft, Hamburg, Legationsrat von Althofen, Mitglied des Reichstages, der Präsident Geheimrer Regierungsrat Kleffler, der Vizepräsident A. Hirth.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 49.

Düsseldorf, 7. Dezember

1912.



Schlusszene aus dem musikalischen Schauspiel „Theodor Körner“ von Alfred Kaiser.

Das Düsseldorfer Stadttheater brachte die Uraufführung dieses Werkes, das gleichsam ein Festspiel zur Jahrhundertfeier ist. Der Komponist der Oper „Stella maris“ zeigt hier in einigen Bildern das Leben Theodor Körners von der Vollendung seines Stückes „Tony“ an bis zu seinem frühen Tode bei Gadebusch. Kaiser, der der Uraufführung beiwohnte, wurde zum Schluß unzählige Male gerufen.

Photo-Kunst-Atelier Willy Frohman, Düsseldorf.



Abschied.

Von Ignaz Bauer.



Wieder, wie schon oft, saßen die Freunde beisammen, und doch nicht wie sonst. Ueber den stets im harmlos freudigen Lebensgemisse strahlenden Gesichtern lag grämliche Besümmerniß, und die ungewohnte Schweigsamkeit der kleinen Gesellschaft verstärkte den Bann trüber Empfindungen, unter dem alle zu stehen schienen, zur dumpfen Beklemmung. Den Ehrenplatz nahm Kurt ein, zu dem die andern fünf ehrenwerten Genossen in treuer, hingebungsvoller Freundschaft emporklickten. Eine hohe, schlanke, männlich-schöne Figur, ein edles Antlitz, geschmückt mit einem langwallenden, blonden Vollbart, das auf einen festen Charakter schließen ließ, war Kurt immer vergnügt und sorglos und zu jedem tollen Streich innerhalb gewisser Grenzen stets bereit. Er verdiente ebenso wohl die Freundschaft der Männer, die ihm rückhaltlos entgegengebracht wurde, als auch die Gunst der Frauen, die ihm bisher in we testen Masse zuteil geworden war.

Die fünf Herren, die außer ihm bei Tische saßen, starrten wortlos und trübe vor sich hin, keiner wagte es, die lastende Stille durch ein lautes Wort zu scheuchen, und nur verstohlen streifte hie und da ein Blick tiefer Wehmut den in banges Sinnen versunkenen Führer.

Wie eine Erlösung war's, als plötzlich die Türklingel ertönte. — Ein Herr im schwarzen Anzuge, allerdings von etwas zweifelhafter Eleganz, betrat mit tiefer Verehrung das Zimmer. Jähes Erschrecken ging durch die kleine Versammlung und mit dem Auftreten des Fremden schien deren Stimmung womöglich noch düsterer geworden zu sein.

Der Eingetretene legte ein kleines Paket, das er unter dem Arme getragen, auf den Seitentisch und schlug es bedachtam auseinander. Ein blinkendes Messer kam zum Vorschein. — Starr hasteten die Blicke aller auf dem scharf geschliffenen Stahl und über Kurts Antlitz flog es wie bleiches Entsetzen. Dennoch aber zeigte er sich dem furchtbaren Momente vollkommen gewachsen, denn nicht die leiseste Spur der mächtigen Erregung, die durch sein Inneres vibrierte, war nunmehr zu bemerken. Sein ruhiger Blick überflog die teilnahmevollen Mienen

der treuen Gefährten, als er sich erhob und mit festen Schritten ins Nebenzimmer ging.

Das blinkende Messer in der Hand, folgte der mysteriöse Fremde. . . Ein schwerer Seufzer, der wohl in der Luft gelegen haben mochte, durchschlichzte den kleinen, behaglichen Raum und sein Echo löste sich in leisem Geflüster.

„Das hätte sich wohl niemand gedacht!“ höhnte Hans, der Dichter. Es war dies seine ständige entschuldigende Redensart, da ihm niemals etwas einfiel. Vielleicht war das ein Vorzug gegenüber vielen seiner Kollegen.

„Ein Verbrechen ist's, sich den wunderschönen Bart abnehmen zu lassen!“ zürnte der Maler. Er wurde Kubens der Frisier genannt und war Porträtmaler, hatte aber noch nie jemand getroffen außer einmal einen Husarenoffizier bei seiner Geliebten.

„Wie konnte nur Kurts Braut dies verlangen?“ zürnte Quint, der Komponist. Seine Hauptstärke lag im Transponieren, er transponierte die Melodien von einer Operette in die andere. „Diese verdammte Schere!“ ergrimmte sich Erich, der Redakteur, zu Kläglich, dem fünften in der Runde sich wendend.

Dieser hätte einwenden können, daß es sich hier um ein Messer handle, dennoch nickte er zustimmend. Kläglich widersprach niemals — er war zwei Jahre verheiratet gewesen.

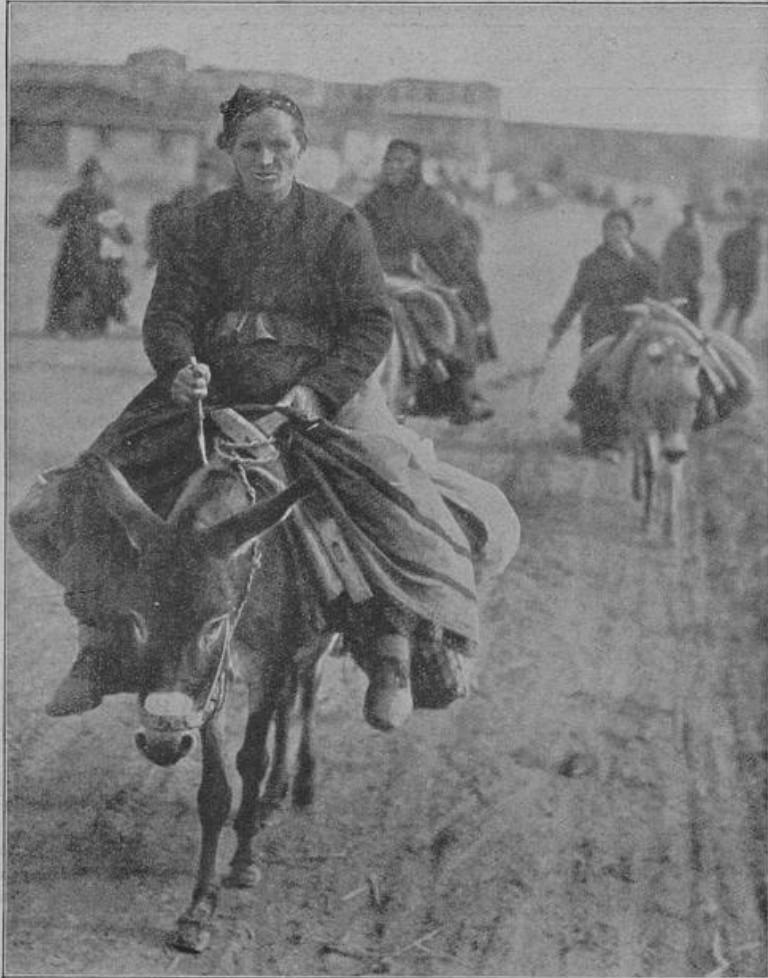
„Sie soll eine Dichterin sein, eine Schwester in Apoll!“ faufelte Hans elegisch.

„Das auch noch!“ knurrte der Maler, „sie wird alles zusammenreimen, nur ihre Wohnung nicht!“

Die vier anderen höhnten im tiefsten Schmerze.

„Ich werde einige ihrer Lieder vertonen,“ renommierte Quint. Das konnte ihm nicht schwer fallen, unter den unzähligen bestehenden Liederkompositionen würde er gegebenenfalls wohl etwas Passendes gefunden haben.

„Die Frau hat ja auch gedichtet,“ wendete sich der Redakteur an Kläglich, „das muß dir wohl viel Vergnügen gemacht haben?“ Kläglich nickte zustimmend. Er widersprach niemals — er war zwei



Bulgarische Frauen, die ihren kämpfenden Männern Proviant bringen. Phot. K. N. M. Staff.

Jahre verheiratet gewesen. Aber er war bleich geworden. —

Leise, wie zaghaf, dann aber mit jähem Rud ging die Tür zum Nebenzimmer auf und Kurt stand in deren Rahmen. Die Freunde vermochten es nicht, emporzublicken, sie wußten, was sie nicht mehr leben würden.

Es war ein ergreifender Moment!

Sogar der Aseur schwieg! Er zerdrückte eine Träne im Auge, schob dann ein reichlich bemessenes Trinkgeld in die Tasche und sich selbst mit einem tiefen Bückling durch die Tür.

Kurt langte nach einer Zigarre. Er fühlte sich zum erstenmal befangen, die bewährte braune Tochter der Havana sollte ihm seinen innern Halt wiedergeben. Hierig sog er den duffigen Rauch ein, ein tiefer Atemzug — und deutungsvoll schweifte ein blauer Ring in der Luft.

Ein Ring!

Giefalt rieselte es über fünf Männerrücken.

Jetzt erst blinzelte eine nach dem andern verfohlen auf das Haupt, das morgen unter dem Pentoffel h. Uen sollte Kurts Antlitz war kaum mehr zu erkennen. Und wie lebend er an seiner Zigarre sog! Noch nie hatte man ihn derart tauchen gesehen! Wie eine plötzliche Offenbarung überkam es die Gefährten, eine Erleuchtung — es war gewiß seine letzte! — Wenn er seinen Bart zum Opfer bringen mußte, dann hatte man ihm gewiß auch das Rauchen für die Zukunft verboten!



Herzoginwinnen im Sonntagsaal. Berl. Ill.-Gef.

War es denn möglich, daß Kurt seine Braut derart liebte?

Wie konnte ein Mann Feuer und Flamme sein, ohne zu rauchen? — Keiner der Freunde hatte den Mut, die entscheidende Frage an ihn zu richten, und nur stumme, aber verständnisvolle Blicke kreuzten sich, jeder wußte, daß Kurt heute Abschied nahm, nicht nur von den Freunden, sondern auch von der Freundin — der Zigarre!

Das weiche Gemüt des Dichters konnte der furchtbaren Depression nicht länger widerstehen, das unheimlich drückende Schweigen mußte gebrochen werden! — Zaghaf begann er:

„Mögt ihr sagen, was ihr wollt, Kurt ist dennoch glücklich! Reiblos gestehen wir es und gönnen es ihm von ganzer Seele! Wenn wir uns die herrlichen Abende vergegenwärtigen, die ihn erwarten, erfährt uns wohl alle namenloses Sehnen. Er wird schweigen in den Umarmungen der Kunst, denn seine Braut, seine künftige

Frau, ist äußerst musikalisch gebildet, sie singt wie eine Nachtigall und streut mit ihren zarten Nolenfingern klingende Perlen über die schimmernden Tasten des Pianos!“

Mühs der Frische räusperte sich vernehmlich: „Nun, wenn sie nur abends singt, dann können wir allerdings gratulieren, da ist ja Kurt nicht zu Hause!“ — Quint trat dem Sprecher heftig auf das Pedal. „Das Nichtzuhausesein hat sich aufgehört, mein Lieber, und



Wochenmarkt in Sarajewo, der Hauptstadt Bosniens.

Berliner Ill.-Gef.

Hans hat recht — übrigens, wenn die junge Frau etwa auch komponiert, könnte man vielleicht manches einwenden."

"Daß solch musikalische Abende etwas Herrliches sind," fiel der Redakteur ein, "dann Freund Kläglich beschäftigen, denn auch seine Frau sang und verstandesprächtlich, auf dem Klavier zu spielen!"

Die Blide aller richteten sich auf Kläglich, der nur zustimmend nickte. Er widersprach niemals — er war zwei Jahre verheiratet gewesen! Aber seine Blicke waren abschätzend geworden und seine Zähne schlugen hörbar aufeinander. Eine kleine Pause war eingetreten. Hans, der Dichter, fürchtete die Stille, seine dürstende Seele suchte nach Lichtseiten, die düstere Schwüle des Augenblickes der

Trennung zu mildern. Er wollte den Schritt, den er morgen früh zu tun im Begriffe stand, als einen glückverheißenden erscheinen lassen, und wie verklärt fuhr er fort, das Lob der künftigen Gattin Kurts zu singen.

"Aber vernehmt, Freunde — die künstlerische Begabung von Kurts Braut ist noch lange nicht alles —, es ist geradezu unglaublich! Wißt ihr, daß sie trotz ihrer idealen Veranlagung auch zu kochen versteht

und daß aus ihren Händen die appetitlichsten und schmackhaftesten Gerichte hervorgehen?"

"Kochen?" höhnte der rücksichtslose Rubens, "kochen lieber auch können!"

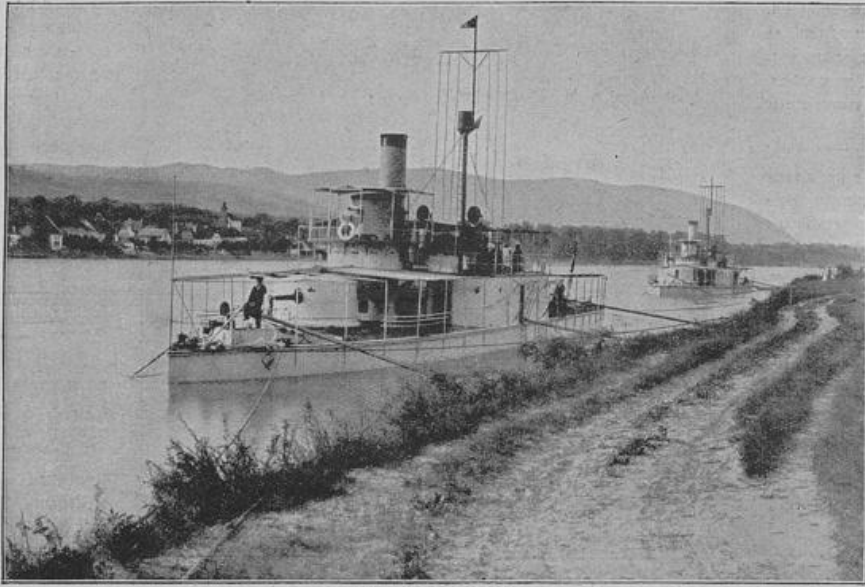
Ein Rippensstoß seines musikalischen Nachbarn Quint machte ihn auf seine Taktlosigkeit aufmerksam.

"Eine schmackhafte Speise zu komponieren, das gelingt nur bei der richtigen Auswahl fremder Bestandteile," erklärte er, indem er dabei an seine letzte Operette dachte.

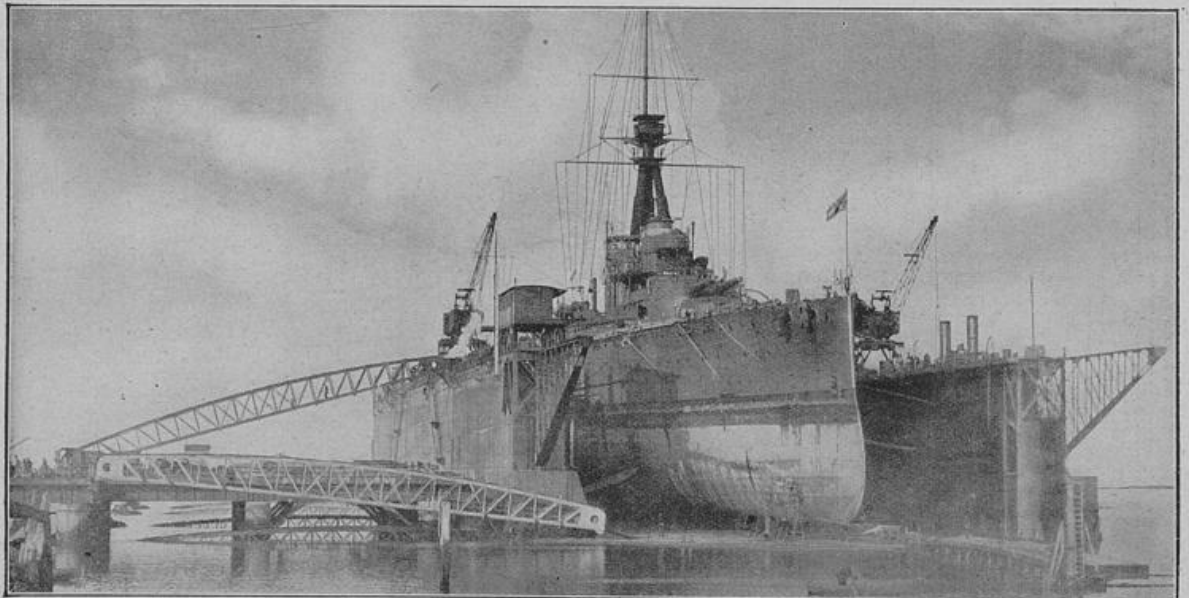
"Eine Frau, die auch eine gute Köchin ist, ist ein unersetzbarer Schatz! Wie oft hat Freund Kläglich uns das wiederholt!" rief Erich. "Nicht wahr, Kläglich, auch

deine Frau verstand es, ausgezeichnet zu kochen?" Kläglich nickte zustimmend. Er widersprach niemals — er war zwei Jahre verheiratet gewesen! Aber kalter Schweiß perlte auf seiner Stirne und mit einem gurgelnden Schredenslaut stürzte er bewußtlos zu Boden... Kurts Zigarre war ausgebrannt...

Hans, Quint und Erich verließen leise schluchzend das Trauerhaus.



Zur Spannung zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien: Oesterreichisch-ungarische Donau-Monitore, die am 25. November von Budapest nach Semlin abgedampft sind, um unter Umständen gegen Belgrad Verwendung zu finden. Gebr. Haedel, Berlin.



Die erste Benutzung des Schwimmdocks in Portsmouth, Charles Champas, Paris. Das dieser Tage in der Zeit von 11 Uhr 10 Minuten vormittags bis 4 Uhr 47 Minuten nachmittags den hier abgebildeten „Monarch“ hob und damit trockenlegte. Der 1911 vom Stapel gelaufene „Monarch“ ist ein Superdreadnought von 22 860 Tonnen.

Der Brandstefter.

Von Wilhelm Richards.

Ja, Kees, noch fröh jenog solts du et och jerahr webe, wie et zu-
jeht em Leve, besonders hüttgebag. Et es ten Welt mie, dat sag
ech dech, Jong, an minem ejene
Niew han ech et erfahre. Et es
e Dntreit en der Welt... Süch
dech dat mer emool an, wie et
onjerenem jeht: do hält mer
si janz Leve nig ze läue jehatt
wie drüj Möll un jet Schwarz-
brot... es dat denn e Leve?
Ech well jo nit sage, dat ech
onzofrede bön, äwer wenn mer
si Jläste Schnaps un des ovens
sin Pief nit mie hält, dann
wür et jar si Leve mie, lott
dech dat jeseit sin. Es et denn
nit woht? Wat ha mer denn
sös? Jamig ha mer! All ons
Dag ha mer jearbett, dat der
Schweß em Balg eraff leef, un
dat hält an die drüj Möll nig
jedonn, höchstens, dat die anjere
sage, bie jo immer zoesch dran-
kumme, dann schmauten se ons
besser. Do la mer jech völl
von kooße, nit?

Äwer die anjere, die hant
jot mauleschte, weil se von kleen
Kerf an dren sette en ehrem
Fettböppe. Die kummen immer
zoesch draan, dat sind de Häre.
Nid, wenn die jech de Schüre
völl koon jefahre hant, dann
konne mir kumme un de Deftele
jriepe. Dann es mer nachher
froh, wenn mer si drüj Brot
läue kann, äwer de Baches
verköppt si koon, wo mir för
geschwekt hant, un sett op siner
Filla un slegt jech der Bud. Un
för dat fette Ferte
hätt mer jech de
Gäng voll Päd-
deftele jefroche.

Ech sag jo,
Jong, et es e
Dntreit en der
Welt, dat kann
ech nit liebe.

Äwer, off
mer et all sät,
onjereene soll zu
nig komme, dat
sühste an mech,
son Aris Lütt wie
de fette Baches
können enem
immer et Spell
verberbe. Jech well
ech dech sage, wie
dat met miner
Verhaftung ejan-
ge hält.

„Du, kenns
jo mine Jaade
do henge an de

Väl, de stätt jo em Baches si Feld draan, dat kennste och. Do, so
jehn Schrett ober hüttjeht von de Ged aff, stung ene Sträbhärm.

Un du weß doch och, dat ech
jede Dwend ens mit de Pief
dorch der Jaade jonn. Süch, eso
loom dat... De Dag wor jech
gewese un ech hatt an de Drech-
maschin jearbett, do bit enem
der Dwend jot, wo et jet aff-
geföhlt wor. Ech leef ens wie
min Staakebohne un de Neze
stonge un jing dann wieder bis
an de Ged. Do stung de Wärm.
Ech lej mech öwer de Ged un
ruf un tid öwer dat jeld.

Dat wor dech jös schön, wie
jo allmählich de Sonn onger-
jing. Janz dunkelrode Striepe
woren dech dat am Himmel
un blaßrode Wölkes der-
zweische. Ha, dat es doch jös
jet Schönes! Nu, ech halt
mech am dämpe un verjeß dat
anjere janz. Do kummen
mech op eemol wider die Ge-
danke, du kenns se jo, von
der Onjerechtigkeet en der
Welt un dem anjere all. Ver-
baals dech, denk ech, wat deet
jo ne Baches met all sinem
Strüh, he weß et loom ze
löße; wo soll he hin met all
sinem jeld? Mer soll sage,
wenn et en Jerechtigkeet jöw,
hätt et eemol e Eng domet,
äwer enä, he kret es immer
mie un weß et jech schon loom
ze löße. Es dat nit en söndige
Schand en der Welt! . . .

Wenn he stöwt, de Nishals,
dann kriegen et sin
Kenger; un ons
Kenger, die könne
dann wider froh
sin, wenn se en
de Pädbeftete
jriepe dörfen för
ehr beske drüj
Brot. Süch, dat
jeht mech do jrad
wider dorch der
Kopp un ech krie-
en heilje Wut em
Balg. Ech kann
dat nu eemol nit
liebe; Jerechtig-
keet moß sin.
Äwer wat kann
et all nöge, et
jütt es lin mie.
Jong, dat woßt
ech do noch nit,
äwer an dem
Dwend, wie dat
vorkoom, han ech
et jeliert. So bön



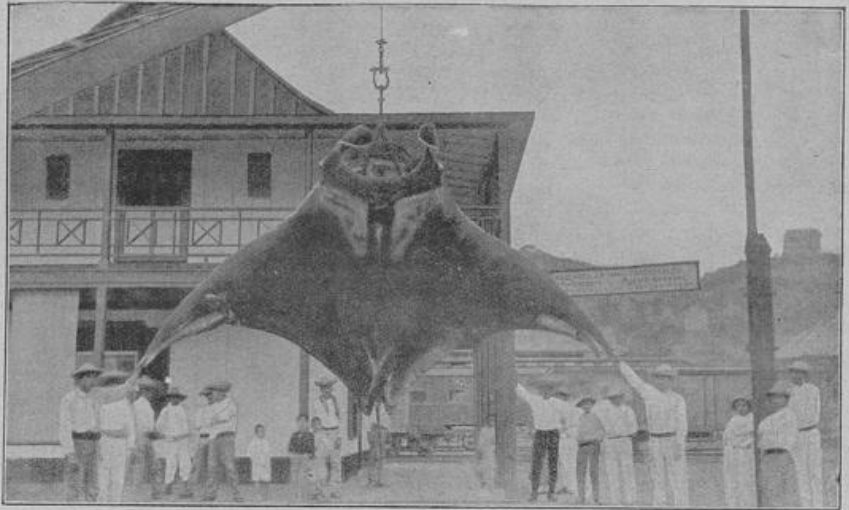
Erzherzog-Erbprinz Franz Ferdinand von Oesterreich-Ungarn (rechts)
und Reichskanzler von Bethmann Hollweg auf der Hossjagd zu Springe
am 23. November 1912. Ju. Photograph Berlin.



Von der Hossjagd zu Springe am 23. November: Kaiser Wilhelm gibt einem Heizer den Fang.

Der Teufelsfisch.

In alten Reisebeschreibungen ist häufig von Fischen die Rede, die im allgemeinen wie Rochen ausgesehen, aber am Kopfe zwei „Hörner wie ein Ochs“ besessen haben sollen. Teufelsfische nannten die Seeleute sie. Von einem derartigen Tier sagt ein Reisender, der gegen Ende des 17. Jahrhunderts nach Siam fuhr, daß er zwischen seinen Hörnern einen kleinen grauen Fisch trug, den man den Teufels Koffen nannte, „weil er ihn leitet und kneipt, wenn er fische bemerkt; auf diese stürzt dann der Teufel mit der Schnelligkeit eines Pfeiles“. Andere Reisende, unter ihnen auch Kavallant, machten ähnliche Mitteilungen, und in einem Falle war es sogar auch geglückt, einen „Teufel“ von 9 m Breite und 7 m Länge zu fangen. „Das Maul war so weit, daß er leicht einen Menschen verschlucken konnte, der Rücken braun, der Bauch weiß.“ Es hat lange gedauert, bis die Wissenschaft zuverlässige Kunde über den Meereteufel erhielt und ihn definitiv als einen Flügelrochen (*Dicorobatis*) erkannte. Die „Hörner“ entpuppten sich als zwei Schädelstößen, die seitlich am Kopfe stehen, und „des Teufels Koffe“ war nichts als das lebendige zur Welt gekommene Junge des Rothen, das lange Zeit in Begleitung des Muttertieres umherschwimmt. Von der Größe des gewaltigen Fisches gibt unsere Abbildung bereits eine klare Vorstellung, doch mag hinzugefügt sein, daß es nach Angaben des glücklichen Jägers von der Schnauze bis zur Schwanzspitze 10 Fuß lang und 16 Fuß



breit war. Harpuniert wurde das Meerungeheuer in der Nähe der Halbinsel Florida im mexikanischen Meerbusen, wo die Flügelrochen regelmäßig, wenn auch nicht gerade häufig vorkommen. Die Jagd auf die Tiere ist, wie man sich denken kann, keineswegs ungefährlich, zumal die gereizten Fische nicht selten das Boot angreifen und zum Kentern bringen.

ech noch grad am denke, un donn mech de Pief wider stoppe; meddie en dem Denke han ech nu och ene Schvevel aangemaat. Dat wekte jo schon, nu, do wor mine Bärn am brenne. Op eemol, secher un wahrhaftig! Ech denk nig Schleites, do steht he en helle Flamme. E Fürte, sag ech dech, en wahre Liebhaberei. En Staat för et anzesenn!

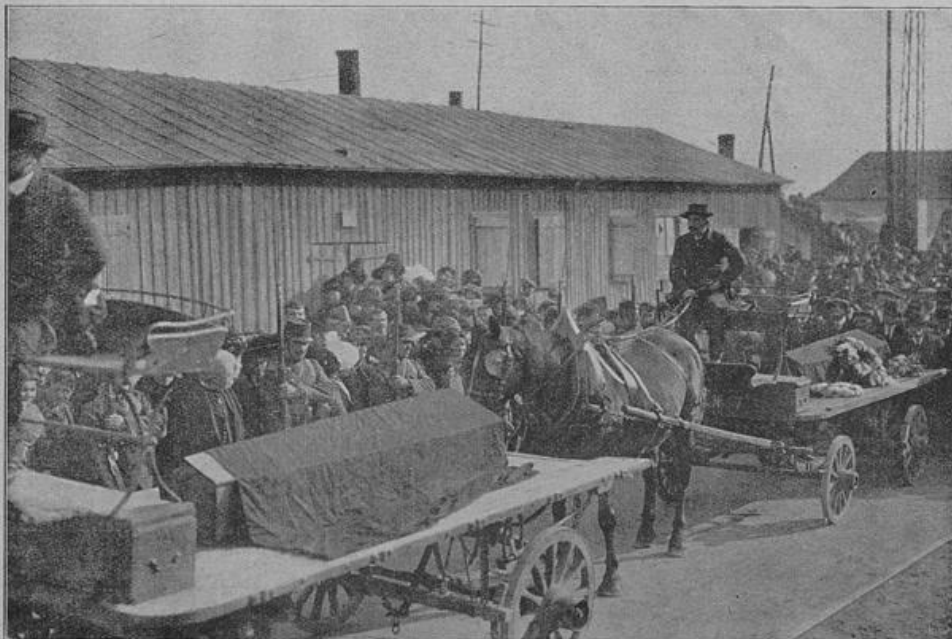
Met miner Rut wor et vorbei. Süch, sag ech, dat es be Zerechtigkeit! Aewer fies jeloge! Mi Lewe slöw ech do nit mie dran; do hanst je mech dervon luxiert. Dat sollste höre.

„Et wor jo mi Späkte, wie die Flamme düchtig en de Süchde schloge, äwer ech deit et mech doch deret, „morje sagen de Lütt, dat hätt der Kaiser jedonn!... Gene moß et doch immer jewese un, un do wor ech jewöhnlich för do. De mieste Ziet dit ech dat och met, weil ech em Polezei Krutsteen ten Last mafe wollt. Wenn jet passiert wor, loom de no mech, dofür wore mer dann jode Frönde. Ingerdenn wor dat Fürte immer net am knestere un am Honke speue. Da jing dech söß: häste nit jesenn!... Dreivedels wor et als opgebrannt, do fing der Köster an ze läde. Aewer do bit

sech dat Fürte nii dran störe. E beste drou lom de Syrix ansefahre. Zwanzig Schollenger derför. Jong, dat wor e Sewell! Kayott lache tonns de dech, äwer mech wöb et janz onkommod. Un dann lom der dide Waches selwer eraan ze deue.

Ech hatt mech vörjestellt, dat he ze jammere un ze friesche köm, weil der Strüchbärn doch ratich nierjebrannt wor. Aewer ech meen dat. Kobes, de kanns et mech slöwe ober nit, wenn ech et dech sag, der Kläl wor met em janze Zeslecht am lache. Jong, wat säß de nu? Wie es et möjeltich en der Welt, sag ech, dat jehet jo twider nit met reite Denge zu....

Se dit jet schndwe un hätt lin Spak draan, dat die Renge et Für nit usstrieje tonnie.



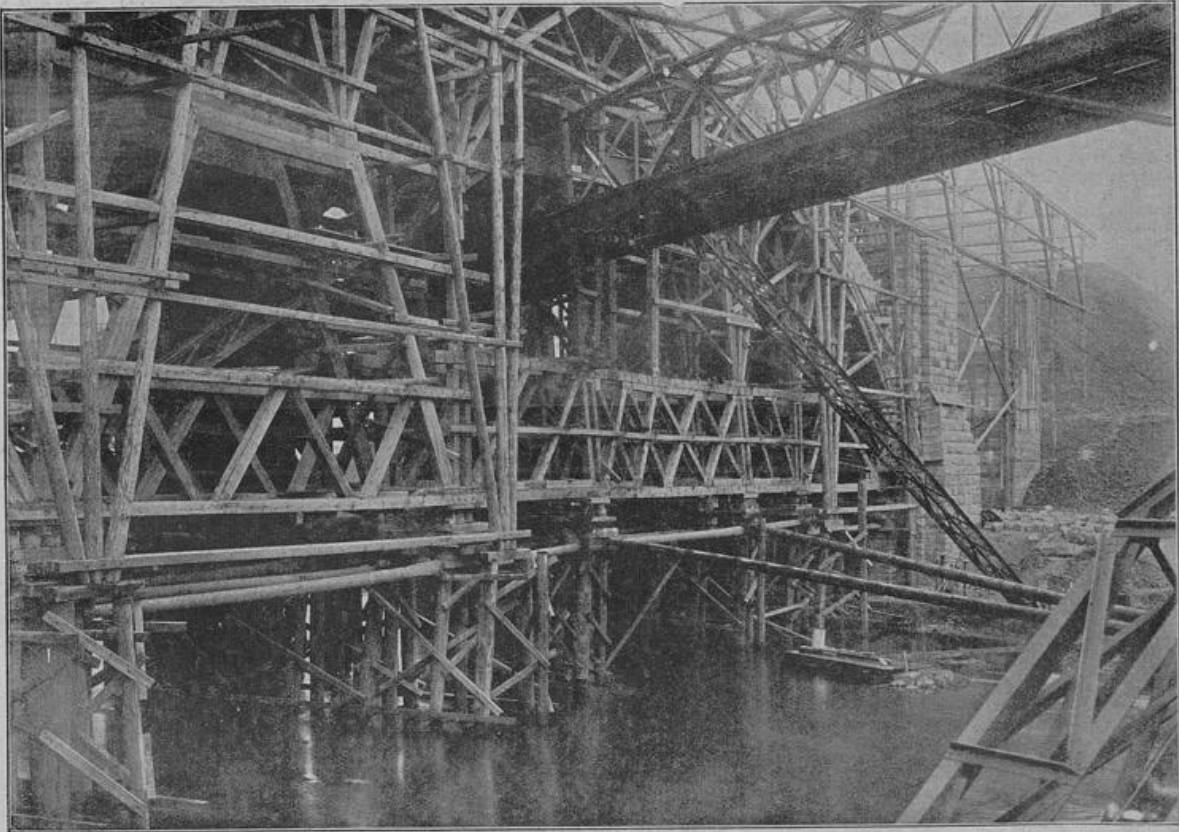
Zum Ainenungslück in Alais: Die Beerbdigung der Opfer.

M. Kol, Paris.

Am 24. November fand in Alais im Departement Gard am Fuße der Cevennen eine Schlagwetterkatastrophe statt, bei der 24 Bergleute umkamen.

Dann kom der Hosterbachs Fipdich, de häste jo och noch jekannt, de dat Versicherungsbedöns mafe dit. Op sin lang Been kom he eran ze selze un mat e janz sur Zesecht. Ech denk, wat hät de denn bomet ze donn, wat jehst dem em Vaches sine Bärm Sträh an. Dat kann ech hätt noch nit bejriepe. Se diden jet zesamme sechte, die zwei, un am Eng seit der Fipdich: „Als wider eemol Dividende verbrannt!“ Wat soll mer dodrop sage. Unjereene versteht dat jo jo nit. Aewer, dat do wider en Zaunerei em Spell wor, dat konnt ech doch rufe. Hengeno komen och de Feuerwehr, äwer do wor der Bärm nit mie do; se diden jet sechte un lache un donn, bann jingen se allemole no'm Brands Friet, för ze lösche. Die Lütt hant reit, för de Dwend woren se nu eemol bei de Feuerwehr, un wo der Bärm us wor, blew nix angefch öwerig, als wie der Dösch ze lösche, un de wor hell op am brenne.

„Kumm eren, Gottfried.“
 „Nu, Kasper, jot jeschlope?“
 „D jo, ... wat jütt et denn?“
 „Ja, Kasper, ... Kasper, ... weß de't denn noch nit? ... Ech moß dech verhafte.“
 „Don, erjo, dat paßt äwer dißmol schleit. Traad en de Kerpelziet! Ka mer et denn nit opschuwe?“
 „Dat soll woll nit jon. Aewer mer kann jo en Zerreshem emol lide.“
 „Billech dat die Kal et vör mech affiette kann. Jecht dat nit? Die konnt do em Kutsche hengereen de Sode för der Wenter strecke.“
 „End, Kasper, lott din Frau mer hei, un stell dech nit ejo aan, als wenn de do jet dröm jöwis, för die paar Woche. Nehm dech mer



Die neue Eisenbahnbrücke über die Wupper bei Elberfeld-Sonnborn

Phot. Kleeß, Elberfeld.

wird die größte gewölbte Eisenbahnbrücke Deutschlands. Der 62 m weite Hauptbogen, der ganz in Bruchstein ausgeführt wird, überspannt die Wupper mit der Schwebebahn und die Landstraße unter einem Winkel von 62 Grad. Unser Bild zeigt das interessante Lehrgerüst, welches das Gewölbe mit einem Gewicht von 50 000 Zentnern zu tragen hat. Infolge Ausweichens eines Joches traten am 23. November Verschiebungen im Gerüst ein, welche aus Sicherheitsgründen eine Unterbrechung des Schwebebahnbetriebes für mehrere Tage erforderlich machten. Das Gewölbe wird in zehn gleichzeitig begonnenen Kamellen ausgeführt. Diese Maßnahme ist getroffen, um ein gleichmäßiges Senken des Lehrgerüsts unter dem Gewicht der gewaltigen Steinmassen zu bewirken.

De janze Börjang han ech von miner Hed beobacht'. Nu woren se fott. Aewer wat han ech do op eemol e schleit Zewesse jekrett! Ech konnt et selver nit bejriepe, äwer wat blew mech am Eng angefch öwerig als wie ze jlöwe, ech hätt et jedonn. Ech seit mech immer, do kann sin Hed von sin, enä, seit dat Zewesse, du häs et jedonn, Kasper, du häs et jedonn! Un morje kätt dine Frönd Krutsteen un hölt dech aff, un de Lütt sage: „Nid ens der Pahnefoots Kasper, als wider ene Bärm het he em Brand jestoche, dat es ene richtige Zejalmokrat!“
 Nu, lot lope wat löpt, deit ech un han eesch ens ruhig jeschlope. Dat sollen die rote Speckbowe woll nit jedonn han...

Aewer richtig, der an ere Morje kätt, ech han kom min Mehlsupp op un ruk mech de eeschte Pief, da, bum, bum, bum!...
 „Morje Kasper!“ Dat es em Krutsteen sin Stemm.

de Pief un düchtig Tabak met un dann kumm. Los mer uns eesch emol ene jode Dag andonn.“

„Ejo, wat kann dat schleite Leue nöge! Der Schnörjel en de Täsch un dann, hurraaah, en et Kutsche! ... Adschüs Tres! Halt dech jesond un monter un sorg, dat de jot dorch der Wenter kütts!“

Un dann treden die zwei alde Bekannte dat Lühre an. Von eener Wetschaft en de anjere.

Zejen vier Uhr nomeddags sind se an de Knupperbröck.

„Gottlieb“, sät der Kasper, „lo mer noch eene drenke, weßt de och, dat mer e Jubiläum fiere. ... et es et fönnfünfzwanzigste Mol! Ech jew er eene us. Prost Gottlieb! Hurraaah, et fönnfünfzwanzigste Mol! Wat, Gottlieb, schön es et doch, un schön wor et immer, dat Lühre no'm Amtsjerecht.“

Skutari.

Der Skutari-See ist zur Hälfte türkisch, zur Hälfte montenegrinisch. Die Grenze geht mitten durch den See, und genau in der Mitte befindet sich auf einer kleinen Insel ein türkisches Fort, das den nur sechs Kilometer breiten See links und rechts beherrscht. Als Kronprinz Danilo von Podgoriza aus und Kriegsminister Martinowitsch von Antivari aus ins albanische Land einbrachen, war ihr erstes Bestreben, die Stadt Skutari und den ganzen See wieder montenegrinisch zu machen. Der Anblick der belagerten Stadt muß in den Herzen der Chernoherzen die Erinnerung an die glanzvollste Epoche Mithras wachrufen, an die Zeit, da Skutari unter dem Namen Stadar den serbischen Jaren untertan war. Die Geschichte der Stadt reicht indessen noch viel weiter zurück, und auch schon vor der Entdeckung des großen alserbischen Hartums hat Skutari eine große Rolle auf dem Balkan gespielt. Unter dem König Gentius war sie Residenzstadt von Myrion und unter Diokletian Hauptstadt der römischen

Provinz Praevalis. Nach der serbischen Reichskatastrophe auf dem Amselfelde ging Skutari an Venedig über, und ein volles Jahrhundert widerstand es energischer als alle Städte ringsum den Türken, welche alle Balkanchristenreiche zerstückelten. Schließlich kam die trotzige Stadt auch nicht durch Gewalt in türkischen Besitz, sondern durch die Schwäche Venedigs, das sich 1479 den Frieden mit den Türken erkaufte, indem es ihnen freiwillig mit andern Städten und Festungen auch Sfodra oder Stadar abtrat. Die Türken ließen ihr den alten ruhmvollen Namen Sfodra, in ihrer Schreibweise Schfodra. Die einhellige Königsresidenz ist unter türkischer Herrschaft an Bedeutung stark zurückgegangen. Noch zur Zeit des russisch-türkischen Krieges gab es in Skutari 40000 Einwohner, heute ist kaum die Hälfte zu zählen. Der Bosar von Skutari wurde schon häufig durch Ueberschwemmungen der Bojana zerstört, aber immer wieder an der gleichen Stelle aufgebaut. Türkischer Fatalismus!



Ausfahrt in den See von Skutari.

Charles Trampus, Paris.



Meilenmeisterschaften des Sportklubs „Athen“ in Düsseldorf.

J. Eher, Düsseldorf.

Am 1. Dezember kamen die Klubmeisterschaften des D. S. K. „Athen“ zum Austrag. 50 Läufer, die auch sämtlich das Ziel passierten, hatten sich zum Start eingefunden. Die Resultate ergaben: Seniorenmeisterschaft: 1. M. Pauly (X), 2. K. Wachendorf (XX), 3. F. Menhen. Juniorenmeisterschaft: 1. W. Sturm, 2. K. Sidmüller, 3. W. Weiler.

Verantwortlich für die Redaktion: Bruno Schippang. — Verlag und Druck: W. Girardet, Düsseldorf-Essen.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 50.

Düsseldorf, 11. Dezember

1912.

Beerdigung der Gräfin von Flandern in Brüssel.



Am 30. November fand unter großem Zeremoniell die Beerdigung der Gräfin von Flandern, der Mutter des Königs der Belgier, statt. Die Leiche wurde vom Palais nach der St. Gudulakirche übergeführt, wo ein feierlicher Trauergottesdienst in Anwesenheit des Kardinal-Erzbischofs von Mecheln stattfand. Von da wurde der Sarg nach der Stadtkirche zu Laeken gebracht, wo die Gräfin in der königlichen Familiengruft beigesetzt wurde. Auf dem Wege vom Palais zur Kirche bildete Militär Spalier, und trotz des starken Regens umsäumte andachtsvoll eine große Menschenmenge die Straßen. Von Fürstlichkeiten nahmen an den Beisetzungsfeierlichkeiten teil der deutsche Kronprinz, Prinz Rupprecht von Bayern, der Herzog von Urach, die Prinzen Karl von Hohenzollern, Max von Baden, Eduard von Anhalt, Fürst Wilhelm von Hohenzollern und der Kronprinz von Rumänien. Chiffreau-Flaviens, Paris.

Chret die Frauen.

Skizze von Guido Kreuzer.

(Nachdruck verboten.)

Joseph Victor, Erblandmarschall von Dalmatien, Erzklärer Sr. k. und k. apostolischen Majestät, Hochmeister des Deutschen Ritterordens und außerdem Chef der 254. preussischen Grenadiere, Leibregiment — war eines jähen Todes verblieben. Gerade, als er zu lustiger Fuchshag seinen irischen Wallach bestiegen hatte, traf ihn der Hirschschlag; der riß ihn hoch, daß er steif in den Bügeln stand. Dann ein halberstirter, röchelnder Laut, und er glitt aus dem Sattel, am Gaul herunter, die Bügel krampfhaft in der geballten Faust; und lag gebrochener Augen lang ausgestreckt im Kies der Auffahrtsrampe, noch ehe die schredensbleichen Herren des Gefolges recht begriffen hatten Joseph Victor, der alte, elegante, lebenswürdige

Kavalier, war tot. Morgens erfolgte in Wien die feierliche Beisetzung, und die abgeordnete Deputation seines preussischen Regiments befand sich auf der Fahrt dorthin.

Der D-Zug raute in die sinkende Nacht hinein. Im reservierten Kupee erster Klasse hatte man sich behaglich eingerichtet, die Gasflamme an der Decke mit dem grünen Schirm abgeblendet und die Fenstervorhänge zugezogen.

Man trug Zivil, das erst kurz vor der österreichischen Grenze mit der Uniform vertauscht wurde; und natürlich nahm der hunds-junge Leutnant von Heyerode

diese Gelegenheit wahr, um sich auf einen Unternehmungszummel durch den D-Zug zu machen. So blieb der Major Graf Eggefin mit dem Hauptmann von Brünzow allein zurück. Sie lehnten in den Fensterplätzen einander gegenüber, hatten die Beine durch das halbe Kupee gestreckt und rauchten.

Weiß Gott, Brünzow hätte jetzt gern noch ein Niderchen gemacht; denn der morgige Tag mit der Beisetzungsfierlichkeit, den ganzen umständlichen Zeremonien, den verschiedenen Meldungen, Rapporten und Besuchen würde scharf werden! Aber ob der Etatsmäßige einen wohl dazu kommen ließ?! Der hatte mal wieder seinen redseligen Tag, wo er sich an den unmöglichsten Jagdgeschichten nicht genug tun konnte. Und zuhören mußte man doch! Uebrigens ließ sich ja auch so ganz leidlich ertragen: man hüllte sich in Zigarrenqualm, kniff die Augen halb zu und starrte andauernd auf Eggefins kupferfarbene Notspan-Nase. Damit verfiel man unweigerlich in so 'ne Art Hypnose, wo einem selbst die gewaltigsten Lügen nichts mehr anhaben konnten. Gerade jetzt war dem Grafen wieder eine neue Historie eingefallen.

„Ja sehen Sie, lieber Brünzow, wie sich selbst altbewährte Erfahrungssätze über den Haufen schmeißen lassen! Beispielsweise wird doch jeder Jagdbesitzer glänzend beneidet, der Standwild in seinen Revieren hat. Die wenigsten Schreihälse aber ahnen, wie sehr solche Leute unter ihrem „Glück“ oft zu leiden haben! Ich bin gerade in der Lage, Ihnen dazu eine ganz absonderliche Geschichte zu erzählen, die mir persönlich passiert ist. Und zwar auf einem niederösterreichischen Gut, wo bekanntlich die gefegneten Hochwildreviere sind.“

Der Hauptmann von Brünzow hatte sich während dieser Präliminarien schon eine neue Zigarre hervorgefucht, um diese absonderliche Geschichte leichter zu übersehen . . . da kam Hülse in der Not.

Der lange Heyerode kehrte von seiner Tournee zurück, nahm den dritten Eckplatz ein und lachte über sein ganzes harmloses Jüngengesicht.

„Vorüber freuen Sie sich denn so?“

Der Major Graf Eggefin war entschieden pikiert; denn gerade jetzt vertug er keine Störung; erst mußte er seine Geschichte loswerden. Aber auch Heyerode wußte was zu erzählen.

Bis zum vordersten Wagen, bis zu den dritten Klassen hatte er sich „vertirt“. Da gab's zwei Kupées voll reisender Mimen, die nach dem Balkan hinunter wollten.

„Rehn Kerls und vier Mädels. Re-

guläre Schmierentomödianten mit Loden und Flatterschlipfen und speditigen Röden und so. Wahnsinnig komisch, wenn's nicht gerade so eine armselige Gesellschaft wäre. Und wie diese Menschen Konversation machen, wie sie sich burschikos unterhalten und gleich darauf wieder mit schwülstigen Phrasen um sich werfen! Uebrigens unter den Mädels ist eine — schon älter; so Ende zwanzig oder Anfang dreißig — die scheint nur aus Versehen unter diese Gilde geraten zu sein! Natürlich auch elend angezogen und reichlich vertingelt; aber in Gesicht und Haltung doch irgendwas Merkwürdiges, das sich nicht definieren läßt; so, als ob sie früher mal ganz was anderes gewohnt war. Das Gesicht vulgär geworden, aber immer noch voll Masse und Esprit und Charme. Herr Major und Herr Hauptmann müßten sie sich wirklich mal ansehen; es lohnt sich!“

Und erst zu spät fiel ihm ein, daß man Brünzow mit solchem Weibertramp so nicht kommen durfte. Das datierte noch von seiner unglücklichen Ehe her, über die er nie sprach, und nach deren Trennung



Deutsche Matrosenartillerie als Schutzwache der deutschen Botschaft in Konstantinopel.

Erich Penninghofen, Berlin-Friedenau.

er sich durch halb Deutschland zu den 254. Grenadiere hatte verlegen lassen.

Der Hauptmann schüttelte auch nur gezwungen lächelnd den Kopf.

Eggesin dagegen fand es unerhört, durch diese Kinderei in seiner absonderlichen Geschichte gestört zu sein. „Mehr Ernst, Hejzerode; mehr Männlichkeit! Wenn man als so junger Dachs die Ehre genießt, einer Regimentsabordnung ins Ausland anzugehören und den Trauertomben eines Erblandmarschalls mitzugeleiten, dann . . .“

Was „dann“ sein sollte, blieb unklar. Denn plötzlich erfolgte ein Stoß und ein so unvermittelter Ruck, daß der Etatsmäßige seinem Hauptmann fast um den Hals gefallen wäre.

Die Räder knirschten; aus den geöffneten Bremsventilen kief unter den Wagen kreischendes Pfeifen entlang; der Zug bremste . . . kief langsamer . . . immer langsamer . . . hielt.

Brünzow zog seine Uhr und ließ den Deckel auffpringen.

„Die nächste Station ist Randzin. Wir können aber unmöglich . . .“

Der Leutnant hatte schon das Fenster heruntergelassen.

„Da scheint ein Unglück passiert zu sein! Sehen Herr Hauptmann doch die Lauferei!“

Der Zug hielt auf offener Strecke. Rings Schweigen, Nacht, abgeerntete Stoppelfelder, leiser, müder Spätsommerwind; fern hinten gegen den blaßblauen Himmel die harte, zackige Silhouette eines Waldes.

An den Waggons entlang aber aufgeschrecktes Leben. Aus allen Kupefenstern neugierige Gesichter . . . erregte Fragen . . . Antworten . . . dazwischen ängstliche Rufe . . . Wortgewirr . . . Zugbeamte liefen mit kleinen Blendlaternen die Strecke zurück — wie Glühwürmchen in hastigem Zickzack — kamen wieder — verschwanden abermals . . .

Den einen, der gerade nach hinten wollte, schrie Hejzerode an:

„Sie, Verehrtester, warum halten wir denn?“

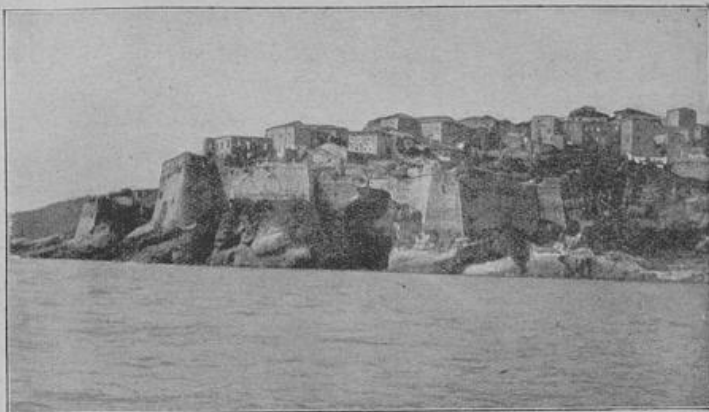
Der Mann in der roten Mütze mochte den Kasernenhofen heraus hören. So nahm er sich Zeit zur Antwort.

„Aus der dritten Klasse ist eine Frau aus dem Zug gestürzt.“

„Eine Dame?“

„Ich hab sie nicht gesehen. Sie ist mit 'ner großen Gesellschaft zusammen gefahren. Schauspieler, glaub ich, sind's. Sie haben auf dem Gang ein Theaterstück geprobt und dabei wohl aus Versehen die Waggontür aufgeklüfft.“

Er wollte bereits weiter, blieb dann aber wieder stehen.



Die ehemalige venetianische Festung von Durazzo in Albanien von der Meeresseite aus. Hochlig., Berlin-Wilmersdorf.

„Da bringen sie sie ja schon!“

Taktmäßig tappende Schritte knirschten auf dem schweren Schotter des Bahndammes. Die Blendlaternen wippten auf und nieder. Manchmal liefen verirrte Lichtstrahlen über einen dunkelgekleideten Frauenkörper, der von acht Händen getragen wurde.

Näher und näher kamen sie. Und jetzt war Hejzerode nicht länger zu halten.

„Da muß ich raus; das muß ich mir mit ansehen. Vielleicht ist es gerade die Frau, von der ich vorhin erzählte!“

Schon drängte er sich durch den Gang; in diesem Moment war er wieder ganz neugieriger sensationslustiger Junge!

Der dicke Eggesin bekam Vatergefühle.

„Tun Sie mir den einzigen Gefallen, lieber Brünzow, und gehen Sie ihm nach! Sonst verlieren wir das Kisten irgendwo; und schließlich kann der hohe Herr nicht begraben werden, weil wir nicht komplett sind!“

„Gern, Herr Major!“ . . . trotzdem es dem Hauptmann gar nicht recht war. Man döste so famos behaglich in dem halbdunklen Raum!

Draußen ein Gewimmel von allerlei neugierigem Volk, für dessen Empfinden dieses Intermezzo die Monotonie der Fahrt höchst angenehm unterbrach.

Brünzow mußte tatsächlich ein paar Sekunden scharf Umchau halten, bis er seinen Leutnant entdeckte, der sich unbefürchtet bis in die erste Reihe vorgeschlängelt hatte.

Jetzt kamen die vier Träger mit der Verunglückten; ein höherer Beamter dirigierte den Transport nach vorn zum Dienstabteil. Es ging den ganzen Zug entlang; wie eine feierliche Prozession.

Die Passagiere bildeten Spalier; die Erregung brandete wieder auf; mitleidige Ausrufe, neugierige Fragen schwirrten durch die vordrängende Masse. Man wollte doch möglichst viel sehen, wenn die Frau einem auch ganz fremd war.

Nur einer, ein einziger hätte wohl Veranlassung gehabt, alles beiseite zu stoßen und zu ihr hinüberzuströmen . . . der Hauptmann von Brünzow!

Aber der stand ganz still; fassungslos; entgeistert. Und starrte wie irrsinnig auf die, die mit geschlossenen Augen in den Armen der Männer lag und deren blutleeres Gesicht im fahlen Licht der Blendlaternen so verfallen aussah und so alt . . . so greisenhaft alt. Und doch war diese selbe Frau einst, vor vielen langen Jahren, als die Gattin des Oberleutnants von Brünzow das Idol und die ungekrönte Königin der kleinen ostpreussischen Garnison gewesen! — Die Prozession war schon vorbei — wie ein punkthafter wüster Fiebertraum in den qualvollen Dekaden einer Leidensnacht geistesstarr vorüberzieht. — „Wenn Herr Hauptmann gestatten, dann lauf ich mal nach vorn; da ist 'n Arzt;“



Ein altes Geschütz in der ehemaligen venetianischen Festung in Durazzo in Albanien.

der muß ja sehen, ob die Frau schwer verletzt oder nur ohnmächtig ist. Komisch, daß ich gerade von ihr vorhin erzählt hab, nicht?"

Der Leutnant von Heherode wartete gar nicht erst auf eine Antwort; er war schon fort.

Brünzow sah ihm nicht nach; mechanisch verließ er auch seinen Platz, ging ein paar Schritte abwärts, bis er an einem Telegraphenfahrl lehnte. Da war es still; über ihm sangen die Drähte, um ihn schwieg die Nacht.

Und wie er so stand und zu der gezackten Silhouette des Waldes hinüber sah, hatte er in der Brust ein seltsam banges Gefühl, das höher und höher stieg ... bis ans Herz. Da wurde es zu schneidendem, brennendem Schmerz.

Die Erinnerungen wurden wach; flatterten hinter der Stirn wie aufgeschreckte Sturmvögel.

Und er sann: —

Die ersten Jahre seiner Ehe — welch tiefe, stille Seligkeiten hatten sie gebracht, welch blinde, jauchzende Liebe, welch tolles, reiches Glück, das nie, nie enden würde, weil es nicht enden durfte!

Bis der Überschwang der Leidenschaft abebbte, bis das ungestüme Blut ruhiger wurde. Da kam die Ernüchterung und die Langeweile. Er — der Oberleutnant von Brünzow — hatte ja seinen Dienst, der ihn in Anspruch nahm; hatte ja seine privaten Studien und seinen Ehrgeiz und seine Ziele. Sie aber war ein Großstadtkind mit all ihrer krankhaften Sehnsucht nach Freiheit und Ungebundenheit und dem brausenden Strom des Lebens, von dem man hier nichts wußte. Hier, wo das Offizierkorps mit den Besitzern der paar umliegenden Güter verkehrte und diese Handvoll Menschen eine Mauer um sich zog, die niemand übersteigen durfte ... auch nicht die schöne junge Frau des Oberleutnant von Brünzow, deren Liebe erloschen war, als die Ehe ihr keine neuen Sensationen mehr zu bieten vermochte. Jetzt war nur noch trotzigte Auslehnung und verbissener Haß gegen das



Türkische Gefangene auf einem Kasernenhof in Belgrad. Rochlig, Berlin.

stidige graue Einerlei der kleinen Grenzgarison. Wieder und wieder versuchte sie es, aus allem Wirrwal zum alten fröhern Glück zurückzufinden. Es ging nicht; man hatte sich ausgegeben, man hatte einander nichts mehr zu sagen. Also Trennung, bevor man noch länger an der Kette zerrte, bevor man sich in verpöchter Ehe noch ganz zermürbte.

Sie war eine Frau; ihr mußte die Möglichkeit einer zweiten glücklicheren Heirat gelassen werden — so nahm er alle Schuld auf sich.

Als die Scheidung ausgesprochen war, ließ er sich nach einer fernem Garnison versetzen — sie tauchte im großen Berlin unter; ohne einen letzten Händedruck auf den Weg, ohne Subsistenzmittel anzunehmen. Nichts mehr... nur fort, fort... und endlich aus eigener Kraft den ehrgeizigen Künstlertraum der Mädchenzeit erfüllen!

Dann kamen sieben Jahre. Der Hauptmann von Brünzow führte längst die Leibkompanie der 254. Grenadiere — von ihr nichts; keine Nachricht, keine Zeile, kein Wort; alles still geworden.

Still geworden auch der Schmerz in der Brust, durch den man neben einem vorbildlichen Frontoffizier auch zu einem finsternen verschlossenen Mann geworden war.

Und jetzt hatte er sie wieder gesehen... als Mitglied einer arbeitsamen Schauspielertuppe — von schwierigen Fäusten aufgefressen aus dem schmutzigen Schotter des Bahndammes.

Er wollte morgen in prunkender Trauergala einen Erblandmarschall zu Grabe leiten — sie in verräucherter Elsbowihksneipen slowenische Bauernschädel für ihre „Kunst“ gewinnen!

Das Leben aber war eine Farce und das hohe Lied der Liebe zur Travestie geworden!...

„Bitte die Herrschaften, wieder einzusteigen!“... die Beamten liefen mit ihren Laternen am Zuge entlang; drängten zur Eile; auf dem Nebengleise der nächsten Knotenstation lag ein langer Gütertrain, an dem man vorbei mußte. Also höchste Zeit!

Da stieß sich der Hauptmann von Brünzow über die Stirn; es war eine unvermittelte, fast schroffe Bewegung



Im Militärhospital zu Belgrad.

Rochlig, Berlin-Wilmersdorf.

und sie hieß: — Finiß; abgeschlossen! Nicht mehr denken! Nicht mehr grübeln! Nicht mehr sich grämen um das, was doch unwiederbringlich dahin und wie ein lichter Schein verfliegen war!

Nur eins konnte man nachher noch tun: — ein paar Banknoten in ein Kuvert stecken und ohne Namensnennung dem Arzt für seine Patientin nach vorn schicken. Wenn sie nicht wußte, von wem es kam... vielleicht nahm sie das Geld dann! Ja, das war ein guter Plan, Heyerode mußte die Erledigung übernehmen, möglichst sofort.

Als er in das Kupee zurückkehrte, fand er den Leutnant bereits vor. Der hatte dem Major schon alles erzählt und erstattete nun auch seinem Kompaniechef Rapport, während der Zug anruckte und langsam wieder in Fahrt kam.

„Also das war wirklich die Frau, von der ich vorher erzählte.“

„Ich hab dem Arzt ein paar Handreichungen geleistet, denn die anderen Kulis standen alle blöd und verlegen da und machten dämliche Gesichter. Der Doktor wollte nachher für seinen dienstlichen Bericht auch den bürgerlichen Namen der Frau wissen, aber denken Herr Hauptmann, daß ihn von der ganzen Gesellschaft auch nur ein einziger kannte! Wie solche Geister leben, was? Reisen durch die halbe Welt zusammen und keiner interessiert sich beim andern für Papiere und Herkunft und so! Tolle Chose, sollte man doch kaum für möglich halten!“

„Was hat denn... die ärztliche Untersuchung ergeben? Wird die ... Genesung... lange dauern?“

Der blonde Junge starrte ihn verblüfft an.

„Ja — Verzeihung! — hab ich das denn ganz vergessen zu erzählen?... die Frau ist doch tot!... war schon tot, als man sie fand! ... Bei der rasenden Geschwindigkeit des Auges muß sie sehr hart



Die Schifferkirche in Berlin.

Intern. Ill.-Verlag.

Anfang Dezember fand in der Schifferkirche in Berlin ein Kirchweihfest statt, woran sich die augenblicklich in Berlin befindlichen Schiffer in großer Zahl mit ihren Familien beteiligten.

auf den Boden aufgeschlagen sein, meint der Doktor.“ Der Hauptmann von Brünzow stand hochaufgerichtet mitten im schlingenden Kupee unter der still dämmernden Lampe und fixierte seinem Leutnant in das gleichmütig harmlose Gesicht und würgte jählings einen würgenden Druck in der Kehle, wie eine brutale Faust, die sich ihm um den Hals preßte — fester... immer fester.

Er fühlte: jetzt endlich mußte alles von der Seele herunter, was er seit sieben Jahren mit sich schleppte, jetzt mußte er die Brust wieder frei bekommen, jetzt mußte er dem großen korrekten Jungen da ins Gesicht schreien: „Du, wehr dich und wahr dich und hüte deine Zunge;

denn du sprichst von einer, die mal meine Frau gewesen ist!“... und tat nichts von alledem, sondern preßte die Lippen aufeinander und nidte gelassen.

Der Leutnant von Heyerode langte sein Zigarettenetui hervor.

„Eigentlich schade um das Mädel; war wirklich 'n niedlicher Kerl! Auf eine derartige Weise zu enden, ist immer tragisch; wemgleich gerade solch armseliges Leben wohl kaum noch 'ne menschenwürdige Existenz genannt werden kann!“

Der Etatsmäßige jedoch, der Major Graf Eggesin, hatte gegen diesen kurzgefaßten Nachruf ganz entschiedene Bedenken. Weshalb er sich denn auch in Positur setzte und sanft ermahrend verwies:

„Existenz hin — Existenz her, lieber Freund... sie war eine Frau! Darum ist diese Katastrophe doppelt bedauerlich. Denn was sagt schon der olle Schiller, der sich auf die Gefühlslüste verstanden hat — na ja, was sagt er denn gleich — Ehret die Frauen...“



Zum Stapellauf des österreichisch-ungarischen Dreadnoughts „Prinz Eugen“ in Triest: Die Weihe des Schiffes durch die Geistlichkeit.

Berliner Ill.-Verl.



Ignatius, der Künstler.

Künstler-Humoreske von J. D. Warken.

Die Stille meines Ateliers wurde plötzlich durch das fast gewaltsame Aufreißen der Tür unterbrochen. Im nächsten Augenblick sank mein Freund Willibald Brüberle wie ein gebrochener Mann in einen der großen Lehnstühle und stöhnte:

„Mensch, wie ist das möglich?“

Weil Künstler es häufig mit der Begrüßungsform nicht so genau nehmen, und weil tief sinnige, geheimnisvolle Fragen unter ihnen nichts Seltenes sind, setzte mich dieser hochdramatische Auftritt Willibalds durchaus nicht in Erstaunen. Ich sagte ruhig, indem ich meine Farbe auf der Palette weiter mischte:

„Guten Morgen, Willibald. Werde bitte etwas deutlicher.“

Einen Augenblick sah er mich starr an; dann sagte er etwas pathetisch frei nach Don Chotlos: „Hör an — erstarre — doch erwidere nichts — ich bin ein großer Künstler!“

Er erhob sich etwas, zog aus der Brusttasche ein Papier hervor und hielt es mir entgegen.

Ich faltete hastig das Telegramm und las:

„Der Vorstand der Internationalen Kunstausstellung teilt Ihnen mit, daß Ihr Bild „Abendfrieden“ von der Jury mit der goldenen Medaille prämiert wurde. Wir sprechen unsern Glückwunsch aus. Gleichzeitig fragen wir an, ob Sie dem Verlosungsausschuß das Bild für 2000 anstatt 2500 Lire überlassen wollen.“

„Willibald! Willibald! Mensch! Freund! Ich gratuliere dir! Aber was ist das für ein Bild? Was ist das für eine Ausstellung?“

„Du bewunderst gestern die Skizze dazu in meinem Atelier. Ich habe das Bild auf die Ausstellung nach Venedig geschickt.“

„Und davon sagtest du deinem besten Freunde kein Wort, als er nach dreijähriger Abwesenheit gestern zum ersten Male zu dir kam?“

„Verzeih! Ich fand nicht den Mut dazu. Keiner

meiner Bekannten weiß, daß ich ausgestellt habe. Ich hatte ja a len Glauben an mich verloren. Mein Selbstvertrauen ist im Laufe der letzten drei Jahre so gründlich in die Brüche gegangen.“

„Dein Selbstvertrauen? Aber deine Studien fielen doch auf der Akademie schon auf. — Du galst stets für sehr talentvoll.“

Willibald antwortete nicht. Er sah mich nur mit einem ganz eigenen schwermütigen Blick an. Ich fuhr fort:

„Allerdings war ich gestern, offen gestanden, etwas enttäuscht, als ich nach jahrelanger Abwesenheit nichts Neues in deinem Atelier fand, mit Ausnahme der Skizzen zu dem Wilde, von dem ich ja keine Ahnung hatte, und . . .“

„Da liegt der Hund begraben, lieber Freund,“ unterbrach Willibald mich. „Ich will dir eine Geschichte erzählen, aber nicht wie man Präsident wird, sondern wie Willibald Brüberle zur goldenen Medaille kam. Aber hier nicht. Hier ist mir die Luft zu eng. Laß uns durch den Englischen Garten zur Griechischen Weinstube gehen, da wollen wir wie früher so manches fröhliche Ereignis auch dieses begießen.“

Eine Viertelstunde später gingen wir Arm in Arm durch den Englischen Garten. Willibald brach endlich das Schweigen und sagte:

„Ich habe eine Bitte an dich. Du mußt mir zuliebe für eine Stunde deine aristokratischen Vorurteile begraben und nichts dagegen haben, daß Ignatius an unserm Bankett in der Weinstube teilnimmt.“

„Ignatius?“ fragte ich erstaunt.

„Ja, Ignatius, mein Diener. Ihm allein verdanke ich die goldne Medaille.“

„Wirklich, Ignatius, dein Diener, den ich zu meinem größten Erstaunen nach meiner Rückkehr noch in deinen Diensten fand? Ich erinnere mich, daß du vor meiner Abreise sagtest, er flöge nächstens hinaus, weil er zu faul war und weil er log.“

„O, lieber Freund, ich denke heute über das Lügen und die Faulheit anders. Gott sei Dank, daß Ignatius diese Eigenschaften besaß.“

Wäre er fleißig gewesen, und hätte er nie gelogen, so würden mir meine Verhältnisse kaum erlauben, dich heute einzuladen.“

„Genug des Mystizismus, erzähle endlich deine Geschichte!“

Und Willibald erzählte.

„Du erinnerst dich noch, daß, kurz bevor du München verließest, mein Vater plötzlich starb. Auch du hieltest mich damals für einen reichen Erben. Nun, das war ein Irrtum. Das Geschäft war so gut wie pleite. Ich war über Nacht zum Bettler geworden. Eine recht unangenehme Situation, wenn man so verwöhnt ist, wie ich es war. Das Leben auf großem Fuße war aus; die Ansprüche mußten auf ein Minimum herabgeschraubt werden; das stand fest. Mein Geld reichte nur noch für wenige Monate, dann kam der Kampf um das tägliche Brot. Bilder malen wäre purer Irrsinn gewesen. Davon konnte ich mir keinen Erfolg versprechen, weil ich aus meinem Studium herausgerissen wurde. Ich suchte Zeichenlehrerstellen in Mäd-



Das Kronprinzenpaar auf der Fasanenjagd in Oels. Int. Ill.-Verl.

cheninstituten und fand auch zwei. Zwar wurden sie miserabel bezahlt, aber ich war vor dem Hungertode gerettet. Ich mietete ein billigeres Atelier und entließ auch meinen Diener. Du wirst dich dessen noch erinnern. Nach acht Tagen aber schon sah ich ein, daß ich den mir daraus entstehenden Ungelegenheiten auf die Dauer nicht gewachsen sein würde, und suchte durch die Zeitung einen neuen Diener. Die Folge war, daß, geleitet von einer gütigen Vorsehung, Ignatius zum ersten Male die Schwelle meines Studios überschritt. Er wurde unmerklich mein Vertrauter. Darum ertrug ich geduldig seine Faulheit. Nur reizte es mich zur Wut, daß er stets eine halbe Stunde für seine Toilette nötig hatte, ehe er zur Ausführung der kleinsten Beforgung auf die Straße ging. Nie verließ er das Haus, ohne sich auf das sorgfältigste zu kleiden, und bald wurde es mir klar, daß er es ängstlich vermied, für einen Diener gehalten zu werden. Eines Tages bemerkte ich an Ignatius etwas, das fast an Fleiß und Pflichterfüllung grenzte. Das veranlaßte mich zu der besorgten Frage, ob er krank sei, was er mit betrübtem Kopfschütteln beantwortete und hinzufügte:

„Viel schlimmer als das. Ich muß mir das Leben nehmen, wenn Sie mich nicht aus dieser Lage retten.“ Jetzt sah ich erst, wie bleich er war. „Ja, das Leben nehmen,“ wiederholte er noch einmal mit Nachdruck. „Als blamierter Mensch in der Welt herumlaufen, das ertrage ich nicht.“

„Aber was haben Sie denn angerichtet?“ fragte ich, von seinem tiefen Ernst betroffen. „Es handelt sich um meine Ehre. Ich will Ihnen die volle Wahrheit sagen. Helfen Sie mir oder werfen Sie mich hinaus. Mir ist alles gleich; aber ersteres wäre mir lieber.“

Er schwieg einige Sekunden, schlug die Augen zu Boden und würgte dann die Worte hervor:

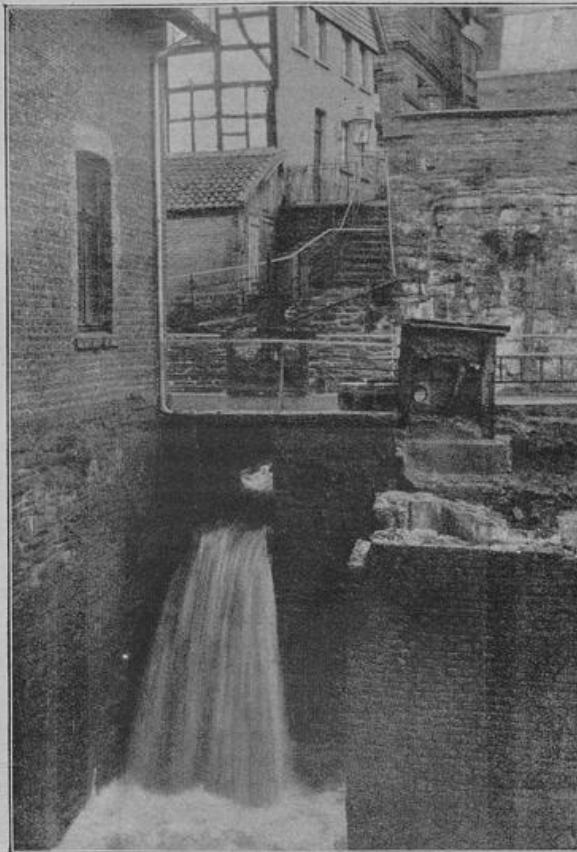
„Niemand weiß, daß ich Ihr Diener bin. Ich habe stets gesagt, wir wären Kollegen und arbeiteten in demselben Atelier.“

„Mensch!“ rief ich entrüstet.

„Verzeihen Sie, es handelt sich ja nur um Leute, die Sie gar nicht kennen. Die Folgen meiner Lüge sind schlimm genug für mich. Gestern hat mich eine Näherin gebeten, ihr zwei Bilder zu malen.“

„Zwei Bilder?“ unterbrach ich ihn überrascht, weil mir das Schicksal Massenaufträge bisher hartnäckig vorenthalten hatte.

„Ja. Die Näherin war verlobt mit einem Seemann, der verschollen ist. Von seiner letzten Reise brachte er ihr aus Brasilien zwei große Muscheln mit, und darauf soll ich ihr Landschaften malen. Ich sagte, ich sei zurzeit mit Arbeit überhäuft. Meine Hoffnung, sie dadurch los zu werden, schlug fehl. Sie sagte, es hätte Zeit, ich könne die Bilder malen, wann ich wollte; es läge ihr daran, etwas wirklich Gutes und künstlerisches zu haben; deshalb



Aus Alt-Langenberg (Bild.): Am Wühlengraben.

habe sie sich an mich gewandt. Ich konnte nun doch nicht zugeben, daß ich alle Leute im Hause immer angeschwindelt habe, und war gezwungen, den Auftrag anzunehmen. Gaben Sie Mitleid mit mir, und malen Sie die Bilder. Ich will gern auf einen Monatslohn verzichten.“

Mich amüsierte dieser Reinfall meines Ignatius ungeheuer; Ich ließ ihn erst noch etwas zappeln, bis ich mein gutes Herz siegen ließ.

Ignatius strömte über von Dankbarkeit, puhte zwei Tage meine Schuhe wirklich blank und stand morgens zur rechten Zeit auf. Am dritten Tage brachte er mir die Muscheln. In humorvoller Stimmung kitzelte ich zwei farbenlustige, von Sonne überglühene Landschaften darauf. Die Arbeit machte mir sogar Vergnügen. Ich buhlte ja nicht um die Gunst der Menge und ließ meinen Gefühlen freien Lauf. Der Erfolg war durchschlagend. Die Näherin war entzückt von den Kunstwerken, und ihre Begeisterung für den großen Künstler Ignatius übertrug sich auf alle ihre Verwandten und Bekannten, auf ihre Kundschaft und Hausgenossen. In voller Würdigung des „Kunstwertes“ der Bilder drückte sie dem tieferrothenden Ignatius die

riesige Summe von sechs Mark in die Hand, Ignatius Weigerung, das Geld anzunehmen, blieb erfolglos.

Seine vornehme Gesinnung und sein Gewissen aber erlaubten ihm nicht, dieses Kapital als sein Eigentum anzusehen, und ich mußte seinem Drängen nachgeben, mich als rechtmäßigen Besitzer desselben zu betrachten. Ich kaufte ihm dafür eine Uhrkette aus purem Golde. Von diesem Tage an wendete sich mein Geschick. Schon am nächsten



Jakob Rodelkirchen.



Sr. Devens, Düsseldorf

„Von Haus zu Haus“.

Zwei Düsseldorfer Originale.

Beide sind stadtbekannt: Der Kolbe Jakob Rodelkirchen, 62 Jahre alt, bringt Tag und Nacht in seinem Beruf auf dem Wasser zu. Er ist ein guter Erzähler und Zitherspieler, und manches lustige Schiffslied stammt aus seiner Feder. — Der alte Kolporteur ist unter dem Namen „Von Haus zu Haus“ bekannt, da er von Tür zu Tür und von Wirtschaft zu Wirtschaft geht, um Ansichtskarten und dergl. zu verkaufen; sein charakteristischer Kopf hat schon oft als Modell gedient.

Morgen kam Ignatius mit einem neuen Auftrage. In das Haus, in dem auf der Kommode der kunstfertigen Näherin meine beiden Kunstwerke standen, war ein Pferdebahnkutscher eingezogen, und die Möbeltransporteure hatten zwei Delbrudbilder — wunderschöne Edelsträußlein mit riesigen Federhüten — beschädigt. Die dankbare Mäzenatin hatte sofort Ignatius als den für die Reparatur geeigneten Künstler empfohlen, und er hatte den Auftrag kalten Blutes für 5 Mark angenommen. Ich führte den Auftrag in so gehobener Stimmung aus, daß ich, wohl zum ersten Male seit meiner Misere, wieder wie einst in glücklicheren Zeiten lustig bei der Arbeit pffiff. Dieser nicht mißzuverstehende Ausdruck meiner Gemütsverfassung hat Ignatius jedenfalls auf einen grandiosen Gedanken gebracht, denn schon am nächsten Tage teilte er mir mit, daß er den Auftrag bekommen habe, ein Türschild zu malen für den Glöckschneider Käseberg mit einem dementsprechenden Stilleben, bestehend aus einer Bierflasche, Käse, einigen Weften und Scheren. Der Preis durfte zehn Mark sein, und das Blech wollte er extra zahlen. Und so ging das nun weiter. Täglich kam Ignatius mit Aufträgen, und bald wurde das Geschäft ausgedehnt auf Kreidezeichnungen nach Photographien Lebender und Verstorbener für zehn bis fünfzehn Mark das Stück. Oft machte ich drei bis vier an einem Tage, da diese Bilder bald in Ignatius' Bekanntenkreise beliebte Hochzeits- und Geburtstagsgeschenke wurden. Ignatius wurde von Tag zu Tag fauler, ich reicher. Selbstredend gab ich ihm für jeden Auftrag reichliche Procente, so daß er sich „seinem Stande gemäß“ kleiden und seinen Idealwunsch erfüllen konnte. Dieser bestand darin, sich für die weniger ästhetischen Dienstleistungen und das Reinigen der Treppe eine alte Frau zu engagieren. Keine Mühe war ihm jedoch zu viel, wenn es galt, einen Auftrag zu erhalten. Er hatte sich eine gewisse stolze Haltung angewöhnt, trug längeres Haar als früher, das aber tadellos gepflegt war, und genial geschlungene Künstlerfravatten. Die Zahl der Aufträge wurde nun zu Zeiten so groß, daß ich sie kaum noch bewältigen konnte, und meine Ersparnisse wuchsen zu einer namhaften Summe an.

Nachdem ich aber auf diese Weise meine nächste Zukunft gesichert sah, ergriff mich doch ab und zu ein quälender moralischer Kater. Ich fühlte mich allmählich im Sumpf der profanen Alltagsarbeit versinken, und eine unbeschreibliche Sehnsucht nach allem, was mir als Künstler früher einmal heilig war, packte mich. In einer solchen Stimmung begann ich ein Bild. Und an diesem Bilde arbeitete ich im Laufe der letzten drei Jahre immer in den Stunden, in denen mein Herz ganz erfüllt war von dem Verlangen nach künstlerischem Schaffen. Wie war früher ein so gewaltiges, inneres Drängen, ein so zwingendes Gestaltungsbedürfnis in mir, wie in diesen Stunden, in denen ich malte, um des Gefühles tiefter Traurigkeit und Verzweiflung Herr zu werden. Ich weiß nicht, lieber Freund, ob es die glücklichsten oder die furchtbarsten Stunden meines Lebens waren. In einem Augenblick war es mir, als ob ich schreien müsse vor innerer Qual, im nächsten als ob ich aufzuschreien müsse vor Glücksempfinden. So schuf ich das Bild, das mir die goldene Medaille eingetragen hat.“

Willibald schwieg. Er sah mich nicht an. Ich merkte, daß seine Lippen zuckten und seine Augen sich plötzlich mit einem brennend roten Rand umzogen. Ich verstand, was in ihm vorging, und konnte über das Komische seiner Geschichte nicht lachen. Das Tragische derselben hatte mich sehr gepackt. „Und was sagt Ignatius zu dem Erfolg?“ fragte ich endlich nach minutenlangem Schweigen.

„Er weiß es noch gar nicht,“ antwortete Willibald. „Ich habe ihn merkwürdigerweise heute morgen noch nicht gesehen. Er wird wohl auf Geschäftsreisen sein. Aber sag', bist du einverstanden, daß er mit uns in die Weinstube kommt?“

„Aber natürlich! Wie kannst du nur so fragen? Von ganzem Herzen!“ —

Oben im Atelier überreichte Willibald seinem treuen Ignatius strahlend das Telegramm und sagte: „So, Ignatius, jetzt werden keine Aischbilder mehr gemalt. Dieses elende Leben hat ein Ende. Von heute ab wird nur noch der große, edle, freien Kunst gelebt.“

Während Ignatius das Telegramm las, sahen wir erwartungsvoll seiner Antwort entgegen. Zu unserer Überraschung wurde er bleich und zitterte am ganzen Körper.

„Aber was haben Sie, Ignatius?“ fragte Willibald erstaunt. Ignatius sah auf und sagte stodend:

„Nein, das dürfen Sie mir nicht antun. Ich würde für immer blamiert sein. Und gerade jetzt. Gestern abend hat mich der „Verein der Barbiers des Westens“ zum Ehrenmitglied gemacht. Infolge der Landschaft, die ich mit Ihrer Erlaubnis für das Vereinslokal als Aelteste geschenkt habe. Dreiundzwanzig selbständige Barbiers haben aus Dankbarkeit Porträts in Kreide bei mir bestellt, als Schmutz für ihre Barbierstuben, das Stück für dreißig Mark ohne Rahmen. Ich habe mich dazu verpflichtet. Wenn Sie mich jetzt im Stich lassen, bleibt mir kein anderer Ausweg als die Angel.“ — Ich mußte lachen über die tragikomische Szene. In Willibalds Zügen stand dunkler Ernst. Alle Farbe war aus seinem Gesichte gewichen. Mit klangloser Stimme sagte er zu mir: „Sprich bitte jetzt nicht, lache auch nicht! Die Situation ist sehr ernst. Ich muß kaltes Blut bewahren.“

Nach einer unheimlichen Minute sagte er zu Ignatius:

„Gut, Ignatius; ich werde die Bilder zeichnen. Ich würde als Schutz an Ihnen handeln, wenn ich es nicht täte. Aber diese dreiundzwanzig Barbiers sind die letzte Arbeit, die ich nur des schönen Mammons wegen mache. Strengen Sie ihr Gehirn an, wie Sie sich später aus der Affäre ziehen wollen. Ich schulde Ihnen viel Dank; das werde ich nie vergessen. Sie sind mir schon lange nicht mehr Diener, sondern Freund. Aber ich muß frei sein. Finden Sie jedoch keinen Ausweg, in Ihren Kreisen Ihren Ruf als Künstler zu retten, so bin ich bereit, unsern Wohnsitz zu wechseln. Wir würden uns in Rom oder Paris niederlassen, und Sie würden es versuchen müssen, Ihr Leben als einfacher Diener zu fristen, ohne die Aureole des Ruhmes. Schlecht soll es Ihnen gewiß auch dann nicht gehen. Ueberlegen Sie sich das heute nachmittag in aller Ruhe. Jetzt aber wollen wir die Gnuß des Augenblickes genießen. Ziehen Sie sich etwas schneller als gewöhnlich an, und kommen Sie mit in die Weinstube zum Frühstück.“



Dr. Wülffing, erster Beigeordneter in Düsseldorf, geboren 11. Januar 1861 in Elberfeld, ist in der Nacht zum 9. Dezember einem Herzschlag erlegen. Er hat über 22 Jahre seines Lebens dem Wohle der Stadt gewidmet.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 51.

Düsseldorf, 21. Dezember

1912.

Friede auf Erden!



Der St.-James-Palast in London, Ort der Friedensverhandlungen.

Gebr. Haeckel, Berlin.

König Georg V. von England hat den Friedensdelegierten der auf dem Balkan kriegführenden Staaten diesen Palast für die Friedensverhandlungen zur Verfügung gestellt. Der Palast ist die älteste königliche Residenz Londons; er stammt zum Teil aus der Zeit König Heinrichs VII.; hier finden alle wichtigen Hofzeremonien statt, jedoch bewohnt der König den äußerlich reizlosen Bau nicht, sondern den benachbarten, in deutscher Renaissance erbauten Buckingham-Palast.

Weihnachtsbesuch.

Von Josepha Mez.

Die Kurmusik spielte, die Leute tranken ihren Brunn, spazierten auf und ab, blieben stehen, kauften, schalteten, schwayten und lachten. Mitten in dem Getriebe, lässig gegen einen Baum gelehnt, stand ein Mann. In jeder Hand hielt er ein winziges Etwas, das sich selbständig bewegte: Hunde, Ansätze zu Hunden, denn sie waren so klein, daß sie wie Scherzartikel wirkten. Ob sie hübsch waren oder höflich, ränig oder raffelos, jedenfalls waren sie „süß“. Das sagten besonders die Kinder, die immer recht schnell von den Erwachsenen am Hundemann vorbeigeschoben wurden. Und ganz besonders sagten es die drei Kinder Nora, Eva und Harro. Sie sagten es jeden Morgen aufs neue. Aber die Mama wurde dann plötzlich harthörig. Ja, sie hörte es nicht einmal, daß das süß sich zu „wonnig“, „himmlisch“ und „zum Sterben“ steigerte. Dieser „zum Sterben wonnig, himmlische, süße“ Ankerplatz der Kindersehnsucht nun war ein kleines weißes Wollknäuel mit schwarzem Köpchen und einem Fragment von Schwanz. Es sah genau aus wie jene Hündchen, die man in Spielzeugläden kauft, die keine Hundesteuer kosten und die Teppiche sauber halten. „Der!“ sagten die Kinder, und drei Reizefinger stachen ihm beinahe seine blanken Schuhspitzen aus. Der Hundemann verhielt sich passiv, er konnte seine Kundschaft. Er lag malerisch gegen den Baum gelehnt, der mitleidsvoll die Mängel seiner Erscheinung überschattete, und drehte das Wollknäuel auf seiner Hand so, daß man nur die schönere Front und nicht die etwas zu kurz abgehadte Rückseite zu sehen bekam.

Endlich wurde es der Mama zuviel, sie sagte: „Gut, laßt ihn euch.“ Das war grausam, denn die Mama wußte ganz genau, daß so ein Wollknäuel dreißig Mark kostete, und welches ihrer Kinder besah dreißig Mark? Nicht einmal zwanzig — nicht einmal zehn. Aber die Mama hatte sich verrechnet. Sie hatte nicht an Harros Geburtstag gedacht, den er vor vierzehn Tagen gefeiert und zu dem er vom Papa, Großpapa, von Onkeln und Tanten statt der üblichen Eisenbahnen, Kaulasten und Pferdeleinen Geld bekommen hatte, wegen der „Steuer“. — In einem schönen Morgen, als die Mama im Schaukelstuhl saß und las, winkelte es draußen vor der Stubentür, und herein schob sich etwas Winziges, Schwarzweißes, das plötzlich zu laufen anfing, als wenn es aufgezogen wäre. Hinter ihm erhob sich das Indianergeschrei:

„Wir haben ihn, wir haben ihn!“

Die Mama sprang auf, während der Schaukelstuhl sich hinter ihr überschlug. — „Wo kommt der Hund her?“ — „Vom Hundemann!“ erlang's dreistimmig.

„Tragt ihn wieder weg, ich bezahle ihn nicht.“

„Ja schon bezahlt!“

„Wer hat das Geld gegeben?“

„Wir!“

„Wieso...?“

„Papa, Großpapa, Onkel Max, Tante Martha, Tante Frieda,“ wurde zusammengerechnet. Die Mama war geschlagen, sie stellte den Schaukelstuhl auf die Beine und warf ihr Trio mit samt dem Zuwachs hinaus. — —

Das Wollknäuel wurde „Viola“ gekauft. Warum? —

Wer ahnt die poetischen Sehnsüchte einer Dreizehnjährigen?!



Weihnacht.

Singe mir, Liebchen, mein Lieblingslied,
Da die Wasser erstarren;
Da am Fenster die Eiskrone blüht,
Ueber das Land der Nebelgeist zieht
Und die Baumäste knarren.

Liebed verdeckt des Herbstes Gruß
Weich eine schmelzende Decke.
Stiller der Stille durchzittert die Luft,
Tuscheln, eisigen Nebeldunst
Treibt der Wind um die Ecke.

Floken fallen vom Himmelszelt,
Rauben den Sternenshimmer.
Sagen auch mir ein „Gute Nacht, Welt!“
Traulich beieinander gestellt
Hier im durchwärmten Zimmer.

Dich halte ich am Kamin umfaßt,
Halte dich für immer;
Funken strüht der knorrige Ast,
Friedlich blinkt der goldene Glanz
Und der rötliche Glimmer.

Langsam erlischt am Tannenbaum
Ein Lichtlein nach dem andern.
Ueber den dunkler werdenden Raum
Breitet sich still ein Weihnachtsrausch.
Und die Gedanken wandern . . . W. B.



Gnecht Ruprecht.

Nach einem Gemälde von Schuster-Woldan.



Wintersport hoch oben im Riesengebirge im Quellengebiet der Elbe.

„Nora wollte es,“ entschuldigten die beiden Kleinen, „wir hätten ihn ja lieber Stöpsel genannt.“ —

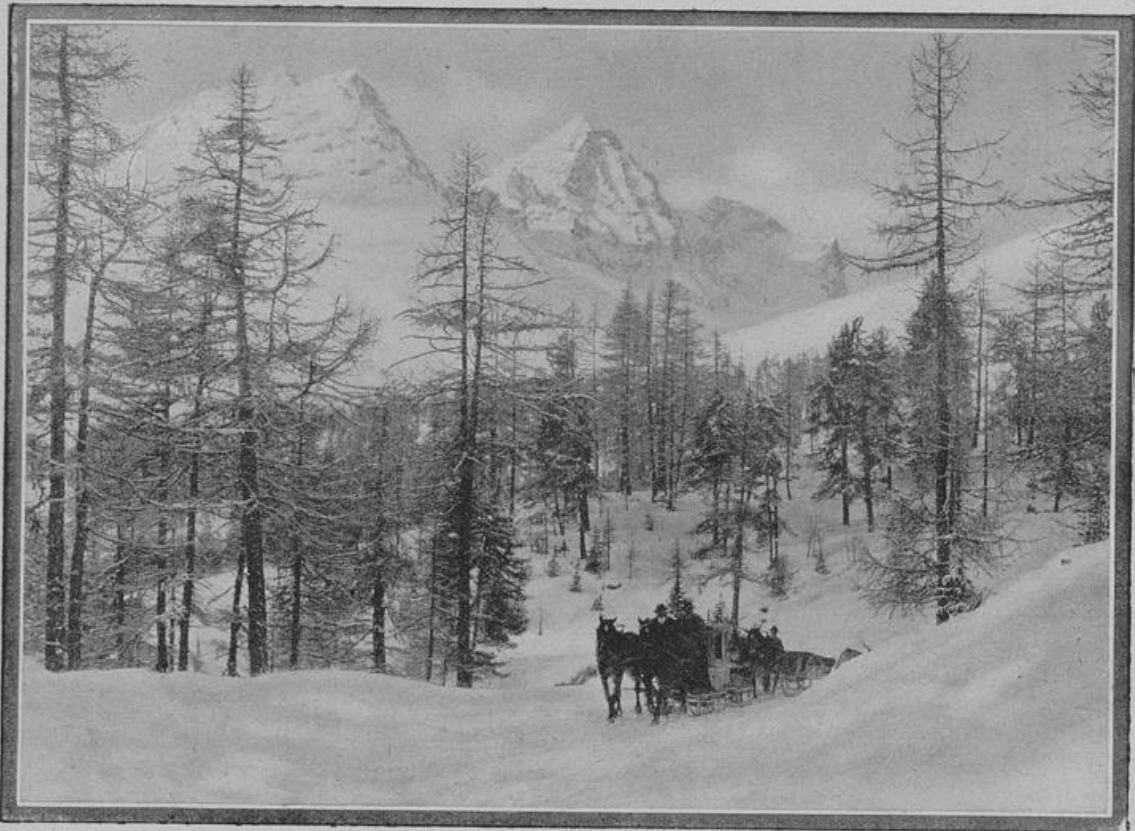
Aber Nora machte Gedichte, und so ordnete man sich ihr unter. Uebrigens war Viola ein „Er“.

Viola kostete auf der Heimreise viele Strafgebel und Extrabillette. Aber das Schlimmste lag schon hinter ihm: Er hatte die sämt-

lichen Tischdeckenstranzen der Villa Quisisana abgestressen, gar nicht zu reden von den zartfarbigen Teppichen!

Die Mama schalt auf ihn in allen Tönen, als sie nach Hause kam, wo er dem Papa vorgeführt wurde. Wer wollte es ihr verdenken?!

Der Papa sagte nur: „Dafür hätte er schöner sein dürfen.“ — Viola interessierte sich nach wie vor für Tischdecken, Sofakissen und



Weihnachtspost im Engadin.

Record Press, London.

Teppiche, auch Pantoffellappen fand er äußerst delikate. Er war wirklich eine schlimme Plage. Nur die Kinder liebten ihn unentwegt.

Doch die Katastrophe kam. Eines Tages nahm die Mama ein Bad. Viola, ganz und gar in das Frottiertuch verliebt, hatte sich ungelesen eingeschlichen. O, was für eine fesselnde Erscheinung war doch der schwimmende Schwamm! Kurz entschlossen trennte Viola sich von seinem Badetuchzipfel, nahm einen kleinen Anlauf und stürzte sich mutig in die Flut des warmen Badewassers. Aber, o weh! In der Wanne befand sich schon die Mama, die für mitbadende Hunde keine Neigung zeigte. Sie erholte sich nur sehr langsam von dem Schreck, viel langsamer, als Viola von der Strafe erreicht wurde: er flog. Die Kinder weinten. Nora sagte: „Er kann nicht länger im Hause bleiben, Mama geniert sich vor ihm, bedenkt doch nur, er hat sie im Badewasser gesehen!“ Nora versprach den Kleinen ein Gedicht, das „An Viola“ heißen sollte. Da tropften die Tränen langsamer.

meinte, „Neh“ brauche man nicht extra dabei zu sagen, das könne man sowieso sehen. — O mißverständene Poesie! —

„Wenn Viola zu Weihnachten kommt, dann fahre ich ihn in meinem neuen Puppenwagen aus, die Zwillinge können solange im Bett bleiben,“ sagte Eva.

„Aber du hast ja den Puppenwagen noch gar nicht, und die Zwillinge, die sollst du doch erst kriegen,“ meinte Harro bedenklich. „Ich seh'n lieber in mein Auto oder ich bind'n auf dem neuen Klappen fest un . . .“

„Ei, das hast du ja auch alles noch nicht!“

„Na ja, aber doch vielleicht, gerade so vielleicht wie du deinen Puppenwagen und die Zwillinge.“

„Wir können ihn aber doch wenigstens in der Puppenschaukel schaukeln, denn die haben wir.“

Nora beteiligte sich nicht an diesen Sorgen; sie saß, die Zeige-



Weihnachten auf einem deutschen Schlachtschiff.

Viola kam zu einer alten Frau, die früher das Kindermädchen der Mama gewesen war und von den Kindern „Frau Kindermädchen“ genannt wurde. Sie wohnte auf dem Lande, wo er gute Luft hatte und sich auslaufen konnte, wie die Mama versicherte. Das Gedicht „An Viola“ war auch fertig, aber es konnte die Kleinen über den Verlust nicht ganz hinwegtrösten. —

Weihnachten kam. Jeden Tag wurden neue Wunschzettel geschrieben, immer neue, immer andere Wünsche tauchten auf, nur einer blieb unverändertlich: „Viola soll Weihnachten zum Besuch kommen.“ Sogar Nora hatte diesen Wunsch unter „Nörners sämtlichen Werken“ stehen.

Viele Ansichtskarten waren an „Viola bei Frau Kindermädchen Morgenschlag“ abgegangen und hatten die einmalige, aber durchaus beruhigende Antwort eingetragen: „Da jeht es jut.“ Denn Frau Kindermädchen Morgenschlag kürzte Viola um eine Silbe, da sie

finger in den Ohren, und dichtete am letzten Vers des neuen Gedichtes „Wiedersehen mit dem Verbannten“, in Parenthese „Viola“. —

Dem kleinen Harro wurde das Schreiben noch sehr schwer, besonders das große E schreckte ihn, aber er wollte doch sicher gehen. Außerdem war das E ganz überflüssig. Er schrieb also: „Libes Kristkind un wen du fülleicht das Auto auch nich brinlst un den Klappen auch nich denn aber auf ale Fele den Viola. Weil wir ihn so lip haben un ich dieß an dich ekstra schreibe noch außerdem Wunschzettel für di Vekttern. Dein Harro“ —

Und nun war Weihnachten da, ganz da. Im Herrenzimmer stand der geschmückte Christbaum, und wenn der Papa sich nach Tisch auf den Divan legte, zitterten alle Schokoladenkringel und Watten-schneemänner, ja sogar der Engel mit den odergelben Loden. Am meisten jedoch zitterte der Papa, aus Angst, daß er den Baum umwerfen könne.

Und dann war es plötzlich heiliger Abend, heiliger Abend mit Vorfreude und Bangigkeit vor nicht erfüllten Wünschen, mit Ueberraschungsfieber und Aufregungsbüchsen, mit Rischen, Tannen- und Wochslerzenduft. — Und das Glöckchen klingelte. — O, alles, alles war da! Und alles war herrlich! Wie war soviel Marzipan am Baum gewesen! Und die Zwillinge hatten ganz richtige Krumme Beine, Körners sämtliche Werke wiesen Goldschnitt auf, wenigstens an der oberen Schnittfläche, und das Auto noch sogar wirklich echt nach Benzin.

Ja, alles war wunder-, wunderschön!
Das Aller schönste aber kam noch.

Die Mama hatte in der Weihnachtswoche plötzlich ein weiches Herz bekommen. Keins aus Marzipan oder Lebkuchen, es war ihr eigenes, das weich geworden war durch die Feststimmung. Und so hatte sie an ihr altes Kindermädchen geschrieben, daß sie sich dieses

„Reißen heißt he,“ sagte Frau Kindermädchen, die sich hinter ihm ins Zimmer schob. „Aber he is 'n guten Mattenfänger.“

„Und ich hab' ein Gedicht auf ihn gemacht!“ Nora fühlte sich beleidigt. — „Ja, und einmal war er ganz klein und ganz süß!“ seufzte Eva in wehmütiger Erinnerung. — „Es ist aber doch nett, daß er da ist,“ meinte Harro, „aber nur gut, daß du mitkommen bist, Frau Kindermädchen, allein hätte den das Christkind nicht tragen können.“

Und der kleine Harro streichelte das ausgewachsene Wollknäuel mit Vorlicht und Dankbarkeit.

Der Papa lachte.

Er lachte so furchtbar, daß der Baum zu wackeln anfang.

„Und wir hatten ihn so schrecklich lieb!“ . . . seufzte Eva wieder. Eine Träne lief über ihr heißes Weihnachtsbüchsen.



Truthühner auf einer Hühnerfarm in Essex.

London News Mg.

Der Truthahn ist der beliebteste Weihnachtsbraten der Engländer. Auf der abgebildeten Farm werden mehrere hundert Truthühner für den Weihnachtstisch gemästet

Mal ihr Weihnachtsgeschenk selbst abholen solle, das Reisegeld für sie und Viola liege bei, denn der Hund dürfe mitkommen.

Nun, nach der Bescherung, wurde die Mama ein wenig ungebuldig; hoffentlich war der alten Frau nichts zugestoßen. Da kam Marie: „Gnäd' Frau, draußen ist eine Frau, die . . .“ — „Gut, ich komme.“ Die Mama verschwand, und als sie wieder hereinkam, lag ein merkwürdiger Ausdruck auf ihrem Gesicht. „Harro, mach' mal die Tür auf,“ sagte sie. Harro öffnete. „Puff!“ erklang es. Die Kinder starrten auf das Geschöpf, das dort im Türrahmen stand, breitbeinig, mit vorgestrecktem Kopf. Es hatte die Gestalt eines kleinen Bullen, Ohren, lang wie Gieselohren, und eine vorgeschobene Schweineschnauze. Schwarz und weiß und zottelig war sein Fell. Harro zog sich vorsichtig zurück. „Es ist ein . . . Hund, glaube ich,“ sagte er zögernd.

„Das ist ja Viola!“ — Nora, stolz auf ihr Ahnungsvermögen, ging mutig auf ihn zu. „Happ!“ machte der Bulle.

„Das macht mir, daß er nu groß un dick is, das is Papa auch, und den haben wir deshalb doch auch lieb, nicht?“

Und der kleine Harro versuchte seinen umfangreichen, lachenden Vater zu umarmen, was ihm aber nur zum Viertel gelang. — „Ja, aber der beißt auch nicht,“ sagte Nora, immer noch pikiert.

Und der Papa lachte, der Baum wackelte, und die Kinder wußten nicht recht, woran sie waren. Die Mama aber mit ihrem weichen Herzen nahm einen ganzen halben Lebkuchen, gab ihn Viola, der ihn sofort verschlang, streichelte das ruppige Fell und meinte: „Treue Augen hat er, und wenn wir lieb zu ihm sind, dann ist er es sicher auch zu uns.“

„Ja natürlich, sonst hätte ihn ja das Christkind nicht gebracht!“ rief Harro strahlend. „Denn das will doch keine kaputten Finger zu Weihnachten oder zerbißene Kleider. Das will doch Frieden auf Erden, nicht?“



Weihnachtszauber.

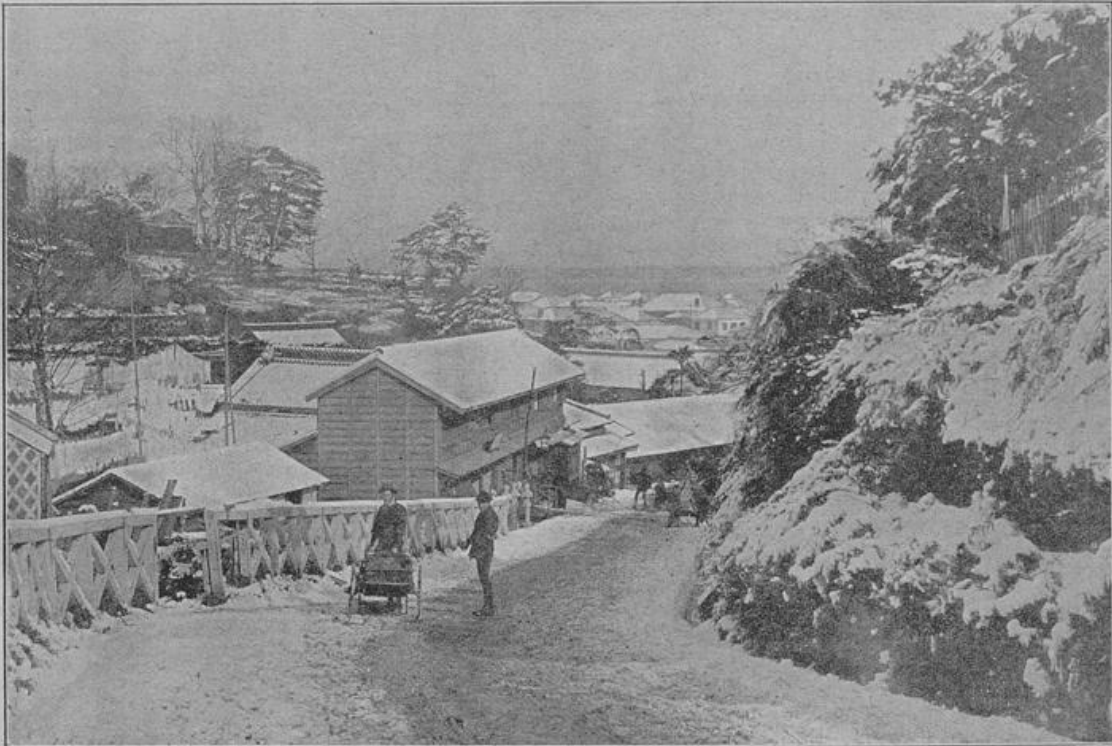
Skizze von Anny Dothe.

Wer nichts zu geben hat am heiligen Abend, ich meine nicht mit der Hand, sondern mit dem Herzen, der ist bitter arm," sagte die kleine, rundliche Justizrätin Beder zu ihrer Nichte Elisabeth, indem sie energisch das letzte Licht an den Tannenbaum steckte. „Du solltest nicht so hart sein, Kind. Die Zeit heilt manche tiefe Wunde, an der man meint, verbluten zu müssen. Das habe ich doch an mir selber oft genug erfahren.“

Das junge Mädchen, das mit ernstem, verschlossenem Gesicht die goldenen Nüsse und Äpfel und allerlei bunten Tand an die große grüne Tanne hing, die in dem traulichen, mit altväterischen Möbeln ausgestatteten Gemach stand, seufzte unmutig auf, und eine finstere Falte grub sich zwischen ihre großen, klaren grauen Augen.

Besorgt blickte die Justizrätin auf ihre Nichte. Wie ernst und blaß sie geworden war in den letzten trostlosen, hoffnungsarmen Jahren. Elisabeth war noch so jung, kaum fünfundzwanzig, und doch lagerte schon der müde Zug des Alters um ihre feinen roten Lippen. Und der, der das gelohnt, der aus dem jungen frühlingfrischen Geschöpf vor der Zeit eine blasse Kirchhofsbilume gemacht, das war ihr Sohn, ihr einziger Sohn. — Ein schwerer Trud stieg der alten Frau in die Kelle und ihr war, als müsse sie ein wildes Ausschlagen unterdrücken, doch band sie äußerlich gelassen die blaue Stuhenschürze ab, und anscheinend die geschmückte Tanne grüßend, sagte sie mühsam:

„Du hast recht, Elisabeth, du hast Schweres auf deine jungen Schultern nehmen müssen. Erst den jähen Tod der Eltern und dann den



Weihnachten in dem auf einer Anhöhe gelegenen deutschen Stadtteil in Yokohama.

Gebr. Haedel, Berlin.

„Ich bin nicht so sanftmütig, Tante Aore, wie du, ich kann nicht vergessen und vergeben, wo man mein Herz mit Füßen trat.“

Die kleine Frau mit dem grauen Scheitel und den klugen blauen Augen sah Elisabeth still an. „Du hast eben die rechte Liebe nicht gehabt, mein Kind, denn sonst würdest du mit mir hoffen und mit mir um seine Wiedertehr beten.“

Elisabeth lachte hart auf. Der letzte Schein der Wintersonne, der ins Zimmer lugte, spielte auf ihrem goldenen Haar.

„Beten? Nein, Tante, ich bete nicht. Wer so kaltherzig wie Kolf Vaterhaus und Geliebte aufgab, wer es fertig brachte, seine alten Eltern, die ihr Herzblut für ihn hingegeben hätten, Jahre hindurch ohne ein Lebenszeichen zu lassen, wer unbedenklich die Braut verließ, weil sie nicht auf seiner Seite stand in dem Kampf, der gekämpft werden mußte, der hat kein Herz. Da hilft auch das Beten nicht. Das tat ich, als ich noch jung war, als ich es noch nicht fassen konnte, daß Kolf uns verlassen, daß er alles aufgab, um wild die Erfüllung für seine eigenwilligen Wünsche zu suchen. Ich habe das Beten verlernt, Tante, seitdem es so still in mir geworden ist, als wäre alles gestorben.“

Berrat des Geliebten, auf den du Wetten gebaut. Aber sieh, Kind, wer hätte nicht sein Mädchen im Leben? Glaubst du, daß der Onkel und ich weniger gelitten als du? Glaubst du, daß unsre alten Herzen nicht auch aufschrien in tiefster Qual, daß uns das Schicksal unsern Einzigen genommen, den Trost, die Hoffnung, die Stütze unsres Alters, wie von einem Wirbelwind dahingerafft, nur weil wir nicht zugeben wollten und konnten, daß Kolf die Küniglerlaufbahn einschlug, nach der seine Seele drängte?

Oft habe ich in den langen, trüben Jahren, die zwischen einst und jetzt liegen, gedacht, Elisabeth, ob wir nicht zu hart zu Kolf gewesen. Anstatt unser einziges Kind milde zu führen und es wieder auf die rechte Bahn zu leiten, wies mein Mann dem Jungen die Tür. Er stellte ihm die Wahl, entweder Vater, Mutter und die Braut oder seine Kunst.

Und Kolf warf die Locken zurück und streckte die Arme aus. „Die Kunst, meine Kunst!“ jauchzte er auf.

Und dann war er gegangen, still, ohne Abschied, gerade als die Weihnachtskerzen flammten, weißt du es noch, Elisabeth?“

„Ja, es war herzlos, Tante. Noll war von jeher ein Egoist.“

„Und doch hast du ihn lieb gehabt, wie selten ein Weib einen Mann liebt. Was hat dich nur so hart gemacht, Elisabeth?“

„Sein Verrat, Tante. Aber laß das, was sollen die alten Geschichten, die vergessen sein müssen und die immer wieder am Weihnachtsabend heraufsteigen und uns die alten Schmerzen bringen.“

Die Justizrätin lachte. Ein milder Schein lag auf ihrem lieben alten Gesicht.

„Aber auch viel Schönes bringt uns die Erinnerung. Weißt

du noch, wie wild Noll als Junge immer um den Weihnachtsbaum tobte und wir all sein Spielzeug küssen mußten? Und weißt du noch, wie ihr als Brautpaar unter der Tanne standet und gelobtet, eins zu sein in Freud und Leid? Ihr habt beide euer Gelöbniß schlecht gehalten, Elisabeth.“

„Weide?“ Elisabeth stieß es heiß wie im Zorn hervor. „Tante! Und das sagst du mir?“

„Ja, Elisabeth. Auch du hast damals wie wir geseht. Auch du wandtest dich im Zorn von Noll, als es ihn so mächtig auf die Bahn drängte, die nach unsrer Ueberzeugung sein Untergang war. Auch du hattest die rechte Liebe nicht, auch du machtest keinen Versuch, ihn andre Pfade zu führen.“

„Er hat mich leicht genug aufgegeben,“ entgegnete das Mädchen mit zuckenden Lippen, während ihre schlanke Hand die leuchtenden Fäden der Lametta über die geschmückte Tanne warf, „ebenso leicht wie euch, Tante.“

Die Justizrätin umfaßte mit liebevollem Blick die geschmückte Weihnachtstafel. An einem Platz, von grünen Tannenreisern umrankt, blieb ihr Auge haften.



Moderne Charakterpuppen: Ostfalten.

„Meinem lieben Noll von seiner Mutter“ stand auf einem Bette! darüber zu lesen.

Jahr um Jahr hatte sie nun schon so des Sohnes Weihnachtstplatz geschmückt.

„Am Weihnachtstag wird er einst heimkehren,“ hatte sie oft zu ihrem im Schmerz ganz vergrämten Gatten gesagt, „am Weihnachtstag soll er sehen, daß Mutterliebe immer an ihn gedacht und seinen Platz bereitet hat.“

Aber er kam nicht, auf den sie warteten Jahr um Jahr. Wohl aufgespeichert lagen dort die kleinen Gaben, von denen sie gemeint, daß sie des Sohnes Herz erfreuen konnten. Bücher und Noten, Wäsche und selbstgestrickte Strümpfe, auf welche viele Tränen gefallen, als sich Masche an Masche reichte. Jedes Jahr war immer ein Stück hinzugekommen, und dieses Jahr — die Justizrätin wurde ganz rot, als ihr Blick über die Weihnachtstafel ging, war dem fernen, verlorenen Sohne der Wunsch erfüllt, an den er sich in seinen Jünglingstagen so wild geklammert: Eine Geige lag da, eine braune glänzende Geige.

Elisabeth hatte sie mit finstern Augen gestreift, und der Justizrat hatte mitleidig die Achseln gezuckt, als wollte er einer Kranken ein Spielzeug nicht rauben.

Ihre ganzen Erparnisse hatte die alte Frau dafür geopfert. Jetzt aber lag die Geige unter dem Christbaum, und es war der Justizrätin, als ginge von ihr ein Singen und Klingen aus, als rauschten tausend Weihnachtslieder daraus empor und übten ihren Zauber. Jetzt, das fühlte sie, war der Verischollene erst wieder ganz der Ihre. Die Geige dort gab ihr den Sohn zurück.

„Sieh, Elisabeth,“ sagte Tante Nore warm, das junge Mädchen zu der Weihnachtstafel hinüberziehend, „wer kann alles wissen, was in einem Menschenherzen borgeht. Ich habe immer gedacht, daß die Liebe des Mannes



Moderne Charakterpuppen: Schwarzwälder Bauern.

um Weibe das Höchste auf Erden ist, heute weiß ich, daß es noch etwas Größeres gibt: die Mutterliebe, die nicht lassen will, wenn alles um sie her auch in Trümmern sinkt. — Unter Schmerzen habe ich meinen Jungen geboren, unter Schmerzen habe ich ihn dem Tode abgerungen, als er krank war

und die Ärzte jede Hoffnung aufgegeben hatten, daß er leben würde, und unter Schmerzen habe ich ihn verloren, als er sich selbst von jenem Herzen riß, draußen das Glück zu erjagen. Aber in meinem alten Herzen, da hat er nicht aufgehört zu leben, und ich weiß, ich erlebe es noch, einmal kehrt er doch zu uns zurück. Der Weihnachtszauber wird ihn führen, die Erinnerung an frohe Kinderträume, die Elternliebe mit bunten Blumen für ihn schmückte."

Ein glückliches Lächeln huschte über das alte Gesicht.

So hoffte die Tante Jahr um Jahr und wurde nicht müde, und Elisabeth hätte aufschreien mögen vor Jammer und Weh, ihre Hände ballten sich im Born, daß nicht eine Stimme in dem Herzen des Sohnes



Moderne Charakterpuppen: Bitte, jetzt recht freundlich!

Brust herauf. Wer doch die Liebe zu dem Unwürdigen aus dem Herzen reißen könnte, wer doch das Sehnen töten könnte, das ihr ganzes Leben zerstückte, ihr jede Freude, jedes Glück vorenthielt. — Zögernd griff das junge Mädchen nach den lieben alten dürren Händen der Tante.

„Wie bist du gut,“ sagte sie zärtlich, „viel besser als ich.“

„So hat mich das Leid gewandelt, Kind. Aber horch, die Weihnachtsglocken klingen, da wird es Zeit, die Kerzen anzuzünden, unsre kleinen Gäste werden bald hier sein.“

Elisabeth lehnte ihr blondes Haupt an die Schulter der alten Frau. So lauschten sie beide auf den Feierklang.

Draußen farb des Tages Licht. Versneit lagen Baum und Strauch. Durch die Luft ging ein Singen und Klingen.

„Freue dich, freue dich, o Christenheit!“

Das Klausgold am Tannenbaum knisterte, und unter der Hand des Fuhrmanns, der schweigend ins Zimmer trat, flammten die Weihnachtskerzen auf.

Die beiden Frauen merkten es kaum. Sie standen eng umschlungen und blickten in den Weihnachtszauber hinaus, den die Natur dort ausgebreitet. Wie tausend blühende Diamanten funkelte es, von den strahlenden Lichtern ausgehend, über dem weißen Schnee.

Und jetzt ein Trippeln kleiner Füßchen, ein schüchternes, halb erschicktes Jauchzen, ein flüsterndes Fragen und Rufen.



Weihnachten in einem Kinderheim.

Keller & Co., München.

sprach, sie ihn zurückführte an der Eltern Herz. — Vielleicht war er längst tot. Von einem Geiger Rolf Weder hatte man nie etwas gehört. Weit hatte er es gewiß in seiner Künstlerkraft nicht gebracht. Vielleicht war er lange gestorben — verborgen!

Ein Schluchzen stieg aus Elisabeths

„Die Kinder warten, Mère,“ mahnte der Justizrat, seine gebeugte Gestalt mit dem weißen Haar müde aufrichtend, „wollen wir beginnen?“

Welcher Glanz heute in seinen sonst so stillen Augen lag.

Die Justizrätin nickte. Nun kam wieder all die Weihnachts-herlichkeit, all das heimliche, süße Weihnachtsweben, aber ihres Einzigen Platz blieb leer. Ihr Knie war voll Tränen, als er sich zu dem brennenden Baum aufhob, der in dunkelndem Gleissen der sich hastig heretüchelnden Kinderchar entgegenstrahlte.

Wie geblendet von dem Lichtmeer standen die Kleinen. Die roten Handchen legten sich andächtig ineinander und, den strahlenden Glanz in all den Braun- und Blauaugen, schallte es feierlich durch das Gemach:

„O du selige, o du fröhliche
Gnadenbringende Weihnachtszeit!“

und ungeschickte Knixe. Elisabeth sah nichts, ihr Auge hing nur in ihrer Angst dort an der Tür.

War sie denn wahnsinnig, hatte sie Visionen?

Und nun stürmten die Kinder hinaus, und die Gestalt war verschwunden.

Elisabeth war es, als wäre plötzlich all der Weihnachtsglanz erloschen, all der berausende Weihnachtsduft dahin.

Die Kerzen flackerten unruhig hin und her.

„Ich komme diesmal mit ganz leeren Händen, Kinder,“ wandte sich der Justizrat an seine Frau und Elisabeth, als die Kinder das Zimmer verlassen hatten, „ich fand keine Zeit wie sonst für euch einzulauten, denn das Schicksal hat mir ein andres Weichen für euch beschied.“ — Die Justizrätin sah ihren Mann starr ins Gesicht.

„Noli!“ schrie sie dann auf, „mein Junge kommt, er ist nicht tot, er kommt zu seiner Mutter zum Weihnachtsfest wie einst als Kind.“



Einüben eines Tanzliedes für ein Weihnachts-Ausstattungsstück.

Underwood & Underwood.

Erschüttert stand Elisabeth und lauschte. Sie sah in des Onkels Augen eine verholene Träne blinken, wie der Tante unaufhörlich die Tränen über die Wangen flossen, und sie fühlte, wie unter dem frommen Sang der Kinder sich langsam in ihrem Herzen eine Eiseskruste löste. Sie hätte in die Knie sinken und beten können, aber sie tat es doch nicht, denn da drüben in der geöffneten Tür, halb verborgen von dem dunklen Vorhang, lehnte eine Gestalt, die sie unter tausenden erkannt hatte, Noli Beder!

Sein Auge hielt gebietend das ihre gefangen. Das war nicht mehr das Antlitz des stürmenden Jünglings von damals, sondern ein ernster, gereifter Man blickte ihr mit ernster Frage entgegen.

Wie Entsetzen packte es sie. Sie wollte aufschreien, aber sie brachte keinen Laut über die Lippen.

Der Kinderfang war verstummt, und Onkel und Tante teilten die Gaben aus. Jubel wogte um sie her, gestammelte Dankesworte

„Mutter,“ schluchzte es neben ihr. „Mutter, kannst du denn deinem wilden, ungebärdigen Jungen verzeihen, Mutter?“

Starke Arme hielten die kleine Frau umlangen, die in einem Atemzug weinte und lachte.

Das war will ich ihr Noli; aber wie ernst und männlich er aussah! Nur in den glückseligenden Augen, da lag noch der alte, liebe Schein.

„Seit gestern wußte ich’s,“ erklärte der alte Justizrat, „daß der berühmte Geiger Almani, der hier das große Konzert gibt, unser Sohn war, unser Noli, aber ich wollte dich nicht erschrecken, ich wollte erst warten, bis der Weihnachtsbaum brannte, der ihn gleich heimlich machen sollte in dem lange entbehrten Vaterhaus.“

„Und Ihr habt mir verzeihen?“ fragte Noli mit bittenden Augen. „Vater, Mutter, Elisabeth? Ich finde euch wieder? Ach, ich kann es euch ja gar nicht sagen, wie ich in euch nach euch gebangt, wie ich

um euch gelitten, aber ich wollte nicht heimkehren, ehe ich etwas geworden. Ich wollte euch zeigen, daß mein Drängen und Sehnen damals seine Berechtigung hatten, das ich nicht aushalten konnte in des Hauses Stille, und jetzt, wo mich eine reize Künstlerischkeit auf des Lebens Höhe geführt, da mußte ich zu euch kommen, um wenigstens einmal euren Segen zu spüren, eure Liebe zu empfinden, die mich immer, wenn das Weihnachtsfest heraufstrahlte, mit so heißer Glut umfing, daß es mir war, als müßte ich zu euch eilen und in Tränen zu euren Füßen ruhen.“

„Mein lieber, alter Junge,“ flüsterte die Zuhörerin gerührt. „Wir haben ja immer deiner geharrt, und ich wußte, daß du kommen würdest. Da, sieh hier, da habe ich dir jedes Jahr beim Weihnachtstisch hergerichtet, nicht als ob du tot wärest, wie wir oft meinten, sondern als müßtest du in Weihnachtsheimlichkeit zu uns treten und sagen: Mutter, laß mich bei dir sein.“

Der große, ernste Mann hatte ein Zittern in den Augen, und helle Tränen tropften auf die groben Strümpfe, die Mutterhand für ihn gestrickt, und als er die Geige sah, die Gabe, die seiner Mutter Herzblut gekostet, die ihm aber kündete, daß sie nur an ihn und seine Herzenswünsche gedacht, da flog ein Zittern durch seine hohe Gestalt und sich tief und demütig über die gütige Mutterhand beugend sagte er ernst:

„Deine Liebe, Mutter, nimmt alle Sünde von mir. Ich danke dir aus tiefster Seele. Willst du mir nicht auch verzeihen, Elisabeth?“ wandte er sich an das bebende Mädchen, das still und abwehrend am Fenster lehnte, „hast du nicht auch empfunden in dieser heiligen Nacht, daß es etwas Herrliches, Großes ist um das Vergeben? Immer habe ich an dich wie an einen holden Traum gedacht, wenn heiße Sehnsucht nach euch allen mir das Herz zerriß. Und wenn ich auf dem Podium stand und meine Geige schluchzte und sang, so daß schöne Frauen mir zu Füßen lagen und die Menge mich wild umjubelte, dann hatte ich nur einen einzigen Klang im Ohr, die Sehnsucht nach dir, Elisabeth,

nach den Eltern, nach all dem Weihnachtszauber unsrer alten Stube, und ich spielte unser Lieben, unser Entzagen und unser Wiederfinden, Elisabeth.“

Ich habe dich lange warten lassen, Geliebte, ich weiß es, aber ich wollte dir nichts Halbes bieten. Ein ganzer Künstler und ein ganzer Mensch, der wartet auf das Gnadengeschenk deiner Liebe.“

Es war totenstill im Zimmer. Angstvoll hingen die Augen der beiden alten Leute an dem stillen Gesicht ihrer Nichte, das ein bitterer Zug entstellte.

„Ich danke dir, Nolf, daß es dir noch so spät einfiel, dich meiner großmütig zu erinnern. Ich habe dich längst freigegeben, du hast keinen Anteil mehr an mir. Ich denke nicht daran, dich mit den schönen Damen, die dir zujuchzen, zu teilen, ich lasse dich ihnen ganz!“

„Elisabeth!“ rief er, und seine Augen flammten stolz und gebieterisch den ihren entgegen. — Sie aber wandte sich mit einem bitteren, stolzen Lächeln von ihm ab.

Sie wollte keine Siegerbeute sein für den verwöhnten Künstler, sie nicht.

Ganz erstarrt standen die beiden Alten. Nun kam das Glück doch nicht, wie sie gedacht.

Nolf aber griff ohne ein Wort nach der kleinen braunen Geige unter dem Weihnachtsbaum.

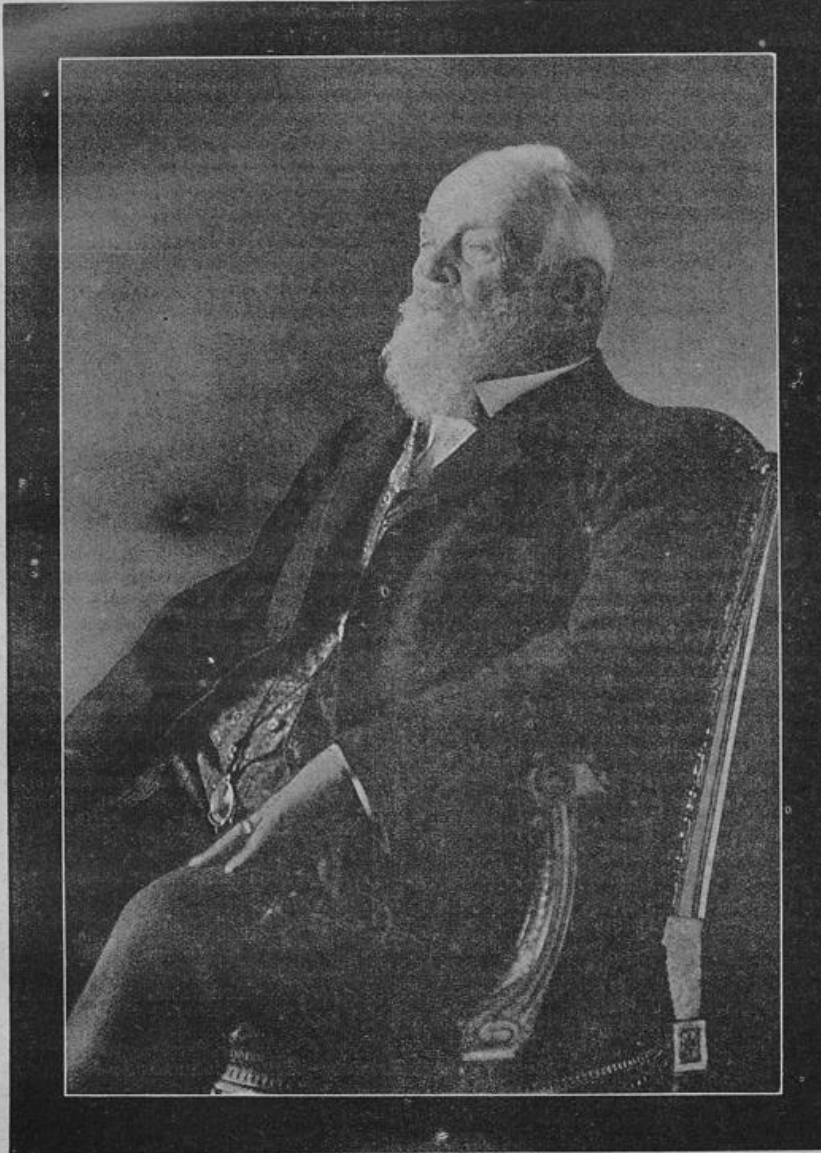
Mit zuckenden Händen stimmte er sie, und dann hob er den Bogen. Leise rauschten unter seinen Händen die Töne auf. Wie leises Klagen irrte es

durch den weihnachtlichen Raum, und dann, von Leidenschaft getragen, kam es wie ein wildes Weh, wie sengende Glut herausgebraust, daß die Herzen der Zuhörer erschauerten.

Elisabeth lauschte mit großen, entsetzten Augen.

Die Geige, die da so betörend sang und so wild schluchzte, hatte sie ihm aus den Händen reißen wollen, damit er in der breiten Herstraße des Alltags wanderte wie tausend andere auch?

Nein, ein Verbrechen wäre es gewesen, wenn man ihn der Kunst abwendig gemacht, die allein ihm Lebenselement war.



Prinzregent Luitpold von Bayern †.

Prinzregent Luitpold von Bayern, geboren am 12. März 1821, starb am 12. Dezember 1912.

Langsam lösten sich große Tränen aus Elisabeths Augen und tropften auf ihre schlanken, blassen Hände, und als dann aus dem Gewirr von Leidenschaft und Sehnsucht es wie Erlösung still und feierlich durch den Raum klang:

„Stille Nacht, heilige Nacht“

da sank Elisabeth ausschlagend in die Knie, und beide Hände vor die Augen bedeckend, lauschte sie, bis der letzte Ton verklang.

Kolf aber trat still zu ihr und zog sie empor in seine Arme, fest an sein Herz.

„Weißt du nun, warum ich nicht anders konnte,“ fragte er, „hast du mir nun vergeben?“

Sie nickte stumm. „Du bist ein Großer,“ hauchte sie, „du mußt einsam deinen Weg wandern, aber im Geiste werde ich immer bei dir sein und liebend deiner gedenken, Kolf, des sei gewiß.“

„Du wirst mit mir hinaus in das neue Leben ziehen, Elisabeth, du wirst mein Weib werden, mein geliebtes Weib.“

„Wie, Kolf! Der Frühling unsres Lebens ist dahin, der kurze Schmerz, den ich dir heute zusäße, der wird bald da draußen im Gewühle des Lebens entfliehen, und einst wirst du mir danken, daß ich dich vor einer Torheit bewahrte. Ich taue nicht zu einer Künstlerfrau, denn ich will ganz für mich, was der Allgemeinheit gehört. Aber meine Gedanken werden mit dir ziehen und dich begleiten von

Triumph zu Triumph, und wenn du ein Plätzchen zum Ausruhen brauchst, Kolf, dann wirst du immer bei mir eine Heimstätte finden.“

Sie lehnte mit zudenden Lippen an seiner Brust.

Er ahnte nicht, was es sie kostete, ihn freizugeben, der sich jetzt zum Kusse über ihre Stirn beugte, er sah nur den Weg zur Freiheit golden und verheißend vor sich liegen.

Und plötzlich war es ihm, als webe sich um das stille, blonde Mädchengesicht ein goldener Schein, als müsse er niederknien und beten. Das machte wohl der Kerzenglanz, all der Weihnachtszauber, der in der alten, lieben Stube webte, und dessen Erinnerung er als löstliches Kleinod mit hinausnehmen wollte in das wilde, brausende Leben.

Die Festglocken verstummten, und knisternd verlöschten die letzten Lichter am Weihnachtsbaum. Noch einmal raschelte das Raufgold auf, und schwer fielen goldene Äpfel und Nüsse zu Boden.

Durch die Nacht klang noch immer das alte, herrliche Weihnachtslied in tausend Variationen:

„Stille Nacht, heilige Nacht.“

Kolf spielte es auf der kleinen braunen Geige, die ihm seine Mutter geschenkt, und Elisabeth saß auf ihrem Lager und lauschte mit gefalteten Händen.

Diesen „Weihnachtszauber“ konnte ihr nichts rauben, ihn nahm auch sie mit hinein in ihr neues, einsames, der Arbeit geweihtes Leben. Der Geliebte aber zog dem Glück, der Sonne entgegen.

Und Friede auf Erden . . .

Von Bert. Sanders.

Am einem Dezembertag befand sich Gustav Simming unter außergewöhnlichen Umständen im Wartezimmer des Krankenhauses. Gleich den andern Millionären hatte er sich ein großartiges Haus bauen lassen, das seine Bedürfnisse und seinen Geschmack weit überstieg und länger als zwei Drittel des Jahres geschlossen blieb. Aber durch seine architektonische Schönheit war das Gebäude eine Sehenswürdigkeit der Stadt. Es erregte daher große Aufregung und Bestürzung, als man eines Morgens durch die Zeitung erfuhr, daß das Haus ein Raub der Flammen geworden sei. Und was das Schaudervolle noch erhöhte, war der Umstand, daß das Ehepaar nur gerade mit dem Leben davongekommen war.

Es öffneten sich ihnen viele gastfreie Türen. Jedoch auf Anraten des Arztes zog Frau Simming es vor, eine Privatklinik aufzusuchen. In ihrem Kreise gab es wohl niemanden, der einen größeren Einfluß ausübte als Helene Simming. Man fühlte, daß ihr trotz der vielseitigen Bildung etwas ursprünglich Reines innewohnte.

Bei ihrer Heirat hatte sie den kühnen Versuch gemacht, einen Mann zu wählen, der in vielen Punkten im vollkommenen Gegensatz zu ihr stand. Nicht einmal die große Liebe, die das Paar für einander hegte, hätte ihr Glück vor dem Schiffbruch retten können, wenn Gustav ein weniger duldsamer Mann gewesen wäre. Wenn ihre Phantasie sein Fassungsvermögen überstieg, versuchte er nicht, ihren Flug mit den scharfen Pfeilen des Hohns zu unterbrechen. Er schätzte ihre Ansichten, würdigte ihren Eifer und war im Innersten gleich ihr der Meinung, daß das höchste Ideal der einzige rechte Wegweiser sei.

Sie waren fünfzehn Jahre verheiratet und hatten keine Kinder. Für Helene war das eine große Enttäuschung. Während Gustav in seinem praktischen Sinn sich weniger nach einem Kinde sehnte als nach einem Erben. Aber adoptieren mochte er kein Kind.

Und nun sollte ihr heißester Wunsch sich endlich erfüllen. In größter Erregung und tiefstem Schmerz wartete er darauf, zu seiner in höchster Gefahr schwebenden Frau gerufen zu werden. Ein Schlag auf die Schulter weckte ihn plötzlich aus seinen Gedanken.

„Sie können nun auf ein paar Minuten zu Ihrer Frau gehen,“ sagte der Arzt.

„Wird sie — am Leben bleiben?“ versuchten die trockenen Lippen zu flöteln. — „Wir hoffen es.“ — „Und das Kind?“ — „Ein kräftiger Junge.“

Stumm vor Erschütterung trat er in das Krankenzimmer. Er vermochte nur am Bett niederzuknien und das Gesicht in den Händen zu verbergen.

„Mein armer Junge,“ sagte eine schwache Stimme, und eine Hand strich leise über seinen Kopf.

Sein Körper wurde vom Schluhzen erschüttert. Und als seine überreizten Nerven sich beruhigt hatten, fragte sie mit überströmendem Stolz:

„Willst du uns nicht ansehen? Es ist ja Weihnachtszeit — ich habe meinem Herrn einen Sohn geschenkt.“

Er konnte noch nicht sprechen und küßte ihre Hand. Dann wurde er hinausgeführt. Draußen wanderte er durch die Nacht, bis die ersten roten Streifen den neuen Tag verkündeten. — — —

Das Weihnachtsfest nahte heran. Gustav gewöhnte sich allmählich an den Gedanken, Vater zu sein. Morgens und abends besuchte er seine Frau. Ein fast blendender Glanz strahlte von ihr aus. Noch nie hatte er ein Wesen gesehen, das so durchtränkt war von Glück, so geweiht durch Mutterfreude.

Eines Abends kam er später in die Klinik. Als er durch den langen Korridor schritt, hörte er Stimmen aus dem angrenzenden Zimmer der Wärterinnen. Mit tiefem, durchdringendem Organ sagte eine von ihnen:

„Saben Sie je gesehen, daß zwei Menschen so in einem Kinde aufgehen? Wie schrecklich wird für sie die Wahrheit sein!“

„Wer wird es ihnen sagen?“ fragte eine andre.

„Doktor Landmann. Er will es am vierzehnten Tage tun. Heute ist der zwölfte.“

Gustav Simming war stehn geblieben. Von wem sprachen sie? Sein Kind war zwölf Tage alt. Das Herz preßte sich ihm zusammen. Er tappte in das Operationszimmer, das schwach beleuchtet war. Ob ein Arzt wohl imstande ist, eine wichtige Tatsache jemand zu verhehlen, der sie wissen muß? War sein Kind vielleicht nicht normal? So zergrübelte er sich, aber er wollte nicht glauben, daß etwas nicht in Ordnung sei. Nach einer schlaflosen Nacht suchte er am nächsten Morgen den Arzt auf und verlangte die Wahrheit zu wissen.

„Ist etwas mit meinem Sohn nicht in Ordnung, Herr Doktor?“

„Nein. Jedoch wollten wir es Ihnen jetzt noch nicht mitteilen.“

„Mit welchem Recht?“ fragte er schroff.

„Mit dem größten, das möglich ist — um ein Menschenleben zu erhalten.“ Sein Ernst verminderte ein wenig Simmings Spannung.

„Erzählen Sie mir alles,“ sagte er in milderem Tone.

„Die Sache ist die,“ begann der Arzt — „die Sache ist die — daß das nicht das Kind Ihrer Frau ist.“ — „Wessen denn?“

„Es gehört einer jungen Frau, die sich hier in der Klinik befindet und die von ihrem Manne verlassen worden ist. Ihr Kind, Herr

Simming, kam tot auf die Welt — die Folge des Schrecks bei der Feuersbrunst. Ihre Frau war hoffnungslos krank. Wir wußten, daß nur eins sie retten konnte: der Mutterinstinkt. Wir vertauschten die Kinder, weil es das Einfachste und Raschste war."

"Einfach!" Das Wort klang wie Hohn in Simmings Ohren. „Habt Ihr Ärzte denn kein Gewissen — kennt Ihr nicht das Leid? Ist eure Tätigkeit nur Spiel?"

Es bligte in des Doktors Augen, jedoch verlor er nicht seine Selbstbeherrschung.

„Sie haben recht, unsre Tätigkeit ist nur ein Spiel — ein Spiel um Leben und Tod. Und wir spielen in dem Glauben, stets zu gewinnen. Wir gewannen Ihre Frau, obgleich alles auf das Gegenteil deutete. Sie wand sich in Konvulsionen, und es gelang uns, sie zu retten. Als sie wieder zum Bewußtsein kam, fragte sie nach dem Kinde. In ihrem Schwächezustand würde die Wahrheit sie sofort getötet haben.

Gustav Simmering erhob sich langsam wie ein alter Mann. „Vielleicht ist das richtig," sagte er matt. „Man muß darüber nachdenken, ob eine betrügerische Handlung nicht auch berechtigt sein kann."

„Aber wir haben Ihrer Frau ja das Leben gerettet," erwiderte der Arzt nun etwas ungeduldig.

„Sie würde sagen, daß Sie ihr das Leben nicht nehmen konnten," entgegnete er und ging zur Tür.

Der Arzt suchte fast unmerklich die Schultern.

„Ihre Gattin muß eine merkwürdige Frau sein."

„Merkwürdig!" rief er aus, und der Ton verriet dem Arzt eine Harmonie zwischen den Eheleuten, die man selten trifft.

Den ganzen Tag wurde er von dem Gedanken geplagt, wie seine Frau die Wahrheit auffassen würde. Er fürchtete den Moment.

Am nächsten Vormittag verließ Doktor Landmann die Klinik



Türkische Gräber bei der Fuß-Moschee am Goldenen Horn.

Wir waren entschlossen, dasselbe für sie zu tun, was wir für die ärmste Frau in der Klinik getan hätten. Wir hatten ein zwei Tage altes Kind, das ohne Liebe und unwillkommen zur Welt gekommen war, und dessen Mutter zu krank war, um es berühren zu können. Dieses Kind legten wir in die Arme Ihrer Frau, die nun wieder auflebte. Das Kind und nicht die Wissenschaft hat sie gerettet. Es war ein notwendiger Betrug."

In Simmings Seele hatte der Sturm ausgerastet; er hatte ihn völlig zerfchmettert.

„Sie müssen verzeihen," sagte er matt, „aber ich kann es noch nicht fassen. Ich sehe nur die moralische Seite. Meine Frau — wie könnte ich ihr das mitteilen? Für sie sind gewisse Leiden schlimmer als der Tod."

Der Arzt veränderte unruhig seinen Platz.

„Sie hat mich eine so einfache Sinnesart gelehrt," fuhr Simming fort, „eine Sache ist entweder recht oder unrecht."

„Je länger man lebt, um so seltener findet man die Grenze zwischen Recht und Unrecht. Man befolgt dann den Rat: „Nicht verdammen."

mit froher Miene und raschen Schritten. Nach kurzer Zeit hatte er das Bureau von Gustav Simming erreicht.

„Ich bringe Ihnen gute Nachricht," sagte er munter zu Simming, dessen tiefliegende Augen eine schlaflose Nacht verrieten. „Die Mutter des Kindes ist heute nacht gestorben. Nichts hindert Sie also, das Kind als Ihr eigenes anzunehmen."

Er sprach mit Nachdruck, wie jemand, der erwartet, daß sein Rat dankbar angenommen wird.

„Das ist Sache meiner Frau. Wann kann man mit ihr darüber sprechen, ohne Gefahr zu befürchten?"

„Ich denke, es wäre besser, das auszuschieben — auf unbestimmte Zeit," sagte der Arzt mit bedeutungsvollem Lächeln.

Simming schüttelte den Kopf.

„Ich könnte mit einer Lüge zwischen uns nicht leben. Und wenn sie gewiß wäre, darüber zu sterben, sie würde dennoch die Wahrheit wissen wollen. Nach meinem Empfinden müssen wir dem Kind entsagen, und ich glaube, daß meine Frau mit mir übereinstimmen wird."

Doktor Landmann schien erschaut.

„Würden Sie es vorziehen, daß ich mit ihr darüber rede?“

„Danke, es ist liebenswürdig von Ihnen, mir den Vorschlag zu machen. Ich glaube jedoch, es ist am besten, wenn ich es selbst tue.“

Abends sprach er mit ihr darüber. Es war Weihnachtsabend.

Er wußte nicht, in welcher Reihenfolge er erzählte. Sie waren allein mit dem Kinde, daß sie nie jemand anders überlassen wollte. Er erinnerte sich später auch, daß sie ihre Hände zusammengepreßt hielt und daß es ihm gelang, in einem Strom von mitleidigen, liebevollen Worten die Wahrheit zu flöttern.

Den Ausdruck ihrer Augen konnte er nicht vergessen. Sie betriefften sich vor Schreck, und allmählich erlarb die Hoffnung darin. Sie sagte nichts und lag beängstigt unbeweglich da. Er sah ein, daß es zwecklos war, noch etwas zu äußern, und schwieg. Aber er konnte die Stille nicht länger aushalten und versuchte ihren Stummer durch einen Schwall abgebrochener Worte zu mildern.

„Es wird nicht so schlimm sein, wenn du dich erst an den Gedanken gewöhnt haben wirst, daß das Kind nicht uns gehört. Wir werden dann mehr als je füreinander leben. Wir haben ja sonst alles.“

Sie ließ ihn sprechen, da sie fühlte, daß es ihm Erleichterung verschaffte. Aber sie wünschte vor allem Zeit zum Nachdenken.

Er wollte sie nicht verlassen, und sie wußte, daß es einen Schmerz milderte, wenn er dablief. So saß er die ganze Nacht neben ihr und hielt ihre Hand. Um Mitternacht läuteten die Gloden die frohe Botschaft über die Welt: „Und Friede auf Erden.“

Er hob den Kopf und fragte: „Hast du ein wenig geschlafen?“

Aber ihre Augen waren weit offen, und sie antwortete: „Nein, Liebstes, noch nicht.“

Als der Weihnachtsmorgen anbrach, war sie sehr bleich, aber sie schaute drein wie jemand, der aus einem Feuer geläutert hervorgeht.

„Die ganze Nacht habe ich mit meiner Seele gekämpft,“ sagte sie sanft. „Anfangs glaubte ich, daß Gott mich verlassen habe. Aber nun weiß ich es besser. Er nahm mit mein Kind und legte ein andres in meine Arme.“

Eine Stimme schien mir zu rufen: „Weib, siehe, das ist dein Sohn!“

Er beugte den Kopf. Ihren Schmerz konnte er besser ertragen als ihre Weisheit.

„Es ist ja nicht dein Sohn,“ murmelte er.

„Johannes war auch nicht Marias Sohn,“ antwortete sie.

„Das ist es, was wir lernen müssen — es ist leicht, sein eigenes Kind zu lieben. Bedenke, wenn wir berufen waren, ein höheres

Ideal zu verherrlichen — zu lieben, was uns nicht gehört. — „Wer weiß, was für Anlagen dieses Kind hat!“

„Daran habe ich auch gedacht, aber ich glaube, daß die Umgebung mehr Macht hat als die Erbllichkeit. Wenn das nicht der Fall wäre,

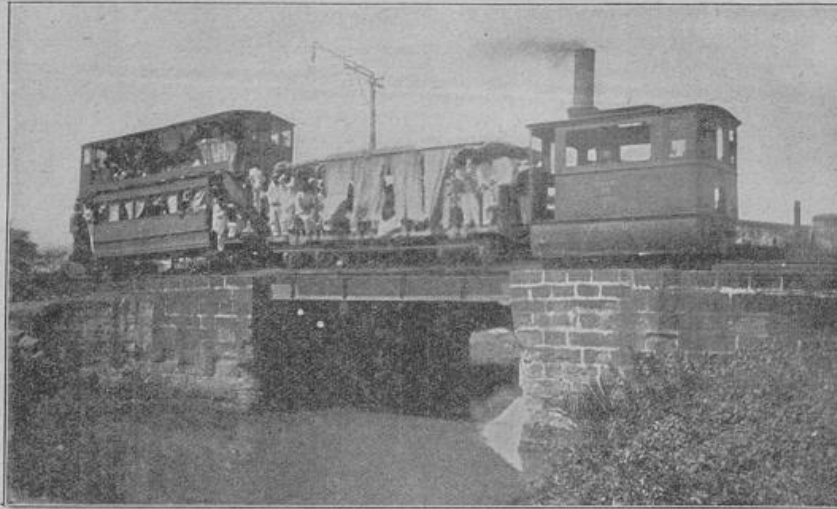
gäbe es keine Hoffnung auf der Welt. Das ist es, was diese Prüfung für mich bedeutet: es wäre nicht schwer gewesen, unser eigenes Kind zu erziehen. Aber um eine höhere Entwicklung zu erreichen, müssen wir diesem Kinde ebenso viel Liebe und Sorgfalt schenken.“

Er wußte, daß sie ihren Weg gewählt hatte, auf dem er ihr jedoch nicht folgen konnte.

„Du betrachtest es also als unsere Pflicht?“

„Nein. Ich betrachte es als unser Vorzugsrecht. Willst du mir helfen, daß es zu unserm Glück führt?“ — „Was soll ich tun?“ — „Wir versprechen, diesen mir von Gott geschenkten Sohn zu lieben und zu beschützen.“

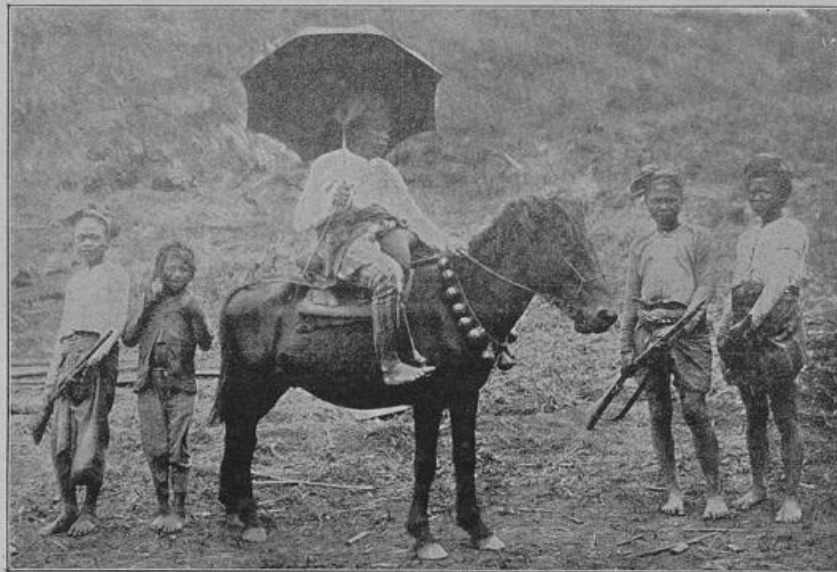
Einen Augenblick war es ganz ruhig im Zimmer. Ein völlig neues Gefühl durchfuhr ihn, und er wiederholte unwillkürlich ihre Worte. Das Läuten der Weihnachtsgloden drang in das stille Gemach . . .



Die Masabon-Eisenbahn auf den Philippinen.

Gebr. Haeckel, Berlin.

Ein verheerender Taifun, der kürzlich über die Philippinen raste, hat neuerdings wieder die Aufmerksamkeit auf diese Inselgruppe gelenkt.



Ein Häuptling auf den Süd-Philippinen mit seinen Dienern.

Gebr. Haeckel.

Die schlaue Anna.

Nach dem Schwedischen von Bert Sanders.

„Was wollen Sie?“ fragte Kurt Melner und wandte sich zu dem nächstretenden Koch.

„Ich wollte wegen des Mittagessens fragen. Es ist für zehn Personen bestellt; die Gans ist aber noch nicht da!“

„Was sagen Sie? Die Gans ist noch nicht da! Das ist ja zum Davonlaufen! Schicken Sie sofort Marie zum Vater John! Da ist sie ja. Marie, hören Sie mal; laufen Sie doch schnell zu Vater John...“

„Aber, Herr Melner, dazu habe ich keine Zeit,“ unterbrach sie ihn, „ich muß noch die Türbeschläge pupen. Wenn der Herr das für mich tun wollte, dann...“

„Hier ist auch nie etwas in Ordnung, und niemals hat jemand Bet,“ erklärte Melner. „Nun, ich werde die Gans selbst holen.“ Er

so weiter ginge, würde er eines schönen Tages einpaden und von Haus und Hof ziehen können.

Völlig verunken in diesen Gedanken, stieß er an seine Haustür gegen einen Mann, eine schlanke Erscheinung mit langen Haaren und von unbestimmbarem Alter; der trug zwei Bücher unter dem Arm.

Ohne den geringsten Ärger zu zeigen über den heftigen Stoß, küßte der Langhaarige höflich den Hut und sprach den Wirt an: „Verzeihung, habe ich die Ehre, mit dem Besitzer des Hotels „Zum weißen Roß“ zu sprechen?“

„Ja, der bin ich,“ logte Kurt Melner.

„Wenn Sie zwei Minuten für mich übrig haben, würde ich Ihnen eine vorzügliche Sache vorschlagen.“



Serbische Belagerungsartillerie vor Monastir.

III. Vol., Paris.

setzte hastig die Mütze auf und ging.

Kurt Melners Gasthof war der größte und einzige im Ort, dessen Saal für Hochzeiten und Gesellschaften ausreichte.

Er, der Fünfundzwanzigjährige, war zum Wirt noch zu jung. Und seitdem seine Mutter gestorben war, fehlte in dem großen Betriebe die Frau.

Gar oft dachte er an die Worte seiner alten Mutter, die ihm stets geraten hatte, sich zu verheiraten, denn mit einer Frau würde alles ganz anders gehen.

Aber welche sollte er heiraten? Er brauchte eine rege, fleißige, kluge Frau, die das Geschäft verstand, und soviel er sich im Orte auch umschauete, es gab da keine, die diese Eigenschaften besaß. Nur eine wußte er, und das war Anna, die arme Waise, die seine Mutter als kleines Kind zu sich genommen hatte und die sich jetzt nach dem Tode der Mutter besonders bewährte.

Aber Anna war nur ein Dienstmädchen, und er war ihr Herr und Besitzer des Hotels „Zum weißen Roß“. Indeß, wenn das

„Treten Sie bitte näher,“ antwortete der Wirt. „Drinnen können wir ungestört reden.“

Und er führte den Unbekannten in das Café des Hotels.

„Ich bin,“ antwortete der Langhaarige, „Vertreter eines Wohltätigkeitsvereins, der Ihnen sehr nützlich sein kann...“

„Wit?“ rief Melner erstaunt aus.

„Ja, Ihnen und allen in Ihrer Lage — durch die Herausgabe dieser zwei Bücher.“

Und hiermit legte er die beiden Bände, die er unter dem Arm trug, auf den Tisch. Es waren dicke Bücher in elegantem Einband.

„Diese Bücher,“ fuhr der Mann fort, sind vollkommen unentbehrlich. Es ist ein „Landwirtschaftliches Lexikon“, das alles enthält, was Sie wissen müssen, das Sie über alles aufklärt, was es auch sein mag. Bitte, blättern Sie es einmal durch, dann werden Sie sich davon überzeugen.“

Melner kratzte sich hinter dem Ohr und fragte: „Was kostet denn dieser Schmöker?“

Der Mann beugte sich vor und senkte die Stimme:
 „Eigentlich kostet das Werk zwölf Mark fünfzig. Sie können es
 sehen, der Preis steht drauf. Aber ich will es Ihnen für zehn ver-
 kaufen. Das ist unter dem Selbstkostenpreis.“

Melner fuhr in die Tasche, um das Geld herauszuholen, fand
 aber feins und rief Anna.

„Ja, Herr Melner,“ antwortete sie aus dem Nebenzimmer.
 „Haben Sie zehn Mark bei sich?“

Das junge Mädchen holte aus dem Portemonnaie zwei Fünf-
 markscheine hervor. Der Langhaarige nahm aus seiner Brieftasche
 eine Quittung, die er Kurt für das Geld überreichte und nahm die
 zwei Bücher wieder unter den Arm, um fortzugehen.

„Ja, was soll das heißen,“ rief Melner aus, „Sie nehmen meine
 Bücher wieder mit!“

„Dies sind nur Probegemälde, damit Sie sehen, was wir

Edtisch. — Nehmen Sie das Tagesmenü? Das kostet fünf Mark
 pro Person, inklusive Wein!“

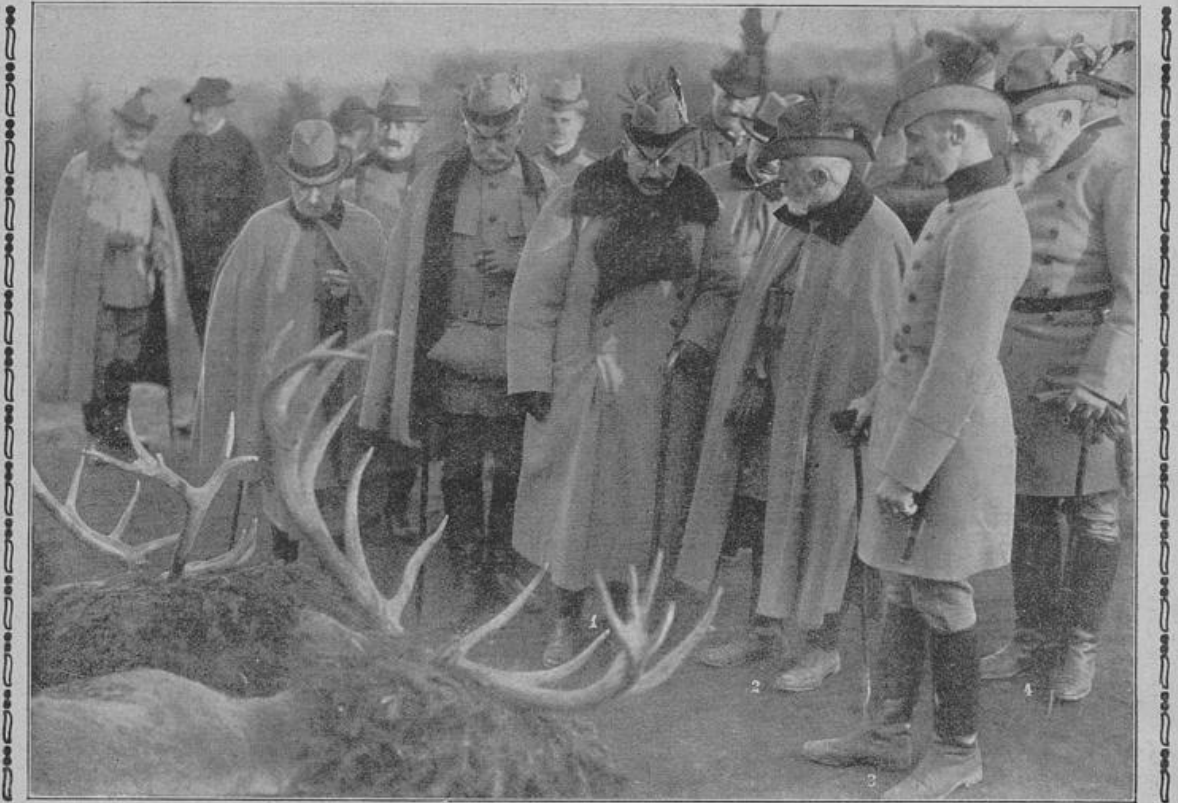
„Ja gut. In fünf Minuten sind wir da.“

Der Fremde ging, und Anna deckte den Tisch, stellte Brot darauf,
 brachte sechs Schüsseln mit Aufschnitt, Käse und Obst, holte aus der
 Küche eine Schüssel Fisch und ein gebratenes Huhn. „Eil!“ rief der
 Buchhändler, als er wiederkam, „das sieht ja ganz vorzüglich aus.
 Ich habe wirklich großen Hunger.“

Doch als er seinem Sohn den Platz anwies und sich selbst setzte,
 näherte sich Anna dem Tisch.

„Verzeihung, meine Herren,“ sagte sie leise. „Es ist Ihnen
 doch recht, im voraus zu bezahlen. Wir kennen Sie nicht, und da die
 Herren nicht im Hotel wohnen. . . . Es ist dies hier so Sitte.“

Der Langhaarige warf einen prüfenden Blick auf die vorge-
 setzten Speisen, berechnete, daß es ein reichliches Essen für den ver-



Von der Hofsagd in Wälsenburg: Der Kaiser besichtigt die Strecke.

Verlmer Jll.-Gef.

Von links nach rechts: Der Kaiser (1), Czj. Heinze (2), Der Fürst von Schaumburg-Lippe (3), Prinz Adolf, der Schwager des Kaisers (4).

helen. Das Werk ist noch im Druck, und in drei Monaten bekommen
 Sie Ihre Bücher.“

Melner setzte sich in Positur. „Darauf kann ich nicht eingehen.“

„Aber, Sie haben ja eine regelrechte Quittung in Händen.“

Melner sah Anna an, gleichsam ihre Ansicht erspähend, und diese
 betrachtete den Langhaarigen. Die Sache war allen unbehaglich.
 Jedoch es ließ sich man nichts mehr daran ändern, das Geld war voraus-
 bezahlt und der Kauf abgeschlossen.

„Uebrigens,“ sagte der Buchhändler, „der Duft Ihrer Küche
 strömt hier herein, könnte man wohl bei Ihnen Mittag essen?“

Bei dieser Frage wurde Melner wieder der höfliche Wirt und
 antwortete lebhaft: „Gewiß, Sie brauchen nur zu bestellen.“

„Kann man sogleich essen,“ fragte der Mann. „Ich will nur
 meinen Sohn holen, der mich vor der Tür erwartet.“ — „Wie
 Sie wünschen. — Anna, servieren Sie zwei Gedecke dort auf dem

langten Preis sei, und legte zwei Fünfmarskscheine auf den Tisch.

„Danke sehr,“ sagte Anna. Dann räumte sie hastig den Tisch ab,
 Huhn, Fisch, Obst, Käse, alles verschwand blitzschnell.

„Um des Himmelswillen, was machen Sie denn da?“ rief der
 Buchhändler aus.

„Oh, nichts,“ antwortete das junge Mädchen spitz. „Die Speisen
 auf dem Tisch waren nichts anderes als Proben, um Ihnen zu zeigen,
 was wir bieten. Wenn die Herren in drei Monaten wiederkommen
 wollen, sollen Sie Ihr Mittag haben.“

Und zu Melner, der Zeuge dieser Szene gewesen war und laut
 aufschrie, sagte sie: „Bitte, Herr Melner, Ihre zehn Mark.“

Nun war Melners Entschluß gefaßt.

„Komm, mein Mädchen, du bist ein Schlaupf, dich kann ich
 brauchen. Gib mir den Brautfuß, und in vierzehn Tagen heiraten
 wir.“ — — —

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 52.

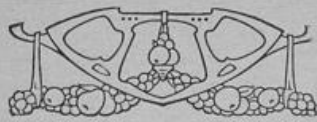
Düsseldorf, 28. Dezember

1912.



Originalzeichnung
von Alex. Wilke.

Das alte Jahr:
Ob der Knirps es allen Leuten recht machen wird?!



Der Taler.

Neujahrs-geschichte von K. Pauli, Berlin.



In dem großen Kachelofen der Schlosschenke von Otternau prasselte ein mächtiges Feuer, das eine angenehme Wärme verbreitete, feiner Sand bedeckte nach Landesbrauch den Fußboden und ein würziger Duft ging von einem Christbaum aus, der nach von Weihnächten her in einer Ecke auf einem Tischchen stand. Es war hell, gemütlich und einladend.

Aber den beiden Männern, die in dem freundlichen Zimmer waren, schien gar nicht so ums Herz zu sein, der Wirt, ein kleiner, aber bider Mann mit einem Stiernaden, ging brummig im Zimmer hin und her und rückte die Stühle an den Tischen gerade, obwohl sie regelrecht gar nicht stehen konnten, der andere aber, der blasse Mann, der in der Oefenecke saß und seinen hageren Körper fröstelnd gegen den warmen Ofen drückte, beobachtete das Betragen des Wirtes mit ängstlichen Mienen.

„Ja, wie gesagt,“ unterbrach der Wirt das Schweigen, „es bleibt bei dem, was ich gesagt habe!“

„Aber Sie haben mir doch schriftlich zugesichert, daß ich den Saal für Silvester und Neujahr haben kann —“ sagte der Hagerer mit dem vergrämten Gesicht, und ein Blick traurigen Jornes traf den Mann, der schon wieder mit den Stühlen hantierte, er wußte, daß er in diesem Streit unterliegen würde, trotzdem er recht hatte

„Ich habe Ihnen geschrieben,“ erwiderte der Wirt gereizt, „daß ich Ihnen, wenn sich das Geschäft lohnt, den Saal auch für Silvester und Neujahr überlassen will! Nun, hat sich denn das Geschäft gelohnt? Sie haben ja selbst gesehen, was Sie am dritten Feiertage eingenommen haben, ich hab's ja vorausgerußt — wie Sie's erstemal spielten, waren acht Menschen da, und das zweitemal sechs oder sieben!“

„Das ist vor den Feiertagen immer so,“ entgegnete der Hagerer traurig.

„Na, da mußten Sie erst gar nicht anfangen!“ sagte der Wirt. „Aber ich glaube, es wird wohl nach den Feiertagen auch nicht viel anders werden, und ich stelle das Petroleum und die Kohlen auch nicht!“

„Dafür bekommen Sie doch die Saalmiete!“ sagte der am Ofen Sitzende.

„Ja, ja, wenn ich sie nur erst hätte — geben Sie sie doch her, ich muß auch bezahlen, mir schenkt kein Mensch etwas!“

„Ich werde ja auch bezahlen, ich bin noch keinem Menschen was schuldig geblieben.“

„So, na, das soll mich freuen!“ gab der Wirt zurück.

„Und ich bin ja noch nicht abgereift,“ fuhr der Hagerer fort.

„Leider,“ wollte der Wirt sagen, aber als er auf das kummervolle, alte und doch vornehme Gesicht des Taschenspielers — denn das war der Hagerer — sah, schwieg er still und schob wieder die Stühle hin und her. Man sah, daß er mit einem Entschluß kämpfte, etwas zu sagen.

„Nun ja,“ sagte er endlich. „Sie machen ja Ihre Sache gut, daran ist nichts zu tadeln; aber, du lieber Gott, das ist alles so alt, das habe ich als kleiner Junge schon gesehen, und die andern auch — überhaupt da haben wir hier einen jungen Menschen, den Sohn vom Brauer Schmidt, der macht ganz dasselbe wie Sie — aber besser, denn er hat ganz neue Apparate. Mit dem, was Sie da machen, da loden Sie keinen Hund vom Ofen, und ich kann mir nicht helfen, es hat sich von auswärts ein großer Verein zum Neujahrstag angemeldet — und mit einem Wort, Sie können eben für Silvester und Neujahr den Saal nicht kriegen!“ Er rief den Stuhl, den er gerade ergreifen hatte, heftig auf die Diele und verließ mit schallenden Tritten das Zimmer. — Der Mann in dem Stuhl am Ofen sank mit einem Seufzer noch tiefer zusammen, den Kopf in die Hand gestützt, versank er in grüblerisches Nachsinnen.

Was sollte nun werden?

Von draußen schien die helle Winter Sonne durch die blinkenden Scheiben in das Zimmer, der große Kachelofen knisterte behaglich und von dem Christbaum zog noch immer der Wachsduft durch die warme Luft. Er achtete es nicht, er sank immer tiefer in sich zusammen. Endlich zog er ein kleines Buch aus der Tasche: „zweimal Saalmiete, zweimal Saalmiete,“ wiederholte er nochmals — „39 Mark. Für acht Tage Logis und Kost“ — er dachte eine Weile nach, was das wohl kosten könne. Nun, das würde nicht so teuer sein, die Leute waren nicht so unverschämt — aber woher bezahlen? Jetzt, wo er keine Aussicht mehr hatte, hier in dem Ort eine Vorstellung zu geben — die Sonn- und Feiertage boten doch die einzige Möglichkeit, eine Einnahme zu erzielen — und er kannte das, der Wirt würde, da er selbst Aussicht hatte, ein Geschäft zu machen, den Saal nicht hergeben. Er hätte zwar darauf bestehen können — aber wo wollte er sein Recht suchen? Klagen, ja er mußte Recht bekommen, aber wann? — Und woher das Geld nehmen? Dreißig Mark hatte er zwar schon angezahlt, aber es blieb doch noch so viel, und er hatte nichts mehr zu verkaufen oder zu versehen, nichts mehr als seine Apparate — wenn die der Wirt einbehielt — und er sah danach aus — dann — was wurde dann? Eine furchtbare Angst schnürte ihm die Kehle zusammen, ja, ja, es mußte ein

Silvesterinfonie.

Mitternacht! Die Kirchenglocken dröhnen
Und rufen ernst: Das neue Jahr ist da!
Und wie auf eines Märchenzaubers Wink
Setzt ein ein Chor von tausendfachen Tönen,
Der brausend sich durch alle Gassen wälzt:
Alt und Diskant wetzeln miteinander,
Die Glocke von Sankt Pauli brummt im Bass,
Champagnerpfropfen knallen, Böller krachen,
Es siedelt, dudelt, tutet, flirret, walt,
Und in das jauchzende Prost-Neujahr-Schreien
Dringt abgestimmter Bläser helles klingen
Wie der Celesta feines Stimmchen ein.
Man glaubt an eine Riesensinfonie,
Des neuen Jahres Jubelouvertüre — — —
Und doch ist es grotesker Fehtraus nur,
Ein Stimmen aller Lebensinstrumente
Zur Oper, die im neuen Jahr gespielt wird,
Vom Weltendichter Schicksal komponiert.
Nun sitzen wir in Furcht, in bangem Hoffen,
In freudiger Erwartung vor dem Vorhang,
Vertreiben uns die Zeit mit Narrenpossen,
Betäuben unsere Unruhe mit Punsch:
Wird es ein Lustspiel oder Trauerspiel?
Mit Harmonien oder Dissonanzen?
Wird es die übliche Tragikomödie?
Der Melancholiker sinnt grübelnd nach,
Phlegmatiker erwarten's ruhig schlafend
Und im Dreivierteltakt Sanguiniker — — —
Inzwischen graut der Morgen schon, und klappernd
Durchheilt der Bäckerjunge seine Straßen,
Pocht an die Tür mit harter Faust. — Das Schauspiel
1913 hat begonnen.

W. B.

Ende nehmen — von Jahr zu Jahr war es schlechter geworden — er leistete auch nichts mehr, was war aus ihm geworden? Er, der früher in den großen Etablissements Aufsehen erregte, den sie scherzhaft den Hegenmeister nannten, die neue Zeit hatte ihn überflügelt, und seit die Kinos aufgefunden waren wollten sie selbst in den kleinsten Nestern nichts mehr von seiner Kunst wissen. Und nun sollte ihm auch noch der Neujahrsabend genommen werden, einer der besten Abende, die er hatte, es war ein schweres Unrecht, was der Mann ihm antat. Versuchen, in einer andern Stadt eine Vorstellung zu geben, dazu war es zu spät, und wie hier wegkommen? — Und wenn es gelang, wie dann weiter? Er war alt — alt — er fühlte es wohl, er war nicht mehr so frisch, viele Experimente mißglückten ihm, er hatte die alte Gesehnigkeit verloren — ja, das Alter — und welchem Alter ging er entgegen!



Prinzregent Ludwig von Bayern.

unter. Dann stand er auf und trat ans Fenster und blickte hinüber nach dem Schloß, das auf einem steilen Felsen gerade gegenüber dem Städtchen sich erhob. Ein Gedanke kam ihm plötzlich.

„Was meinen Sie,“ fragte er zögernd, „ob ich auf dem Schloß um Erlaubnis bitte, Neujahr oder Silvester dort eine Vorstellung zu veranstalten — für die Dienftboten vielleicht?“ setzte er hinzu, als er sah, daß die Wirtin ein verlegenes Gesicht machte. „Nämten Sie nicht vielleicht etwas dafür tun?“

Die Wirtin schlug die Hände zusammen.

„Wir? Ach, du lieber Gott, was könnten wir da tun? Mein Mann macht so was nicht, und ich habe gar nichts zu sagen — ich glaube auch nicht, daß es Zweck hätte, die Herrschaften sind so viel in Berlin, da haben sie alles so was schon längst gesehen, das glaub ich nicht, daß das einen Zweck hätte.“

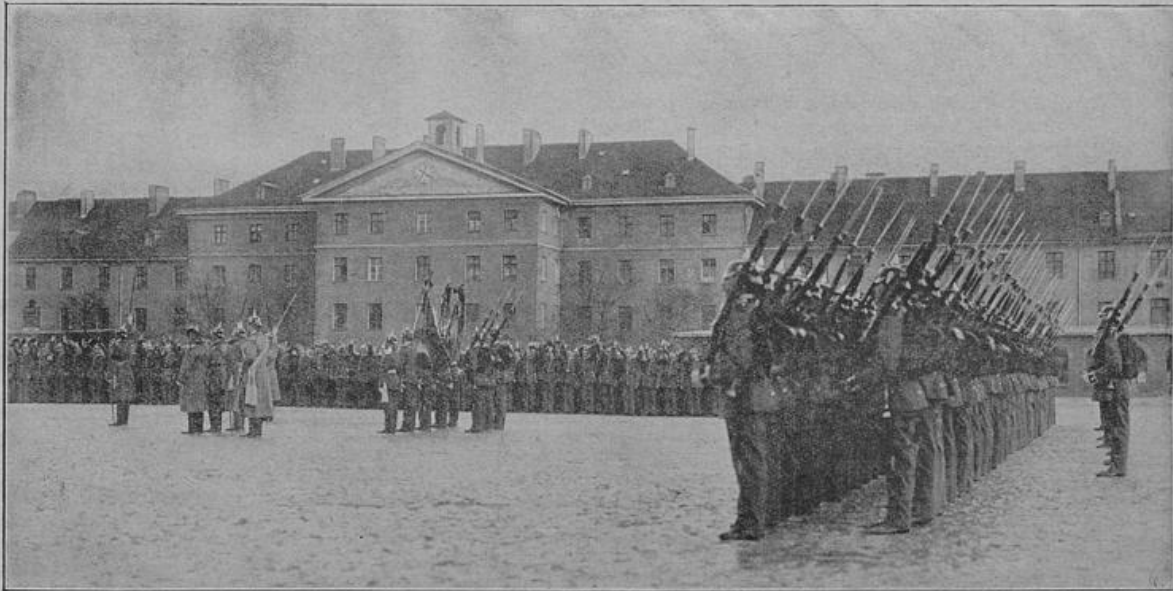
Die Wirtin, eine freundliche runde Person, trat ins Zimmer, sie stellte ein Butterbrot und einen kleinen Likör vor ihn auf den Tisch und sagte:

„Da, essen Sie ein bißchen, Sie müssen doch Hunger haben.“

Er wagte nicht, das Gebotene zurückzuweisen, aus Furcht, sie zu verlegen, und würgte mühsam einen Bissen nach dem andern her-

„Aber ich muß es doch versuchen, Ihr Mann hat mir den Tag genommen und da — —“

„Na, was Sie da mit meinem Mann ausgemacht, weiß ich ja nicht, aber wir können uns doch Zhetwegen nicht das Geschäft nehmen lassen — es ist halt schlimm in der Welt — und Sie können s ja versuchen!“ — Der Taschenspieler wollte auffahren, als er erfuhr, wie die



Zum Regentchaftswchsel in Bayern: Der Fahneneid des Infanterie-Leibregiments auf den neuen Oberbefehlshaber Prinzregenten Ludwig von Bayern.

Kesler & Co., München.

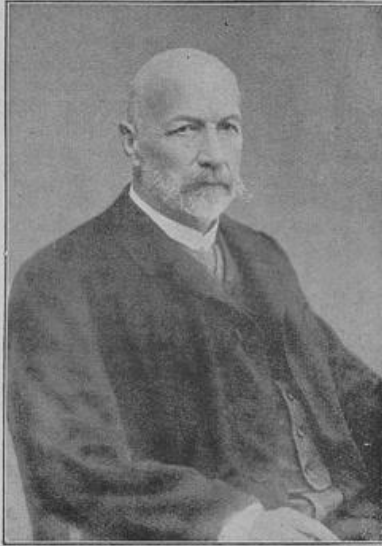
Frau über die Wortbrüchigkeit ihres Mannes dachte, aber er bezwang sich, Streit hätte hier gar keinen Zweck. — „Nun ja,“ versetzte er, „versuchen kann ich's ja,“ nahm seinen Hut und ging hinaus.

Es war ein wunderbarer Wintertag, der Schnee knisterte zu seinen Füßen, als er den Weg zum Schlosse hinaufschritt, er ging rasch, die Hände in den Taschen vergraben, und überlegte, was er dem Grafen alles sagen werde. Ein Schellen von Schlittenglocken störte seinen Gedankengang, er wendete sich um, es war ein prächtiges Gespann, das ein bärtiger Kutscher lenkte, und in dem Schlitten saß ein Paar vornehmer Menschen, der Herr mit intelligentem Gesicht und energisch blickenden Augen, und eine Dame, jung, schön, mit von der Kälte geröteten Wangen und krausen Stirnlocken.

Erschreckt über die rasche Annäherung, die ihm gefährlich werden konnte, sprang der alte Taschenspieler beiseite, mitten in den tiefen Schnee hinein, und doch berührte die wehende Decke des einen Pferdes noch seinen Körper. Er bemühte sich ängstlich, dem nun folgenden Schlitten auszuweichen, so daß ihm der Blick auf das Paar entzogen wurde, nur als er ihnen nachschaute, sah er, daß die junge Frau sich weit aus dem Schlitten gebeugt hatte und, rückwärts blickend, ihn mit großen Augen ansah.

Er lächelte, es war wohl lange her, daß sich die Mädchen und Frauen nach ihm umgesehen. Aber sein Lächeln wich einer Verkrümmung. Sollte es die Dame vielleicht getränkt haben, daß er nicht begrüßt hatte? Oh, er hatte ja keine Zeit gehabt. Hätte er eine Verbeugung gemacht, so hätte er leicht unter die Hufe der Pferde geraten können.

Er verlangsamte seine Schritte, er wollte nicht beim Aussteigen mit ihnen zusammentreffen, und er traf auch nicht mit ihnen zu-



Prof. Dr. Karl Justi,

Geh. Regierungsrat, Lehrer der Kunstgeschichte an der Universität Bonn; † am 9. Dezember, 80 Jahre alt.
Int. Ill.-Comp., Berlin-Südende.

sammen. Als er den Hof erreichte, waren beide schon im Schlosse, nur der leere Schlitten, aus dem die Pelze ausgeladen wurden, stand noch vor der Türe.

Ein Kammerdiener mit glattrasiertem Gesicht, Kniehosen und Strümpfen beaufsichtigte das Geschäft. An ihn trat der Taschenspieler heran und fragte ihn, ob er nicht die Güte haben wolle, ihn dem gnädigen Herrn zu melden.

„In welcher Angelegenheit?“ fragte der Diener in dem bekannten Tone, den nur Untergeordnete gegen Unbekannte anwenden.

„Das werde ich dem Herrn Grafen schon selbst sagen,“ entgegnete der Gefragte.

„Dann bedauere ich,“ sagte der Diener brüsk, „und wenn Sie hier weiter nichts zu tun haben, so entfernen Sie sich!“

„Ich habe aber noch was zu tun,“ erwiderte der Taschenspieler, „nämlich Ihnen zu sagen, daß Sie ein Flegel sind!“

„Hinaus!“ rief der erzürnte Kammerdiener. „Johann!“ rief er dem Kutscher zu, der eben noch etwas an dem Schlitten zu tun hatte, „werfen Sie diesen frechen Menschen hinaus, jagen Sie ihn mit der Peitsche vom Hofe!“

Aber der Kutscher reagierte nicht und hätte auch keine Zeit dazu gehabt, denn der Kammerdiener hatte eben ausgesprochen, da öffnete sich in der ersten Etage ein Fenster, ein Frauenkopf guckte heraus, und eine jugendliche Stimme rief:

„Bringen Sie den Herrn sofort zum Herrn Grafen!“

Mehr die Stimme als die Worte brachte es fertig, daß der Kammerdiener wie ein Taschenmesser zusammenknickte, und sich mit dem süßesten Lächeln an den eben so misshandelten Behandelten wendend, forderte er ihn auf, ihm zu folgen.

In wenigen Augenblicken stand der Taschenspieler vor dem Grafen.

„Sie wünschen mich zu sprechen?“ fragte dieser den Taschenspieler.



Fischen unter dem Eis in Schweden.

Heßler & Co., München.

„Jawohl, Herr Graf,“ antwortete der Gefragte, und in kurzen Worten schilderte er dem Grafen, was geschehen wäre, und bat ihn um Erlaubnis, für seine Dienstboten eine Vorstellung geben zu dürfen.

„O, nicht vor meinen Dienstboten, vor meinen Gästen sollen Sie spielen, Signor Carola Goldoni! Sie sehen, ich kenne Sie; als Sie sprachen, hat mich die Erinnerung dahin zurückgeführt, wo ich Sie zum erstenmal sah. Es war aber nicht in einer eigenen Soiree.“

„Vielleicht im Zirkus, ich war einige Jahre im Zirkus tätig.“

„Ganz recht!“ rief der Graf, „und auch um Neujahr herum! Ich erinnere mich, es war, glaube ich, keine günstige Zeit für Sie, Ihr Direktor fallierte.“

„Ja, er ging bei Nacht und Nebel durch und ließ uns alle in Not und Elend sitzen, zwar bekam ich ein neues Engagement, aber dort war es nicht viel besser — auch kein Geld, da ging ich nach Amerika, diese Wechselfälle ist man ja als Künstler gewöhnt, und wenn man jung ist, fragt man nicht viel danach.“

„Aber wenn man alt wird?“

„Das allerdings ist eine schlimme Sache. Nun, solange man kriechen kann, hilft man sich schon durch!“ Er seufzte. „Aber ich halte Sie auf, Herr Graf, gestatten Sie, daß ich gehe!“

Der Graf drückte ihm warm die Hand. „Also auf Wiedersehen heute abend!“



Ehrung der Berliner Studentenschaft für Gerh. Hauptmann.

M.-Verl., Berlin.

Am 16. Dezember wurde der Dichter von Chargierten der Korporationen (48 Wagen) aus seinem Hotel abgeholt und mit seiner Gattin zum Kessingtheater geleitet, wo als Gala-Vorstellung der „Viberpeltz“ gegeben wurde.

Gehobenen Mutes ging Goldoni den Schloßberg hinab. Gott sei Dank. Doch auf einige Tage Aussicht, leben zu können, wenn er nur nicht im Schloßberg soviel zu zahlen hätte, er seufzte wieder, aber es war ihm doch besser zumute als vorher, da er hinausstieg.

Pünktlich stellte er sich abends auf dem Schloß ein. Ein festlich geschmückter Saal war ihm angewiesen, ein kleines Podium war aufgestellt. Schnell traf er seine Vorbereitungen und war eben fertig geworden, als der Diener eintrat und meldete, daß die Herrschaften sogleich erscheinen würden.

Von unten aus der Stadt ertönte jetzt Glockenklang.

„Silvester, murmelte Goldoni, das alte Jahr geht zu Ende, das neue naht, was wird es mir bringen? Ach, vielleicht alles, alles was ich nicht wünsche, nur das eine nicht, eine bleibende Stätte.“

In diesem Augenblick öffneten sich die Flügeltüren des Bimmers, und eine reichgeschmückte Menge, voran der Graf und die Gräfin, erschienen in dem Raume und ließen sich mit einem freundlichen Gruß an den Künstler auf den in Reihen gestellten Sesseln nieder.

Der alte Taschenspieler hatte wohl lange nicht vor einer so vornehmen Gesellschaft seine Künste zum besten gegeben. Das hob ihn, und mit einer lange nicht mehr gefühlten Sicherheit übte er seine Kunst; ein, zwei Sachen gelangen glänzend, bis plötzlich ein merkwürdiges Ereignis die Vorstellung jäh unterbrach.

Der Künstler bat die Anwesenden um einen Taler, es war das gewöhnliche Kunststück, einen Taler verschwinden zu



Zur Enthüllung des Nyxius-Erichsen-Denkmals in Kopenhagen.

M.-Verlag, Berlin.

In Kopenhagen wurde ein Denkmal errichtet zu Ehren des im Grönlandsee umgekommenen Forschungsreisenden Nyxius Erichsen sowie seiner beiden Kameraden und Schicksalsgefährten Hagen und Brönlund. Es hat seinen Platz an der allberühmten „Kängän Linie“. Der Künstler, von dem das Werk stammt, ist der Bildhauer Karl Nielsen.

lassen, der dann wieder aus irgendeinem Gegenstand zum Vorschein kam.

Auf seine Bitte reichte ihm die Gräfin ein in Papier gewideltes Gelbfüt. Erstaunt fragte der Taschenspieler, ob er es aufpaden solle.

„Ja, bitte, ja!“ erwiderte die Gräfin und sah lächelnd zu, wie er die Hülle abstreifte. „Aber lesen Sie auch den Zettel,“ fuhr sie fort, „das ist ein Zaubertaler, und er und der Zettel gehören zusammen.“

Verwundert öffnete der Künstler den Zettel, und sein Erstaunen wuchs, als er der Schrift ansichtig wurde, die der Zettel aufwies. Das waren ja seine Schriftzüge, und er las:

„Liebe Kollegin, mich ruft eine Depesche sofort in ein Engagement. Gott sei Dank, ich habe Glück gehabt, dem Elend hier zu enttrinnen, ich habe keine Zeit, zu Ihnen zu kommen, und schide Ihnen hier den letzten der Mohitauer, vielleicht kaufen Sie der kleinen Magda etwas zu Neujahr, zu dem ich Ihnen die besten Glückwünsche sende, und daß auch Sie bald ein neues Engagement finden, ich bin noch reich, vier Mark fünfzig nenne ich mein eigen, und das Billett kostet nur drei sechzig, dort bekomme ich Vorschuß; wenn Sie etwas brauchen, schreiben Sie mir! Ihr Kollege Karolo Golboni!“

Es war als ob ein Schleier von seinen Augen fortgezogen worden wäre, plötzlich wußte er alles — ja, wenn das der Taler war — dann war ja die Gräfin — ja wohl, er hatte gehört, sie hätte sich glänzend verheiratet — dann war ja die Gräfin Magda, die Tochter seiner Kollegin, der er damals seinen letzten Taler geschickt. Mit einem Satz war er vom Podium herab und auf die Gräfin zugeeilt.

„Magda — Frau Gräfin, so muß ich Sie wiederfinden — o welch ein Glück!“ — „Ich habe lange nach Ihnen geforscht,“ erwiderte die Gräfin, „aber Sie waren wie verschwunden.“

„Ich war in Amerika und — — —“
„Meine Herrschaften,“ unterbrach der Graf, „alles andre bei Tisch, das Essen wartet. Herr Golboni, reichen Sie meiner Frau den Arm!“

Befürzt und verwirrt reichte der Taschenspieler der Gräfin den Arm, ganz aufgelöst über die Ehre, die ihm zuteil wurde.

Das Mahl war fürstlich, die Unterhaltung führten die Gräfin und Golboni, die Bilder aus den alten Zeiten heraufbeschworen, wobei die Geschichte von dem Taler die Hauptrolle spielte — durch den Taler hatte nämlich die Gräfin ihren Gatten kennen gelernt — ganz prosaisch, er hatte ihr den Taler gewechselt, weil der Verkäufer kein Wechselgeld besaß — deshalb befand sich auch der Taler noch in dem Besitz des Grafen, er hatte ihn zum Andenken aufgehoben.

„Magda war damals noch ein Kind,“ sagte der Graf, „aber vom ersten Augenblick, daß ich sie sah, stand es in mir fest, diese oder keine! Und als ich die Geschichte von dem Taler erfuhr, da gelobte ich mir, wenn es mir gelingen sollte, den Mann zu finden, und ich habe ihn lange gesucht, der seinen letzten Taler hergab, um einer armen Kollegin zu helfen, daß ich den in meine Dienste ziehen würde, um ihn zum Verwalter meines Schlosses Honau zu machen, denn einen treuern glaube ich nicht zu finden!“

Da schlug es zwölf.

Ein Hoch erbrauste, die Gläser klangen, Glückwünsche, Hurraufe wurden laut, alles sprang auf und umringte glückwünschend das Grafenpaar und den neuernannten Schlossverwalter, der halb betäubt von seinem Stuhle emporgetaumelt war und ganz fassungslos vor Glück und Dankbarkeit keine Worte fand.

Durch die jetzt geöffneten Fenster aber tönte das vom Rathaus-turme gespielte Lied:

„Nun danket alle Gott!“ — Und im vollen Chor fiel die Versammlung ein.



Das neue Balderich-Denkmal in M. Gladbach, eine Schöpfung des M. Gladbacher Bildhauers Emil Hollweg, wurde am 11. Dezember enthüllt. Graf Balderich, nach der Sage ein Neffe Karls des Großen, wird als der Gründer M. Gladbachs angesehen. Phot. Peter Kölgen, Düsseldorf.

Der Selbstmordversuch.

Eine Studentengeschichte von Adolf Thiele.

„Du mußt der Teutonia Ehre machen, Leibfuchs!“ sagte der Studiosus Kern beim Frühschoppen zu seinem Leibfuchs. „Das Gesicht mußt du ihm zu einem Haschee zusammenhaden, dem Fuchs von der Sagonia!“

„Die Mensur läßt mich natürlich riesig kalt,“ seufzte er, „aber — das Examen! Der Alte rückt schon nicht mehr so bereitwillig die Kröten raus wie sonst, er will etwas sehen für sein Geld.“

„Nun, du steigst ja nächstens ins Examen. Wann ist's denn?“

„In vierzehn Tagen!“ erwiderte Mag.

„Aber, da soll ja deine Mensur auch ausgepaukt werden!“

„Auf eins kann ich mich doch nur vorbereiten!“ seufzte Mag.

„Am besten wohl aufs Examen, ich habe zu elend gebummelt. Schade ist's ja freilich, daß ich die schöne Zeit mit dem blöden Ochsen vertrödeln muß!“

Mag vertrödelte wirklich die nächsten vierzehn Tage, indem er am Born des Wissens schöpfte, stieg aber dennoch „mit Heulen und Zähneklappern“, wie er sich ausdrückte, ins Examen.

Zwei Tage vorher hatte ihn sein Leibfuchs auf seiner „Bude“ besucht, denn zur Kneipe kam der so plötzlich Strebsame nicht mehr.

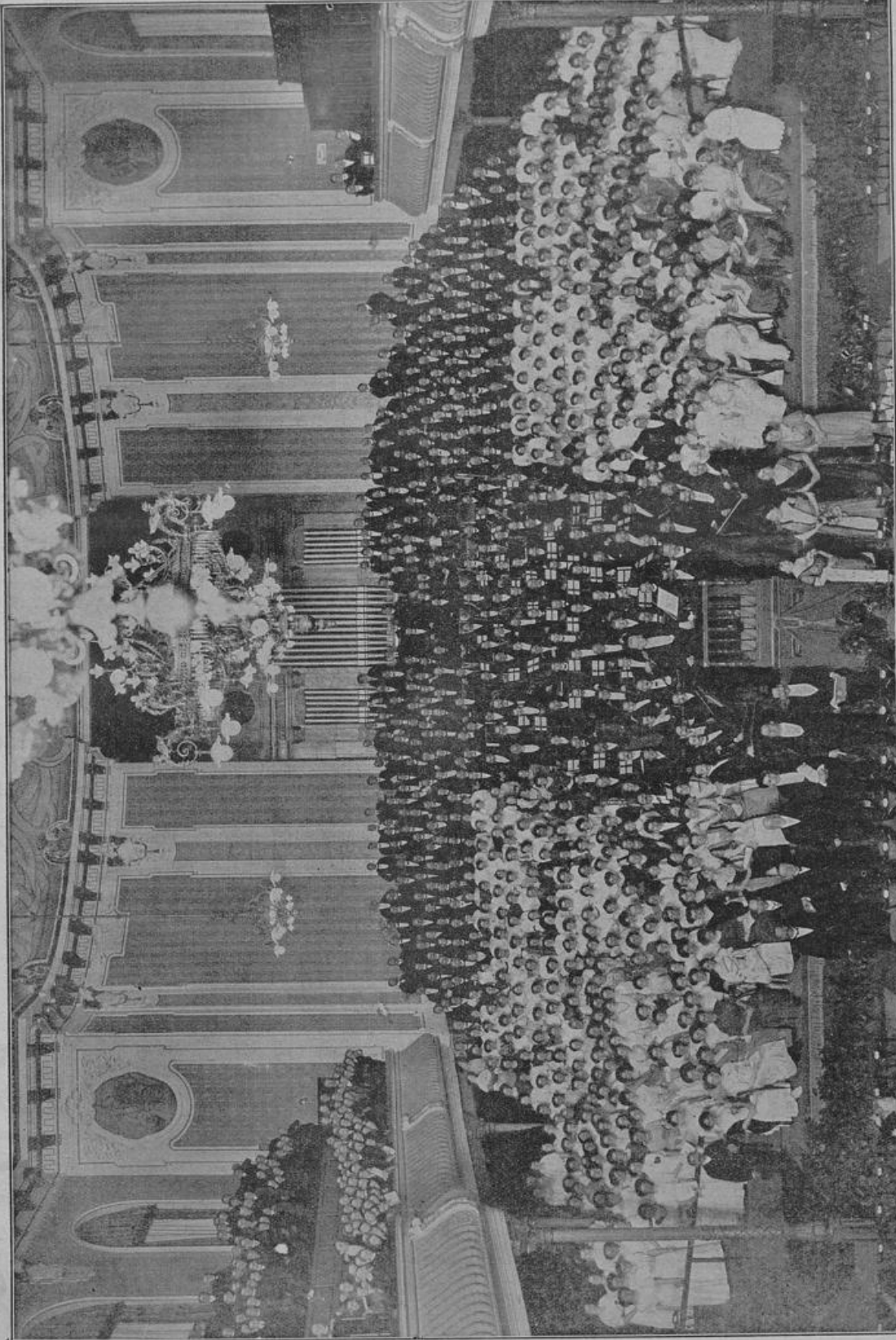
„Du, Leibfuchs,“ sagte er, „ich muß dir mitteilen, daß deine Mensur übermorgen steigt.“

„Wie?“ rief Mag. „Übermorgen ist ja Examen!“

„Ist doch schmuppe!“ sagte Kern. „Du machst einfach früh das Examen und nachmittags stichst du den Sagoniafuchs ab!“

Mag machte ein wenig vertrauenerweckendes Gesicht. „Uebrigens,“ sagte er beklommen, „mein Alter will mich übermorgen besuchen.“

„Na, das kann ja gut werden!“ sagte Kern. „Aber laß uns nur machen, wir nehmen den Alten in Beschlag!“



Aufführung der VIII. Sinfonie von Mahler unter Leitung von Professor Karl Panzner durch den Städtischen Musik-Verein Düsseldorf und die
 Konzert-Gesellschaft Elberfeld im Kaiserfaal der Städtischen Tonhalle in Düsseldorf am 11. und 12. Dezember 1912.

Heliograph
 J. Haase, Präsident.



Der Seelenpendel. M. Neutwich, Berlin.

Der amerikanische Radiumforscher Prof. Dr. Kusler macht auf einen interessanten Versuch aufmerksam. Man wickelt das freie Ende eines Zwirnfadens zweimal um den Zeigefinger, so daß das längere Ende mit dem Trauring lose über den Daumen nagel herabhängt, und zwar senkrecht über einem Esstisch. Um einer zu frühen Ermüdung vorzubeugen, stützt man den Ellbogen auf. Nach einiger Zeit wird der Ring in schwingende Bewegung geraten, und zwar wenn ein Mann den Ring hält, in der Längsrichtung des Esstischs, wenn hingegen eine Frau experimentiert, in der Querrichtung. Sehr originell sind die Störungen, die eintreten, wenn die freie linke Hand des Experimentierenden von einer andersgeschlechtlichen Person angefaßt wird.

Der gefürchtete Tag schlich heran. In Frack, Herzensangst und weißen Handschuhen begab sich Max in die Zwickmühle des Examins und — um es kurz zu machen — er „rasselte“.

„Laß den Mut nicht sinken!“ tröstete Kern. „Heute nachmittag sieht du den Sazonen desto schneidiger ab!“

„Aber mein Alter!“ seufzte Max. „Wenn er mich nur nicht mit nach Hause nimmt, daß ich Gummischuhe machen muß!“

„Ach, daß er dich in sein Fabrikationsgeschäft steckt?“ fragte Kern.

„Laß nur, den Alten nehmen wir auf uns! Wann kommt er denn an?“

„Nachmittags 4 Uhr!“

Max wurde „angeführt“.

„Auf die Mensur!“ tönte es. „Fertig! Los!“

Die Schläger klangen aneinander. Max, der infolge des Examinierens sehr aufgeregter war, schlug mit dem Mute der Verzweiflung drein; sein Gegner zeigte weit mehr Ruhe.

Max legte jetzt mächtig aus und versetzte seinem Gegner einen Hieb, der tödlich gewesen wäre, wenn — ja wenn Max einen krummen Säbel gehabt und den Gegner in den Leib getroffen hätte; so sauste aber der dünne Schläger nur auf die Fehlsulpe des Gegners. Dieser benutzte die Sekunde der Erschlaffung nach dem Mordshiebe, eine mächtige Quast fuhr in Maxens Visage, und zwar auf den erhabensten Punkt, der zwar nie von Dichtern besungen wird, aber doch von eminentester Wichtigkeit ist: die Nase.

Es war ein kompletter Abschußschuß. Die Paukerei war aus, der Pauker stückte an Maxens Riechorgan mit großer Emsigkeit. Max biß die Zähne zusammen; sein Leibbursche und ein anderer Freund begleiteten ihn in einer Droschke nach Hause.

„Gerasselt und abgestochen!“ murmelte der Unglückliche. „Ich bin verloren, ich muß Gummischuhe machen!“

„Sei nur unverzagt, wir werden es schon deizeln!“

Als Maxens Philuse, eine ältere Frau, die Korridor tür öffnete und Max mit seinem Verbandsack sah, aus dem zwei hilfsechende Augen herausblickten, stieß sie einen Schreckensruf aus.

„Ruhig!“ flüsterete Kern. „Regen Sie den Schwererwundenen nicht auf, wir bringen ihn sofort zu Bett.“

Nicht lange darauf erkante die Klingel, und Maxens Vater erschien in der Tür, von beiden Studenten mit einer Verbengung begrüßt. Beide stellten sich ernst vor, und Kern begann mit halblauter Stimme: „Verehrter Herr, bitte erschrecken Sie nicht, es wird alles wieder gut werden! — Ein Akt der Verzweiflung.“

„Was ist mit meinem Sohn?“ rief der Vater erschreckt.

„Er hat leider die Prüfung nicht bestanden.“

„Ein — Selbstmordversuch!“ ergänzte Kern.

„Ist mein Sohn in Gefahr? Ich muß ihn sehen!“

„Sein größter Kummer ist, daß Sie ihn zürnen könnten.“

„O nein, nein! Alles ist vergeben und vergessen!“

Man führte die beiden den Erschütterten an das Krankenlager.

„Kannst du mir verzeihen?“ sagte Max mit schwacher Stimme.

„Aber, lieber Junge, natürlich! Was sagt der Arzt?“

Man beruhigte ihn endlich, und die beiden Studenten bemühten sich, ihn so bald wie möglich wieder fortzubringen. Am nächsten Tage reiste der besorgte Vater wieder ab. Seinem Wunsch, täglich Nachricht zu erhalten, wurde Erfüllung zugesagt.

Zu Hause stattete er seiner Frau Bericht ab. Beide besprachen den Fall eingehend, und endlich sagte der Vater nachdenklich: „Nur eins verstehe ich nicht: daß Max, um seinen schrecklichen Entschluß auszuführen, sich gerade die Nase entzweischneiden mußte!“



Ein sonderbarer Landungsplatz. Centr. News, London.

Der Luftschiffer J. B. Manio, der jüngst das Aermelmeer überflog, wurde bei seinem Weiterfluge von einem plötzlichen Staubwind überrascht, so daß er sofort landen mußte. Er fiel mit seinem Luftschiff auf ein Haus in einem Londoner Vorort und wurde unverfehrt heruntergeholt.



Der Seelenpendel.

Der amerikanische Radiumforscher Prof. Dr. Hüsler...
essanten Versuch aufmerksam. Man wickelt das freie Ende
zweimal um den Zeigefinger, so daß das längere Ende
loste über den Daumennagel herabhängt, und zwar se
löffel. Um einer zu frühen Ermüdung vorzubeugen,
auf. Nach einiger Zeit wird der Ring in schwinde
und zwar wenn ein Mann den Ring hält, in der Längs
wenn hingegen eine Frau experimentiert, in der Quers
sind die Störungen, die eintreten, wenn die freie Hülfe
tierenden von einer andersgeschlechtlichen Perso

Der gefährdete Tag schlich heran. In fre
weißen Handschuhen begab sich May in die Zwi
und — um es kurz zu machen — er „raffelte“.

„Laß den Mut nicht sinken!“ rüthete Kern
sichst du den Sazonen desto schneidiger ab!“

„Aber mein Alter!“ seufzte May. „Wenn
nach Hause nimmt, daß ich Gummischuhe mache

„Ach, daß er dich in sein Fabrikationsgeschäf
„Laß nur, den Alten nehmen wir auf uns! Wann

„Nachmittags 4 Uhr!“
May wurde „angeschirrt“.

„Auf die Mensur!“ tönte es. „Fertig! Es
Die Schläger hingen aneinander. May, der

reinsfalls sehr aufgeregt war, schlug mit dem M
drein; sein Gegner zeigte weit mehr Ruhe.

May legte jetzt mächtig aus und versetzte
Hieb, der tödlich gewesen wäre, wenn — ja wenn
Säbel gehabt und den Gegner in den Leib getr

aber der dünne Schläger nur auf die Festsulpe
benutzte die Sekunde der Erschlaffung nach dem Mordshiebe, eine
mächtige Quart fuhr in Mayens Visage, und zwar auf den erhabensten
Punkt, der zwar nie von Dichtern besungen wird, aber doch von
eminentester Wichtigkeit ist: die Nase.

Es war ein kompletter Abfuhrschmiss. Die Paukerei war aus,
der Paukarzt stierte an Mayens Riechorgan mit großer Emsigkeit.
May biß die Zähne zusammen; sein Leibbursche und ein anderer
Freund begleiteten ihn in einer Droschke nach Hause.

© The Tiffen Company, 2007
TIFFEN Gray Scale
A 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19
R G B W C Y M K

„Gerastelt und abgekochen!“ murmelte der Unglückliche. „Ich
bin verloren, ich muß Gummischuhe machen!“

„Sei nur unverzagt, wir werden es schon deizeln!“

Als Mayens Philise, eine ältere Frau, die Korridorart öffnete
und May mit seinem Verbands sah, aus dem zwei hilfsechende Augen

... einen Schredenstuf aus.
Kern. „Regen Sie den Schwerwundenen
ihn sofort zu Bett.“

... auf erönte die Klingel, und Mayens Vater er-
beiden Studenten mit einer Verbengung begrüßt.

... vor, und Kern begann mit halblauter Stimme:
erschrecken Sie nicht, es wird alles wieder gut

... er Verzweiflung. —
... dem Sohn?“ rief der Vater erschreckt.

... Prüfung nicht bestanden.“
... dversuch!“ ergänzte Kern.

... in Gefahr? Ich muß ihn sehen!“
... mmer ist, daß Sie ihm zürnen könnten.“

... Alles ist vergeben und vergessen!“
... beiden den Erschütterten an das Krankenlager.

... verzeihen?“ sagte May mit schwacher Stimme.
... ge, natürlich! Was sagt der Arzt?“

... n endlich, und die beiden Studenten bemühten
... möglich wieder fortzubringen. Am nächsten

... gte Vater wieder ab. Seinem Wunsch, täglich
... wurde Erfüllung zugesagt.

... er seiner Frau Bericht ab. Beide besprachen
... und endlich sagte der Vater nachdenklich: „Nur

... daß May, um seinen schrecklichen Entschluß
... de die Nase entzweischneiden mußte!“



Ein sonderbarer Landungsplatz. Centr. News, London.

Der Luftschiffer J. B. Manio, der jüngst das Aermelmeer überflog, wurde
bei seinem Weiterfluge von einem plötzlichen Staubwind überrascht, so daß er
sofort landen mußte. Er fiel mit seinem Luftschiff auf ein Haus in einem
Londoner Vorort und wurde unverfehrt heruntergeholt.